Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Der Gral

Petrus-Verlag Trier

The University of Chicago
Libraries

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Literatur- und Kunstpflege im katholischen Geiste

Herausgegeben unter Leitung

von

Franz Eichert, Wien

Neunter Jahrgang

(Oktober 1914 bis September 1915)

Petrus-Verlag, G. m. b. H. Trier und Wien 1915

Digitized by Google

AP30
.G65
V.9

Digitized by Google

1193360

Der Gral

9. Jahrgang

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

1. Prosadichtung, Novellen, Skizzen.

Seite

Albing Ansgar: Gräfin Wera, Kulturroman aus dem modernen Gesellschaftsleben, ist jedem Heft als Romanbeilage in Fortsetzungen von 16 Seiten zugegeben. Schluß des zweiten Teils mit der 24. Fortsetzung.

Amicis, Edmondo, de: Die kleine lombardische Schildwache. Übersetzt von Otto Agnes 230

Bilecki, Elli: Anima, ein Märchen . 8, 92, 166, 219, 279, 402, 549, 631, 680

Eick, Tony: Zukunft, eine Kriegsskizze 458

Herbert, M.: Wie die Fahne zurückkam, eine Kriegsskizze . . 326

Herbert, M.: Nachtarbeit 691

Jörgensen, Johannes: Weimar. Aus einem deutschen Göthebuch 85, 348, 383, 440, 515

Koch, Gaudentius P.: Wimmet in Südtirol 503, 573

Oberhausen, Franz Friedrich: Der hohe Flug, eine Fliegergeschichte 80

Petersen, Lorenz: Moses 294

Schopen, Edmund: Jeschuah ben Mirjam 130

2. Dramatische und lyrische Dichtung.

Bauer, Peter: Liebeslied 91

Bauer, Peter: Der unbestellte Brief 396

Bauer, Peter: Eucharistischer Psalm 679

Baumgartner, Julian: Requiem 68

Bilecki, Elli: Welterneuerung 141

Bilecki, Elli: Sankt Michael 147

Bilecki, Elli: Gebet in den Stürmen der Zeit 268

Bourfeind, Paul: Deutscher Landsturm 472

Bourfeind, Paul: Tränen um Blut 613

Bruch, Margarete: Hans Henning, Ballade 217

Eichert, Franz: Das neue Deutschland soll es sein! 1

Eichert, Franz: Pius X. 7

Eichert, Franz: Schwarzgelb und Schwarz-weiß-rot 140

Eichert, Franz: Krieg 144

Digitized by Google

Seite

Eichert, Franz': Zwei gegen acht 146
Eichert, Franz: Heil Dir im Siegerkranz 147
Eichert, Franz: Abschied des jungen Kriegers 148
Eick, Tony: Alte und neue Mär 608
Eisenlohr, M. F.: Drum sterben viele so allein 387
Eschelbach, Hans: Der Dichter 28
Eschelbach, Hans: Wofür sie starben 161
Eschelbach, Hans: Schülerweisheit 417
Eschelbach, Hans: Barbarenpack 489
Eschelbach, Hans: Krieg oder Frieden 611
Faßbinder, Franz: Am Jahrestag 278
Franke, Ilse: Schwert und Harfe 99
Franke, Ilse: Mütter 268
Franke, Ilse: Der Fahnenträger 269
Franke, Ilse: Im Argonnendom 271
Franke, Ilse: Schneenacht 272
Habek, Max: Gott 84
Herbert, H.: Michelangelo-Reminiszenzen (Franzesko Granacci — Die Pietà — Die Erschaffung des Adam — Die Nacht — Die Kuppel von St. Peter) . . . 296—298
Herbert, M.: Sieg und Tod 524
Herbert, M.: Dona nobis pacem 607
Hofer, Fridolin: Vom Erdenfrieden 129
Kiesekamp, Hedwig: Bei den masurischen Seen 270
Koch, Gaudentius P.: Hauptmann Grum 605
Koch, Gaudentius P.: Klein Zenta 607
Koch, Gaudentius P.: Deutsche Treue 609
Koch, Gaudentius P.: Der Abschiedsbrief 696
Kralik, Richard v.: Deutsches Wesen 142
Kralik, Richard v.: Deutschland-Österreich 145
Kralik, Richard v.: Gloria Viktoria 150
Krapp, Lorenz: Heiliger Krieg 325
Krapp, Lorenz: Verlustlisten 604
Krapp, Lorenz: Der Kriegsfreiwillige 646
Leitner, Franz: Nach dem Leid 225
Lennemann, Wilhelm: Abendruhe 690
Lersch, Heinrich: Der Mann 293
Lersch, Heinrich: Ballade 613
Mayer, Ferdinand: An dir, du feines Zweiglein 47
Mayer, Ferdinand: Die Turmuhr 173
Mayer, Ferdinand: O, von der Abendsonne erben 532
Mayer, Ferdinand: Da liegst du gebettet 688
Menghin, Oswald: Mein Weg 382
Menghin, Oswald: An die Braut 659
Oberhauser, Franz Friedrich: Lied 216

Digitized by Google

Seite

Popp, R.: Aus weiter Ferne Harfenklang [Vögel — Heute war nichts mein — Stimmen — Du trägst eine heilige Urne — Die Linde — Der Baum] . . . . . 14—16
Popp, R.: Für den jungen Freund 295
Popp, R.: Ungeduld 502
Roczycki, K. v.: P. Simon Hörmanns geistliches Schauspiel von S. Alto und den beiden h. h. Rittern und Märtyrern Alexander und Maximinian. Nach der Originalhandschrift herausgegeben und eingeleitet 493
Sailer, Franz Josef: Wallfahrt 79
Schaukal, Richard: Das neue Österreich [Unser Krieg — Österreichs Erhebung — An Österreich — Tagelied an Österreich — Zum Einmarsch in Serbien — Mein Österreich — Der Weltkrieg] . . . . . 65—68
Schaukal, Richard: Schwur 205
Schaukal, Richard: Das neue Kaiserlied 447
Schaukal, Richard: „1915" [Wende — Tirol 1915 — Das „Gott erhalte" — Einsame Siegesfeier — Alt-Österreichs Wehrspruch — Zum 28 Juni 1915 — Tiroler Landsturm 1914/15] . . . . . 660—663
Schrönghamer-Heimdal, F.: Der Tod im Feld 332
Schrönghamer-Heimdal, F.: Mein Toter 572
Schrönghamer-Heimdal, F.: Heimgefunden 605
Schrönghamer-Heimdal, F: Der Arm im Feld 606
Schrönghamer-Heimdal, F.: Heimkehr 610
Sternberg, Leo: Ergebung 36
Sternberg, Leo: Der Wind 603
Trapp, Hede v.: Marienbilder und -Lieder [Maria im Korn — Marienfäden — Gebet] . . . . . 100—105
Walter, Otto: Gesegnet 473
Walter, Otto: Ein Lichtlein 623
Wolters, Friedrich: Hymnen und Sequenzen [Aus dem Lateinischen übertragen] . . . . . 206—208

3. Aufsätze aus Literatur und Kunstwissenschaft.

Bertsche, Dr Karl: P. Abraham a. S. Clara — im Lazarett . 555
Bourfeind, Paul: Die Kölner Werkbundausstellung . . . 151
Decurtins, Dr. C.: Aus den Briefen eines russischen Romantikers 69
Dörrer Anton: E. von Handel-Mazzettis Romantrilogie „Stephana Schwertner" 52
Dörrer, Anton: Adam Trabert als Großösterreicher und Kriegspoet 193
Eibl, Hans und Gabriele: Dem höchsten Zeus 17
Eibl, Hans und Gabriele: Ein System der Symbole . . . 333
Eichert, Franz: Der Gral erglüht 3
Eichert, Franz: Worin besteht das Geniale? 48
Eichert, Franz: Genie und Held 418

Digitized by Google

Seite
Eichert, Franz: Zwischenspiel oder Katastrophe? 702
Eichert, Franz: Durchhalten! 713
Görres, Sophie: Trier, eine Stätte der Kultur und Kunst durch zwei Jahrtausende 388, 448
Hoermann, Prof F. X.: Schönheit, bildende Kunst und Ideal 624, 664
Huber, Dr. Rudolf: Maler Franz Fuchs 562
Katann, Dr. Oskar: Die Wahrheit der Dichtung [zur Tendenzfrage] 226
Katann, Dr. Oskar: M. de Wulfs Grundriß einer neuscholastischen Aesthetik 367
Kosch, Dr. Wilhelm: Herzog Anton Ulrich von Braunschweig . 106
Kralik, Dr. Richard v.: Fragen der Zeit 545
Kralik, Dr Richard v.: Aufschwung 601
Kralik, Dr. Richard v.: Ins Zentrum der Welt 657
Lap, Michael: Briefe an einen Schauspieler 43
Mäder, R Pfarr-Rektor: Krieg, Literatur und Presse . . . 162
Mäder, R. Pfarr-Rektor: Literarisches Untertanenvolk . . . 278
Mäder, R. Pfarr-Rektor: Schützet die Grenzen! 357
Mäder, R. Pfarr-Rektor: Die richtige Temperatur 379
Mayrhofer, Johannes: Katholisch aber Objektiv 243
Mankowski, H.: Zur Belebung der geistlichen Festspiele . . 304
Mathies, Dr. Paul v.: Dante als Erzieher . . 321, 397, 433
Müller, Josef: Zu einer Ästhetik des Gemeinen 299
Neumair, Joseph: Richard Schaukals Kriegssonette 697
Oehl, Dr. Wilhelm: Die Mystik des Islam 352, 409, 464, 508, 577, 641
Roczycki, K. v.: Ein toter Polnischer Dichter, Theodor Thomas Jez 689
Rüther, Josef: Dämmerung 174
Scheuber, Dr. Joseph: Schweizerische Heimatkunst 209
Volpers, Dr. August: Der Romantiker Schenkendorf und das Werden des nationalen Gedankens 257
Volpers, Dr. Richard: Richard Dehmel 37
Volpers, Dr. Richard: Aus dem Salon der Frau von Stael [1804] 134
Volpers, Dr. Richard: Adolf Trampe, ein gefallener katholischer Dichter 615
Walter, Otto: Hans Steigers Lyrik 234
Walter, Otto: Richard v Kraliks Kriegsreden 525
Walter, Otto: Literarische Umschau 596
Walter, Otto: Unsere Kriegslyrik 649
Weingartner, Dr. Josef: Neue Kunstliteratur 481

4. Stimmen der Zeit.

Auf was es ankommt! 314
Bacon oder Shakespeare? 306
Das neue Deutschland in der Kunst 116
Der neue Geist — der Geist der Stillen im Land! 117
Der Streit als Vater aller Dinge 119

Digitized by Google

Seite
Der Krieg als konfessioneller Erzieher 365
Der Krieg und das deutsche Theater 424
Der Bankerott Schönherr's 588
Der Erfolg der Oberflächlichkeit 705
Deutsche Kunst ist Ausdruckkunst 362
Die Stunde der Wahrheit und Gerechtigkeit 184
Die unsichere katholische Kritik 422
Die „Kriegskultur" 423
Die große Zeit als Kunstspiegel 477
Die Wiedergeburt der deutschen Kunst 587
Doch immerhin Stimmungsbilder! 308
Eine beachtenswerte Einschätzung der katholisch-fortschrittlichen Literaturbewegung 180
Ein Hochgericht über die moderne Literatur 473
Eine Kulturfrage 590
Ein Jungborn unserer Literatur 706
Erneuerung der Künstlerseele 366
Gehört Nietzsche zu den deutschen Meistern? 647
„Kriegsarbeit" 362
Kunst, Krieg und Heuchelei 248
Kunst — Sittlichkeit — Religion 704
Lehrreiche Beobachtungen aus dem Weltkrieg 183
Literaturverlotterung — hoftheaterfähig 478
Naturgefühl in der deutschen Kunst 474
Prof. Dr. Decurtins über „Stephana Schwertner" 310
Seien wir wahrhaft stark! 313
Sieg der Jenseitskultur 363
Über den Krieg als Umgestalter unserer Literatur 114
Über „Stephana Schwertner" 245
Überspannungen 246
Unser Kunstbetrieb — gebildeter Zeitvertreib? 476
Unsere Ausländerei 120
Unsere Klassiker und wir 420
Vom Muttergottes-Bildnis 307
Vom Wiederaufblühen der Schlachtenmalerei 309
Was liest der Soldat im Feld? 422
Weltkrieg und Literaturerneuerung — eine Auslassung von P. Maurus Carnot 533
Wir Katholiken 648

5. Unsere Kunstbeilagen und Illustrationen.

Papst Pius X. Kunstbeilage zum ersten Heft . . . . .
Papst Benedikt XV. Kunstbeilage zum ersten Heft . . . . .
Dante-Darstellung, Kunstbeilage zum 7 Heft . . . . . .
Sieber, Alfons: Der Gral, Kunstbeilage zum 9. Heft . . .

Digitized by Google

Seite

Eibl, Hans: Heiligtum des göttlichen Logos 21
Eibl, Hans: Der göttliche Logos 25
Eibl, Hans: Weihnachtsgrotte mit Mosaikumrahmung . . . 337
Eibl, Hans: Madonnenstatue mit Mosaikhintergrund . . . 341
Fuchs, Franz: Der verlorene Sohn 565
Fuchs, Franz: Christus als Schmerzensmann mit St. Anna und St. Nikolaus 569
Rainer, Vergil: Tiroler Freiheitskämpfer 272
Trapp, Hede von: Maria im Korn, Federzeichnung 101
Trapp, Hede von: Marienfäden, Federzeichnung 103
Trapp, Hede von: Gebet, Farbige Pastellzeichnung 105
Dürer, Albrecht: Selbstbildnis 629
Schenkendorf, Max von: Bildnis 257
Trabert, Adam: Bildnis 193
Trampe, Adolf: Bildnis 617
Vinci, Leonardo da: Selbstildnis 629
Arbeitszimmer eines Gelehrten (Schweizer Heimatkunst) . . . 213
Basilika von Trier (Trier, eine Stätte der Kultur) 449
Das Theater von Henry van de Velde (Kölner Werkbund) . . 133
Der Dom zu Trier, (Trier eine Stätte der Kultur) 393
„Ecclesia" am Münster zu Straßburg, (Schönheit, bildende Kunst und Ideal) 673
Fabrikgebäude von Gropius (Kölner Werkbund) 155
Igeler Säule zu Trier, (Trier, eine Stätte der Kultur) . . . 451
Kinderzimmer (Schweizer Heimatkunst) 211
Kirche im niederrheinischen Dorf von Renard Mattar (Kölner Werkbund) 159
Kirchenraum, von Architekt Ed. Endler (Kölner Werkbund) . . 157
Paulinskirche zu Trier, (Trier eine Stätte der Kultur) . . . 395
Porta nigra zu Trier, (Trier, eine Stätte der Kultur) . . . 389
Petrusbrunnen zu Trier, (Trier eine Stätte der Kultur) . . 455
St. Georgsbrunnen und Rathaus zu Trier, (Trier eine Stätte der Kultur) 453
St. Matthiaskirche zu Trier (Trier, eine Stätte der Kultur) . . 391
San Paolo fuori le mure in Rom (Schönheit, bildende Kunst und Ideal) 673
„Synagoge" am Münster zu Straßburg (Schönheit, bildende Kunst und Ideal) 676

6. Verschiedenes.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion 128, 255, 376, 488, 544, 600
An die deutsche Nation, Zeit-Aphorismen 361
Aus unserer Tagesmappe 320, 374, 430, 485, 543
Unsere Kunstbeilage 544
Unsere Romanbeilage 712

Digitized by Google

7. Kritische Warte.

Seite

Adrian, Dr. phil. Gerhard: Das Nibelungenlied in moderner Form 651
Alexis, Willibald: Die Hosen des Herrn v. Bredow 123
Aurbacher, Ludwig: Alte Historien 192
Aurbacher, Ludwig: Lebensweisheit 192
Bahr, Hermann: Kriegssegen 539
Becker, F. K.: Der geistliche Mai 484
Benson, Robert, Hugh: Bekenntnisse eines Konvertiten . . . 540
Benziger & Cie.: Sterbeandenken 428
Bertsche, Dr. Karl: Abraham a. S. Clara, Blütenlese . . . 653
Bertsche, Dr. Karl: Kriegsbrot für die Seele 709
Bettelheim, Anton: Biographenwege 319
Biermann, Dr. G.: Louis Corinth 484
Blank, M.: Drei und ein Frack 127
Bloem, Walter: Das verlorene Vaterland 429
Blümel, Rudolf: Rolf Tanner 123
Boehn, Max von: Lorenzo Bernini 482
Braun, P. S. J.: Spaniens alte Jesuitenkirchen 481
Busse, Karl: Feuerschein 540
Busse, Karl: Klar Schiff 780
Cohausz, Otto S. J.: Licht und Leben 542
Cüppers, Jos. Ad.: Um eine Königskrone 191
Dimmler, E.: Apostelbriefe 192
Dimmler, E.: Geheime Offenbarung 192
Diederichs, Eugen: Tatbücher für Feldpost 428
Diederichs, Eugen: Kriegsliedersammlung mit Noten . . . 428
Doering, Dr. Oskar: Kreuz und Schwert 427
Doering, Dr. Oskar: Michael Pacher und die Seinen . . . 483
Domanig, Karl: Gesammelte Werke 650
Dörfler, Dr. Peter: Als Mutter noch lebte 710
Dörfler, Dr. Peter: La Pernicioſa 710
Dörfler, Dr. Peter: Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich . 710
Dornau, C. von: Burg Tresa 711
Dransfeld, H.: Theo Westerholt 191
Ettlinger, Dr. Max: Geschichte der deutschen Literatur von Wilhelm Lindemann 190
Ernst, Otto: Nietzsche der falsche Prophet 653
Frank, Emil: Im Ringen um das Luftmeer 315
Franke, Ilse: Deutsche Treue 253, 649, 654
Freytag, Gustav: Erzählungen und Geschichten aus schwerer Zeit 124
Freytag, Gustav: Bilder von der Entstehung des deutschen Reiches 124
Ganghofer, Ludwig: Der Ochsenkrieg 61
Gangl, Josef: Ein deutscher Sieg 708
Garten, J. von: Der Dolch des Sejanus 191

Digitized by Google

Seite

Goll, Ernst: Im bittern Menschenland 318
Grabein, Paul: Die vom Rauben Grund 711
Grillparzers Werke, Gesamtregister, herausgegeben von Dr. Stefan Hock 709
Große, Martha: Wir Mädchen 318
Gspann, Dr. Joh. Chrys: Mensch und Übermensch 542
Gspann, Dr. Joh. Chrys: Schönheit der kathol. Weltanschauung 594
Habbels Kriegschronik, herausgegeben von Karl Aspern . . . 254
Habbel-Verlag: Dreiunddreißig Soldatenlieder 650
Haidegger, Wendelin: Der europäische Krieg 539
Handel-Mazzetti E. von: Stephana Schwertner 52
Hartmann-Krey, Hermann von: In Feindesland 191
Hecher, Josef: Das Muttergotteskindl 125
Hedin, Sven: Ein Volk in Waffen 539
Heilmann, Dr. Alphons: Katholische Volksbibel 187
Heliand, Monatsschrift, herausgegeben von Hermann Hoffmann . 253
Hellinghaus, Dr.: Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen Bänden XVI, XVII, XVIII. 191
Hellmann, Oskar: Napoleon im Spiegel der Dichtung . . . 373
Hennes, Gerhard: Das Glück der kleinen Amy 191
Hense, Dr. Josef: Deutsches Lesebuch 370
Herbert, M.: Prinz Spiro Maria 251
Herold, Theodor: Das Lied vom Kinde 654
Hertling, Georg Freiherr von: Die Bekenntnisse des hl. Augustin 542
Herzog, Rudolf: Die Welt in Gold 315
Herzog, Rudolf: Das große Heimweh 317
Hesse, Hermann: Musik des Einsamen 653
Hilgers, Joseph S. J.: Das Büchlein von unserer Lieben Frau . 594
Hoffensthal, Hans von: Marion Flora 61
Hohlbaum, Robert: Oesterreicher 430
Hoppe, Hans: Zeitgesänge 654
Hruschka, A.: Ein ehrloser Feigling 540
Hunziker Fritz: Gottfried Keller 540
Jensen, Hans: Im Wandern der Tage 252
Jiriczek, Dr. Otto L.: Die deutsche Heldensage 272
Insel-Verlag: Deutsche Kriegslieder 428
Josten, H. H.: Grünewald 483
Kämpfer, Ernst: Richard, Moritz Meyer 371
Kellin, Hans von: Lenaus Braut und andere Gedichte . . . 373
Keppler, Dr. Paul Wilhelm von: Leidensschule . . . 191, 427
Keppler, Dr. Paul Wilhelm von: Unseres Herrn Trost . . . 192
Keppler, Dr. Paul Wilhelm von: Das Problem des Leidens . 427
Kernstock, Ottokar: Tageweisen 127
Kiesekamp, Hedwig: Auf roter Erde 127

Digitized by Google

Seite

Klimsch, Msgr. Dr. Robert: Spaniens Städte, Land und Leute 374
Koch, P. Gaudentius: Das Buch von der Schöpfung zum Himmelreich von P. M. Kochem 186
Kolping, Adolf: Das Lindenkreuz 192
Kolping, Adolf: Ein Spielchen 192
Kosch, Dr. Wilhelm: Friedrich Spee 541
Kösel-Verlag: Kriegs- und Siegeslieder 650
Kralik, Richard und Eichert, Franz: Schwarzgelb und Schwarzweißrot 253, 649
Kralik, Dr. Richard von: Die Entscheidung im Weltkrieg . . 525
Krane, Anna Freiin von: Sybille 251
Krebs, Engelbert: Die Stunde der Heimsuchung 427
Krebs Engelbert: Am Bau der Zukunft 709
Kreitmeier, Joseph S. J.: Beuroner Kunst 190
Kreitmaier, Joseph S. J.: Weltkrieg, vier Lieder für einstimmigen Chor mit Begleitung 655
Kuhn, Dr. P. Albert: Der Maler P. Rudolf Blättler . . . 188
Kümmel, Konrad: Heilige Jugendzeit 541
Künsberg, Sophie von: Das sektische Dirndl 374
Landsberger, Artur: Das Ghettobuch 62
Lienhard, Friedrich: Der Einsiedler und sein Volk 711
Martens, Martin: Eva 60
Martens, Kurt: Verse 372
Marti, Ernst: Die liebe alte Straße 125
Mausbach, Dr. Joseph: Kampf und Friede im äußern und innern Leben 539
Merker, Paul: Deutsche Lyrik des 17. Jahrhunderts . . . 652
Mielert, Fritz: Bunte Bilder 540
Meßner, Wilhelm: Am Feinde 450
Mohr, Heinrich: Feldbriefe 191, 424
Mohr, Heinrich: Die Stimme der Heimat 427
Mohr, Heinrich: Krieg und Friede 427
Mohr, Heinrich: Kriegschwänke aus alter Zeit 709
Mohr, Heinrich: Der Kriegszug der sieben Schwaben . . . 709
Monatsschrift für kath. Lehrerinnen, herausgegeben von Maria Schmitz 254
Monlam, Regnes R.: Jerusalem 593
Mühlau, Helene von: Die zweite Generation 125
Müllenhof, E.: Nach eigenem Gesetz 125
Müller, Fritz: Das Land ohne Rücken 708
Nestroy, Johann: Werke, herausgegeben von Otto Rommel . 250
Netzhammer, Raymund: Aus Rumänien 374
Nora, A. de: Das Soldatenbuch 654
Oer, P. Sebastian: Wach auf! 191

Digitized by Google

Seite

Der, P. Sebastian; Wer da? 191
Pagés, Helene: Ehrenpreis 594
Petzoldt, Alfons: Erde 62
Philipps, E.: Der fremde Prinz 316
Ritz, E von: Rosamond 191
Rehfeld, G.: Der alte Onkel 127
Reuß, Franz X.: Tentamina poetica 656
Richen, Msgr. L.: Das heilige Lande in Wort und Bild . . 188
Rieder, Dr. Karl: Treu bis in den Tod 427
Roote, Theodora: Zeitgesänge 654
Roelli, Hans: Die Geschichte des Jochem Steiner 252
Rommel-Hohrat Clara: Im Banne Roms 430
Rothes, Walter: Die Schönheit des menschlichen Antlitzes in der christl. Kunst 189
Schaub, Heinrich Maria: Gerhart Hauptmann 593
Schaukal, Richard: Eherne Sonette 650, 697
Schaukal, Richard: Kriegslieder aus Österreich . . . 650, 698
Schaukal, Richard: Standbilder und Denkmünzen 698
Schenk, M. Marie: Leute von der rauhen Alb . . . 190, 429
Schering, Arnold: Handbuch der Musikgeschichte 64
Schmid, Dr. Ulrich: Führichs Meisterwerke 1.—3. Mappe . . 188
Schmiedkunz, Dr. Hans: Die Gleichnisse Jesu Christi . . . 187
Schott, Anton: Waldbauern 126
Schörs, Dr. Heinrich: Der Krieg und der Katholizismus . . 539
Schrott-Pelzel, Henriette: Vom Hochquell bis ins Tieftal . . 251
Schüler. Gustav: Gottsucher-Lieder 253
Schwarzmann, Prof. H.: An den Quellen des Heiles . . . 594
Seeber, Joseph: Christus 190
Seelein, Dr. J. M.: Gott ist die Liebe 595
Seiß-Inquart, Richard: Sturmglocken 708
Sheehan, Can. P. A.: Lisheen oder der Prüfstein der Geister, übersetzt von Oskar Jakob 541
Sorge, Marie: Frauenlieder 252
Spiero, Heinrich: Das poetische Berlin 428
Svenssön, Jàn: Nanni 190
Svenssön, Jàn: Sonnentage 190, 316
Steiger, Hans: Draußen steht alles in Herrlichkeit 234
Steiger, Hans: Waffen-Handwerk 650
Sternberg, Leo: Ausgewählte Gedichte 372
Stockmann, Alois S. J: Alban Stolz und die Schwestern Ringseis 126
Storm, Theodor: Sämtliche Werke 592
Straß, Rudolf: Stark wie die Mark 63
Ströbl, Karl Hans: Die vier Ehen des Matthias Merenus . 126
Thrasolt, Ernst: Geistliche Kriegslieder 650

Digitized by Google

Seite

Valdés, Armando Palacio: Aus den Papieren des Doktors Angelico, übersetzt von Franz Hausmann 316
Bezin, Dr. August: Die Friedensbotschaft unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus 595
Volksvereinsverlag: Kriegslieder Heft 1—9 650
Walden, Arno von: Die Fahrt nach dem hl. Gral 123
Wegrainer, Marie: Der Lebensroman einer Arbeiterfrau . . 63
Weinberger, Alois: Wenn des Krieges Fackel loht 649
Wibbelt, Dr. Augustin: Auf dem Pennal 317
Wieser, Sebastian: Schildgesang 649
Willram, Bruder; Das blutige Jahr 708
Wittkowski, Carl: Vom andern Ufer 127
Wolters, Friedrich: Hymen und Sequenzen 254
Wörndle, H. von: Josef Führichs Werke 484
Zürcher, P. Ambros: Jugendbrot 127

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Pius PP. X.

(Nachdruck verboten)

Digitized by Google

Das neue Deutſchland ſoll es ſein . . . . .

Das neue Deutſchland ſoll es ſein,
Dem unſre Herzen ſchlagen!
Sein Schwert gibt funkelhellen Schein,
Doch heller ſtrahlt der Edelſtein —
Der Sagenſchatz, verſenkt im Rhein,
Den neu zum Lichte tragen
Der blankgewehrten Männer Reihn:
Die alte Treue ſoll es ſein!

Der Väter Glaube iſt erwacht,
Den Wichte wollten ſchänden;
Er führt uns jubelnd in die Schlacht
Und hält im Felde treue Wacht
Und leuchtet hell in Todesnacht
Und ſchürt den Mut zu Bränden.
Wie ein Gebet klingts ſtark und rein:
Der alte Glaube ſoll es ſein!

Die am entweihten Herd uns ſtand,
Die fremde lockre Sitte,
Der Dirnengeiſt, der Modetand,
Das Schelmenlied, das Schmachtgewand
Verlodern jetzt im Schlachtenbrand —
Und rein Palaſt wie Hütte.
Ja, Herz und Hand ſind wieder rein —
Die deutſche Ehre ſoll es ſein!

Und deren Namen wir entweiht
Mit buhleriſchen Klängen,
Die Liebe geht im Dulderkleid
Und hält den Balſamkrug bereit,
Wenn aus der Wunde, tief und weit,

Digitized by Google

Will junges Leben drängen.
Gabs je auf Erden Himmelsschein —
Die deutsche Minne strahlt so rein!

Das ganze deutsche Herz solls sein
Mit seinem frischen Wagen,
Mit seinem kühnen Schlagdarein,
Dem wir des Blutes Feuerwein
Und unsre Mannestreue weihn
Mit Streiten, Singen, Sagen.
Vom Belt bis übern grünen Rhein
Das neue Deutschland soll es sein!

Die Krone, die versunken war
In dunklen Rheinesfluten,
Die Krone, leuchtend wunderbar,
Nun steigt sie auf so schimmernd klar,
Dieweil in schwerer Volksgefahr
Die Herzen betend bluten.
Kein Zauber hob der Krone Schein —
Das deutsche Beten kanns allein!

Ja deutscher Glaube, deutscher Mut
Und deutschen Eisens Flammen
Und deutscher Minne hehre Glut
Und deutschen Heldensanges Flut
Klingt in der Krone rot wie Blut
Und hell wie Gold zusammen.
Steig auf, steig auf aus blut'ger Qual,
Licht unsrer Träume, Deutschlands Gral!

Franz Eichert.

Digitized by Google

Der Gral erglüht

Von Franz Eichert

Die Schrecken des Weltkriegs brausen über die Erde. Und jagen vor sich her wie eine Staubwolke die bösen Geister, die Europas Kultur seit Jahren im Kerne vergiftet, die Völker irre geleitet, ihre Lenker mit Blindheit geschlagen haben. Die blutrot entzündete Kriegsfackel beleuchtet zwar ein Meer von Blut und Tränen, aber auch eine ans Wunderbare grenzende geistige Erneuerung unseres Volkstums, eine Erhebung und Hinwendung der Volksseele zu den verschütteten Quellen ihres Lebens und ihrer Kraft.

Ja, der Kriegssturm trieb die bösen Geister aus! Von dem mächtigen Aufschrei des gläubigen Volkes zu Gott erzittert auf seinem — wie es ihm dünkte — weltbeherrschenden Thron der Unglaube und verbirgt sich scheu in seinen heimatlichen unterweltlichen Schlüften. Seine gewaltige Posaune, die freisinnige Zeitung, ist verstummt oder stimmt in ihrer Weise mit ein in den erschütternden Hochgesang des von seinen Banden befreiten, mächtig mit Urgewalt sich erhebenden Gottesglaubens. Die alten Hochgedanken, die alten Ideale unserer Väter flammen auf aus ihren Gräbern — die Zeit des körperlichen Leidens und Bangens, die Erntezeit des leiblichen Todes gebiert die Weltstunde einer geistigen Auferstehung. Blutrot erglüht der heilige Gral auf seinen erhabenen Altären, und die ihn schauen erwachen vom Seelentode zu neuem Leben.

Wir, die verlachten Träumer von einer neuen Blüte deutscher Kunst, die ihr Lebensfeuer an den Gluten des Grals entzünden würde, stehen in dieser gewaltigen Zeit wie inmitten noch dunkler Ahnung einer großen Erfüllung. Gestern schien unser Kampf gegen die Pseudo- und Afterkunst, die breit und protzig auf dem Throne der verstoßenen Königin saß, völlig aussichtslos, ein vergebliches Ankämpfen gegen den reißenden Strom. Denn die Schmutz- und Staub- und Flitterkunst wurzelte tief und fest im Geistesleben der großen Mehrheit unseres Volkes. Je mehr das Tun und Denken dieser Mehrheit sich dem Göttlichen, dem Ewigen, dem Übersinnlichen entfremdete, je mehr es sich bewußt und ausschließlich auf das „Diesseits", auf eine Erdenwelt ohne Gott, ohne Jenseitshoffnung konzentrierte, desto ausschließ-

Digitized by Google

licher mußte auch die Kunst, die jede feinste Stimmung der Volksseele wiedergibt und andererseits nichts geben kann, was sie in dem seelischen Grunde ihres Ursprungs nicht findet, zur ideenarmen und formenreichen Diesseitskunst herabsinken. Wie schmerzlich haben tiefere Naturen diese Entartung und Verarmung der Kunst empfunden, wie sehnsüchtig haben sie gerufen: „Gebt unserer Kunst wieder große, ewige Gedanken!"

Der Lenker der Völkergeschicke hat auch diesen Ruf vernommen und unser Volkstum zurückgerissen von dem Abgrunde, von dem drohenden Versinken in den entnervenden Mammons- und Venusdienst. Wer nicht sehen will, wie nahe wir diesem schmachvollen Versinken waren, der lasse nur die „moderne" Literatur des letzten Jahrzehnts an seinem geistigen Auge vorüberziehen mit der ausgesprochenen Absicht, jene echten und großen Werke herauszufinden, die vom Glanze ewiger Sonnen durchleuchtet, den Menschen über sich selbst, über diese Welt hinaus erheben zum letzten, einzigen Ziel aller erschaffenen Dinge. Was wird er finden? Bestenfalls den müden Schrei kranker Sehnsucht, das vergebliche Seufzen der Unkraft, sich emporzuarbeiten aus dem Strudel des Sinnendienstes.

Wir haben in diesen Blättern stets darauf hingewiesen, daß eine neue Kunst nicht geschaffen werden kann, ohne daß der Boden, aus dem sie sprießen soll, nämlich unsere Kultur, unsere Welt- und Lebensanschauung, gründlich umgeackert und umgekehrt werde. Nun rast der eiserne Pflug des Krieges durch die Welt, und die Schollen fliegen! — Nein, wir wollen uns keiner Selbsttäuschung hingeben, wir wagen nicht zu hoffen, daß diese mächtig einschneidende Durchpflügung unseres Kulturbodens mit dem Schwerte die Welt nach unsern Idealen gestalten werde! — Aber daß diese Welt heute schon eine andere, bessere in unserm Sinne ist, als sie noch vor wenig Wochen war, darüber können wir uns nicht täuschen. Das sehen auch andere, das sehen alle! Nur eine Stimme: Im Septemberheft der Süddeutschen Monatshefte sprechen sich hervorragende Geschichtsforscher über die Zeitlage aus. Unter andern Max Lenz-Hamburg: „Wunderbare, heiligende Macht des Krieges! Wo sind ... die blasphemischen Gesellen, welche an der Verkleinerung und Karikierung des deutschen Wesens ihren Witz übten? Wo die Zotenreißer, die den Schlammstrom Woche für Woche in Wort und Bild über die von seinen Lehrern mühsam bestellten Äcker des deutschen Geistes leiteten ....? .... Kleingläubige sind wir alle gewesen. Rührend, erschütternd, überwältigend offenbarte sich vom ersten Auftauchen der

Digitized by Google

Gefahr an, welch ein tiefer Fonds von Gottesfurcht in unserem Volke .... lebendig geblieben ist." Freilich meint Max Lenz, es seien nicht die Dogmen der Konfessionen, die da auftauchen, sondern Ideen, die immerdar als Kerngedanken echter Religiosität gegolten hätten. Immerhin aber stellt er fest: „Nicht die Umwertung aller Werte, von der die Neunmalklugen soviel fabuliert haben, sondern die alten, ewigen, welterbauenden Gedanken: Demut, Treue, Gehorsam, Pflichterfüllung bis aufs äußerste und ein unzerstörbarer, stürmisch vorwärts drängender Glaube an den Sieg der gerechten Sache." Und zuletzt die Losung: „Gott mit uns!"

Gewiß, das sind Worte, die keineswegs in unserem Sinne ausgelegt werden dürfen, die aber doch ganz anders klingen, als wirs bisher zu hören gewohnt waren. Was sich da vorbereitet in der Volksseele, im geistigen Leben, wir können es in zwei Worten zusammenfassen: Eine Abkehr von den Hindernissen und Hemmungen, die bisher unser Volk von der Wahrheit abgesperrt und an die trügerische Phrase, an die verkappte Lüge gefesselt haben, und eine positive Hinwendung zu jenen Idealen, die uns seit jeher als die einzigen Rettungssterne in der bangenden Zeitennot erschienen.

Alles hängt davon ab, ob diese Veränderung in der Richtung unseres Geisteslebens nur eine vorübergehende und wieder versinkende Welle, oder einen bleibenden, dauernden Ruck nach vorwärts bedeutet. Im letzteren Falle wird die Kunst den neuen Gedanken, der neuen Entwicklung so sicher folgen, wie die Farbe und der Duft der Blüte der Gattung der Pflanzen folgt. Aber eines ist gewiß: Wenigstens in der Gegenwart müssen die Zoten- und Possenreißer, die Flitter- und Kleinigkeitskrämer, die Wechsler und Täuscher in unserem Kunstleben zurücktreten — die Woge der großen Gedanken und des großen Geschehens schwemmt ihren angehäuften Unrat und Dirnenkram in machtvollem Anprallen hinweg. Und das bedeutet für uns Sieg — Sieg unserer Gralarbeit, Sieg unseres Gralgedankens!

„Positive Arbeit" hat man immer wieder von uns verlangt. Das war in der Zeit der Gewaltherrschaft einer gottentfremdeten Kunstanschauung und einer falschen, irreführenden Kunstwertung geradeso weise und klug, wie der Ruf an den Farmer, der einer neuen Pflanzung durch Ausroden des Urwalds Boden schaffen will: „Weg mit der Art, fang doch an zu säen!" Wenn aber nicht alles täuscht, ist jetzt ein Stärkerer am Werke, den Mißwachs auf dem unkrautbesäten Acker unserer Kunst auszuroden. Das Kleine

Digitized by Google

erscheint in einer großen Zeit doppelt klein, das Spielerische, Unechte, Gemachte in einer Zeit ernster innerer Einkehr doppelt unnatürlich und verachtenswert. Zeit und Leben stellen uns jetzt höhere Aufgaben als die faden Limonaden unserer Romanschreiber auszulöffeln oder dem frivol verwälschten Liebesgeklimper und dem wahnwitzigen Gestammel unserer „Neutöner" zu lauschen. Eine Zeit, die so furchtbar gewaltige Epen und Dramen dichtet, wie die gegenwärtige, kann sich nicht länger mit einer Kunst für buhlerische Weiber und müßige Schranzen begnügen. Die hohen und ernsten Gedanken, die heute das Leben denkt, müssen auch unserer Kunst wieder Kraft und Inhalt geben. Daß unser Volk noch nicht verweichlicht und großer Taten fähig ist, haben wir fast mit Staunen erfahren; auch die geistige Verweichlichung, deren Ausdruck die moderne Kunst zum größten Teil ist, wird und muß jetzt überwunden werden.

Die neue Zeit stellt auch unserer Gralgemeinde neue Aufgaben. Alle Kräfte müssen wir anspannen, um das Wiedererwachen der ewigen Ideale, der „alten, ewigen, welterbauenden Gedanken" in der Volksseele zu fördern, um die Blicke der verdunkelten, kleinmütigen Menschenseele wieder zu den ewigen Sternen zu richten; das ganze Leben, Kämpfen, Ringen unseres Volkes — näher, o mein Gott, zu Dir! Damit dienen wir unserem Glauben, unserem Vaterland, unserem Volke, und nicht zuletzt — unserer Kunst! Die verhältnismäßig kleineren Kämpfe, die wir bisher mit Freund und Feind auszufechten hatten, mögen jetzt zurücktreten, denn jetzt geht es draußen auf den Schlachtfeldern um das Ganze unseres Glaubens, unserer Kultur, unseres Volkes. Mit diesem gewaltigen Ringen — so hoffen wir — wird auch zugleich der Kampf um unsere Ideale, um die religiösen und um die künstlerischen, entschieden werden — vielleicht auch der Bruderzwist in unserem katholischen Lager, dessen vorläufige Zurückstellung die Zeitlage gebieterisch fordert. Haben wir doch in diesem Kampfe uns hauptsächlich gegen die versuchte Einschmuggelung jener dem katholischen Geiste wesensfremden, schädlichen Pseudokunst in unser katholisches Volk gewehrt, die nun hoffentlich unter dem Donner der Kanonen und dem Klirren der Schwerter ruhmlos verschwinden wird. — Ob die katholischen Dichter jetzt den Ruf der Zeit hören werden? Sie wären wohl die Nächsten und Berufensten, eine Rückkehr der Dichtung zu ihren Lebensquellen anzubahnen.

Das walte Gott!

Digitized by Google

Pius X. †

Die Erde dröhnt vom Sturmschritt kämpfender Heere,
Da schwingt sich ein lichter Geist zum Bord der ewigen Meere
Und horch — das Wehn seines Schritts übertönt der Waffen Getöse
Und Himmel und Erde lauschen, und der Hölle Flammengekröse
Wallt auf, denn sie fühlt des Weltenbezwingers Schritt,
Der siegt, wenn er fällt, der lebt, wenn den Tod er litt.
Pius ist tot. — Doch sein Tod ist gewaltiges Leben!
Sein Wort bewegte die Welt. Sein Tod macht die Hölle erbeben,
Wie einst seines Meisters Tod, wie der Siegruf: Es ist vollbracht!
Im zornigen Knirschen der Welt, in der wetterdurchdonnerten Nacht
Steht dieses Heiligen Tod, wie ein flammendes Himmelszeichen,
Furchtbar und selig zugleich, und die blutigen Brände erbleichen;
Die Kirche hüllt trauernd ihr Haupt, und die Kinder, die ihn geschlagen
Ans Kreuz der Verlassenheit, sie tragen ein scheues Fragen
Auf schuldvoll bebender Lippe: „Wenn er der Heilige war
Und Wahrheit sein Wort, dann weh uns, der irrenden Schar,
Weil wir nicht zogen den Weg, den seine Hand uns wies,
Weil wir haßten, was er geliebt, weil wir liebten, was er verstieß".
Und du, verachtete Schar, die in des Ölbergs Nächten
Treulich mit Pius gewacht, voll Sehnsucht, den Dorn zu flechten,
Der blutig sein Herz zerstieß, auch um das eigene Herz,
Zu teilen *seine* Schmach, zu teilen *seinen* Schmerz —
Sprich, willst du dein Leid erschöpfen in leeren Klagen,
Willst du nicht tapfer das Banner zum Siege tragen,
Das seine gesegnete Hand nun trägt im Licht,
Das Banner des Kreuzes, dran Welt und Hölle zerbricht?
Die Himmel erhallen im Hosiannagesange,
Auch du verbirg deine Träne, die zitternde, erdenbange:
Einen Heiligen gab die Erde dem Himmel zurück —
Drum schweige die Trauer, die Herzen erfülle des Himmels Glück!
Vielleicht, wenn des Heiligen Stimme nun schweigt auf Erden,
Wird Sehnsucht erfassen auch die verirrten Herden,
Die nur mit verbittertem Trotz sein Wort vernommen —
Vielleicht wird sein Beten nun leichter zu ihnen kommen!
Wir aber, die, als er lebte, sein Herz gelesen
Und seines Wortes getreue Folger gewesen,
Wir wollen, verwaiste Kinder, den Vater betrauern,
Doch lauter noch flehen mit frommen heiligen Schauern:

Im Leiden bewährter,
Im Himmel verklärter
Heiliger Vater,
Guter Hirt, weiser Rater,
Der Seelen Nährer,
Des Irrtums Zerstörer,
Du Großer, du Wahrer,
Du Milder, du Klarer,
Bitte für uns!

Franz Eichert.

Digitized by Google

Anima

Ein Märchen / Von Elli Bilecki

Ich will von dir, was keine Zeit zerstöret,
Nur Schönheit, die das Herz verleiht.
Ich will von dir, was nie der Welt gehöret,
Die engelreine Kindlichkeit.
Hoffmann von Fallersleben.

Er, der Dreifaltige, Eine, der König der Ewigkeit, saß auf seinem lichtfunkelnden Throne und schaute in sich klar die künftigen Jahrtausende, die er noch rufen wollte und alle Dinge, die durch ihn in dieser Zeit werden sollten.

Neben ihm auf einem zweiten Throne Maria, die herrlichste Königin. Ihr Antlitz ein Abgrund unnennbarer Schönheit, ihre Hände Quellen unerschöpflichen Segens, ihr Thron ewige Seligkeit.

Des ewigen Königs Herz war offen, und es wogte darin das unendliche Meer seiner Liebe, dessen grundlose Wogen kein Gestade kennen. Seine Engel, die niemand zählen kann, standen in dreimal drei Kreisen um des Dreieinigen Thron und huldigten ihm.

Die drei ersten Kreise in seiner nächsten Nähe, die Seraphim, Cherubim und Throne, trugen feurige Gewänder und Schwingen wie Morgenrot. Sie schauten unmittelbar in höchster Wonne die Fülle seiner Schönheit in seinem Herzen.

Sie waren alle ganz durchdrungen von Gott und strahlten wie lautere Spiegel seine Herrlichkeit den drei nächsten Kreisen der zweiten Ordnung zu, die sie mit flammender Begierde empfingen und millionenfach auf die drei äußersten Kreise widerstrahlten. Doch waren selbst diese noch so glanzvoll und entzückend schön, daß es alle menschlichen Begriffe übersteigt.

In und um diese Kreise gereiht, ja selbst vor den flammenden Seraphim lebten jene, die im Tal der Prüfung sich die Unsterblichkeit errungen hatten. Die ersten von diesen, über den Seraphim, waren herrliche Geister, Seelen, die der König wegen ihrer Treue zu bräutlicher Gemeinschaft mit sich berufen hatte.

Alle schauten hinein in des Dreieinigen Herz mit seinen ewigen Wundern und tranken daraus Ströme der Wonne und des Lebens. Sie wußten nicht um sich.

Digitized by Google

Ihre Herzen waren selige Inseln in dem Meer der Liebe, an deren Gestade die ewigen Wogen schwächer oder stärker anfluteten, je nachdem sie näher oder ferner dem Throne waren.

Die Seligste von allen aber war die Königin. Alle Untertanen des Königs huldigten auch ihr und nannten sie jubelnd: „Spiegel der Gerechtigkeit, Sitz der Weisheit, Ursache unsrer Freude."

Sie blickte hinein in den Abgrund göttlicher Wunder und sah in seinen Tiefen ungezählte Scharen, die der Herr noch rufen wollte, und die er kannte und liebte von Ewigkeit her. Unter diesen Unerschaffenen war eine, die der König besonders liebte, weil sie sein Bild in herrlicher Klarheit und Schönheit widerstrahlte.

Neben ihr sah die Königin eine zweite Seele erscheinen. Die war schon erschaffen und lebte bereits auf Erden. Doch war ihr Glanz verhüllt, und ihre Kraft schien gebrochen in Schuld und Dunkel. Sie war aber groß, treu und wohlgebildet und sollte durch die erste gerettet werden. Maria sah lichte, ungezählte Scharen, die diesen Seelen folgten, mächtig fortgerissen von dem Strom der Liebe, der von diesen zweien ausging.

Da faßte auch die Königin eine übergroße Liebe zu jenem auserwählten Gotteskinde, das sie zuerst gesehen, und eine flammende Sehnsucht kam auf sie, daß der König es bald riefe aus dem Nichts, damit es ihn verherrliche.

Sie winkte lächelnd den hohen Engelfürsten, die ihr dienten und deutete hinein in des Dreieinigen Herz auf jene eine. Da wußten sie, was die Königin begehrte. Sie gingen hin in die unermeßlichen Schatzkammern des Königs, und sein Geist wehte stärker über sie, damit der Anblick seiner Schätze sie nicht vernichte.

Sie traten in funkelnde Hallen, deren goldene Riesensäulen Kuppeln trugen von Saphir und deren smaragdener Boden durchsichtig leuchtete wie ein tiefgrünes Meer. In den kristallnen Wänden brach sich millionenfach das übergroße Licht, das von dem Antlitz des Königs kam.

Es wogte hinab in die grundlose, grüne Tiefe der smaragdnen Fliesen, sie wunderbar durchleuchtend. Tausend süße Wunder erwachten da unten und spielten und webten wonnig in dem geheimnisvollen Licht.

Die eishellen Kristallwände warfen die Wunder der Tiefe spiegelnd zurück, und die Saphirkuppeln leuchteten herab wie blaue Seen, aus deren Abgründen Sonnen auf und niedersteigen. Das blaue Wunderlicht strömte gottstrahlend und wonnegewaltig herab in berauschender Süße.

Digitized by Google

Rubinen wie glutrote Sonnen und Diamanten wie weiße Gestirne der Nacht flammten von goldenen Thronen, die für ferne Lichtseelen bereitet waren. In kristallnen Truhen glänzten Königsgewänder, weißer wie Lilienschnee, leuchtender als Bergesfirnen im Glutschein des Morgenrotes. Auf den Truhen lagen Kronen und Diademe in funkelnder Schönheit.

Große, traumhaft schöne Blumen wuchsen rings um die Hallen. Süße Kindlein mit Flügeln wiegten sich in ihren Kronen und flogen lieblich von Blüte zu Blüte wie Falter im Sonnenscheine. Friedenspalmen hoben ihre Wipfel träumend in die Flut des Lichts; und durch unermeßliche Gefilde wehte und brauste und klang ein Lied aus Duft und Glanz und dem Rauschen der Palmen zu des Königs Ehre. Alles aber, was da lebte, war nicht schön aus sich selbst, sondern, weil es die Wunder der Schönheit widerstrahlte, die im Herzen des Dreieinigen waren.

Die Engel nahmen eines der herrlichsten Diademe, welches die Schatzkammern bargen und trugen es jubelnd zu der Königin. Sie brachten auch ein neues fleckenloses Gewand und breiteten es vor ihr aus. Da brach sie aus ihrer Sternenkrone einen flammenden Rubin, rot wie Liebesglut und setzte ihn in das Diadem.

Die Kindlein, die in den Blumen wohnten, brachten von den Gefilden Rosen, Veilchen und Lilien. Daraus wand Maria drei unverwelkliche Kränze und schlang sie um die Himmelskrone.

Einer von den Engeln, ein glänzender Seraph, schrieb mit goldenem Griffel rings um den Saum des neuen Gewandes den Namen der Königin.

„Warum tust du das, Benignus?" fragte die lichte Frau.

„Um dich zu verherrlichen, Königin, und um dir jene zu weihen, für die du dieses Gewand bestimmtest."

Da neigte sie sich zu ihm und reichte ihm das Kleid und die schimmernde Krone hin.

„Nimm es, Benignus, du sollst es für sie bewahren und ihr Freund und Führer sein; und du sollst sie einst zu mir führen."

Er aber kniete glückselig vor ihrem Thron und weinte wonnige Tränen. Die blieben als schimmernde Perlen an der dreifachen Krone hängen zu neuem Schmuck.

Der Dreifaltige, Eine sah alles an voll heiliger Ruh; und die liebliche Königin stieg von ihrem Throne und fiel ihm zu Füßen in erhabener Demut und bat:

„Siehe wie wir dürsten, dich durch jene noch ungewordene Seele zu verherrlichen. Wenn du willst, so rufe sie!"

Digitized by Google

Da ging eine Kraft von dem Dreieinigen aus und ein glanzvolles, übergewaltiges Licht. Alle Geister vergingen in dem Licht wie Funken in einer Sonne. Sie sahen es nicht. Sie fühlten nur, daß sie versanken in einer mystischen, unerforschlichen, funkelnden Finsternis, in der nichts war als des Königs ewiger Geist! — Und durch die geheimnisvolle Nacht klang der Ruf Gottes voll Schöpferkraft:

„Anima!"

Da war sie, die er gerufen und trat hervor aus dem Nichts.

Er hatte sich ein neues Wesen erschaffen, und die Geister beteten ihn an in ersterbender Ehrfurcht.

* * *

Benignus bewahrte das Diadem, das ihm die Königin gegeben. Dann nahm er das weiße Gewand und eilte hinab auf morgenrotleuchtenden Schwingen zur Erde. Schneller als der Gedanke durchmaß er die endlosen Räume, und obgleich er sich immer mehr vom Throne des Dreimalheiligen entfernte, schaute er doch immerdar das leuchtende Angesicht seines Herrn, das ihm aus seinem eigenen Herzen geheimnisvoll entgegenstrahlte.

Nicht einen Augenblick unterbrach er die Huldigung, die er in Ewigkeit seinem Könige zollte. Denn der Geist des Königs war überall, und er fühlte sich lebendig von ihm durchweht.

Milliarden Welten von ungeheuren Maßen schwammen wie Inseln in der Unendlichkeit. Ihre Riesenmassen, teils dunkel, teils feuerflüssig wurden von den Engeln der zweiten Hierarchie in wunderbarer Harmonie und Leichtigkeit bewegt und tanzten einen herrlichen Reigen vor dem Schöpfer.

Wo die Ewigkeit die Weltschöpfung berührte, ragte eine Mauer hoch und weiß und nebeldicht. Ein einziges Tor bot Einlaß durch die Riesenmauer. Das war groß und dunkel und nebelverhüllt.

Vor Benignus öffnete sich lautlos die Pforte, und er trat hinaus auf einen breiten Strom, der seine geheimnisvollen Wogen zwischen Ewigkeit und Erde dahinwälzte.

Am jenseitigen Ufer sah Benignus eben einen schwarzen Nachen vom Gestade des Tränentales abstoßen. Ein hoher, dunkelgeflügelter Fährmann senkte das Ruder lautlos in den Strom. Benignus kannte ihn. Es war Pacificus.

In dem Nachen kniete einer, der die gerungenen Hände flehend zum dunklen Fährmann hob, ein Mensch. Neben ihm stand tröstend einer von Benignus Brüdern, ein lichter Knabe, und sprach ihm liebreich zu.

Digitized by Google

Aber der Mensch hörte ihn nicht und konnte ihn nicht sehen, weil er ihn auch im Tal der Prüfung nicht beachtet hatte.

„Laß mich zurück, noch ein einziges Mal," flehte der Mensch und schaute mit erloschenem Blick schauernd nach dem dunklen Tor, dem sie immer näher kamen.

Am Gestade drüben standen viele und weinten und klagten und streckten die Arme über den Strom.

„Kind, Kind, warum verläßt du mich in deiner Jugend Blüte?" weinte eine Mutter.

„O geh nicht fort, bleibe, bleibe bei mir!" sprach seine Geliebte.

Und einer seiner Freunde, der den König der Ewigkeit nicht kannte und nicht wußte, daß hinter dem dunklen Tore etwas sei, stand da mit forschendem Auge und suchender Seele und rief in aufdämmernder Hoffnung:

„Bruder, was siehst du jenseits des Stromes? — Wie geschieht dir? — Fährmann, wohin führst du ihn?"

Pacificus aber stand in wehmütiger Ruhe und schwieg. Da ging Benignus, den das Leiden der Menschen erbarmte, hin zu dem, der in dem Nachen lag und rührte ihn an und machte sich ihm sichtbar, so daß bei seinem Anblick seliges Hoffen in das Herz des Menschen strömte.

„Ich sehe, sehe — Boten des Lichts, — hinter dem Tor ein Reich der Vergeltung. — Drei, doch nur Einer sind auf dem Thron des Gerichts —," rief er mit brechender Stimme über den Strom.

Dann fiel mit dumpfem Schlage die Pforte hinter ihm ins Schloß. Er war im Jenseits.

Die Mauer ragte weiß und nebeldicht; und vom Gestade gingen die Menschen trauernd in ihre Stadt. Einer nur kniete stumm und allein am Strome, und in seinem Herzen erwachte ein neues, dämmerndes Licht. Es war Peregrin, der Sucher, der das Lichtreich nicht kannte.

„Er lebt! Er lebt!" jubelte es in seinem Herzen. „Das Nichts hat ihn nicht verschlungen. — Er sah Boten des Lichtes, — einen Vergelter. — Freude! Freude! Ich habe eine Seele. Ich habe Unsterblichkeit wie er!

Geist des Bruders, wenn du mich hörst hinter dem dunklen Tor, gehe zu dem, der König ist im Reich der Vergeltung. Sage, daß ich ihn suche, daß er auch mir seine Boten sende, die mich zu ihm führen."

Da ging Benignus unsichtbar an ihm vorbei über den Wassern des Stromes und betete zu dem König der Ewigkeit, daß er des Suchers Flehen erhöre.

„Ich will Anima zu dir führen, daß sie dir Licht und Wahrheit bringe," sagte er zu Peregrins Seele.

Digitized by Google

Der aber ging ins Tal hinein, ein anderer als zuvor, eine neue, große Hoffnung im Herzen. Voll frohen Jugendmutes begann er Steine und Holz herbeizutragen, sich in der Nähe des Stromes eine Hütte zu bauen, denn er hatte die geheime Stimme in seiner Seele gehört und wollte warten auf Anima, die Verheißene, die ihm Wahrheit bringen sollte.

Benignus ging über den Wassern immer weiter den Strom entlang. In der Tiefe sah er kleine Kindlein schwimmen. Die waren stumm und blind, dunkel und mit Fesseln gebunden. Es waren die Seelen der Kinder, die der Erlösung des Heilandes noch nicht teilhaftig waren. Die alte Erbschuld lag noch auf ihnen, und sie harrten hier der Zeit entgegen, wo auch von ihnen der Fluch genommen werden sollte, wo sie das weiße Kleid der Gnade und Gotteskindschaft empfangen würden, am wunderbaren Gnadenborn der Taufe.

Benignus begegnete noch vielen seiner Brüder aus dem Reiche des Lichts, die wachend über den Wassern schwebten. Manchmal sah er, wie einer von den Engeln niedertauchte in die Flut und mit einem kleinen Seelchen heraufstieg, und wie er dann zum Gestade des Stromes ging, um es in die Arme einer Menschenmutter zu legen.

Da fand er Anima. Die lautlosen Wogen trugen sie ihm zu wie in weichen Armen, und obgleich sie nicht anders aussah als die übrigen Kindlein, sondern dunkel und klein und bewußtlos war, kannte er sie doch gleich und blieb in ihrer Nähe, um sie zu behüten, bis auch für sie die Zeit komme, da er sie aus der Verborgenheit tragen sollte.

Benignus setzte sich ans Gestade des Tränentals und schaute hinüber in die Ewigkeit. Die weiße Mauer, die den Menschen das Jenseits verbarg, hemmte sein Geisterauge nicht. Er sah trunkenen Blicks in endlosen Fernen seines Königs goldene Stadt und die ewig blühenden Gefilde und sah das Angesicht des Herrn wie tausend Sonnen leuchten.

Er sah den Thron, der für Anima bereitet war und das Diadem darauf funkeln und strahlen. — Und dann sah er, wie die Engel auf den Wink der Königin auch für Peregrin einen herrlichen Lohn bereiteten. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus weiter Ferne Harfenklang

Von R. Popp

Vögel

Wie rot im See der Abend ruht!
Wolkenbilder sind rote Wogen.
Blut, o viel Blut
Hat der Tag gesogen.
Jetzt schweift es grau
Über See und Au:

Vögel kommen schweren Flugs geflogen.
Sie sind vorbei geflogen
An manchem Sterbehaus,
Mit dunkelm Singen
Gericht zu künden.
Auf ihren Schwingen
Tragen sie Menschensünden
Fernwohin voraus.

Heute war nichts mein

Heute war nichts mein,
Geschah kein Ding zu Ende,
Kein Schmerz und kein Entzücken.
Alles gab der Tag
Der Nacht in blinde Hände,
Fremden Traum zu schmücken.

Stimmen

Ich weiß, die Sonne ist ein goldner Mund,
Die Schlucht ein grauer, auch der Wolkenspalt.
Der Bach ist Rede, und den Brunnengrund
Erfüllt ein Ding, das ohne Zunge lallt.
Der Morgenwind kriecht mir ins Ohr und spricht,
Und sehr behende Zungen sind im Baum.

Digitized by Google

Es ſchweigt das Feld zu meinen Füßen nicht
Und nicht der ſpitze Buſch am Wälderſaum.
Aus Blumenkehlen mahnt es da und dort,
Und Knoſpen tun ſich auf in Ungeduld
Wie ſchöne Lippen zu verhaltnem Wort —
Und alles ruft: Erkenne deine Schuld!

• • •

Du trägſt eine heilige Urne

Du trägſt eine heilige Urne.
Behüte die Aſche darin!
Geh prieſterlicher Schritte:
Du trägſt mein Leben dahin.

Mein leiſe zerfallenes Leben
Hat hoher Schmerz geweiht.
So trag es mit reinen Händen
Und trag es in Einſamkeit.

Sind Geiſter auf allen Wegen,
Die zählen deine Zeit,
Umwachen deinen Willen
Und ſingen dir Geleit.

Sind Blüten an allen Wegen,
Die endlos auferſtehn.
Sie neigen ſich dir und tröſten:
Kein Leben kann ewig vergehn.

Es weht eine Schattenpforte
Geheimes Grüßen her:
Dort wird ſich das Wunder begeben.
Der Weg, der Weg iſt ſchwer.

• • •

Die Linde

Sie ſchüttelt das Haupt im Frühlingswinde
Und ſtaunt, die alte Linde.
Zu lieb, zu toll,
Daß ſie noch einmal blühen ſoll.
Sie ſchämt ſich faſt vor aller Welt
Der jungen Kraft,

Digitized by Google

Mit der der Saft
So süß die alten Glieder schwellt.

• • •

Der Baum

Und heute schlief ich den schweren Traum:
Aus meiner Brust erwuchs ein Baum,
Den wollt ich mir behüten.
Gehegt wie ein einzig liebes Gut,
Genährt mit Blut und Tränenflut,
Gab er Dank mit unzähligen Blüten.

Die überleuchteten allen Tag,
Die bebten nach meines Herzens Schlag
Und schenkten Duft in die Weiten.
Und Menschen sehnten sich rings herbei,
Zu fragen, wessen das Wunder sei,
Und priesen die seltsamen Zeiten.

Da trat ein Mann die Menge her,
Gewalt im Auge und scharf und schwer
Ein Beil in ernsten Händen.
Und wie er blickte voll herber Ruh,
Meine Blüten rollten die Augen zu
Und welkten an allen Enden.

„Du Baum, dich hab ich wohl erkannt:
Dein Same flog aus meiner Hand,
Mein Hauch hat ihn getragen.
Ich komme, köstliche Frucht zu sehn,
Und finde dich ewig in Blüten stehn
Und trotzen den späten Tagen."

Da fiel mit Wucht und scharfem Schein
Das Beil den strotzenden Stamm herein.
Ich konnt ihn nicht behüten.
Hochauf erging ein roter Strahl —
Ich aber lag in Scham und Qual
Und starb in Blut nnd Blüten.

Digitized by Google

Cav. G. Felici

Papst Benedictus XV.

(Nachdruck verboten)

Digitized by Google

Digitized by Google

Dem höchsten Zeus

Von Hans und Gabriele Eibl

An einem hellen Novembermittag verließen wir Athen. Die Bahn führt längs des Golfes von Aigina; die Küste ist stellenweise felsig und steil, so daß man von oben herab durch das klare Wasser auf den steinigen Meeresgrund sieht. Das gegenüber liegende Gestade rückt immer näher, endlich treffen beide zusammen. Föhrenwälder, Ölbäume stehen über gelbem und rötlichem Gestein. Hinter Korinth kommen wir in ein enges, schattiges Tal. Aus roter Erde wachsen Büschel von hartem Gras, graugrüne Blätter, gelbe verdorrte Stengel. Wasserrisse und Schluchten kreuzen unsern Weg. Das Dunkelgrün kleiner Föhren vollendet die Farbenharmonie. Später weitet sich das Tal, Bäume und Wälder entschwinden, rings umgeben das Auge scharfgezeichnete sanfte Wellen, die langsam zum Hochgebirge aufsteigen. Das Grau und Graugrün dieser mächtigen und weitschwingenden Linien hat jetzt, um diese Tages- und Jahreszeit, einen rosaroten Schimmer, der besonders schön und rein auf den Schneefeldern des Ziria liegt. Es wird Abend; die Bahn wendet sich gegen Nauplia nach Süden durch die argivische Ebene; die Berge im Westen heben sich blauschwarz ab.

Am nächsten Tag fuhren wir im Wagen von Nauplia nach Epidauros. Der Weg führt durch baumlose oder baumarme Halden mit würzig duftenden Kräutern. Die Form der Hügel bleibt immer die gleiche: sanft gerundete Kuppen. Am Morgen war das Licht weiß und blendend, die Sonne schien ohne starke Leuchtkraft; die Schatten hatten keine scharfen Ränder. Gegen Mittag gelangten wir ans Ziel; der Himmel war grau. — Im Museum fesseln uns geistvolle Kombinationen dorischen und korinthischen Stiles. Sie gehören dem berühmten Rundbau an. In den Kassetten der äußeren dorischen Halle hängt ein plastisches Ornament, in Form einer schön stilisierten Lilie. Die Plastik ist kräftig und fein. Diese Verbindung der dorischen Säulen mit dem Blumen-Schmuck korinthischen Stiles muß für die Zeitgenossen eine Lust zu sehen gewesen sein; denn ich zweifle nicht, daß sie die Kühnheit einer solchen Mischung ganz anders empfunden haben als wir. Für sie waren wohl die dorische, jonische und korinthische Bauweise ähnlich verschieden, wie für uns, die wir viel mehr Formen

Digitized by Google

bereits überblicken, etwa die romanische und die gotische. — Die wichtige Erkenntnis, daß die Griechen, die als Lehrmeister reiner Form gelten, mit Bewußtsein Stile gemischt haben, führt auf eine andere Betrachtung. Es liegt der Einwand nahe; Wenn die Griechen, wie ich angenommen habe, den so geringen Unterschied ihrer Bauweisen ähnlich stark empfunden haben, wie wir den zwischen Romanik und Gotik, oder Hochrenaissance und Barock, so wären sie gewiß weit davon entfernt gewesen, noch eine Verwandtschaft zwischen Antike und Gotik anzuerkennen; die Idee einer Einheit der Stile wäre gerade ihnen am entferntesten gelegen. Man muß, so scheint es, eines von beiden tun: entweder die Feinfühligkeit des griechischen Empfindens beibehalten, dann aber die Idee der Einheit der Stile aufgeben. Oder man liebt die Idee so sehr, daß man auf sie nicht verzichten will: dann aber ist man in Gefahr, einen abgestumpften ästhetischen Sinn zu verraten. — Ich leugne dieses Dilemma. Es ist eben wirklich möglich, schon die Differenz so nahe stehender Formen wie der drei griechischen aufs intensivste zu empfinden und doch an eine Einheit des Schönen zu glauben, die einen dorischen Tempel noch mit dem Stefansdom zusammenfaßt. Der Antagonist könnte dies psychologisch auch so erklären, daß die hohe Empfindlichkeit für geringe Reizdifferenzen abstumpft für größere und diese nicht mehr so groß erscheinen läßt. Dann wäre die Anschauung der Identität des Schönen eine Schwäche, keine Empfehlung. Auch diese Formel lehne ich ab und stelle ihren Grundgedanken anders dar: wer so empfindlich ist, daß ihm der geringe Unterschied der griechischen Stile als bedeutend erscheint, sieht schon hier typische Urformen und wird schon hier mit der Scheidung der Stile beginnen. Da er aber sofort Typen schafft, ist es ihm nicht schwer, sie in den Kunstformen aller Zeiten wiederzufinden. Er wird dann diese Formen anders ordnen als gewöhnlich geschieht, nicht chronologisch, sondern ideal, nach Charakteren, nach dem Ethos. Die Trias dorisch, jonisch und korinthisch wiederholt sich auch in der mittelalterlichen Bauweise und in der Renaissance. Ist es aber erlaubt, die drei griechischen Arten als Varianten eines Stiles aufzufassen, so kann man auch das Dorische und Romanische, das Korinthische und das Spätgotische als je zwei Abarten zweier Grundtypen betrachten, die man beliebig benennen kann, doch mag man sie vorläufig nach den griechischen Varianten bezeichnen. — Der Verteidiger der Einheit der Stile kann schließlich gegen die Verfechter der griechischen Feinfühligkeit noch einwenden, daß die Einheit des Schönen geradezu ein griechischer Gedanke ist. Der ihn gedacht hat, Platon, schweißt noch ganz andere Dinge durch

Digitized by Google

die Idee des Schönen zusammen; bei ihm treffen sich in herzinnigem Verein die Schönheit des Körpers, des Benehmens, der Tugend, der Wissenschaft. Hier läßt sich einwenden, Platon ist eben nicht der hellenistischste aller Hellenen, er wächst schon ins Romantische hinein. Gut, dann ist er mehr als bloß Hellene, er nähert sich dem reinen Menschen, hört aber nicht auf Hellene zu sein; so ist auch die Idee des einen Stiles mehr als irgend eine besondere griechische Stilart; doch widerspricht sie ihr nicht.

Mit dem Kustos des Museums kehrten wir bei strömendem Regen nach Nauplia zurück. Unterwegs sprachen wir über griechische Verhältnisse. Unser Begleiter, ein Grieche aus Adrianopel, übte an seinen Landsleuten in Hellas die scharfe Kritik, die sich ein idealistischer Patriot gestatten darf. Als wir uns Nauplia näherten, fuhren wir noch unter der regnenden Wolke, im Westen hatte es sich aufgehellt. Die Sonne schien uns entgegen, vor uns rieselte gelbes Licht in dünnen Streifen nieder. — — —

Hinter Patras durchschnitten wir mehrere Gewitterzonen. Die Hänge des Woidhia sind stark beschneit. Als wir in Olympia eintrafen, funkelten schon die Sterne, bei Laternenschein geleitete man uns in den Gasthof.

Der erste Blick nach dem Erwachen galt dem Wetter; die Sonne kämpfte gegen eine gleichmäßig verteilte weiße Nebelhülle, die den Himmel, soweit wir sehen, verhängt. Die Landschaft ist anheimelnd, mildfreundlich, herbstlich-wehmütig.

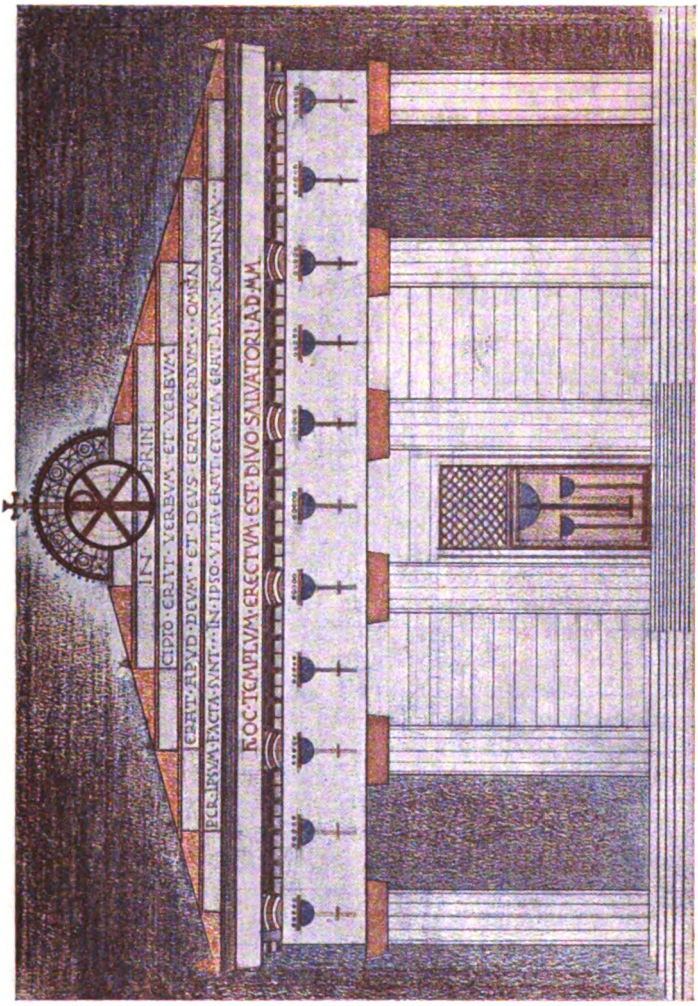
Wir stiegen den Kronoshügel hinan. Welche Assoziationen erweckt der Name des Kronos in der Nähe des späteren Götteroberhauptes Zeus! Götterdynastien sieht man auftreten und stürzen. Aber der Hügel ist im Gegensatz zum Ehrfurcht einflößenden Namen niedrig, freundlich, gutmütig, mit jungem Buchengehölz dicht bestanden. Zwischen ihnen windet sich ein lehmiger feuchter Pfad bergan, schlüpfrig vom Regen. Ich pflücke eine vereinzelte Zyklame. Auf der Höhe gestattet eine kleine Lichtung den Rundblick; die Berge ringsum niedrig, die Landschaft bestätigt den ersten Eindruck. — Am Fuß des Hügels fanden wir bleiche Iriden, die wir zum Andenken mitnahmen. Auch hier drängt sich die Betrachtung auf über die eigentümliche Kraft der griechischen Seele, das Kleine ins Bedeutende, das Augenblickliche ins Ewige zu steigern. Das kann nur dann gelingen, wenn alles Einzelne großartig empfunden wird. Wie war dies möglich? Ein Grund lag wohl in der reichen Gliederung des griechischen Landes. Es ist ein psychologisches Gesetz, daß die Erleichterung in der Auffassung von Unterschieden die Seele geneigt macht, die Differenzen zu überschätzen. Zwei naheliegende Gegenstände,

Digitized by Google

die durch eine deutliche Grenze geschieden sind, erscheinen entfernter, als wenn die Scheidewand nicht wäre. Die Zerlegung einer Landschaft durch aufsteigende Gebirge wirft außerdem die Gaue in eine Art Selbständigkeit zurück, prägt Stammeseigentümlichkeiten aus, erzeugt Partikularismus. Das mag dann eine allgemeine Geneigtheit der Seele hervorbringen, das Einzelne hochzuschätzen. Aber die Erklärung reicht noch nicht aus. Wenn die Werke der klassischen Zeit groß und von einer Schönheit durchbebt erscheinen, die dem einen etwas wie ein Erschauern mitteilt, den anderen entzückt, jedenfalls aber die Seele unentrinnbar gefangen nimmt, so kommt dies daher, daß das ganze klassische Griechentum die Verkleidung von etwas Furchtbarem ist. Ein großes Entsetzen, eine herbe Qual zittert nach und die gemilderten, aber noch fühlbaren Vibrationen des großen Leidens verleihen der griechischen Kultur ihre lebendige Seele, sowie die schwere Angst die griechischen Gemüter und Nerven reizbar und ästhetisch gemacht hat. Aus der Furcht vor den Dämonen kann, wenn die Seele das Glück hat, nicht zu entarten, die Fähigkeit werden, die Erscheinungen der Natur tiefinnerlich nachzufühlen. —

Die geographische Gliederung der griechischen Heimat erklärt die griechische Kunst und zugleich die Mängel der praktischen Politik ebenso wie die Klarheit und dialektische Schärfe der politischen Theorien. Aus der Reizbarkeit der hellenischen Seele läßt sich ihr Verhältnis zur Natur und den Göttern, die Mythologie und Theologie und damit die Plastik, sowie die Philosophie verstehen. Aber der Mensch hat nicht nur ein gemütliches Verhältnis zu Seinesgleichen und zu den Göttern und Geistern, sondern auch zu den Sachen, mit denen er sich umgibt, zu Hof, Haus und Werkzeug, und auch dieses muß man erfassen, will man die Schönheit der griechischen Säule, des Balkens, des Sessels verstehen. Als wir im Heraion am Fuße des Kronoshügels standen, kam mir die Erinnerung an eine kleine Episode, durch die mir dieses Verhältnis des Gemüts mit primitiver Gewalt klar geworden war. Ich machte vor mehreren Jahren im Frühling bei unsicherem Wetter einen Ausflug in den Dolomiten. Durch einen riesigen Torweg kam ich in ein Hochtal, ganz mit weichem, weißem Schnee bedeckt, in der Ferne ragten wie aus einer Brandung dunkelbraune Klippen in blaugraue schwere Wolken auf. Es wurde rasch finster; bald brauste ein starker Wind über die steile Wand, der dichten Nebel herüber trieb und den Rückweg gebot. Große Tropfen fielen in den Schnee. Die Flucht vor dem Unwetter führte in lustiger Eile über die glatten Wiesen nieder; eine kleine Holz-

Digitized by Google



Heiligtum des göttlichen Logos. Entwurf von Hans Eibl.

Digitized by Google

hütte gewährte ihr schirmendes Dach. Als ich darin geborgen war, noch immer beschäftigt mit der unheimlichen Schönheit des Hochtals, doch behaglich in dem gefundenen Schutz, da war ich in diesem doppelt erfreuten Gemütszustand empfänglich und ich sah die Hütte so intensiv an, als hätten meine Augen nie etwas ähnliches erlebt. Zwei niedrige dicke Stämme standen auf rohen Steinen; sie trugen kaum behauene Balken, auf denen Stützen für den First des Daches lagen. Von den Wänden des Raumes war die eine in dem aufsteigenden Boden abgegraben, die anderen aus niedrigen Steinwällen errichtet. Darauf lag ein Balkenviereck; dieses, sowie die Säulen in der Mitte trugen das Dach. Sie trugen es fest und sicher, ich freute mich sehr, daß sie es trugen, denn so schützten sie mich vor Regen. Die Säulen waren entrindet, gelb und glatt und äußerten inmitten der rohen Umgebung eine natürlich schöne, geometrische Form. Sogar geziert war ihre Oberfläche, denn die Astlöcher belebten sie und beim Betasten fühlte die Hand kleine Unebenen ohne Rauheit. Da kamen sie mir sogar schön vor. Diese Erinnerung überraschte mich, als wir im Heraion standen, jenem dorischen Tempel, der die uraltertümliche Form bis in späte Zeiten beibehalten hat. Die Steinsäulen sind weit von einander entfernt, keine gleicht der anderen; ein Zeichen, daß Gebälk und Stützen ursprünglich hölzern waren; das Gebälk blieb auch so, die Säulen wurden später, sowie es die Notwendigkeit erforderte, nach und nach durch steinerne ersetzt; jede erhielt den Typus ihrer Zeit. Archaisch war der Tempel auch in anderer Hinsicht: die Wände der Cella bestanden aus luftgetrockneten Lehmziegeln. Ein Bau aus Erdwänden mit Holzgebälk, gegen den Regen durch ein vorspringendes Dach geschützt, das tragende Säulen verlangt: das ist das Urbild des griechischen Tempels. Wie ein solches Bauernhaus ins Vorbildliche erhoben werden kann, ward mir klar, als ich an meine eigene Freude über die bergende Alpenhütte dachte, und an den verklärenden Blick in diesem Zustand. Das Wohlgefallen an den Gebilden seiner Hand hat dem Griechen eine Seele auch in den künstlichen Objekten geoffenbart und ihn bewogen, sie immer mehr aus dem Stoff zu befreien. Wenn man an diese belebende Einfühlung in handgefertigte Gegenstände denkt, ist vielleicht verständlich, warum Sokrates und Platon nicht nur in Ideen des Sittlichen die Vorbilder der menschlichen Gesellschaft sehen, warum sie nicht nur in den natürlichen Dingen Abbilder ewiger Ideen erblicken, sondern auch von Ideen der Kunstobjekte sprechen; warum Aristoteles auf Natur und Kunst in gleicher Weise den Dualismus von Form und Stoff anwendet und zu seiner

Digitized by Google

Verdeutlichung gerne Beispiele aus dem künstlerischen Schaffen wählt. Als ich dieses alles mit Gabriele besprach, machte sie mich auf einen möglichen Einwand aufmerksam. Diese Stilbetrachtung stammt aus der Erfahrung, nicht aus der Idee. Die Erfahrung aber zeigt verschiedene Bedingungen des Klimas, der Lebensweise, der Gemütsverfassung. Müssen Lehmwände gegen Regen geschützt werden, so ergibt sich daraus ein Stil, macht man sie aus Stein, ein anderer; regnet es wenig, so werden flache Giebel genügen, regnet es viel, dann müssen sie steil werden. So wächst aus verschieden gearteter Notwendigkeit verschieden geartete Schönheit. Wo aber bleibt die Einheit des Schönen? Um sie zu retten, gibt es noch einen dialektischen Ausweg. Es mögen die Kunstformen wohl auf verschiedenem Boden gedeihen: aber sie wachsen in ein geistiges Reich hinein und sind dann doch Darstellungen des Einen. Doch werden sie dann nicht von ihrem Ursprung getrennt? Nun sind wir aber davon ausgegangen, daß in dem Ursprünglichen und Einfachen das ergreifend Schöne gesehen werden kann. Damit ist der Gedanke auch schon umgebogen. Es liegt das Schöne schon vorher darinnen und alles ist unermeßlich tief. Die Notwendigkeit des Lebens, Furcht und Leiden, Sehnsucht und Freude sind eben nichts als Anlässe, die träge Seele für das Tiefe empfänglich zu machen, die schwerfällige ein wenig zu verrücken, außer sich, in Ekstasis zu schwingen; und damit ist das Eine Ewige gerettet. Solchen Erwägungen gingen wir nach, ohne Ordnung, wie es die Beobachtung des Unmittelbaren und die Erinnerung mit sich brachte. Ein Vortrag von Dörpfeld über die Propyläen der Akropolis, den wir vor einiger Zeit in Athen gehört hatten, kam uns in den Sinn. Die prunkvolle Torwand, die von Säulenhallen eingehüllt ist, führte er mit sichtlicher Freude auf etwas sehr Einfaches zurück: denkt man sich die Umfriedung eines Gehöftes von einem Tor durchbrochen, den hölzernen Türstock eingelassen in eine Lehmwand und diese durch säulengetragenen Dächer auf beiden Seiten geschützt, so hat man die architektonische Idee der Propyläen. Aber wie ist alles erweitert und erhoben! Die Wand hat fünf Tore; die Hallen sind hoch, breit und tief. Nur an einer Stelle hält der Prunkbau am Primitiven fest: die Türrahmen konnte man sich damals nicht anders als hölzern vorstellen. —

Wir wandten uns südwärts zu der Terrasse des Zeustempels. Säulentrommeln aus Muschelkalk liegen aufgeblättert, zertrümmert durcheinander. Sie sind zerfressen und verwittert, aber nicht vom Regen allein. Wir fanden eine Menge kleiner Schnecken, die am Stein kleben. Sie lösen

Digitized by Google

mit ihrem Schleim den Kalk auf und bilden daraus ihre eigenen Häuschen. Wir steigen die Rampe hinauf und betreten die heiligen Räume. Der Boden des mittleren ist mit blauem Kalkstein ausgelegt, umrahmt von einem erhöhten Rand aus pentelischem Marmor. Die Zusammenstellung der beiden Farben erinnert an die Propyläen und das Erechtheion. An diesen Gebäuden belebt ein dunkler Streifen die Marmorwand. Die Bescheidenheit der Verwendung hängt wohl damit zusammen, daß hier etwas Neues gewagt wurde; verschieden gefärbtes Material soll durch seine natürliche Farbe ornamental wirken. In der hellenistischen und römischen Architektur werden bunte Marmorarten mit Vorliebe zu Säulen und Wandschmuck verwendet; die byzantinische Kunst folgt hierin unmittelbar der römischen, die Renaissance nimmt den Gebrauch wieder auf. In der Barocke wird die Leidenschaft für bunte Wandbekleidung so stark, daß man es erträglicher findet, solchen Schmuck vorzutäuschen, als eine Wand weiß zu lassen, oder durch gemalte Ornamente zu zieren. Die Verwendung verschiedenen Gesteins zu horizontalen Streifen und Schichten geht über auf die mittelalterliche Bauweise des Südens und des Ostens und erreicht in Toskana klassische Vollendung. — In dem letzten Raum des Tempels thronte der Gott; so groß, daß er, wollte er sich erheben, den Tempel hätte einreißen müssen. Doch er verweilte in Ruhe und erfreute sich daran, seine Macht durch Weisheit und Milde zu äußern. Und mit einem Male sehe ich das seelenerweiternde Werk des Phidias vor mir. Gleich wie der Nus des Anaxagoras an einer Stelle die Welt in Bewegung setzt und von da ab schwingt sie in geordnetem Gang; so ist das Haupt des Gottes ein Himmelreich der Ruhe und Besonnenheit, bekrönt mit dem friedlichen Lorbeer, hervorgehoben durch die weiße Farbe des Elfenbeins; ein beharrender Ursprung, von dem strömendes buntes Leben durch das mit Blumen und Gestalten geschmückte Goldgewand herabquillt und sich, über alle Flächen des Thronsessels glitzernd, wirbelnd verbreitet. In der Rechten hält er die Nike, in der Linken den Herrscherstab, auf dem der Adler sitzt, alte Symbole der Herrschaft und des Sieges, die in den Händen des philosophisch aufgefaßten Zeus vertiefte Bedeutung gewinnen; sie weisen auf den Triumph des Geordneten über das Ungeordnete hin. — So wie ich den Parthenon zu einem christlichen Dom umgebaut sehen will, so schaue ich auch in Olympia einen neuen Tempel, äußerlich gleich dem alten; aber er soll das Bild Desjenigen bergen, den Dante als den höchsten Zeus anruft, des Erlösers und Weltherrn, des Christos Pantokrator. Vor vier Jahren hat mir P. Desiderius Lenz die kleine

Digitized by Google

Der göttliche Logos.
Entwurf für ein zweifarbiges Riesenstandbild auf Mosaikhintergrund von Hans Eibl.

Digitized by Google

Nachbildung eines Kartons geschickt, nach dem in Monte Cassino ein thronender Christus in einem kosmischen Kreis dargestellt ist. Dieses Bild schwebte mir seither vor, wenn ich an den olympischen Christus dachte. Erfüllt von dem Wunsche, einen solchen Christus in plastischer und polychromer Ausführung innerlich zu schauen, unternahm ich damals eine Wanderung ins Hochgebirge. Der Aufstieg führte zuerst an bunten Wiesen vorbei mit üppigem Blumenschmuck, Akelei, Rittersporn und Esparsetten. Durch die zarten Blätter der Laubbäume schien hellgrünes Licht auf den steilen steinigen Weg. Nach längerem Aufstieg erreichte ich einen Gebirgskamm, er war aber nur die Umfassungsmauer eines großen Beckens; es mußte durchschritten und die jenseitige Wand erstiegen werden. Ich war auf der Schneide, umgeben von Abgründen auf beiden Seiten. Der Grat bildet einzelne bequeme Throne; in einem solchen liegend, sah ich den weiten Horizont mit der Halbkugel des Himmels darüber: im Gebirge ein überraschender und überwältigender Anblick. Doch war die Linie des Horizontes nicht glatt, sondern zitternd von den vielen kleinen Wellen ferner schneeiger Berge. Nur im Süden erhob sich eine übermäßige Woge aus dem starren Meere der Gebirge, der Gletscher der Marmolata. Es war ein Frühlingsnachmittag mit goldenem Licht, der Himmel tiefblau, auf Augenblicke erschien er fast schwarz. Da kam mir der Gedanke an den Christus: ich glaubte, Ihn von der letzten Felsenstufe aus über dem höchsten Grat auf einem Berge sitzen zu sehen, im Hintergrund den Gletscher und über ihm den unergründlichen Himmel. Nach diesen Eindrücken habe ich damals eine Skizze entworfen. Den Grund bildet blaues Mosaik; hinein verstreut rote und grüne Steinchen; auch sind die blauen Nüancen verschieden, so daß der künstliche Himmel funkelt und flimmert wie Kristalle. Wo das Blau am dunkelsten ist, hebt sich das Haupt des Heilands von einem hellen Regenbogenrund ab. Um die bunte Aureole zittern im Schwarzen zarte Goldstreifen. Das gelbe Gewand aus hellem Metall soll wie das des Olympischen Zeus mit getriebener Arbeit geschmückt sein. Der Heiland thront auf zusammengetürmten glatten Stücken von buntem Marmor, die ein Gebirge stilisieren. Zu seinen Füßen wallt der Okeanos, wie es in der Apokalypse steht. Wellen von Schnee und Eis mit rosaroten Rändern, braune und graue Schichten eines Gebirges, endlich Bäume und große bunte Blumen umgeben den Thron zu beiden Seiten. Der Weltraum, in dem der Christus thront, ist vorne abgegrenzt durch Schranken, auf denen sieben hohe bronzene Leuchter stehen. — Und zu dieser polychromen Plastik fand ich hier in Olympia, beim

Digitized by Google

Gedanken an jene Alpenhütte und an die schlichte Herkunft des dorischen Stils die geeignete Behausung. Ihre einfachen Formen sollen noch mehr an die eines Bauernhauses erinnern, als es die des dorischen Tempels tun. Die Triglyphen sind durch vorragende Balkenköpfe ersetzt, die auch durch ihre Ornamentik an die Jahresringe eines Baumstammes erinnern sollen. Den Architrav und die Bronzetüre schmücken stilisierte blaue Blumen der Sehnsucht. Der Giebel ist in abgestuften Streifen aufgelöst, auf denen die Anfangsverse des Johannes-Evangeliums stehen. Schön stünde dieses Heiligtum in Olympia, schön aber auch daheim, etwa in der Umgebung von Mödling mit ihren an Griechenland erinnernden Kalkfelsen und ihren japanisierenden Föhren. —

Den Rest des Vormittags und mehrere Stunden am Nachmittag verbrachten wir im Museum. Der große Hauptsaal enthält die Giebel- und Metopenskulpturen. Sie sind eine Vorschule für Statuen im Stile des Phidias. Ich nahm mir viele Skizzen davon mit. Man erkennt an der glatten Behandlung der einheitlichen Haar- und Bartmassen deutlich, daß die Plastik hier bloß einen Malgrund herzustellen hatte. Die weichen runden Köpfe, rotbraun bemalt, die Lage der Haare darin in freien feinen und bis zu Ende sauber durchgeführten Goldlinien angedeutet, müssen ebenso überzeugend wie stilvoll gewirkt haben. Lange standen wir vor dem Hermes des Praxiteles. Die Vollkommenheit der plastischen Kunst ist hier zum Verzagen groß. — Als bis zur Finsternis nicht mehr viel Zeit übrig war, gingen wir wieder zu den Ruinen, dann weiter längs des Kronoshügels in die freie Landschaft. Vollkommene Stille herrscht. Vom Regen der letzten Tage ist der Boden durchweicht, die Gräser der Wiesen und die Blätter der Hecken an den Seiten des Feldweges reingewaschen und die Luft mit kräftigem Geruch von feuchter Erde und nassem Herbstlaub erfüllt. Das weiße Nebellicht wird gelblich, wie die Sonne sich gegen den Westrand senkt. Drei junge Bauern reiten auf Maultieren vorüber, sie grüßen, da wir ihnen ausweichen; sie verschwinden. Hufschläge und Gespräch verhallen, es ist wieder still, ganz still. Als es dunkel wird, kehren wir um. Im Gasthof sind wir diesen Abend die einzigen Gäste. Schon mehrere Stunden sitzen wir allein im Lesezimmer. Wir schreiben in Eile nieder, was sich aus Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, Natur und Kunst, Wirklichkeit und Traum an uns heran drängt. Geister umschwirren uns in der Stille. Wechseln wir einige Worte, so hallen sie übermächtig.

Digitized by Google

Der Dichter

Von Hans Eschelbach

Ein Dichter starb.
Man trug ihn still hinaus
Aus einer Stadt, drin er gewohnt seit Jahren,
Drin ihn beim Bier bekritelt Hinz und Klaus,
Drin eng die Gassen wie die Herzen waren.
Der Sarg war prunklos, das Gefolge klein.
Auch in der Zeitung war nicht viel zu lesen;
Er war nicht Mitglied vom Gesangverein,
Nicht mal im Kegelklub war er gewesen.
Den rechten Anschluß hatte er verpaßt
Und einen Orden niemals sich erworben;
So war sein Bild schon vor der Zeit verblaßt.
Einsam, wie er gelebt, war er gestorben.

Ein wirklicher und ganz Geheimer Rat,
Der Präsident von einem hohen Amte,
Versicherte: „Die Ernte gleicht der Saat;
Man merkte stets, daß aus dem Volk er stammte.
Wenn nur ein Buch er mir gewidmet hätte,
Er wäre unbekannt nicht aus der Welt geschieden.
Es sorge jeder, daß er recht sich bette.
Na, er und seine Werke ruhn im Frieden!"

Die Literarische Gesellschaft schwieg.
Ein Oberlehrer, der das Wort dort führte
Und nebenbei den Pegasus bestieg,
Orakelte: „Sein ganzes Manko rührte
Unfehlbar daher, das ist jedem klar,
Weil an zu schwere Stoffe er sich wagte,
Weil er nach keinem guten Rate fragte
Und philologisch nicht gebildet war!"

So war er tot denn in der Heimatstadt.
Doch fern im Lande klangen seine Lieder.

Digitized by Google

Von hoher Alpe bis zum fernen Watt
Sang sie die Jugend immer, immer wieder.
Und aus dem engen, allzuengen Kreise,
In den das Leben blindlings ihn gestellt,
Trat unser Dichter an die Himmelsreise,
Und hinter ihm blieb Leid und Neid der Welt. — —

Er ging hinauf durch schreckhaft langes Schweigen,
Durch Einsamkeit, drin alles sich verlor,
Bis endlich sich dem Wandrer mochte zeigen
Der Ewigkeit gewalt'ges Felsentor.
Er pochte an und harrte lang vergebens,
Und tiefer ward auf seiner Stirn des Leidens Siegel;
Doch plötzlich dröhnten sie, die ehrnen Riegel,
Und offen stand das Tor des neuen Lebens.
Schon hob der Wandrer zaghaft seinen Fuß,
Da trat ein ernster Seraph ihm entgegen,
Der hob die Hand zur Abwehr, nicht zum Gruß.

„Der Prüfung hier ist jeder unterlegen,"
So sprach er streng, „eh' er dies Reich betritt.
Gib Rechnung nun von jedem deiner Tage;
Denn unbestechlich ist des Rechtes Wage,
Und offenbar für uns ist sonder Frage,
Was jeder dachte, was er tat und litt.
Dies ist das Reich, das nur den Reinen offen.
Du forderst Einlaß. Nun, so tue kund:
Wie war dein Leben, und aus welchem Grund
Darfst du an dieser Stelle Einkehr hoffen?" — —

„Zu fordern nicht — zu bitten kam ich her.
Ich hatte immer nach dem reinen Lichte
So große Sehnsucht, daß das Herz mir schwer.
In jede Lust, in jedes Leiden mischte
Sich süß und tief wie Heimatglockenklang
So starkes Heimweh nach dem Vaterhaus,
Daß erdenfremd und seiner Zeit voraus
Mein Herz nur Hymnen dieses Lichtes sang.
Und ob dies Licht aus Kinderaugen strahlte,

Digitized by Google

Ob leuchtend es im Aug der Liebe blaute,
Ob es in Blumen ſich und Tränen malte,
Ob es als ferner Stern herniederſchaute —
Es lag mir ſchließlich ja auf jedem Dinge;
Oft trug's ein Schmetterling auf leichter Schwinge . . .
Wo immer ich dem reinen Licht begegnet,
Wo es umkoſt mich und mit Glück geſegnet:
Ich ſang ſein Lied, das große Lied des Lichts!" — —
„Dem Abglanz ſangſt du, doch dem Urquell nichts.
Nun ſtehſt du da am Tage des Gerichts
Und nun erkennſt du mit beſchämtem Sinne:
Kein Himmelslied, — ein Lied der Erdenminne
War, was du ſchufſt, war deine ganze Wonne."

„Ja, Wonne wars! Doch bin ich drum verflucht?
Ich habe immer nur das Licht geſucht
Und ſah im Tropfen Tau ſchon eine Sonne.
Zwar hab ich oft mich in der Welt zerſtreut,
An tauſend Dingen hab ich mich gefreut —
Sie ſprachen ja von meinem Vaterland.
Und wenn ich wie ein Kind, das nichts begriff,
Aufjubelnd nach den tauſend Dingen griff,
Stets griff ich ſie, die güt'ge Vaterhand!" —

„Halt' ein . . Wo iſt das Lied, das dafür zeugt?"

„Jetzt ſteh' ich hier, verzagend und gebeugt:
Es iſt mir nie ein ſolches Lied gelungen;
So wie ein Kind, das ganz in Blumen ſaß,
Der Gabe froh, den Geber drob vergaß,
So ging's auch mir; das Lied blieb ungeſungen.
Und doch: Wie auch die Erde um mich warb,
In meiner Seele nie das Heimweh ſtarb
Nach Licht und Wahrheit und nach allem Reinen.
Oft flog die Sehnſucht und rief überlaut,
Flog höher, als ein Tempel je gebaut,
Das Licht zu ſuchen und den Einzigeinen.
Und fing ſie auch nur goldne Strahlen ein,
Es war ein Abglanz doch von jenem Schein,

Digitized by Google

Der aus dem Urquell allen Lichtes rührte.
Laß mich den Durst nach reinem Lichte stillen,
Verstoß mich nicht um jener Sehnsucht willen,
Die mich getreu nach dieser Pforte führte!" — —

Ernst stand der Seraph lang und sagte nichts,
Hoch hielt er nur die Wage des Gerichts.
Der Dichter aber ward zu leicht befunden.
„Du siehst, die Schale schwankt und will nicht ruhn;
Hast gute Werke du hinein zu tun?
Im Guten säumtest du gar viele Stunden.
Dein Lied war schön, auch wenn es irdisch war;
Das eine aber ist nun offenbar:
Dein Leben war so rein nicht, wie dein Singen.
Du sangst das Gute, doch du tatst es nicht.
Vergessen hast du oftmals deine Pflicht.
Dein Sang war anders, anders dein Vollbringen!" —

„Das mag wohl sein . . . So ist es sicherlich,
Und die mich liebten weinten all um mich;
Schwach war ich und mit schwerer Schuld beladen.
Ich lief so froh dem hellen Lichte nach
Selbst wenn es sich in einer Pfütze brach,
Daß oft ich strauchelte zu meinem Schaden.
Doch wisse du, der alle Fehler bucht:
Auch selbst im Staube hab' ich Gott gesucht,
Ich suchte ihn auf Wegen, dornenvollen.
Von fern nur fühlt' ich seines Odems Wehn
Und lauschte ihm in Sturm und Donnergrollen.
Zwar durft' ich nie sein strahlend Antlitz sehn;
Doch denen, die die Wahrheit finden wollen,
Wird viel verziehn, auch, wenn sie irre gehn. —
Drum laß mich ein."
„Sieh wie die Wage schwankt!
Was legst du drein, daß deine Schale steige?"

„Ich liebte — alle deren Herz erkrankt."

„Weil selbst du krankest! Schwachheit war es. Schweige!"

Digitized by Google

„Nun, wo die Dinge traumhaft wie die Schatten
Vorüberglitten und mir so entfernt,
Nun deucht es mir, ich habe schon verlernt
Was sie mir waren.

Aber bei den Satten
Da war ich nie. Doch die an Hunger litten,
Die vielen Ausgestoßenen und Matten,
Die blut'gen Fußes über Dornen schritten,
Die seufzend nur um fremde Sünden litten,
Die Heimwehkranken, welche unverstanden
Im Dunkel, ach, den rechten Weg nicht fanden,
Die hab' geliebt ich tief und voll Erbarmen;
Ich war ein Freund der Elenden und Armen.
Echt war mein Mitleid, Rettung war mein Lieben,
Und ist mein Schild nicht immer rein geblieben:
Ich hab' ihn über Schwächere gehalten!" — —
„Verbirg dein Haupt in deines Mantels Falten;
Du gabst den Schwachen wahllos deine Huld,
Weil selbst du schwach warst, selbst voll Fehl und Schuld.
Und weil du selber straucheltest vor allen,
Hast du geliebt, die so wie du, gefallen!"

„Vielleicht. — Wer weiß? — Doch hab ich sie *geliebt*! —
Ob Liebe Mitleid oder Mitleid Liebe,
Das fragt' ich nicht, wenn ich mein Herz verschenkt.
Doch der das Herz wie Wasserbäche lenkt,
Der weiß es wohl, daß nicht umsonst verstiebt
Die Liebesflamme in so heißem Triebe.
Und wenn sie öfter auch mich selbst verbrannt,
Ich sah aus manchem Auge dankgefeuchtet,
Daß es als letzte Wahrheit hat erkannt:
Versengt die Flamme ihm auch Herz und Hand —
Er hält sie hoch, weil sie den andern leuchtet!" —

„Du redest viel, so wie du viel gesungen.
Die Wage schwankt, drum geb' ich dir den Rat;
Statt all der Worte bring' nur eine *Tat*!
Nenn' deine Taten, die dir sind gelungen."

Digitized by Google

Lang schwieg der Dichter und es sank sein Haupt.
„Ich hab' da unten niemals wohl geglaubt,
Daß ich dereinst so arm hier stehen würde . . .
Ich war ein Held nicht in der Lebensschlacht.
Nein, große Taten hab' ich nicht vollbracht.
Ach, das Versäumte drückt wie eine Bürde.
Zu Taten brauchts ein härteres Geschlecht.
Schließt du die Pforte, so geschieht mir recht;
Wer kennt die Taten eines Träumerlebens?
Die Tage rannen tatlos mir wie Sand.
Ich weiß nur, daß den Weg hierher ich fand.
Ich klopfte an und weiß, es war vergebens."

Ein tief Gebeugter wandt' er sich zum Gehn,
Doch plötzlich fühlt' er Frühlingsdüfte wehn,
Und eine Stimme, süß und voll Verstehn,
Und eine Stimme rief: „Der Dichter bleibe!"
Verzeihend klangs und voll vom Ostersieg.
O, diese Stimme, die ihm lange schwieg,
Die Stimme wars von seinem toten Weibe. — —
Im Freudenschrecken stand er wie erstarrt.
Wars nur ein Wahn, der täuschend ihn genarrt?
Er sah durch Schleier wie in einem Traume.
Stumm, unerbittlich stand im Glanz des Lichts
Der Cherub mit der Wage des Gerichts.
Jedoch ein zweites Wesen stand im Raume,
Der ohne Grenzen war und ohne Zeit.
Sie sah ihn an. — Wars Liebe oder Leid
Was aus dem Aug' ihr sprach, tief himmelblau?
So sahen einst die Augen seiner Frau
Verzeihend still auf alle seine Schmerzen;
So blickten sie in Leid und Liebe manches Mal,
Wenn beichtend er in Fehle, Reu und Qual
Zuflucht gesucht an ihrem treuen Herzen. — —
Er wußte nicht, ob sie es wirklich war.
Das Eine aber war ihm sonnenklar:
Noch war die Himmelspforte nicht verschlossen,
Noch trat ein reiner Engel für ihn ein.

Digitized by Google

Die Güte strahlte wie ein Heil'genschein
Ums Antlitz ihr, von goldnem Haar umflossen.

Und also sprach sie: „Schwach ist dies Geschlecht.
Gesprochen hat der Pflicht gemäß das Recht.
Es ist nicht schwer, den Stab ihm zu zerbrechen.
Ich aber ruf als Zeugen des Gerichts
Die Geister, die sich freuen schon des Lichts;
Sprach laut das Recht, nun soll die Milde sprechen!"

Ein Wink.
Da drängten Jüngling, Weib und Mann
Und Jungfrau, Greis und Kinder sich heran
Mit Augen hell wie reine Himmelslichter.
Und der Verklärten endlos langer Zug
In weißen Händen rote Rosen trug,
Und alle winkten dem erstaunten Dichter.

Die Kinder huben an ein frohes Singen:
„Als wir noch drunten auf der Erde gingen,
Der Dichter hat uns alle froh gemacht.
Kein Mensch hat so, wie er, mit uns gelacht.
Kein Mensch hat drunten in den dunklen Landen
Die Kinder so geliebt und so verstanden. —
Wenn schwere Krankheit uns zu Boden schlug,
Wenn uns in Sorgen unsre Mutter trug,
Wenn uns der Todesengel schon gekost —
An unserm Grab noch sprach der Dichter Trost. —
Nicht alle von uns waren drunten schön,
In Mißgestalt mußt' manches von uns gehn;
Doch aus den Liedern sein die Mütter lesen,
— Und sie verstehn es! — daß wir schön gewesen! — —
Der laut verkündet unsre Lust und Schmerzen,
Uns hört der Dichter mit dem Kinderherzen!"

Und wärmer wurde es mit einem Male,
Und Rosen warfen alle in die Schale.
Die Wage wankte, schwankte, stieg.

Digitized by Google

Und wie der Engelchor der Kinder schwieg,
Da drängte durch die Schar der frohen Kinder
Ein Mann, der sprach: „Ich war ein armer Blinder;
Dann lernte ich den Dichter dort verstehn,
Mit seinen Augen lehrte er mich sehn,
Mit seinen Augen sah ich manches Jahr
Die Welt viel schöner, als sie wirklich war.
Du, der aus tiefstem Dunkel mich geführt,
Der wunderwirkend mir ans Herz gerührt,
Du, der du alles, was mir fehlte, brachtest,
Der du erlösend sieghaft mit mir lachtest,
Der du mein innres Auge sehend machtest,
Der sich als Stütze neben mich gestellt,
Der du mir gabst, was ich verlor, die Welt:
Die wen'gen Rosen, die mein Leben trug,
Sie sind für dich ja lange nicht genug,
Ich werf' sie jauchzend in die Schicksalsschale!"

Der Dichter stand in Tränen da und schwieg,
Die Cherubswage aber stieg und stieg.

Jungfraun und Jünglinge mit einem Male,
Sie warfen ihre Rosen all hinein:
„Du hast gezeigt uns ferner Sterne Schein,
Dein Lied begeisterte wie junger Wein,
Du machtest tatenreif der Jugend Spiele.
Wenn die Verführung schmeichelnd uns umgarnt,
Du hast uns vor dem Abgrund treu gewarnt
Und zeigtest unsrer Tatkraft edle Ziele."

Und Frau'n und Männer kamen Hand in Hand:
„Wir waren einst verstoßen und verkannt
Und schon gebrandmarkt, eh' wir noch gerichtet.
Du aber, als uns alles schon geraubt,
Hast an das Gute noch in uns geglaubt,
An all das Gute, drauf wir schon verzichtet.
Das gab zum Guten selbst uns wieder Kraft:
Dein frommer Glaube hat uns aufgerafft
Aus allem Schlamm, aus Sünde und Gemeinheit.

Digitized by Google

Wir waren Sünder, aber dein Vertraun,
Das lehrte froh ein neues Glück uns baun
Und gab uns allen eine neue Reinheit.
Dein unser Dank, dein unser Lebenssieg!"

Die Wage aber stieg und stieg und stieg.

Und ein Erschauern war im Kreis der Frommen;
Es war ein Mann im Pilgerkleid gekommen.
— Es knieten nieder alle, die ihn sahn. —
Der sprach: „Erfüllt sei alles, was du batest;
Was du dem geringsten meiner Brüder tatest,
— Willkommen sei! — das hast du mir getan!"

Ergebung

Von Leo Sternberg

Ich warte nur auf Dich.
Wie ruhig worden ist mein Sinn!
Du bist die Hand,
In welcher ich der Griffel bin.

Die Welt steht hinter mir
Und ich bin nur ihr Mund,
Es tut sich Gott in mir
Nicht anders, als in allem kund.

Ich beuge übern Quell
Der Liebe mein Gesicht,
Kniend; und sehe schon den Grund,
Auf dem ich wandle einst in silberblauem Licht.

Digitized by Google

Richard Dehmel

Von Dr. Richard Volpers

Alle Völker noch haben die bunte Welt der Erscheinungen durch eine Mythologie zu umfassen gesucht. Durch einen Mythos auch haben sie irgendwie das Dunkel der eigenen Seele gebändigt. Kam dann aber mit der Zeit eine überlegene Verstandesherrschaft auf und zersetzte den kindlichen Glauben, so ward eine Welt reif zum Untergange.

Das Christentum kam und brachte die gottgewollte Religion. Gott selbst neigte sich hernieder und gab die Lösung, soweit Menschen sie aufzunehmen vermögen. Doch auch hier erhob sich der zersetzende Verstand und lehnte sich auf gegen die wahrhaftige Wahrheit. Seit den Tagen der Renaissance nahm seine Macht zu, mehr und mehr. Und in den letzten Jahrzehnten ist sie gewachsen und groß geworden wie nie zuvor.

Freilich, auch der moderne Mensch weiß, daß er ohne irgendeine Mythologie, ohne irgendeine Deutung nicht leben kann, mag diese nun beschaffen sein, mag sie so „wissenschaftlich" sein, wie immer sie will. Die Vielheit der Dinge, die dunklen Gründe seines eigenen Wesens würden ihn auf die Dauer ersticken, wenn er es versuchte. Schließlich fordern alle Dinge gebieterisch die Deutung.

„Jeder Kinderdrache zeigt,
Der Mensch muß alles zum Gleichnis machen,"

sagt gar Richard Dehmel. Und er hat hier recht.

* * *

Der Historiker Karl Lamprecht mühte sich ab, uns das Werden der Kultur verständlich zu machen. Also sagt er: „Der Kulturprozeß ist im Grunde ein Prozeß der Selbsterkenntnis." Und „was einst instinktiv aus dem Seelenleben der Urzeit emportrieb, das wird heute bewußt und mit Mitteln einer unendlich gesteigerten Beherrschung der Natur und des Geistes dem Seelenleben abgerungen: dort Trieb, hier Bewußtsein, das ist der Unterschied". So steht denn, das ist gewiß, der moderne Mensch mit einem überaus geschärften Erkenntnis- oder besser Wahrnehmungsvermögen seinem eigenen Ich, seinem eigenen Leben und Erleben gegenüber. Mit einem bewunderungswürdigen Raffinement ist

Digitized by Google

besonderes der moderne Dichter seinem eigenen Ich (das heißt für ihn: der Welt seines Empfindens, den Reizen seines sogenannten Seelenlebens) nachgegangen.

Aber er ist auch nicht darüber hinausgekommen. Er ist darin stecken geblieben. Die Empfindungswelt des modernen Dichters erscheint im Triebleben gebunden — wie die des modernen Kulturmenschen überhaupt. Der Dichter hat ja schließlich nur am ersten und intensivsten die Psyche seiner Zeit erlebt. Mit wissenschaftlicher Ruhe oder bisweilen Unruhe steht er seinem eigenen Ich und den primitivsten Empfindungen seiner Seele gegenüber. Er ward zum Epiker seiner Gefühle, auch der allerfeinsten Nervenreize. Und wenn er auch mehr gab und geben wollte, er kann und will nicht heraus aus seiner niederen Welt. Nicht einmal sein Gott steht ihm jenseits dieser seiner Welt. Und es fehlt somit alles Überweltliche, Übermenschliche, Unendliche, das erst jeder Deutung die erlösende Weihe gibt.

* * *

Auch für Richard Dehmel ist Gott natürlich nichts Außermenschliches oder gar Außerweltliches. Wie könnte er sonst darum wissen? Auch Gott ist nach ihm gebunden durch Welt und Ich. Nicht mehr über sich, meint er, nicht mehr außer sich,

„Nur noch in sich
Sucht die Allmacht der Mensch,
Der dem Schicksal gewachsen ist".

Wie der Wilde vor dem Gewittersturm erzittern mag, weil er nicht weiß, von wannen er kommt, wohin er weht, so scheint zwar oft auch Dehmel vor dem Dunkel zu erzittern, vor dem, das er nicht kennt. Die dunkle Nacht in uns scheint ihn dann zu bannen. Aber es zwingt ihn nicht zur Ehrfurcht. Es führt nicht weiter zu höherer Erkenntnis, es soll ihn nicht weiter führen. Ein Gefühl der Unlust steigt ihm daraus herauf, und er gesteht: „eine tiefe Unlust schläft im Grauen."

Solche Stimmungen hat der Belgier Maeterlinck mit einer Virtuosität ohne gleichen ausgebeutet. Bei Dehmel sind sie nur ganz vereinzelt zu finden. Sein ganzes Wesen drängt nach Überwindung derselben.

Bei dem modernen Dichter ist das Unterbewußte allerdings nie mehr als ein Komplex der Reize. Er glaubt eben nicht mehr an eine metaphysische Einheit, die Gottheit, die dahinter in unendlicher Größe sich erhebt, die den Kontakt herstellt des individuellen Rhythmus mit dem Rhythmus

Digitized by Google

des Universums. Darin unterscheidet sich gerade die moderne Neuromantik und Maeterlinck etwa von der Romantik vor hundert Jahren, die noch im sinnlichen Reiz vor allem ein Geistiges, ja Religiöses suchen und finden wollte.

Am allerwenigsten noch hebt Richard Dehmel das Unbekannte in uns, das Unbewußte empor in eine höhere Sphäre. Er kennt es zu gut schon, allzu gut. Er will darum wissen. Deshalb benennt er es mit dem Namen, den er ihm zu geben hat, damit es ihn nicht länger bedränge. Und so deutet er denn:

„Das Unbekannte ist es, was uns bannt,
Denn eine tiefe Wollust schläft im Grauen."

Ob hier Dehmel nicht trotz allem innerlich ehrlicher und folgerichtiger ist als etwa Maeterlinck? Wenigstens sehen wir hier sogleich, wohin der Weg geht. Dehmel scheut sich nicht zu bekennen:

„Noch hat keiner Gott erflogen,
Der vor Gottes Teufeln flüchtet."

Und so sagt er, wenn er ausführt, wie er sich ein Denkmal . . . Heinrich Heines wünscht:

„So, Meister, bis ins Kleinste lebensgroß
Das Einzelne, das Ganze aber so,
Daß uns der Schauder ängstigt und beglückt
Vor unserer menschlichen Tiergöttlichkeit."

* * *

„Ich habe mit Inbrünsten jeder Art
Mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen."

Den Kampf zwischen Tier und Gott in seiner Brust zu schlichten auf eigene Faust, nach eigener Erkenntnis, ward Richard Dehmel nimmer müde. „Den besten seiner Zeitgenossen galt dieser Kampf als Zentrum Dehmelschen Geistes", sagt Emil Ludwig in seiner impressionistischen Studie über den Dichter.

Hier haben wir denn den modernen „Gottes"streiter. Hermann Bahr hat ihn uns in einem Feuilleton zum fünfzigsten Geburtstage des Dichters vorgestellt: „Eine böse Lust schien ihm aufzulauern, er aber stand bereit, sich zu wehren, und nicht bloß in Bereitschaft stand er gegen sie, sondern voll Ungeduld und Begierde nach ihr, um schon endlich auszutragen, was ihm offenbar sein Schicksal längst angekündigt hatte. Er hatte irgendeinen inneren Feind bei sich, der ihn jeden Augenblick anfallen konnte, und er wünschte sich nur, es wäre schon einmal so weit."

Digitized by Google

Das ist ein rechter Kämpfer unserer Tage: der Mann, der sich dem Teufel verschreibt, um zu Gott, zu seinem Gott zu kommen!

* * *

Kopf und Herz, Verstand und Gefühl stehen bei dem modernen Menschen einander gegenüber wie zwei streitende Mächte. Wir sagten schon, der Mensch hat gleichsam sich selbst verdoppelt, indem er immer wieder nur sich zum vorzüglichsten Objekt seiner Erkenntnis nahm. In der Geschichte der neueren Zeit erscheint bald eine rein intellektuelle Kultur, bald eine Gefühlskultur (wenn der Verstand nämlich einmal wieder wie nach der Aufklärung in der Romantik sich selbst überwand) berufen, das Sehnen nach Glück und Erlösung zu stillen. In immer rascherem Wechsel lösen sie sich ab, weil die höhere Macht fehlt, die beherrschende Religion, die beiden, Verstand und Gefühl, die ihnen zukommenden Rechte einräumt.

Richard Dehmel erscheint bisweilen als der überlegene Verstandesmensch (der Denker in ihm unterbindet sehr oft die dichterische Wirkung), der vom zersetzenden Verstande die Lösung erwartet: daß er schlichte den Streit zwischen Gott und Tier im Menschen.

„Müßt euch versenken
Tief in den innern Streit,
Fühlend zerdenken,
Was in euch schreit.
Wie's immer wühlt:
Wenn ihr's zerfühlt,
Seid ihr befreit."

Und er ist der kalte intellektuelle Mensch, der mit aller Gelassenheit seinem Ich, seinen Gefühlen gegenüber steht, wenn er auf uns einredet:

„Laß dir die Kraft nicht von Gefühlen beugen!
Hinab! Laß deine Sehnsucht Taten zeugen!
Empor Gehirn! Hinab, Herz! Auf! Hinab!"

Derselbe Dehmel aber gesteht dann wieder, daß „die blaue Wahrheit, die schneidend kalte", daß der zersetzende Verstand auf die Dauer nicht zu ertragen ist. Und wie aus fernen Welten klingen auch bei ihm solche Worte der Sehnsucht an unser Ohr:

„Komm, Herz, ich weiß ein Land,
Wo wir den Blick des Kindes wieder kriegen,
Der gläubig eine Kachelofenwand,
Auf die der Schein des Nacht-Öllämpchens fällt,
Für einen Himmel voller Sterne hält!"

* * *

Digitized by Google

„Erst wenn der Geist von jedem Zweck genesen
Und nichts mehr wissen will als seine Triebe,
Dann offenbart sich ihm das wahre Wesen
Verliebter Torheit: die große Liebe."

Die Worte belehren noch am meisten über die ganze Empfindungswelt des Dichters. Blind will er sich hingeben der dunklen Nacht der Triebe, nur ihnen, mit ihnen leben. Den bösen Traum will er wachend austräumen, daß wir darüber erschrecken möchten. Er hat wahrhaftig nie ein Ziel, er hat nur immer den Trieb gewußt; ihm hat er sich anvertraut. Wenigstens sagt er es selbst: „Du hast noch nie das Ziel gewußt."

So geht denn Geist und Gott auf im Sinnenleben, das der Mensch gemein hat mit dem Tier und der Natur. Das ist des Dichters Glaube, und das scheint sein einziges Wollen.

Man sollte meinen, Dehmel sehe selbst ein, daß das Weib dann doch recht hat, das in seinem „Zwei Menschen" zum Manne spricht:

„Blickt nicht der blödeste Tor
Gottvoller noch als wir zu Gott empor?"

Jedoch der Mann antwortet darauf nach einer Flut peinlichster Worte gegen den biblischen Gott also:

„Gott ist ein Geist, der klar zu Ende tut,
Was er zu Anfang nicht gedacht hat —
Dann sieht er alles, was ihn gemacht hat
Und siehe da: es ist sehr gut."

Das scheint der Sehnsucht Erfüllung zu sein: Gotteinssein mit der Welt, so daß des Menschen Leben, „Dein Glück ins Weltglück" endet.

* * *

Wenn wir hinabschauen auf den Boden, dem die Empfindungen und Gedanken Richard Dehmels entstammen, so schauen wir in eine trübe, dem christlichen Geiste durchaus fremde Welt. (Dehmel hat immer wieder davor gewarnt nach einer Weltanschauung bei Dichtern zu forschen. Wenn wir aber sagen, wir wollen nur den Untergrund seiner Empfindungswelt aufzudecken suchen, wird er es wohl gestatten müssen. Schließlich wird jedoch jede Weltanschauung einen neuen Untergrund auch unserer Gefühlswelt schaffen, sie wirkt schöpferisch auf den ganzen Menschen ein.) Und fremd schon erscheint dem Dichter Fühlen und Empfinden einer christlichen Welt. In der Kampfesstellung erkennt man am ersten den zeitlichen Konner. Am deutlichsten erweist sich

Digitized by Google

das natürlich auf ethischem Gebiet, wo Dehmel nun rücksichtslose Folgerungen zieht . . .

Gewiß, die Welt war immer des Leides voll. Sünde und Schuld gab es in ihr jede Stunde. Hinter allem Lachen lebt die Scham, wenn wir recht wissen, der eigenen Seele Not und ihre Bitternis.

Es gab Schuld und Sünde auch in den alten — geliebten und verachteten — Zeiten. Nicht wahr, so nannten sie es doch alle, was sie als böse und schlecht empfanden? Sie nannten es genau Schuld und Sünde. Und wußten, was sie damit meinten, und wußten genau, was sie damit sagen wollten. Man konnte damals Mitleid haben mit denen, die die Sünde trugen, mit denen, die die Schuld auf sich luden. Noch mehr, man nahm Sünde und Schuld auch leichtsinnig und lächelnd auf die eigenen Schultern. — Aber den, der gesagt hätte, die Sünde sei nicht Sünde, die Sünde sei eine Tugend, das Böse sei gut: den hätte das Volk gesteinigt. Den hätten die Sünder gesteinigt.

Auch früher waren die Dichter die lieben — und etwas leichtfertigen Menschen (zum Teil!). Sie haben auch die Sünde in das verzeihende Licht gerückt. Sie haben auch früher mit ihr kokettiert und sie gehüllt in blumengeschmückte Gewänder. Aber sie haben sie nicht gut genannt. Sie haben nicht gewagt, sie gut zu nennen aus ihres Herzens Grund. Das war erst ein Fortschritt der neuen Zeit. Das wagen erst die Menschen, wagen die Dichter unserer Tage.

Richard Dehmel ist der Dichter unserer Zeit, die auch in ihm ihren Dichter hat, den sie verdient. Wohin führt sein Weg zu seinem Gott? Was nennt er Erlösung? Er spricht heilig, was allen vergangenen Geschlechtern als unheilig gegolten hat — mit herausfordernder Geste. „Liebe zur Menschheit, nicht zu den Menschen beschwingt ihn." (Emil Ludwig.) Wo wird diese Menschheit sein, wo wird sie wohnen? Wenn man da noch von einem Himmel reden will, so muß dann wohl die Erde im Himmel liegen. Und wenn man von einem Gewissen reden will, so ist es dieses neue Gewissen (in der Tat das Gewissen der neuen Zeit): „All Heil Welt!"

* * *

Bei Richard Dehmel finden sich auch einmal irgendwo die Verse:

„Muß denn diese Welt sich erst vernichten,
Um das Reich des Friedens aufzurichten."

Anmerkung: Dieser Aufsatz wurde bereits vor Ausbruch des Krieges geschrieben. Inzwischen ist Dehmel als Kriegsfreiwilliger ins Heer eingetreten. Das ist eine durchaus sittliche Tat. Hoffen wir, daß die neue Zeit einen neuen Menschen und Dichter schafft. D. Verf.

Digitized by Google

Briefe an einen Schauspieler

Von Michael G. Lap

1.

Lieber G.!

Wie konnten Sie nur einen Augenblick annehmen, daß ich Bühne und Drama gegenüber jemals den ethischen Standpunkt verlassen könnte?! Kein ernster Kritiker wird heute einem Drama Zugeständnisse machen, in dem kein sogenannter positiver Kern steckt, hinter dem nicht eine Weltanschauung steht. Die Forderung auf Ethik war von jeher eine ganz selbstverständliche. Nur nebenbei lief eine Lustspiel- und Komödiendramatik seichtester Art, die wir vornehmlich Frankreich zu verdanken haben. In den letzten zwanzig Jahren hat sich diese „Nebendramatik" stärker bemerkbar gemacht, als Konzession an die Zerstreuungssucht eines kulturübersättigten Publikums. Komödie und Lustspiel liegen darum stark darnieder. Neuerdings sucht, wie Sie wissen, u. a. der Jude Carl Sternheim mit seinen Komödien neue Wege, von den einen jubelnd begrüßt, von den andern abgelehnt.

Wie wäre es ohne Ethik auch möglich, zu Kraliks Weihespielen und Festbühne zu kommen? Begreift sie doch alles in sich, was jemals mit dem Begriff Kultur verbunden war. Und was ist Kultur? Die große, harmonische Dreieinigkeit von Religion, Kunst und Volk! Sie werden mir verzeihen, lieber S., daß ich nun wieder von diesem Thema beginne. In der letzten Zeit sind mir jedoch wieder Schriften zur Hand gekommen, die auch theoretisch die Ausschaltung des ersten und wichtigsten Faktors, der religiösen Anschauung, für das Drama fordern. Diese Anwälte propagieren dafür ein Kraftmeiertum durchaus materialistischer Natur und geben das für Idealismus aus. Wohl muß jede Kunst idealistisch sein, aber der Idealismus muß sich von Gott herleiten. Der Naturalismus ist wieder ganz in der Materie versunken. Auch der Neuklassizismus im Drama (Paul Ernst, Lienhard u. a.) hat nicht jenen höchsten Geist, nicht das Wirken des Urewigen zur Grundlage, die die wahre, echte, tiefe Kunst religiös werden lassen.

Die materialistische Moderne im Drama steuert unaufhaltsam einem Abgrunde zu, eben weil ihr der geistige Halt fehlt und weil sie aus nichts anderem schöpft als aus dem Zeitgeist, der sich heute in einer gesättigten, religiös völlig

Digitized by Google

indifferenten Überkultur auslebt. Sie, lieber S., als Schauspieler leiden Schaden an Ihrer Kunst durch die Darstellung moderner Rollen, die nur das Kleine und Kleinliche im Menschen wecken und den Zusammenhang mit dem Allgemeinmenschlichen verloren haben. Doch darüber im nächsten Brief.

Bis dahin grüßt Sie Ihr L.

2.

Lieber S.!

Heute habe ich vor, mich über die Stellung des Schauspielers zur modernen Dramatik als Rollengebiet und psychologischen Fundus auszusprechen.

Sie werden sich noch erinnern können, daß ich Ihnen gegenüber oft die Ansicht vertrat, daß in erster Linie nicht der Schauspieler aus einer Rolle etwas macht, sondern umgekehrt die Rolle in Seele und Charakter des Darstellers einen Lösungsprozeß gebundener Kräfte herbeiführt. Hat solchergestalt der Schauspieler mit seinem Charakter seine Partie verarbeitet, so ist es klar, daß er in Abhängigkeit von seiner Rolle ist. Er wird mit seinen innerlichen Kräften den darzustellenden Charakter als Stück seines Selbst nach außen projizieren. Daß dem so ist, haben Sie mir aus Ihrer eigenen praktischen Erfahrung bestätigt.

Sie begreifen nun, wie sehr das einseitig gepflegte Genre des modernen Konversationsstückes z. B. auf die Charakterbildung gerade junger Schauspieler Einfluß nimmt. Erinnern Sie sich an Auernheimers „Paar nach der Mode"? Wie quälen sich die beiden Menschen in ihrer jungen und schon unglücklichen, scheidungsbedürftigen Ehe!

Der Schauspieler nimmt mit der Zeit bei Darstellung solcher Rollen zu viel Allzumenschliches in sich auf. Es gibt, da die Dinge nun einmal so liegen, nur ein Mittel gegen eine völlige Charakterverseuchung der Schauspieler: Mehr Klassiker! Also mehr gesunde Ethik, mehr Pathos, mehr Allgemeinmenschliches! Die heroische Einfachheit klassischer Charaktere, z. B. Schillers, tut heute not als Regulativ einer hypermodernen Erziehung, die es möglich gemacht hat, ein modernes Konversationsgequatsch leichter zu spielen als eine klassische Rolle. Sie haben mir einmal geklagt, daß man so oberflächlich werde bei dem heutigen Rollengenre. Das ist auch noch rein technisch zu nehmen. Sie verlernen das Sprechen. Der rhythmische Fluß einer Rolle geht verloren, weil Sie keine Verse mehr sprechen. Wenn auch sonst alles am Naturalismus gut gewesen wäre, das allein

Digitized by Google

hätte ihn schon auf die Dauer lebensunfähig machen müssen, daß er die Schauspiel- und Sprechkunst verflacht und so schwer geschädigt hat. Wenn Sie öffentlich in Ihrem Fach nicht genügende Gelegenheit bekommen sollten, so studieren Sie für sich klassische Rollen. Ihr Schaden wird es nicht sein!

Es grüßt Sie Ihr L.

3.

Lieber S.!

Wir können uns nicht mehr verhehlen, daß es mit der dramatischen Zucht abwärts geht. Die Sturm- und Drangzeit des 18. Jahrhunderts hat keine solche Auflösung der äußeren Form gebracht, wie sie sich jetzt wieder bedenklich bemerkbar macht. Im 18. Jahrhundert folgte auf den Niedergang die klassische Dramentechnik Schillers, im 19. Jahrhundert konnte an der Schwelle einer neuen literarischen Aera Gustav Freytag seine „Technik des Dramas" schreiben. Der Naturalismus hat nur die alte Form gesprengt, ist aber selbst wieder Form geblieben, wenn auch eine völlig neue und andere. Nicht das Umgießen der Form ist der Niedergang, auch nicht den ästhetischen Mangel an Formgefühl meine ich vor allem, sondern die Zersplitterung dieses Formgefühls, das in gewisser Dichtigkeit immer vorhanden sein wird. Ich denke an Tolstojs „Lebenden Leichnam", Gorkis „Nachtasyl", Hamsuns „Vom Teufel geholt". Auf alle drei kann man den Ausspruch eines Berliner Kritikers anwenden: „Wenn ich mit zugeschnürter Kehle und einer Gänsehaut im Theater sitze, Aug und Ohr nicht mehr von der Bühne wenden kann und hingerissen bleibe bis zum Schluß — dann hat man mir trotz Aristoteles nichts anderes als ein Drama vorgespielt." Die Praktiker wie die Theoretiker gehen offenbar auf die dramatische Wirkung. Was aber die Meister an Mitteln zur Erreichung derselben beherrschen, kann das nicht den Jungen und ganz Jungen zur Klippe werden? Ich greife ein typisches Beispiel heraus. Im März dieses Jahres las in Berlin ein junger Mann, Walter Hasenclever nennt er sich, ein Drama „Der Sohn" vor. Die dramatischen Regelmenschen wußten damit gar nichts anzufangen. Halb Typen, halb realistische Menschen, führen ein Stück ohne Aufstieg, ohne Abfall, ohne organische Knüpfung und Lösung eines dramatischen Knotens durch. Und doch braust in dem Werk eine junge, überschäumende Kraft, die — und das ist es, worauf es mir ankommt — einfach die Dämme niedergerissen hat. Hasenclever hat

Digitized by Google

aus dem Chaos seiner unmittelbaren Empfindung heraus geschaffen und die Titanenarbeit geleistet, dieses Chaos zu gestalten. Aber wohin wird das die Form führen?! Was ist, wenn das, was bei dem einen noch Jugend, Kraft und Talent ist, bei den ganz Talentlosen Bemäntelung ihres Unvermögens wird? Dem Mangel an Können wird der Mangel an Wollen folgen! Die Kritik wird auf der Bühne eine solche Produktion ja nicht aufkommen lassen, wenn sie auch genug radikale Vertreter hat — ist aber jemals durch die kritische Arbeit weniger einer Entwicklung Einhalt getan worden?

Ihr L.

4.

Lieber S.!

Mit dem Inhalt meines heutigen Briefes werden Sie als Praktiker nicht einverstanden sein, das weiß ich. Nichts destoweniger will ich mit meiner theoretischen Meinung nicht zurückhalten. Wenn ich sage, daß sich die Kunst des Schauspielers nicht erlernen lasse, so werden Sie das ganz selbstverständlich finden. Und wie schwer sündigen gerade da die Theaterschulen. Sie begnügen sich nicht damit, den Schülern die äußerliche und äußere Technik anzulernen — nein, sie legen auch Schemata für einzelne Charaktere der Weltdramatik fest. Sie impfen Auffassung ein. Nicht um Anleitung zu geben, sondern um den Anhänger überhaupt zu befähigen, eine Rolle darzustellen. Die Lehrer werden zu dieser Methode durch das oft minderwertige Schülermaterial geradezu gezwungen. Heute laufen so viele zum Theater, die sich maschinell ausbilden lassen, dabei aber nicht eine Spur von Individualität und Intuition besitzen. Kommen diese an die Bühnen, schlagen sie ihre Rollen meist über einen Leisten; wie sollten sie auch anders?! Es sind zu viele Kunsthandwerker unter den Schauspielern, die Künstlichkeit mit Kunst verwechseln.

Da komme ich auf den Punkt, gegen den Sie opponieren werden. Man sollte auf den Theaterschulen Talentproben in der Art vornehmen, daß man den Schülern eine Rolle nur textlich lernen läßt, dann soll er antreten und die Darstellung improvisieren, ohne Stellungen, Regeln eingeprägt zu haben. Das Spiel wird unbeholfen sein, aber was Talent, was Talentlosigkeit, was Unbeholfenheit, was Unverständnis ist, wird der erfahrene Lehrer immer herausmerken. Ich bin auf diesen Gedanken durch die Theatergeschichte gekommen — durch Carlo Gozzi. Dieser geniale Mann hat keinen Text geschrieben, sondern nur den Inhalt

Digitized by Google

der einzelnen Szenen skizziert. Er tat dies in der Erkenntnis des Urgrundes der mimischen Kunst. Sein Schauspieler war gezwungen, direkt aus seinem Talent heraus die Rolle erst zu schaffen.

Alles schauspielerische Mittelgut, alles rein Technische wird so abgestoßen werden können. Verhältnismäßig wenige werden bestehen können, aber diese wenigen werden Künstler sein.

Richard Wagner geht in Bezug auf den Dramatiker noch weiter, wenn er sagt: „Der dramatische Autor, welcher nie zu der Vorstellung gelangt ist, welche Kraft seinem Werke innewohnen würde, wenn er es durchaus nur improvisiert vor sich aufgeführt sehen könnte, hat auch nie wirklichen Beruf zur dramatischen Dichtkunst in sich empfinden können."

Wenn man aus all dem die „modernste" Konsequenz zieht, so kommt man schließlich zur Forderung, beim mimisch dramatischen Unterricht übungshalber den Kinoapparat einzuführen!

Bitte lächeln Sie nicht, lieber S., und seien Sie gegrüßt von Ihrem L.

(Fortsetzung folgt.)

An Dir, Du feines Zweiglein . . .

Von Ferdinand Mayer

An Dir, Du feines Zweiglein, hängt ein Hauch
Von meinem Mund. Ach er gefriert zu Reif
Im fröstelnden Gefild und auch
Dein Laub wird falb und steif.

Und an mein Kleid klopft scheu Dein Blütenleid
Und krampft sich ein mit Fingern fast wie Eis,
Es hört mein Herz durchs Winterkleid
Dein Fieberfrösteln leis.

Und Deine Sternlein Reif umstarren fest
Mein heißes Herz und sehen wie ein Strauß
Vereister Lilien, gepreßt
Auf Feuerrosen, aus.

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Worin besteht das Geniale?

Wir leben heute in einer Zeit, die den Wert und die Bedeutung der Kunst im allgemeinen mehr nach der äußeren Gestaltung — der Form — als nach der innerlichen Tiefe der Entwicklung — dem Inhalt — beurteilt. Daß dem wirklich so ist, wird keineswegs nur von grundsätzlichen Verneinern jener Welt- und Lebensanschauung, deren Ausdruck die moderne Kunst ist, behauptet; es ist vielmehr das übereinstimmende Urteil von Persönlichkeiten, die selbst mitten im modernen Geistesleben stehen. Eine überzeugende Bestätigung dieses Urteils finden wir neuerdings im „Literarischen Echo", in einem Aufsatze, den Richard Müller-Freienfels, der Verfasser der bei Teubner erschienenen „Psychologie der Kunst", geschrieben hat. (Lit. Echo 15. August 1914 Sp. 1531 f. f.) Die hier entwickelten Gedanken bieten nach verschiedenen Seiten hin so viele Anregungen, daß wir es für sehr nützlich halten, einige herauszugreifen und zu beleuchten.

Müller Freienfels geht von der Feststellung aus, daß im Lauf der Zeiten und auch heute noch die Meinung über das Verhältnis von „Genialität" und „Fleiß" hin- und herschwankt; nämlich in der Antwort auf die Fragen, ob Fleiß allein oder doch hauptsächlich das Genie ausmache, oder ob in der mühelosen, durch Fleiß nicht zu erreichenden Improvisation das „Geniale" liege. In jeder dieser Meinungen stecke ein berechtigter, nur allzu einseitig formulierter Kern. Es sei Tatsache, daß die meisten Genies einen außerordentlichen, wenn auch manchmal aussetzenden Fleiß angewendet und daß viele große Künstler einen ehernen Fleiß als unumgänglich nötig für die Schaffung großer Werke erklärt haben. Daneben besteht aber die andere Tatsache, daß der Fleiß oft nur vorbereiten und anbahnen kann, daß es aber „der Gunst einer glücklichen Stunde" oder — wie andere meinen — einer spezifischen genialen Veranlagung, eines erleuchtenden und erhellenden Erlebnisses bedarf, um das durch täglichen Fleiß gesammelte Rohmaterial erst zum rechten Fluß und Guß zu bringen.

An diese Analyse des dichterischen Schaffens schließt sich nun die Untersuchung, wie sich das Publikum in seiner Wertung der Kunstwerke in dieser Hinsicht und in ver-

Digitized by Google

schiedenen Zeiten verhalten habe. Die Antwort lautet: Diametral entgegengesetzt — bald sei die Intuition allein, bald der Fleiß allein geschätzt worden. Das letztere sei im Mittelalter und in der Meistersingerzeit der Fall gewesen. Man schätzte die metrische Akribie, die Gelehrsamkeit, das Silbenzählen, die Korrektheit, nicht freies schöpferisches Gestalten. Erst in der Zeit der Klassiker und noch mehr der Romantiker erscheine umgekehrt die geniale Formlosigkeit als das höchste Ideal (?). Das ganze neunzehnte Jahrhundert neigte dazu, in der leichten Improvisation, in der schöpferischen Intuition das Wesen der Dichtkunst zu sehen.

In der Gegenwart mache sich nun wieder die Tendenz bemerkbar, den Fleiß, die technische Arbeit als das wichtigste zu bewerten. Die Arbeit an der Form, am Stil ist bei vielen Dichtern — als typische Beispiele werden Liliencron, Stefan George, Thomas Mann erwähnt — die Hauptsache. Darin, daß bedeutende Dichter mit ihrem eigenen Fleiß einen Kultus treiben, sich selbst, wie besonders Thomas Mann, hauptsächlich als Stil- und Formkünstler preisen, ein ganz einseitiges Künstlerideal aufstellen, liege die Gefahr, daß im Publikum sich eine derartige Wertung der Kunst nach der aufgewendeten Arbeit verbreite; daß es verlerne, das Wesentliche an der Dichtung zu sehen und die Details überschätze. Besonders nach dem Beispiele Thomas Manns werde es unter den jungen Dichtern Mode, gleichsam den Schweiß, den ein Werk gekostet, auf Flaschen zu füllen und als Beweis der künstlerischen Arbeit mitzuliefern.

Jedenfalls sei es aber nicht die Korrektheit der Form gewesen, die alle großen Kunstwerke über den Strom der Vergänglichkeit hervorgehoben hat; sie sind oft reich an Formfehlern. Ihre Lebenskraft beruhe auf ganz anderen Qualitäten, nämlich auf „Der Kraft der Vision, der Fähigkeit, die Sehnsucht und den Glauben ganzer Zeiten zu gestalten".

Um an diese Ausführungen einige „Gralgedanken" anknüpfen zu können, wollen wir zunächst einmal die Richtigkeit der von Müller-Freienfels behaupteten Tatsachen voraussetzen. Es wird uns allerdings schwer, zuzugeben, daß z. B. das ganze Mittelalter den Wert dichterischer Werke nur nach so äußerlichen Dingen, wie metrische Akribie, Gelehrsamkeit, mühseligen und sorgfältigen Wortsatz usw. beurteilt habe. Sollten die Zeitgenossen Wolframs von Eschenbach wirklich alle dem von Müller-Freienfels angeführten Urteile Gottfrieds von Straßburg beigestimmt haben, der für Wolframs Genie kein Verständnis hatte? Sollten sie für die großen Gedanken und Ideen, die in Wolframs

Digitized by Google

Dichtungen leben, ganz unempfänglich gewesen sein? Wir glauben nicht! Aber nehmen wir an, es sei so gewesen. Wäre das nicht leicht zu erklären? — Das Mittelalter war ein durch und durch gläubiges Zeitalter, das Blütenzeitalter des germanischen Christentums. Sein Glaube erfüllte das Volk, soweit es geistigen Strömungen zugänglich war, mit derart hohen Ideen, daß die Dichtkunst nur nachstammeln konnte, was der Glaube in den Herzen schuf und gestaltete. Alle Ideale der Dichtkunst lebten schon höher und reiner im Glauben. Es wäre darum nicht verwunderlich, wenn ein solches Zeitalter in der Dichtkunst weniger die Gestaltung seines Sehnens und Glaubens — diese fand es ja in seiner Kirche! — gesucht hätte, weniger den Inhalt, als die nur der künstlerischen Darstellung eigene Form. In einem Goldlande, wo das Gold sozusagen auf der Straße liegt, schätzt man an goldenen Gefäßen weniger das Material, als die schöne Form. Verarmt aber eine Zeit an religiösen Idealen, so wissen die tieferen Geister sie umsomehr in der Kunst zu schätzen.

Wenn heute wieder die Form, der Stil für wichtiger geachtet wird als der Inhalt, so sind die Ursachen davon jenen, die der Formschätzung des Mittelalters zugrunde lagen, gerade entgegengesetzt. Der Unglaube hat nicht nur die religiösen Ideale, sondern namentlich in seiner Erscheinungsform als Diesseitsreligion, als Materialismus überhaupt alle Ideale ertötet. Die praktische Wertschätzung der Materie gegenüber den übersinnlichen geistigen Gütern ist trotz alles Geredes über moderne Geisteskultur immer mehr im Wachsen. Die „Ideale" der meisten Menschen sind heute grobsinnlicher Natur, und eine Dichtkunst, die das Sehnen und Glauben dieses allem Göttlichen entfremdeten Geschlechts ausspricht, muß sich auf das Sinnfällige, also hauptsächlich auf Formkultur beschränken. Eine Menschheit, die an nichts Göttliches mehr glaubt oder mit diesem Göttlichen, das sie im Munde führt, nur sich selbst meint und anbetet, die ein Geistiges nur noch als Eigenschaft oder Wirkung der Materie anerkennt, kann doch für das Wirken rein geistiger Kräfte in der Kunst kein Verständnis haben. Ihrer Kunst genügt der grobsinnliche Inhalt. Alle große Kunst ist aber das Durchschimmern ewiger geistiger Kräfte durch die sinnliche Darstellung. Aber weder das kunstkonsumierende Publikum, noch die modernen Künstler kennen diese ewigen Kräfte, die nur im Glauben ruhen, und was diese Künstler nicht haben, das können sie nicht geben. Darum ist ihre Kunst Außen- und Formkunst, nicht Inhaltskunst und darum verwenden sie all ihr Können auf die

Digitized by Google

Form, die demgemäß auch in bestechender, aber leerer Schönheit am meisten Gefallen erweckt.

Wenn Jene recht hätten, die das Wesen der Kunst hauptsächlich in der schönen Form suchen, dann wäre auch die Frage entschieden, ob Fleiß allein oder schöpferische Intuition das Genie ausmache. Die Fähigkeit, seine Gedanken in eine glänzende Form zu gießen, ist bei entsprechender Veranlagung hauptsächlich Sache des Fleißes, des Studiums, der angelernten Technik. Darum ist es auch ganz selbstverständlich, daß Formkünstler, die zugleich unschöpferische Naturen sind wie Thomas Mann, George usw. das Wesen ihrer Kunst in der aufgewendeten Mühe sehen, mit ihrem Fleiß „einen Kultus treiben". Das mühelose, sozusagen inspirierte Schaffen des geborenen Genies ist ihnen eben eine unbekannte Größe. Sie sind mehr Handwerker als Schöpfer. Und daß die übergroße Schar derjenigen, die an ein Hereinragen ewiger geistiger Kräfte in die Sinnenwelt, also an eine Inspiration des Genies nicht glauben, in diesen geschickten Handwerkern die berufenen Künstler sieht, ist noch selbstverständlicher. Daß auch gläubige Katholiken diesen Kultus mitmachen, ist allerdings fast unglaublich und nur durch die suggestive Macht gewisser geistiger Irrtümer zu erklären.

Für uns besteht kein Zweifel, daß das Genie wesentlich in einer besonderen Veranlagung, in der Fähigkeit einer außerordentlichen Steigerung der Seelenkräfte liegt. Diese Steigerungsfähigkeit bezieht sich besonders auf das innere Gesicht, das Ahnen und Schauen, und auf die Gestaltungskraft, die bei ganz großen Künstlern etwas Schöpferisches annimmt und als Abglanz der Schöpferkraft Gottes erscheint. Daß diese nicht unausgesetzt, sondern nur in Zuständen innerer Ergriffenheit arbeitende Visions- und Schöpferkraft sich mit Fleiß und Mühe paaren muß, wenn große Werke hervorgebracht werden sollen, ist selbstverständlich. Die schöpferische Intuition liefert eben nur ein geistiges Bild, das nur mit Mühe und Fleiß zu sinnlicher Wahrnehmungsfähigkeit gestaltet werden kann.

In dieser genialen Steigerung aller Seelenkräfte liegt auch die Fähigkeit des wahren Künstlers beschlossen, „die Sehnsucht und den Glauben ganzer Zeiten zu gestalten". Wer das mit Fleiß allein erreichen wollte, den müßte man ins Narrenhaus sperren. Gerade in dieser Aussprache dessen, was in uns allen, im ganzen Volke nach Ausdruck ringt und ihn doch nicht finden kann, außer im Künstler und Seher, birgt sich aber das Geheimnis der Wirkungskraft wahrer Kunst auf ganze Völker, ganze Zeitalter. Die Form-

Digitized by Google

kunst eines Thomas Mann, eines Stefan George und vieler anderer wirkt dagegen nur auf ganz kleine Kreise, wird nie Gemeingut des Volkes oder gar Erbe späterer Zeiten werden. Das beweist klar ihre Unzulänglichkeit. Wir haben überhaupt keine Kunst fürs ganze Volk, keine, die gestaltet, was jeder glaubt und fühlt. Das Geistesleben unseres Volkes, sein Glaube, sein Sehnen ist zerrissen. Darum ist auch die Kunst zerrissen. Es mußte eine Zeit kommen wie die gegenwärtige, um die einander fremden Töne des Volksempfindens wieder zu einer höheren Einheit zusammenklingen zu lassen. Jetzt könnte und sollte der Große kommen, der diese, hoffentlich nicht zu bald wieder verklingende Einheit künstlerisch gestaltet. F. Eichert.

Kritische Warte

E. v. Handel-Mazzettis Romantrilogie „Stephana Schwertner"

Von Anton Dörrer

Es ist schon lange her, seitdem sich „der Gral" zum letzten Male mit der Linzer Dichterin beschäftigt hat. 1909 veröffentlichte er den Erstabdruck ihrer „Sophie Barat", und etwas später nahm er Stellung zu ihrer bekannten „Erklärung" an den Heiligen Vater. Seither sind wir ihrem Namen nur selten im „Gral" begegnet. Besorgnisse um ihre Weiterentwicklung mögen die berufenen Sprecher zum Schweigen bewogen haben, so vermute ich.[1]) Auch mein väterlicher Freund, der verewigte Karl Domanig, verfolgte den Werdegang Mazzettis bekümmerten Herzens. Als er schon ans Krankenlager gefesselt war, da griff er zu dem jüngsten Ereignisse, zu „Stephana Schwertners" erstem Bande und eilte die Seiten durch. Erschöpft legte er das Buch beiseite mit den Worten: „Nun begreife ich unsere Handel-Mazzetti!" und einer jener entsetzlichen Anfälle, begleitet von Atemkrampf, folgte der inneren Erschütterung. — An die Dichterin selbst schrieb er damals: „In einer

[1]) Daß Handel-Mazzetti im „Gral" schwieg, das ergab sich dann von selbst, wollte sie nicht in den Verdacht des Doppelspieles kommen. Eine feindselige Stellung zum „Gral" ihr deshalb zuzumuten, entspräche nicht den Tatsachen. A. D.

Digitized by Google

Schmerzensnacht habe ich Ihre Stephana am Pranger betrachtet und hab' mich von ihr tröſten laſſen . . ."

Ja, nun hat ſich Handel-Mazzetti „ganz wieder gefunden". Langſam, unermüdlich ſchuf ſie in einſamer, heißer Gedankenarbeit aus ihrem Intellekt und aus ihrem Herzen Werke, die ſtufenweiſe der Vervollkommnung in Form und Idee zuſtrebten; das vierte ihrer Lebenswerke hat ſie auf der Höhe der Welt- und Menſchenkenntnis geſchrieben, für dieſes ſcheint ſie die größte Plaſtik der Geſtaltung, die klarſte und gedrungenſte Ausdrucks- und Gedankenkraft geradezu aufgeſpart zu haben. „Ich habe nie in meinem Leben gearbeitet wie jetzt!" ſchrieb ſie mir ſelber im November v. J.; und kürzlich: „Ich lebte dieſes Buch wie kein anderes; auch keines hat mich ſoviel geiſtigen Werdeſchmerz gekoſtet." Die Worte, die Handel-Mazzetti Johannes Kepler im dritten Teil der „Stephana", Kapitel XI, in den Mund legt: „Das iſt mein Lebensblut, das iſt der Schlaf meiner Nächte!", kann ſie ſelbſt von ihrer „Stephana Schwertner", vorab vom dritten Teile, ſagen.

Ob und inwieweit die prinzipiellen Erörterungen der letzten Jahre zu dieſer Steigerung und Klärung ihrer Kraftleiſtung beigetragen haben? — Wir wollen uns heute nur des ſiegreichen Erfolges freuen, den die katholiſche Kunſt in ihr errungen hat.

In der Vorſtadtkirche zu Steyr ruht ein barocker Schrein unter dem Marien-Altar. Er birgt die ſterblichen Reſte und Reliquien der heiligen Euphemia in wächſerner Faſſung, die angetan iſt mit dem Kleide der Unſchuld und dem Mantel des Martyrertums.[1]) Vor dieſem Schreine kam der Dichterin im Sommer 1908 die erſte Inſpiration zu ihrer „Jungfrau und Martyrin" Stephana Schwertner.

Herbſt 1911 ſollte die mit Spannung erwartete Neuheit in Dr. J. Rodenbergs „Deutſcher Rundſchau" erſcheinen. Erſt das Maiheft von 1912 wurde damit eröffnet. Vier Fortſetzungen folgten. Dann ſetzte eine Pauſe ein. Von Januar 1913 bis Juni 1913 folgten regelmäßig in jedem Hefte größere Abſchnitte. Aber von dem geplanten Abſchluſſe im Jahr 1913 konnte noch nicht die Rede ſein: die Autorin

[1]) Die heilige Euphemia iſt eine ſogenannte Santa battezzata, eine Heilige, deren Überreſte man in den Katakomben gefunden hat und von der es keine Legende gibt. Die Reliquien wurden im ſiebzehnten Jahrhundert (um 1680) nach Steyr gebracht. Ein altes Gemälde im ſtädtiſchen Muſeum ſtellt die Übertragung des Schreines mit den Gebeinen der Heiligen in die Vorſtadtkirche dar. Die liebliche Wachsfigur, in die jetzt die Gebeine eingeſchloſſen ſind, iſt viel ſpäteren Datums. Die ſchönen echten Blondhaare der Figur ſtammen von einer Steyrer Jungfrau, die ins Kloſter trat.

Digitized by Google

hatte sich eine zu gewaltige Aufgabe gestellt. Zu Weihnachten 1912 lag der erste Band („Unter dem Richter von Steyr"), nach Jahresfrist der zweite („Das Geheimnis des Königs") als Mittelband statt des Abschlusses vor und erst Juli 1914 folgte der dritte („Jungfrau und Marthyrin"). Die Pflege eines teuren Onkels, in dessen Häuslichkeit zusammen mit seiner Schwester die Künstlerin seit 1904 lebte, und der Tod desselben warf ihre Arbeitspläne für lange um. Dann kam die vom Publikum und Buchhandel ihr förmlich abgenötigte Abschließung und Herausgabe ihres fragmentarischen Jugendwerkes „Brüderlein und Schwesterlein".

Am meisten aber behinderte den Abschluß der „Stephana" das Kunstwerk selbst, das im Herzen der Dichterin ward und wuchs und zum Ideale sich entfaltete. Mit größter Liebe und Hingabe schuf sie an dem Werke, mit dem höchsten Aufgebote ihrer Kräfte, nachdem sie auch schon den Vorarbeiten, zumal der Sichtung und Prüfung der zeitgenössischen Quellen, mehr denn je Zeit und Sorgfalt gewidmet hatte. „Ich möchte, daß Stephana die Krone meines Schaffens sei", schrieb sie ihrem Verleger. Aber sie befürchtete auch Widerspruch: „Man wird Tendenz suchen, wo ich nur unerbittliche Wahrheit gab. Dieser Joachim Händel ist in seinen Hauptlinien nicht eine begrenzte geschichtliche, sondern eine perennierende Gestalt des Menschentums, von Jahrhundert zu Jahrhundert wiederkehrend, der Widersacher des Reiches Gottes; der Dränger der Kirche, in dessen Geist das non serviam des Engels der Finsternis lebt. Antichrist wird die vollendetste Ausprägung dieses stolzen, großen und verworfenen Typus sein. Der künstlerische Höhepunkt meines Werkes ist diese Gestalt, und ich bin mir bewußt, daß ich bei ihrer Zeichnung nie, weder aus Sentimentalität noch aus Berechnung, die Wahrheit verhüllt, ihre strenge Linie gemildert oder gebrochen habe ... Ich habe viel gewagt, die Zeit, in die ich diesen Mann stellte, streng wahrhaft, ohne Schönfärberei dokumentenmäßig darzustellen. Viele von denen, die über Jesses und Margarets Leiden Herzenstränen weinen, werden bei Händels teuflischem Urteil über Stephana zögernd fragen: ‚... Ist das wahr?' Ja, es ist wahr, innerlich wahrer noch als das Marthyrium Jesses." (Aus einem Briefe.)

Händel, der Richter von Steyr, gelang denn auch in der Tat der Dichterin am besten von ihren männlichen Gestalten. Mac Endoll ist noch nicht recht Fleisch und Blut, ist eine kluge Zeichnung, aber kein warmes, leidenschaftliches Leben. Jesse ist ein forscher Bursche, kein herrlicher Mann.

Digitized by Google

Zettl blieb in eine Episode zurückgedrängt und wirkte nur in einer Idee. Der alte Händel aber tritt uns in allen Lebensbeziehungen entgegen: als Parteimann, Gesetzgeber, als Gatte, Vater, sogar (in Reminiszenzen) als Liebhaber und überall bleibt er konsequent derselbe. In seiner Herrschernatur entwickelt er sich.

Eine solche Erscheinung fordert eine volle Größe für das Gegenspiel. Es ist ein Bauernmädchen und eine Wirtstochter in der Vorstadt. Dem Gewaltigen steht eine Heilige gegenüber, eine heilige Agnes von Steyr, jene Gotterwählte, die schon die junge Dichterin im Jahre 1890 zu dem Versepos „Die Braut des Lammes" begeistert hatte. Nicht Gatten-, nicht Mutterliebe — hier siegt die Gottesliebe der Jungfräulichkeit in überirdischer Kraft:

Agnes, agni salutaris
Stans ad dextram, gloriaris...

Stephana Schwertner ist ausgestattet mit allen Schönheiten und Tugenden einer katholischen Gottesjungfrau, die an der Seite eines starken, großen Mönches voll Glaubenseifer zur Heldin heranblüht. Pater Albert ist ein echtes Kind der Zeit des Kaisers Ferdinand II., ein Held, freilich in unserer katholischen Auffassung, und keineswegs frei von Härten und Mängeln. Das ist ja überhaupt einer der großen Vorzüge Handel-Mazzetti'scher Kunst, daß sie Menschen, volle und ganze Menschen ins Leben zaubert, angetan mit allen Kennzeichen der Menschlichkeit des Leibes und der Göttlichkeit der Seele. Und dieser Vorzug wird auch bei der Beurteilung dieser Romantrilogie zu parteiischer Stellungnahme Anlaß geben, je nachdem der Leser einer Partei angehört. Handel-Mazzettis Gestalten zwingen eben jeden, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, und ihre jeweilige subjektive Ausgestaltung der Geschehnisse, die sich um ihre Charaktere ranken und aus ihnen hervorwachsen, läßt dem Leser noch mehr Spielraum, auf Parteifärbung der Dichterin, auf die Tendenz des Werkes zu schließen.[1]) Und da es die Dichterin liebt, Charaktere und Ereignisse bis an die Grenze des Außergewöhnlichen zu führen, und imstande ist, mit außergewöhnlicher Darstellungskunst an diesen Grenzen zu

[1]) Handel-Mazzetti macht es eben wie Shakespeare und Goethe, „in deren Werken jede Person, und wäre sie der Teufel selbst, während sie dasteht und redet, Recht behält, weil sie so objektiv aufgefaßt ist, daß wir in ihr Interesse gezogen und zur Teilnahme an ihr gezwungen werden: denn sie ist eben, wie die Werke der Natur, aus einem inneren Prinzip entwickelt, vermöge dessen ihr Sagen und Tun als natürlich, mithin als notwendig auftritt" (Schopenhauer: „Aphorismen zur Lebensweisheit"). Mit Schopenhauer können wir also von Handel-Mazzettis Romanen sagen: wer erwartet, daß in ihrer Welt die Teufel mit Hör-

Digitized by Google

operieren, müssen von selbst die Urteile in Extremen auskklingen. Die Wiederholung dieser außergewöhnlichen Personen, Ereignisse und Zeiten hätte denn auch bei jeder geringeren Kraft zur Monotonie der Werke und Erschlaffung der Leser geführt und man wird nicht fehlgehen, wenn man Handel-Mazzettis obige Worte in diesem Zusammenhange auffaßt, daß sie in „Stephana Schwertner" das Außergewöhnlichste mit außergewöhnlichsten Mitteln erreicht hat.

Vielleicht kommt diese Tatsache in keiner Erscheinung des Romans so lebhaft zum Bewußtsein, als beim dritten „Helden", Joachim Händels Sohn, dem „Heinrich", einem eingebildeten, selbstgefälligen Buben, der bald von Weichheit, bald von Liebe, bald von Rache und Blutgier geleitet wird. Die Autorin, welche auch das Titelbild des Buches entworfen hat, versinnbildet ihn durch einen Löwen. Eine geringfügigere Raubkatze, Leopard oder Panther, würde Heinrichs Wesen besser illustrieren, das Anfangs aus Eleganz, Süffisance und Dünkel sich zusammen setzt. Selbst die Anfälle konfessioneller Gehässigkeit, die er hat, wirken neben dem überlebensgroßen Romhaß seines Vaters wie das spielhafte Herumbeißen eines Raubtierjungen, das noch nicht Blut geleckt hat, gegen die wilde Blutgier einer ausgewachsenen Bestie. Erst die Liebe zu Stephana und später dann, als er sich betrogen glaubt, die Eifersucht, gibt dem „süffisanten Fratzen," wie ihn der Kaiser Matthias nennt, eine gewisse, wiewohl ephemere Charaktergröße.

Künstlerisch erreicht diese Figur nicht die Vollkommenheit des alten Händel, der Steffi und des Ketzerapostels Albertus; aber menschlich, vielleicht richtiger gesagt: zeitlich rückt Heinrich weit näher an uns heran als jene drei.

In der Darstellung der reichen Handlung macht sich ein dramatischer Wechsel von großen und kleinen, von romantischen und sentimentalen, äußeren und inneren Szenen geltend. In der Wucht der Massenszenen, in der Einfühlungsfähigkeit seelischer Entwicklungen und Vorgänge, in dem Erfassen der Volkspsyche und in der Ehrlichkeit und Wärme der Überzeugungen hat Handel-Mazzetti Meisterhaftes geleistet. Ihren

nern und die Narren mit Schellen einhergehen, wird stets ihre Beute oder ihr Spiel sein. Wir sind zu sehr an schlechte Romanschriftsteller gewöhnt, welche, wenn sie Schurken oder Narren darstellen, so plump und absichtsvoll dabei zu Werke gehen, daß man gleichsam hinter jeder solchen Person den Dichter sieht, der ihre Gesinnung und Rede fortwährend desavouiert und mit warnender Stimme ruft: „Das ist ein Schurke, das ist ein Narr, gebt nicht auf das, was er sagt . . ." Aber so will es der Durchschnittsleser, weil er den Roman als Unterhaltungslektüre überhaupt hinnimmt und mit entsprechender Oberflächlichkeit liest und beurteilt.

Digitized by Google

Fortschritt und ihre Reife hat sie aber auch in der Treffsicherheit bezeugt, mit der sie uns Kampfzeiten, Kämpfernaturen und deren Umgebung verlebendigt, beiden Seiten gleich gerecht, doch ohne zu verhüllen, welche Kämpfer den guten Kampf kämpfen.

Ein Schweizer (M. Schnyder, Luzern) hat die Künstlerin in einem prächtigen Vergleiche mit dem Maler Matthias Grünewald vorgeführt. Ich könnte nicht trefflicher diese einzigartige Erscheinung in unserer Romankunst mit einem Worte bezeichnen, und nicht drastischer die Eigenkunst der Linzerin ins grellste Licht stellen, jene Hartnäckigkeit, die einen über den Sonderwillen schweigen heißt im Großen, so daß man Kleinlichkeiten wie die selbstherrliche Folge der Rosenkranzgeheimnisse, die Steffi stickend mit ihren Geschwisterchen zu Garsten betet, oder die unnotwendige Übernahme des Priesterdienstes durch Steffi (hätte der Korb nicht genügt?) gar nicht so leicht auszusetzen wagt.

„Stephana Schwertner" übt schon heute eine Macht auf das deutsche Volk aus; den einen reißen die Kaiserszenen dahin, den andern rührt das vielfache Martertum Stephanas, den dritten berauscht die Persönlichkeit Joachims und den vierten läßt selbst der junge Händel nicht mehr los. Die Großartigkeit des dritten Teiles überbietet trotz seiner ungewöhnlichen Ausdehnung weit die übrigen. Die größte Macht des Buches aber liegt in der Idee, daß die Welt durch Leiden erlöst werde, daß alle religiösen und sozialen Fragen in Christi Gebot von der Nächstenliebe ihre beste Lösung finden, daß durch Elend wir mit Hilfe der göttlichen Gnade zur Herrlichkeit des vollen Glückes gelangen. Dieses stillinnerliche Ideal schimmert hier heller als durch die andern großen Werke der Linzer Dichterin. Auch wenn sie beurteilend an fremdes Schaffen herantritt, wird man sie stets als Anwaltin jener Werke, die die Liebe im Leid verherrlichen, finden; und es ist gewiß kein Zufall, daß sie z. B. aus Domanigs Werken immer wieder die Braut des Vaterlandes, darin eine Heldin ihren Geliebten für die Befreiung des heiligen Landes Tyrol dem Tode hingibt, als schönste Perle hervorhebt. — Gerade dies Verständnis für leidende Liebe ist es aber auch, das sie trotz eigener Frommgläubigkeit an den Schmerzen auch der im Glauben getrennten Brüder so innigen Anteil nehmen läßt, daß bei lebhaft empfindenden Gemütern der Eindruck entstehen konnte, ihr künstlerisches Mitleid sei religiöse Sympathie . . .

„Stephana Schwertner" beansprucht bei dem erwachsenen Leser Ernst, Reife, Überlegung und Hingabe. Wir müssen uns erst allmählich an solche literarische Geschenke gewöhnen

Digitized by Google

lassen. Gottlob, daß uns die Geberin geschenkt ist. Möge auch ihr nun, nach vielen Tagen des Rechtens, ihr gutes Recht auf vollste Anerkennung zu teil werden.

* * *

Was vor allem die Romantrilogie über die bisherigen Werke Handel-Mazzettis (den großen Erstling „Meinrad Helmperger", den ersten Höhepunkt ihres Schaffens „Jesse und Maria" und die kunstreiche Episode aus der Religionskampfzeit „Die arme Margaret", dem Übergang zur Höhe und auch zwischen der Konzeption und Ausführung „Stephanas" entstanden) hoch hinaus erhebt, hat die Epikerin durch den großartigen Aufbau, die reichhaltige Verteilung und Abstufung der Parteirollen und Hauptcharaktere, durch die vertiefte Individualisierung der religiösen Gegensätze und Kampfesweisen und durch den weitausschauenden historischen Hintergrund in der „Stephana Schwertner" erreicht. Die oben erwähnten vorausgegangenen Romane bedeuten also Vorstufen zur nunmehrigen Höhe. Wie aber bei jedem genialen Künstler in den Erstlingen eine Überfülle der besten Kraft verausgabt wird, auf die er in seinen Meisterwerken zurückgreifen muß, so befürchtete man auch bei Handel-Mazzetti angesichts ihrer Beschränkung auf eine Stoffzeit und Idee ein ihr schädliches Sichwiederholen und Sichselbstüberbietenwollen. Dieses wiederholt in Kritiken lautgewordene Gerede mag dazu beigetragen haben, daß die Autorin in „Stephana Schwertner" gewisse Vorkommnisse, die an und für sich in ihrem Legendenroman am Platze gewesen wären, umgangen hat, so z. B. die Hinrichtung Heinrich Händels. Freilich mag da auch das sichtliche Bestreben der Dichterin, in dem Legendenroman zu mildern und zu verklären, mitgewirkt haben.

In „Stephana Schwertner" knüpft die feingebildete Verfasserin gerne an literarische Erinnerungen an, (z. B. gemahnt die erste Begegnung Stephanas an die Bibel und an die Jungfrau von Orleans und der letzte Ritt des jungen Händel an den Totenritt Leonorens), und deutet von ihren Roman-Ereignissen auf gegenwärtige Erscheinungen hin. Wenn die Stephana-Legende ausklingt in einen eucharistischen Lobgesang, klingen uns da nicht die Glocken des eucharistischen Kongresses wieder?! Handel-Mazzetti hat in ihrer Historie eine ungemein lehrreiche Gegenwartsdichtung geschaffen, ein erhebendes und erbauendes Buch für alle Christgläubigen.

Daß bei der Ungeduld der Leser (die ersten zehn Tausend des dritten Bandes waren innerhalb zweier Monate vergriffen!) der Druck beschleunigt wurde und desbalb da und dort ein unzutreffendes Wort, einzelne scheinbar romantische Lieblingsausdrücke und etliche Druckfehler stehen blieben, ist bei einem Roman von über 1500 Seiten Umfang und bei den großen Setzerschwierigkeiten des Dialektes wohl entschuldbar. Im nächsten Neudruck werden wohl auch diese formellen Mängel verschwinden. Auszubessern wäre im 2. Bande auf Seite 102 elf, statt: zwölf in Waffen, Seite 159 weigern statt: wegern, Seite 187 Protestantismus, statt: Protestantism, Seite 213 der, statt: der der, Seite 353 Spruch, statt: Sprüchlein (welches Wort für die feierliche Szene zu kleinlich wegwerfend klingt). Begrüßen würden viele Leser sicher auch Übersetzungen (in Anmerkung) jener fremdsprachlichen Stellen (es sind nicht wenige Idiome in diesem Romane vertreten), die für die Durchschnittsgebildeten unverständlich, aber im Roman, wie die Zitate aus Calvin, von Bedeutung sind.

Im Gegensatze zu der bisherigen Haltung gegenüber Handel-Mazzetti'schen Romanen beeilte sich unsere Presse gerade nicht, ihr überragendstes Werk als Ganzes bald und eingehend zu besprechen. Der Krieg, der auch diesen schon Ende Juni geschriebenen und später mit

Digitized by Google

dem folgenden vermehrten Aufsatz erst jetzt erscheinen läßt (Trier liegt ja in der Gefahrenzone!), mag manche Veröffentlichung verzögert und viele kritische Federn lahmgelegt haben Es ist mir bekannt, daß z. B. in der Redaktion der Wiener „Reichspost" eine treffliche Studie des schneidigen Tyrolers Hans Hochegger und in der des Luzerner „Vaterland" Abhandlungen von M. Schnyder u. a. seit langem der Veröffentlichung entgegensehen. Nachdem aber der Roman in seinem Schlußteile einen Monat vor dem Kriegsausbruch im Buchhandel vorlag und etlichen Schriftstellern die Aushängebogen schon früher zugekommen waren, kann man eine gewisse Verwunderung nicht mehr unterdrücken, daß erst wenige berufene Katholiken zu dem bedeutsamen Werke Stellung genommen haben. Wollen sie mit ihrem Urteile zurückhalten, weil tonangebende Protestanten und Juden schweigen? Oder sind jene durch Handel-Mazzettis bestes Buch enttäuscht worden, welche bisher ihre Romane, vielleicht nicht immer nur aus künstlerischer Begeisterung, nicht genug rühmen konnten? Dann rächte es sich schon heute, daß man die österreichische Dichterin zur siegreichen Verwirklicherin einer literarischen Richtung erhoben und als solche gezeigt und gepriesen hatte?

Doch zur Sache, den bisher erschienenen Besprechungen!

Etwas kleinlich gibt sich als einzige Auseinandersetzung mit der großen Romantrilogie die Besprechung eines η in der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 655) für das führende Zentrumsblatt. Abgesehen davon, daß die Kritik im Verhältnis zur Deutung der Schönheiten des Werkes und der Fortschritte der Künstlerin allzu reichlich auslädt, sind ihr auch etliche Unrichtigkeiten unterlaufen, die hier berichtigt seien, nachdem die Zeitung selbst begreiflicherweise „für die literarische Kritik jetzt keinen Raum" hat. Der Beurteiler bedauert eingangs das bruchweise und langsame Erscheinen der „Stephana Schwertner", offenbar ohne sich an Cervantes und Manzoni zu erinnern. Er behauptet, daß der „trotzige protestantische Junker" Heinrich Händel der Titelheldin gegenüberstehe. Unbeachtet, daß Händel nicht dem Altadel angehört und also nicht ein Junker sein kann, hat doch gerade das besprochene Werk seine künstlerische Überlegenheit vor den früheren Handel-Mazzettis auch dadurch erreicht, daß die konfessionelle Gegnerschaft sich nicht auf je eine führende Rolle beschränkt, sondern reichlich abgestuft sich auf Gruppen verteilt. Wollte man schon von zwei Hauptgegnern sprechen, so können nur der Richter und Stephana gemeint sein. Der Richter (der kein Enkel Calvins ist, wie η behauptet, sondern eine Enkelin zur ersten Frau hatte) ist ein kleiner Napoleon, dessen Herrsch- und Selbstsucht allmählich alle guten Eigenschaften verdrängt und selbst sein lutherisches Bekenntnis, das er mit dem calvinischen vereinigen will, nur mehr als Mittel zur Machtvermehrung ausnützt. Also, der starre Lutheraner und glühende Fanatiker des η ist der alte Händel nicht. Und ebenso nichts ist es mit dem Abt, da der Betreffende bezeichnenderweise nur zufällig Vikar ist und nach der Stimmung des Konventes (wie vorsichtig und gemäßigt ist doch die Verfasserin des „Meinrad" und des „Jesse" geworden!) nie Abt wird; und nichts ist's mit den zwei grünen Augen eines Uhus, die der Stephana in den Pestturm leuchten müssen. η hält die Auseinandersetzung der beiden Händel vor dem Kaiser als zu stark aufgetragen. Sie ergibt sich aus den Charakteren der beiden und aus den Absichten der Streitenden, des Kaisers und des Kanzlers. Und muß nicht trotz η Heinrich an die Beweise der Schuld Stephanas glauben, nachdem er selbst sie verkleidet nachts zum Turme schleichen gesehen hat? Der Roman sei endlich zu lang. Don Quichote, Promessi sposi, die Werke von Dickens, Gustav Freytag, Gottfried Keller stehen wohl nicht nach.

Vorliegende Kritik hat Schule gemacht, wie das Luzerner „Vaterland" vom 27. Juli (Redakteur M. Schnyder) aufzeigt und

Digitized by Google

die „Salzburger Chronik" vom 15. und 18. August (Chefredakteur Franz Eckardt) andeutet. Wenn also η von „unbedingten Lobrednern Handel-Mazzettis" spricht, so sei verraten, daß mehrere von ihnen ungleich mehr und selbständigeres an dem Roman der Autorin gegenüber auszusetzen wußten, als die Nachgänger des η, zugleich aber in ihren öffentlichen Kritiken über das Kleine und Ausmerzbare das Große und Bleibende nicht zu kurz kommen lassen wollten und vor allem nicht verschwiegen, welch auffallenden Fortschritt Handel-Mazzettis Werk genommen hat. η hätte m E, wenn er schon das Parteiwesen hervorzieht, vielleicht richtiger festgestellt, daß der Dichterin drei Gruppen katholischer Literaturfreunde gegenüberstehen: ihre „unbedingten Anhänger", welche nämlich von ihrem überragenden Talent und von ihrem zielsicheren Zustreben zur Höhe des katholischen Literaturideals überzeugt sind; dann die beiden katholischen Literaturgruppen, von denen die eine Handel-Mazzetti als die Ihrige bezeichnete und nun enttäuscht ist. die andere aber aus prinzipiellen Gründen das Schaffen der Dichterin zeitweilig reserviert nur von ferne verfolgte und nun freudig ihr letztes Werk anerkennt und als katholisches empfiehlt.

Über die katholische Kunst „Stephana Schwertners" hält auch Herwig im „Hochland" (August) mit seinem Urteil hinter dem Berge. Seine Kritik ist sonst zutreffend. Es mutet nur köstlich an, daß Herwig es „unmöglich" findet, wenn Heinrich mit einem Kopfschusse beichtet und kommuniziert. Bekanntlich lebte Graf Potocki nach seiner tödlichen Verwundung eine Stunde mit der Kugel im Kopfe, war klaren Sinnes, nahm Abschied von den Seinen und legte eine Generalbeichte ab, ehe er starb Es steht bei Handel-Mazzetti nirgends, daß die Kugel Stifteggers Heinrich „mitten in der Stirne" traf Und die Distanz war keine so geringe, wie Herwig annimmt, Heinrich steht doch oben auf der Stiege und die Schützen schossen von der Einfahrt hinauf. Es gab ja auch Kugeln kleineren Kalibers, wie man aus dem Bauernkrieg von 1626 berichtet. Endlich besaßen die Projektile der damaligen Zeit unendlich viel geringere Durchschlagskraft als die modernen. Aus dieser Einwendung mag man nochmals ersehen, wie gründlich sich die Autorin selbst in Kleinigkeiten umgesehen hat.

Handel-Mazzettis Legendenroman erschöpfend zu würdigen, bleibt wohl einer späteren Generation vorbehalten Meine Auslassungen wollten sich mit einigen Hinweisen auf diese überragende Erscheinung unserer katholischen, deutschen Gegenwartsliteratur begnügen

• • •

Romane, Novellen

Maartens, Maarten: Eva. Ein Fall vom wiedergewonnenen Paradies. 375 S. Bonn, Albert Ahn. Gebunden Mk. 5 —.

Es tut einem immer wohl, aus dem in trostloser Öde dahinplätschernden Strome unserer auf leeren Zeitvertreib gerichteten Romanliteratur hie und da ein Buch auftauchen zu sehen, das tiefere Lebensprobleme anrührt und dem Ungenügen der menschlichen Seele an dieser Welt des Sichtbaren und Wägbaren Ausdruck zu geben versucht. Maartens führt uns hier in das irdische Paradies einer Familie, die ganz und gar ihr Genügen im Diesseits, in der Behaglichkeit des Reichtums, im verfeinerten Sinnengenuß findet. In einer Aufwallung, die sie für Liebe hält, heiratet die älteste Tochter dieser Familie einen Mann, der nur seiner Pflicht, seinem Ehrgeiz, der praktischen Arbeit lebt, und ist natürlich trotz aller Anstrengungen unfähig, sich auf die Dauer in dieser ihr fremden Welt glücklich zu fühlen. Sie fällt darum in einer schwachen Stunde einem Abenteurer zum Opfer, hofft jedoch, die Schuld ihrem Manne zu verbergen und ein Leben der Pflicht fortführen zu

Digitized by Google

können, bis sie immer klarer in ihrem Innern die Liebe zu dem Verführer entdeckt und sich auch immer neue Zeugen ihrer Schuld erheben. In dieser Bedrängnis flieht sie, die religionsfreie Protestantin, zu den Füßen eines Muttergottesbildes, in die katholische Kirche, die wie ein verlorenes Schatzkästlein alter herrlicher Kunst in der trostlosen Nüchternheit des kalvinischen Landes liegt. Im Gebete findet sie Trost und Kraft, ihrem Gatten die Schuld zu bekennen und sich mit ihrem blinden Kinde, für das sie ein Wunder erhofft, als Büßerin zu den katholischen Nonnen zurückzuziehen. Diese Bekehrung, wenn man von einer solchen sprechen kann, ist allerdings mehr äußerlich motiviert, die Anziehungskraft des katholischen Kultus erscheint mehr als Wirkung ästhetischer als rein religiöser Kräfte, doch immerhin ist hier ein Versuch künstlerischer Aussprache des alten Augustinischen Wortes: Unruhig ist mein Herz, unruhig selbst im irdischen Paradies, bis es ruhet in dir, o Gott.

Ganghofer, Ludwig: Der Ochsenkrieg. Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert. 1.—15. Tausend. Erster Band 403 S. Zweiter Band 435 S. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. Mk. 8.—, gebunden Mk. 10.—.

Ganghofer ist ein Schriftsteller, der seine Beliebtheit zum Teil seiner bedeutenden Routine, seiner unleugbaren Begabung, gewandt und flüssig zu erzählen, verdankt, hauptsächlich aber wohl der in seinen Schriften sich aussprechenden Welt- und Lebensauffassung, die nichts anderes ist, als der dichterisch konzentrierte praktische Materialismus der Massen. Mit diesem Roman sucht er sich aus den Niederungen der Modeschriftstellerei auf jene höhere Stufe des Schaffens, die der historische Roman voraussetzt und bedeutet, zu erheben. Und wie es uns scheint, nicht ohne Erfolg. Erstens ist die Wahl des Stoffes insofern eine sehr geschickte, weil dieser „Ochsenkrieg" so recht ein typisches, geschlossenes Bild der ewig in der Menschheit flutenden Zerstörungskräfte darstellt, das in sich erschütternde Tragik der Ereignisse, Intriguen der Mächtigen, schlichte Heldenkraft, Gerechtigkeitssinn und Treue im Volke, Wucht und Abenteuerlichkeit der Handlung vereint. Und die Handlung ist so straff und zielsicher komponiert, daß man die in dieser sicheren Führung sich aussprechende epische Begabung bewundern muß. Das Interesse des Lesers wird geschickt auf vier Heldengestalten verteilt, unter welcher der abenteuerlich phantastisch aufgeputzte Söldner Malimmes eigentlich die Hauptrolle spielt. Die Schilderungen des Kriegslebens sind mit dichterischer Anschaulichkeit entworfen, spannend und lebendig. Leider aber läßt Ganghofer seinem freigeisterischen Antiklerikalismus ganz die Zügel schießen, indem er die teilweise historisch festgestellte Verderbnis des Klerus in einer Weise ausmalt und zur Regel ohne Ausnahme erhebt, daß man von tendenziöser Absichtlichkeit sprechen muß. Daß auch die Schilderungen moralischer Verderbtheit manchmal über die Grenzen des Erlaubten gehen, ist echt „ganghoferisch", aber ein Grund mehr, auch dieses sein dichterisch wohl bestes Werk katholischen Lesern nicht zu empfehlen. Die seichten Glaubenszweifel, mit welchen die Ganghoferschen Helden absolut nicht fertig werden, können allerdings unterrichtete Katholiken nicht irre führen, aber die Schilderung der sittlichen Verworfenheit oder Armseligkeit aller Priester und Fürsten überschreitet so sehr alles gerechte Maß und verstößt so sehr gegen die historische Wahrheit und Gerechtigkeit, daß man auch diesen neuesten Ganghofer neidlos seinem „aufgeklärten" Stammpublikum überlassen muß.

Hoffensthal, Hans von: Marion Flora. Roman. 397 S. Berlin, S. Fleischel & Co. Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.50.

Nach dem Abstieg des Dichters in die Regionen der „salonfähigen" Pornographie (man erinnere sich der Besprechung des Romans „Das

Digitized by Google

dritte Licht" in dieser Zeitschrift) bedeutet dieses neueste Buch in jeder Beziehung eine Wendung zum Besseren. Ja es will uns scheinen, der Dichter habe hier von seinem Besten gegeben. Hier ist er so ganz in seiner Heimatkunst zu Hause: In dieser halb nördlich herben, halb südlich weichen Natur des Rittner Hochplateaus, die Hoffensthal mit hinreißender poetischer Kraft und Schönheit zu schildern versteht, bei diesen Menschen, die ihrer Heimatsnatur Weichheit und Stärke in seltsamer Mischung ausprägen; in dieser schlichten, fast chronikartigen Linienführung der Erzählung einfacher, wahrer und gerade deshalb bis zur stillen Tragik ergreifender Menschenschicksale. Müssen wir infolgedessen dieses Buch in rein dichterischer Hinsicht zu den besten des Dichters zählen, so kann auch die religiöse und ethische Wertung erfreulicherweise verhältnismäßig günstig ausfallen. Hoffensthal verleugnet allerdings nirgends seinen freigeistigen, aufgeklärten Standpunkt, aber er vertritt ihn mehr indirekt, negativ — den Typus des katholischen Tirolers scheint er gar nicht zu kennen — und niemals in herausfordernder Weise. Auch fehlt es nicht an Versuchen, die poetische Schilderung als sinnlich-erotisches Reizmittel zu gebrauchen, doch die Grenzen bürgerlicher Wohlanständigkeit werden immer respektiert. Katholische Leser, die einen vernünftigen Grund haben, den modernen nichtkatholischen Autoren näher zu treten, dürften Hans von Hoffensthal in „Marion Flora" so ziemlich von seiner vorteilhaftesten Seite kennen lernen.

Petzoldt, Alfons: Erde. Ein Roman. 190 S. Wien, Deutschösterreichischer Verlag. Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.50.

Dieses Buch könnte man als Schulbeispiel für die Berechtigung der alten Goetheschen Regel bezeichnen: Bilde, Künstler, rede nicht! Hier wird nur geredet. Nur Rhetorik, manchmal ein bißchen Lyrik. Handlung ist so gut wie keine darin. Ein lungenkranker Arbeiter kommt in eine Heilanstalt, verliebt sich dort in ein lungenkrankes Mädchen, heiratet sie trotz des ärztlichen Verdiktes, daß sie kein Kind haben darf, und als dieser Fall doch eintritt, schießt er sie tot. Was sonst geschieht, sind nur Episoden, die fast immer dazu aufgestutzt sind, die sozialdemokratische Heilslehre in irgend einer Form schmackhaft zu machen. Aber auch dem überzeugtesten Sozialdemokraten dürfte die mit schwülstiger Rhetorik verbrämte Langeweile, die den Leser vom Anfang bis zum Ende in Spannung erhält, ob und wie die bisherige Langweiligkeit noch übertroffen werden kann, schließlich abschrecken.

Das Ghettobuch. Die schönsten Geschichten aus dem Ghetto. Herausgegeben von Artur Landsberger. 429 S. München, Georg Müller. Mark 5.—.

Leser der früheren Jahrgänge des Gral dürften sich noch unserer Bemerkungen zu der von Goldstein im „Kunstwart" veröffentlichten Studie erinnern. Wir haben damals sympathisch den Vorschlag Goldsteins begrüßt, die jüdischen Schriftsteller möchten die deutsche Literatur den geborenen Deutschen überlassen und dafür aus dem poetischen Schatze der großen Vergangenheit ihres Volkes und ihrer Religion schöpfen. Das vorliegende Buch bedeutet einen Schritt auf diesem Wege. Ob der Herausgeber wirklich die schönsten Geschichten aus dem Ghetto, aus dem unverfälschten jüdischen Volksleben, gesammelt hat, vermögen wir hier nicht zu beurteilen, aber sicher ist es, daß die meisten dieser aus der jüdischen Volksseele geschöpften Bilder und Geschichten poetisch und ethisch ungleich wertvoller sind als die bekannten Leistungen jüdischer Schriftsteller auf dem ihnen innerlich fremden Gebiete deutschvölkischer Literatur. Wer aus einigen dieser Geschichten den erschütternden Schrei einer Volksseele mit innerer Ergriffenheit heraushört, der muß sich vergeblich fragen, warum die jüdischen Schriftsteller den Quell lebendiger Poesie, der aus dem eigensten Leben und der Geschichte ihres Volkes

Digitized by Google

strömt, verschmähen und sich in fremden Landen Zisternen graben, in die doch nur spärlicher Regen aus fremden Wolken hineintröpfelt. Daß neben den literarischen und dichterischen Vorzügen dieser bodenständigen jüdischen Literatur auch die altgläubige Ethik, die oft ergreifende Schilderung schlichten Heldentums in Ausübung der jüdischen Stammestugenden den katholischen Leser sympathisch berührt, braucht nicht erst gesagt zu werden; ebenso selbstverständlich ist es aber, daß hie und da auch der ererbte Christentumshaß hervorbricht, aber beiweitem nicht in dem Maße, wie in der modernen entchristlichten Literatur. Auffällig ist es auch, daß in dieser echtjüdischen Literatur der Zug faunischer Lüsternheit, der in der für Christen geschriebenen Judenpresse und -Literatur einen so breiten Raum einnimmt und ihr einen so abstoßenden Stempel aufdrückt, fast völlig zurücktritt.

Stratz, Rudolph: Stark wie die Mark. Roman. Zweite bis fünfte Auflage. 508 S. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Mark 5.—, gebunden Mark 6.—.

Rudolph Stratz versteht lebendig, frisch, anschaulich zu erzählen. In seinen Romanen gibt er nicht bloß psychologische „Wo ist die Katz"-Rätsel oder öde Zustandsschilderungen, sondern frisch pulsierende Handlung. Im vorliegenden Roman schildert er prächtig das Leben, das zähe Kämpfen und Überwinden eines altpreußischen Junkergeschlechtes. Einzelne Partien, wie z. B die Schilderung des Wahlkampfes, sind mit einer Anschaulichkeit hingestellt, die von starker dichterischer Gestaltungskraft spricht. In religiöser und sittlicher Beziehung ist der Roman als indifferent zu bezeichnen; seine positiven Vorzüge auf ethischem Gebiete liegen auf dem Gebiete rein menschlicher Tüchtigkeit und der nationalen Kultur. Zudem muß lobend anerkannt werden, daß Stratz zwar der Schilderung sittlicher Konflikte nicht ausweicht, aber niemals zu lüsternverlockender Ausmalung erotischer Verirrungen sich erniedrigt. Die Denk- und Anschauungsweise seiner Helden ist freilich eine den katholischen Anschauungen oft hart widersprechende, was allerdings nicht zu wundern ist, denn der Roman spielt ganz im protestantischen Milieu.

Wegrainer, Marie: Der Lebensroman einer Arbeiterfrau. Von ihr selbst geschrieben. Zweite Auflage. 186 Seiten. München, Delphin-Verlag. Mark 2.50, gebunden Mark 3 50.

In diesem Roman erzählt eine Arbeiterfrau, die bis dahin wohl nie die Feder zu literarischen Zwecken geführt hat, in fließender, wenn auch nicht origineller oder gar, wie die Reklame wissen will, klassischer (!) Sprache ihre Lebensschicksale. Daß solche Bücher verhältnismäßig große Beachtung finden, erklärt sich leicht aus der Übersättigung des Lesepublikums mit der leeren Mache und der Unnatur der handwerksmäßig geübten Bücherschreiberei. In solchen Selbstbekenntnissen steckt doch wenigstens Lebenswahrheit und etwas von jener Kraft, mit der das Leben die Menschen bildet und formt. Von diesem Standpunkt aus müßten wir das in mancher Hinsicht merkwürdige, nicht alltägliche Buch als erfreuliche Erscheinung werten, wenn es nicht zugleich ein bedenkliches Dokument für den Niedergang der sittlichen und religiösen Stärke weiter Volkskreise wäre. Die völlige Ausschaltung des Einflusses der Religion, die erschreckliche Gleichgiltigkeit inbezug auf die sittliche Wertung der Handlungen, die sich in den Lebensbekenntnissen dieser Frau ausspricht, ist leider heute in den Kreisen, welchen die Verfasserin entstammt, die Regel geworden und so wirkt ihr lebendig geschildertes Schicksal typisch und das gibt dem Buche eine kulturhistorische Bedeutung. Um diese völlige moralische Gleichgiltigkeit zu taxieren, beachte man z. B. mit welcher Selbstverständlichkeit die Verfasserin erzählt, wie sie als verlobte Braut, ohne sich zu besinnen, sofort dem Rufe eines königlichen

Digitized by Google

Wüstlings folgte, die Stelle seiner gewöhnlichen Maitresse zu vertreten. Im zweiten Teile des Buches, in der Schilderung eines harten Familienlebens, schimmert allerdings der gute Kern wieder durch, der im Volke noch lebt und erst zum Vorschein kommt, wenn das Leben mit hartem Hammer die Kruste durchschlägt, die Materialismus und Indifferentismus angesetzt haben.

Musikwissenschaft

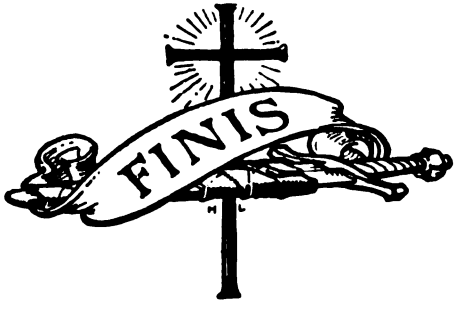
Handbuch der Musikgeschichte bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Auf Grundlage des gleichnamigen Werks von Arrey von Dommer als dessen dritte Auflage bearbeitet von Arnold Schering. Leipzig. 1914. Verlag von Breitkopf & Härtel. Geheftet Mark 12.—, gebunden Mark 14 —.

Wie schon aus dem Titel hervorgeht, handelt es sich hier nicht um eine nur in Kleinigkeiten verbesserte Neuauflage des Dommerschen Werkes, sondern um eine völlige Umarbeitung, wie sie auf Grund des neuen Quellenmaterials notwendig war. Schon der Name des bekannten Leipziger Musikhistorikers bürgt für eine gediegene Arbeit. In allgemein verständlicher und anschaulicher Form läßt Schering die musikgeschichtlichen Tatsachen an uns vorüberziehen. Dabei verwertet er womöglich die neuesten Ergebnisse der Forschung und weist dem, der sich auf einem Spezialgebiete näher informieren will, durch Angabe einer sehr umfassenden Literatur die Wege. Ausgezeichnet behandelt sind die Kapitel XVI (Oper, Oratorium und Kirchenmusik in Italien während des 17. Jahrhunderts) und XX (Haydn und die Wiener Instrumentalmusik). Besonders in der Einschätzung der Mannheimer und Wiener Schule scheint uns gerade das Richtige getroffen.

Nur eines ist sehr zu bedenken, ob es angezeigt ist, ganz außenstehende Ansichten, wie sie z. B. der Verfasser über die instrumentale Ausführung der Mensuralmusik bis über Josquin herauf vertritt, Ansichten, die noch keineswegs allgemein anerkannt sind, in einem für die allgemeinsten Kreise bestimmten Buche als sicher hinzustellen. Unbefangene können dadurch doch eine falsche, oder wenigstens einseitige Vorstellung von einer Periode der Musikgeschichte bekommen.

Die Vorzüge des Buches sind jedoch so groß, daß nur zu wünschen ist, es möge große Verbreitung finden, besonders in Musikliebhaberkreisen.

Josef Lechthaler.



Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Hehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter. Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Das neue Österreich

Von Richard Schaukal

Unser Krieg

Das ist an diesem Krieg so schön,
Daß er so, wie der Frühlingsföhn
Den Schnee schmelzt auf den Bergeshöhn,
Uns unser Herz erneuert.

Es braust in uns der Widerhall,
Von einem starken Felsenfall,
Der strömend und mit Donnerschall
Gestockte Rinnen scheuert.

Wir kämpfen für das alte Land,
Wo unsrer Ahnen Wiege stand,
Wir kämpfen an des Abgrunds Rand
Mit unsern beiden Händen.

Wir sind als wie aus einem Stück,
Wir schauen nimmermehr zurück.
Das ist an diesem Krieg das Glück:
Wir siegen oder enden!

• • •

Österreichs Erhebung

Wahnbetört und haßbesessen
Allzulange schon vermessen
Hatte sich ein schnöder Feind.

Daß Du diesmal Dich erhoben,
Müssen alle Guten loben,
Die gerechtes Fühlen eint.

Schirmend steht in diesem Streite,
Österreich, an Deiner Seite,
Eine nie besiegte Macht:

Digitized by Google

Hell erſtrahlt der Schild der Ehre,
Den die Wahrheit, Dir zur Wehre
Hinhält in die Weltenſchlacht.

• • •

An Öſterreich

Mein Öſterreich, an Deinem Wall
Brach dreimal ſich der Wogenſchwall
Der wilden Türkenhorden.

Nun ſtemmſt Du wieder Deine Kraft
In alter Treue heldenhaft
Gegen die Flut aus Norden.

Gott iſt mit Dir, mein Vaterland,
Steh feſt im Sturm und halte Stand,
Bis Dir der Sieg geworden.

• • •

Taglied an Öſterreich

Es wird uns wieder tagen
Nach dieſer bangen Nacht.
Laßt uns vertrauend tragen
Die harte Pflicht der Wacht!

Für die verdienten Proben,
Die Du uns auferlegt,
Werden wir, Gott, Dich loben,
Von Reue tief bewegt,

Wenn Deine helle Sonne
Uns ſtrahlend erſt beſcheint
Und neue Morgenwonne
Uns mit dem Leben eint.

• • •

Zum Einmarſch in Serbien

Auf Deiner Ehren Feld
Blick heut hernieder, Held,
Segne Dein Öſterreich,

Digitized by Google

Stärk ihm den Racheſtreich,
Prinz Eugenius!

Die dort im Kampfe ſtehn,
Laß Deine Klinge ſehn,
Dem Blitze Gottes gleich —
Hilf Deinem Öſterreich,
Prinz Eugenius!

Wild in der Feinde Schwarm
Schlage den Siegerarm,
Schmettre ſie ſchreckensbleich
Nieder vor Öſterreich,
Prinz Eugenius!

• • •

Mein Öſterreich

Kann ſich ein Baum, von Wurzel faul, begrünen?
Er ſoll zum Dünger werden jungem Stamme!
Geläutert in der reinen Brunſt der Flamme
Mag er die Sünden ſeiner Schwäche ſühnen.

Doch Du, mein Öſterreich, darfſt Dich erkühnen,
So alt Du biſt und trotz dem vielen Schlamme,
Drin ſchlechte Gärtner Dich, die Gott verdamme,
Beſtehen ließen, recken unter Hünen!

Die ſtarken Wurzeln, die Dich tragen, breiten
Sich dauerhaft durch unerſchöpfte Zeiten,
Und mags von Deinen Äſten noch ſo ſplittern,

Mag ſelbſt Dein ganzer großer Bau erzittern:
Du wirſt, was immer Widerſacher ſagen,
Noch in Aonen friſche Blüten tragen.

• • •

Der Weltkrieg

Bald lauſchen wir verhaltnen Hauchs nach Oſten,
Wo Rußland ſeinen Rieſenſturm erneut,
Bald jubeln wir, daß ſchon Paris bedräut:
Wir mögen keine andre Kunde koſten.

Digitized by Google

Was sonst uns wert war, lassen wir verrosten.
Der Krieg ist unser Füllhorn, er nur beut,
Was uns bekümmert, steigert und erfreut.
Wer nicht im Feld ist, steht daheim auf Posten.

Was keiner noch erlebte, niemand träumte,
Das ungeheure Ringen von Millionen,
Die Welt verwandelnd in ein wildes Morden —

Es ist der Inhalt unsres Tags geworden:
Wogegen sich empört sein Wesen bäumte,
Darin hat sich der Mensch gewöhnt zu wohnen.

Requiem

Von Julian Baumgartner

Eine rote Ampel, ein Licht
Und das Wort: Vergißmeinnicht!

Einstens leuchtende Frühlingssonne,
Blütenglast und Jugendwonne.

Jammerreifes Früchteland;
O wie hat dein Mund gebrannt!

Dann der Herbst mit schweren Garben
Dank Dir, daß sie nicht verdarben!

Winter, Winter im kalten Weiß,
Die letzten Blumen in Schnee und Eis.

Jetzt: Die rote Ampel, ein Licht
Und das Wort: Vergißmeinnicht!

Digitized by Google

Aus den Briefen eines russischen Romantikers

Von Prof. Dr. C. Decurtins

Man hat die russischen Slavophilen, welche man nicht mit den Panslavisten verwechseln darf, mit Recht als die Romantiker Rußlands bezeichnet. Gewiß, sie sind zahlreich die Berührungspunkte zwischen den idealen Vertretern dieser Richtung wie Ahsakoff und Chomiakoff und den Romantikern des Westens. Mit den Romantikern teilen die Slavophilen das tiefe Verständnis für die geschichtlichen Momente im Leben der Völker, und ein ausgesprochener Gegner der Slavophilen wie Krapotkin hat in seinen Vorlesungen über die russische Literatur[1]) das Verdienst der Slavophilen um die Weckung des historischen Sinnes bei den Russen anerkennend hervorgehoben. Sicher haben Ahsakoff und seine Schule sich ein idealisiertes Bild der russischen Gemeinde geschaffen; dem heutigen Kommunismus des Mir schrieben sie ein Alter zu, das eine spätere genaue Forschung nicht annehmen konnte und vom slavischen Altertume haben sie überhaupt ein Bild entworfen, das eine kommende Kritik zerstören mußte. Aber es bleibt ihnen das Verdienst, die Geschichte der Wirtschaft und des Rechts in Rußland erfolgreich gefördert zu haben. Wie Constantin Ahsakoff von der russischen Volksgemeinde entwarf A. Chomiakoff in seinen französisch geschriebenen Untersuchungen zur Kirchengeschichte[2]) Rußlands ein idealisiertes Bild der orthodoxen Kirchen. Unzufrieden, aus ihrer Untätigkeit aufgestört zu werden, haben die Vertreter der russischen Kirche längere Zeit die Bestrebungen Chomiakoffs mit Mißtrauen betrachtet. Später machten sich die russischen Theologen die etwas gewaltsamen Beweise des scharfen Dialektikers und geistvollen Polemisten zu eigen und man stößt heute kaum auf ein bedeutendes kirchenhistorisches Werk der Russen, in welchem uns nicht die eine oder die andere Idee Chomiakoffs begegnet.

Es wäre ein schweres Unrecht, die ideale Gesinnung und die selbstlose Hingabe eines Ahsakoff und Chomiakoff zu verkennen. Sie teilen mit den Romantikern die rückhalt-

[1]) Ideale und Wirklichkeit in der russischen Literatur.

[2]) Wir nennen hier nur: L'église latine et le protestantisme au point de vue de l'église de l'Orient. Lausanne 1872.

Digitized by Google

lose Hingabe im Dienste der als wahr erkannten Idee, aber auch die phantastischen Hoffnungen, ein goldenes Zeitalter herbeizuführen, wie die Verkennung der harten Wirklichkeit.

Die Vorstellung, welche sich diese Männer von der russischen Kirche als einer eigentlichen Volkskirche machten, entsprach gar nicht der Wirklichkeit, denn wohl keine der christlichen Konfessionen steht unter einer so harten und unwürdigen Vormundschaft des Staates, wie die russische. Der Historiker Popodin, einer der eifrigsten Verteidiger der russischen Kirche, erklärt, daß, wenn einmal in Rußland die Glaubensfreiheit eingeführt würde, die Hälfte der Bauern zu dem Altglauben (raskolinki) übergehen und die Hälfte der höheren Gesellschaft (besonders die Frauen) katholisch werden würden.

Ahsakoff selbst mußte zu seinem tiefen Bedauern erkennen, daß der russischen Kirche die selbstbewußte Tätigkeit und Initiative fehle, um schöpferisch vorzugehen. Einem „Reiche von dieser Welt" untergeordnet, hat die russische Kirche den Weltgeist in vollem Strome in sich eindringen lassen; es ist nicht die Gnade Gottes, die Kraft des heiligen Opfers und der Sakramente, die Macht des Gebetes und des guten Beispiels, der Eifer der Nächstenliebe, auf die sie ihre Hoffnungen baut, sondern staatliche Belohnungen und Strafen. Aus den Abhandlungen und Vorschlägen, welche eine große Anzahl von Geistlichen in der guten Absicht, seine Reformbestrebungen zu unterstützen, Ahsakoff zusandten, ersah dieser, daß der russische Geistliche vielmehr ein Beamter des Zaren als der Priester einer Kirche geworden. „Die einen" — so erzählt Ahsakoff, — „schlagen zur Belebung der Prediger ein neues System besonderer Ordensdekorationen vor. Die anderen betonten die Notwendigkeit formeller Garantien zum Schutze der niederen Geistlichkeit gegen die bischöfliche Gewalt. Andere wieder knüpften unsere religiöse Zukunft an die Vermehrung des geistlichen Einkommens und wünschten deshalb, daß der Staat den Kirchen das Monopol gewisser Industrien verleihe. Dann schlagen Geistliche die Einführung bestimmter Taxen für die Spendung der heiligen Sakramente vor.... Einige gehen so weit, zu behaupten, unser religiöses Leben sei nicht genug von der Regierung geregelt und fordern einen neuen Codex von Gesetzen und Regeln für die Kirche."

Es war der bedeutende russische Denker Wladimir Solowieff, welcher in überzeugender Weise zeigte, daß eine wirkliche Regeneration der russischen Kirche die Wiedervereinigung mit der katholischen Weltkirche zur Voraussetzung habe. Solowieff selber verlor sich später in mystischen Träumen und apokalyptischen

Digitized by Google

Prophezeiungen, welche die Wirksamkeit des genialen, moralisch so hoch stehenden Mannes beeinträchtigten.

Wenn Solowieff außer Rußland bekannt geworden, blieb der erste bedeutende Vertreter der Idee der Vereinigung der russischen mit der katholischen Kirche — Pierre Tschaadajeff — in der katholischen Welt unbekannt. Und doch hat dieser erste russische Romantiker, in seinen geschichtsphilosophischen Ideen ein Schüler Schellings, das Gründlichste und Beste über die geistige und moralische Isolierung Rußlands und die fatalen Folgen dieses Alleinseins geschrieben. Dieser erste russische Romantiker verdient in verschiedener Beziehung eine Beachtung, die ihm bis dahin nicht zu teil geworden ist.

Peter Jakolewitsch Tschaadajeff hatte, als Offizier mit der Philosophie und Literatur des westlichen Europas bekannt geworden, seine oberflächliche Bildung durch eigenes Studium erweitert. Er hoffte mit den Besten seiner Zeitgenossen eine geistige und moralische Regeneration Rußlands. Als die brutale Willkürherrschaft Nikolaus I. alle die schönen Hoffnungen zerstörte, forschte Tschaadajeff nach den tiefsten Ursachen der bösen Enttäuschung und fand sie in der zum willenlosen Werkzeug des christlichen Kalifen gewordenen russischen Staatskirche. Das Ergebnis seiner tiefgründigen Untersuchung gab Tschaadajeff in französischer Sprache in den philosophischen Briefen, welche in der Zeitschrift Teleskop erschienen.[1]) Alexander Herzen hat in seinen für die russische Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts so bedeutenden „Erinnerungen" die gewaltige Wirkung, welche diese Briefe auf die gebildete russische Gesellschaft ausübten, mit der ihm eigenen plastischen Anschaulichkeit geschildert. Wir können uns heute nur schwer vorstellen, was in einem Lande, wo alles schwieg und wo man nicht an eine unabhängige Sprache gewöhnt war, die Briefe Tschaadajeffs hervorriefen.

„Es war im Sommer des Jahres 1836 — erzählt Herzen — ich saß wie gewöhnlich an meinem Schreibtisch als der Briefträger eintrat und mir die letzte Nummer des „Teleskop" auf den Tisch legte. Man muß in der Verbannung oder an einem entlegenen Ort gelebt haben, um zu verstehen, was einem ein neues Buch bedeuten kann. Ich ließ die Arbeit natürlich sofort ruhen und begann die Nummer des „Teleskop" aufzuschneiden. Ein Aufsatz erregte meine Aufmerksamkeit. Er trug den Titel „Philosophische Briefe." Die Briefe waren an eine Dame gerichtet und trugen keine

[1]) Pierre Tschaadajeff, Oevres choisies publiés pour la première fois par le P. Gagarin de la Compagnie de Jesus.

Digitized by Google

Unterschrift. In einer Anmerkung wurde mitgeteilt, daß diese Briefe von einem Russen herrührten, der sie französisch geschrieben habe. Es war also eine Übersetzung. Das alles nahm eher gegen als für sie ein, und ich ging daher zum kritischen Teil und zum Vermischten über."

„Endlich kam die Reihe auch an die Briefe. Schon die ersten Seiten frappierten mich durch ihren ernsten und tieftraurigen Ton; jedes Wort sprach von einem langen Leiden, von einem großen, zwar schon gedämpften, aber darum nicht weniger bitteren Schmerz. So konnte nur ein Mensch schreiben, der viel nachgedacht und viel erfahren hatte, und es war nicht graue Theorie, sondern innerstes Erlebnis . . . Ich las weiter: Der Brief wuchs immer höher, er wurde zu einem schrecklichen Anklageakt gegen Rußland, zum Protest einer Persönlichkeit, die sich für alles, was sie gelitten, rächt, indem sie etwas daran ausspricht, was sie auf dem Herzen hat."

„Ich machte zwei oder dreimal eine Pause, um auszuruhen und die mächtig aufdrängenden Gefühle und Gedanken verklingen zu lassen, dann griff ich wieder zum Buch und las mit gewaltiger Spannung weiter. Dieser Aufsatz rührte von einem unbekannten russischen Autor her . . . ich fragte mich, ob ich wirklich bei Verstande war. Dann ging ich zu Wittbey und las ihm und S., einem jungen Gymnasiallehrer in Wjatha, den Brief vor. Zuletzt las ich ihn selbst noch einmal."

„Es war sehr wahrscheinlich, daß sich dasselbe in den verschiedenen Provinz- und Kreisstädten, in den Residenzen und den vornehmen Häusern wiederholt hat. Den Namen des Verfassers lernte ich erst nach einigen Monaten kennen."

„Ein Stück Rußland, daß vom Volksleben losgerissen war, seufzte stumm unter einem prosaischen, sterilen, abstumpfenden Joch, das keinen Ersatz für dies große Leiden geben konnte. Jeder fühlte den Druck, jeder hatte etwas auf dem Herzen, und dennoch schwiegen alle; endlich kam ein Mensch, der dieses „Etwas" in seiner Weise aussprach. Er sprach nur von den Schmerzen; es lag nichts Erfreuliches in seinen Worten und in seiner Anschauung. Tschaadajeffs Brief ist ein unbarmherziger Schmerzensschrei, ein furchtbarer Vorwurf gegen das Rußland Peters I.; und er war zu diesem Vorwurf berechtigt; hatte diese Welt etwa den Verfasser, hatte sie überhaupt jemand geschont? Hatte sie Mitleid mit ihnen gehabt?"

„Eine solche Stimme mußte natürlich die Opposition gegen sich wachrufen oder sie hätte mit ihrem Worte recht behalten, daß Rußlands Vergangenheit leer und öde, Ruß-

Digitized by Google

lands Gegenwart unerträglich sei, und daß eine Zukunft für dieses Land überhaupt nicht existiere; es bedeute eine Lücke im Leben der Vernunft, eine schreckliche Lehre für die Völker, wie weit Isolierung und Sklaverei eine Nation führen können. Es war ein Bußgang und eine Anklage. Es ist nicht das Wesen der Reue und des Protestes, schon im voraus zu wissen, worin das versöhnende Moment liegt; oder das Schuldbewußtsein ist nur ein Scherz und die Buße nur Heuchelei."

„Aber diese Stimme verhallte nicht ungehört; einen Augenblick wenigstens waren alle entsetzt über die unheilkündende Botschaft. Alle waren erstaunt, die meisten beleidigt, kaum zehn wagten es, dem Autor offen und laut Beifall zu spenden. Die Unterhaltungen in den Salons kamen der Regierung zuvor und machten sie aufmerksam. Ein russischer Patriot von deutscher Abkunft namens Wigel, der durch ein Epigramm von Puschkin unrühmlich bekannt geworden ist, leitete die Sache ein."

„Die Revue wurde sofort verboten. Der alte Rektor der Moskauer Universität Boldyreff und der Zensor erhielten ihren Abschied. Der Herausgeber Nadeschdin wurde nach Ust-Ssyssolk verbannt. Nikolaus ließ Tschaadajeff für verrückt erklären und das schriftliche Versprechen abnehmen, nichts mehr zu schreiben. Jeden Sonnabend kamen der Doktor und der Polizeimeister zu ihm um ihn zu beobachten und Bericht zu erstatten, d. h. sie fertigten auf Allerhöchsten Befehl zweiundfünfzig eigenhändig unterschriebene falsche Zeugnisse an, was ebenso klug wie moralisch war. Natürlich waren sie selbst die Bestraften. Tschaadajeff hatte nur die tiefste Verachtung für diese Scherze einer im Innersten getroffenen Willkürherrschaft. Weder der Doktor noch der Polizeimeister ließ sich jemals etwas merken, warum sie ihn eigentlich besuchten."

Die geschichtsphilosophischen Betrachtungen Tschaadajeffs sind wohl das Tiefste und Beste, was über die russische Kirche als historische Erscheinung gesagt worden.

Wenn der Schöpfer der modernen russischen Literaturgeschichte, Pypin, Tschaadajeff einen pessimistischen Skeptiker nennt, so scheint uns das Urteil des Meisters hier nicht zutreffend. Nein, er war ein gläubiger Optimist, wie die meisten der Romantiker, und mit Recht hat Alexander von Reinbold in seiner Geschichte der russischen Literatur, wenn er sich auch das Urteil Pypins zu eigen macht, in seiner Charakteristik Tschaadajeffs auf Friedrich Schlegel und Friedrich Stolberg als Gesinnungsgenossen hingewiesen.

Hier mögen die Leitmotive der Kritik der russischen Kirche, wie sie Tschaadajeff in seinen Briefen niedergelegt,

Digitized by Google

folgen. „Eine der betrübendsten Erscheinungen unserer (d. h. der russischen) sonderbaren Zivilisation besteht darin, daß Wahrheiten, welche anderen Ortes, ja selbst unter Völkern, welche in gewissen Hinsichten viel weniger als wir fortgeschritten sind, trivial erscheinen, von uns noch immer nicht entdeckt worden sind. Die Sache ist, daß wir niemals zusammen mit den anderen Völkern gegangen sind; wir gehören keiner der großen Familien des Menschengeschlechtes an; wir sind weder vom Okzident noch vom Orient und wir besitzen weder des einen noch des anderen Traditionen. Gleichsam außerhalb des Zeitstromes stehend, sind wir von der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechtes unberührt geblieben. Die ganze wunderbare Verbindung, wie sie zwischen den menschlichen Ideen im Laufe der Jahrhunderte besteht, die ganze Geschichte des menschlichen Geistes — alles was ihn dorthin geführt hat, wo er in der übrigen Welt sich heute befindet — alles das ist uns gegenüber wirkungslos. Was anderenorts seit langer Zeit das Lebenselement der Gesellschaft und der ganzen Existenz bildet, erscheint uns nur als Theorie und Spekulation."

„So blicket doch ein wenig um euch! Ist nicht ein jeder gleichsam im Aufbrechen begriffen? Man sollte meinen, alle Welt befinde sich unterwegs. Niemand besitzt einen wohlbestimmten Kreis seines Daseins; nichts ist fest auf gute Sitte und Gewohnheit begründet, kein Ding ist fest geregelt; selbst einen häuslichen Herd gibt es nicht; nichts was uns fesselte, nichts was unsere Zuneigung erweckte, von uns geliebt würde, nichts Dauerndes und Bleibendes; alles schwindet dahin, alles zerfließt, ohne äußere Spuren zu hinterlassen, geschweige denn Spuren in unserem Innern. In unsern Häusern haben wir den Anschein, als hätten wir dort nur zeitweilig ein Lager aufgeschlagen; in unserer Familie erscheinen wir als Fremde, in unseren Städten als Nomaden, mehr noch als Nomaden wie die Leute, welche auf unseren Steppen ihre Herden weiden; denn jene haben mehr Anhänglichkeit an ihre Wüsteneien, als wir an unsere Städte. . . Unsere Seelen sind ohnehin verarmt und verödet genug; zu unserem übrigen Jammer sollen wir nicht Mangel an Selbsterkenntnis noch hinzufügen; wir sollten es nicht anstreben, in Abstraktionen uns zu bewegen, sondern es endlich lernen, in der gegebenen Wirklichkeit vernünftig zu leben . . ."

„Alle Völker haben ihre Zeit heftiger Erregung, leidenschaftlicher Unruhe gehabt, da sie ohne bewußten Zweck handelten. Zu solchen Zeiten irren gleichsam die Menschen leiblich und geistig in der Welt umher. Es sind die Zeiten

Digitized by Google

der großen Umwälzungen, der großen Unternehmungen, der großen Volksleidenschaften. Wenn die Völker dann gewaltsam sich regen, ohne scheinbaren Zweck, so bleibt es doch nicht unfruchtbar für die Folgezeiten. Alle menschlichen Gesellschaften haben solche Perioden durchgemacht. Aus ihnen entstammen ihre lebhaftesten Erinnerungen, ihre Wunder, ihre Poesie, alle ihre stärksten und fruchtbarsten Ideen; es sind das die notwendigen Grundlagen der Gesellschaften. Sonst besäßen sie nichts in ihren Erinnerungen, woran sie sich schließen, was sie lieb haben könnten; nur dem Staube ihres Grund und Bodens würden sie anhängen. Diese wichtige Epoche der Völker ist die Jugend der Nationen; es ist die Zeit, da ihre Fähigkeiten sich am kräftigsten entwickeln; das Andenken daran ist das Entzücken des reifen Alters und zugleich seine Lehre. Wir aber — wir besitzen nichts derartiges. Zuerst ein brutales Barbarentum, dann grober Aberglaube, dann eine wilde erniedrigende Fremdherrschaft, deren Geist später auf die nationale Herrschaft sich vererbt hat — das ist die traurige Geschichte unserer Jugend. Jenes Alter überströmenden Tatendranges, wo die geistigen Kräfte eines Volkes in begeistertem Spiele sich ergehen — nichts Ähnliches hat sich bei uns gefunden. Derjenige Abschnitt unseres Volkslebens, welcher solcher Epoche entspricht, ist von einem glanzlosen, dämmrigen Dasein ausgefüllt, wo es keine Kraft, keine Energie gab; einem Dasein, dessen einzige Lebenszeichen aus Schandtaten bestanden, einem Dasein, dem nur die Knechtschaft Milderung verlieh. Keinerlei liebliche Erinnerungen sind uns aus jener Epoche verblieben, keine anmutigen Bilder jener Zeit bevölkern unser Gedächtnis, und keine kräftigen Lehren hat sie auf die nationalen Traditionen übertragen. Man durchmustere alle die Jahrhunderte, die wir durchlebt haben, das ganze weite Gebiet, das wir innehaben und man wird nicht ein einziges fesselndes Andenken auffinden, kein einziges ehrwürdiges Denkmal, welches machtvoll von vergangener Zeit redete, welches einem dieselbe in lebendiger und malerischer Weise zurückriefe. Nur in einer ganz engen Gegenwart leben wir, ohne Vergangenheit und Zukunft, gleichsam wie inmitten einer vollständigen Windstille. Und wenn wir zuweilen uns regen, so geschieht es nicht in der Hoffnung auf ein öffentliches Gut oder ein Verlangen danach, sondern in der kindischen Frivolität des Säuglings, welcher sich reckt und die Hände ausstreckt nach dem Spielzeuge, welches die Amme ihm reicht."

„— — Während inmitten der Kämpfe zwischen den kräftigen nordischen Barbaren und dem hohen Gedanken der Religion das Bauwerk der modernen Zivilisation sich erhob — was

Digitized by Google

taten wir während dieser Zeit? Als triebe ein schlimmes Geschick uns vor sich her, gingen wir hin um aus dem elenden, von jenen Völkern tief verachteten Byzanz uns den Moralcoder zu holen, der unsere Erziehung ausmachen sollte. Kurz vorher hatte ein Ehrgeiziger diese Familie von der allgemeinen Verbrüderung losgerissen; und diese von der menschlichen Leidenschaft so sehr entstellte Idee nahmen wir in uns auf. Damals ward alles in Europa durch das belebende Prinzip der Einheit angeregt. Alles entflammte daher, alles zielte darauf hin. Die ganze geistige Bewegung jener Zeit strebte darnach, die Einheit der Gedanken der Menschen herbeizuführen und jeder Anstoß ging aus dem starken Bedürfnis hervor, zu einer Universalidee zu gelangen, wie sie den Charakter der Neuzeit ausmacht. Wir, die wir diesem Prinzip fern standen, wir wurden die Beute der Eroberung. Und als wir vom Joche der Fremdherrschaft befreit waren, hätten wir, wenn anders wir nicht von der allgemeinen Familie getrennt gewesen wären — wir hätten Nutzen ziehen können von den Ideen — die während dessen unter unseren westlichen Brüdern aufgesprossen waren — wir aber verfielen einer noch härteren Knechtschaft, die noch gar geheiligt erschien durch die Tatsache unserer Befreiung."

„Welch' helles Licht hatte sich damals bereits über Europa verbreitet, durch die Finsternis, von welcher es anscheinend bedeckt gewesen war. Die meisten der Kenntnisse, auf welche der menschliche Geist heute so stolz ist, wurden bereits damals gleichsam vorgeahnt; der Charakter der Gesellschaft hatte schon feste Formen angenommen; indem die christliche Welt dem heidnischen Altertum sich wieder zuwandte, gewann sie die ihr noch fehlenden Formen des Schönen. Aber von all dem, was in Europa geschah, gelangte nichts zu uns, die wir in unser Schisma gebannt waren. Mit der großen Angelegenheit der Welt hatten wir nichts zu schaffen. Die gewaltigen Vorzüge, welche die Religion den modernen Völkern verliehen hatte und welche sie, wie eine gesunde Vernunft es erkennen muß, eben so sehr über die Völker des Altertums erhoben hatte, als diese über dem Niveau der Hottentotten und Lappländer erhaben waren; diese neuen Kräfte, mit denen sie die menschliche Vernunft bereichert hatte; diese Sitten, welche durch die Unterordnung unter eine entwaffnete Autorität so milde geworden waren, wie sie anfangs durch Roheit sich ausgezeichnet hatten; von alledem bei uns keine Spur! Ungeachtet des christlichen Namens, den wir trugen, als das Christentum auf dem Wege, welchen sein göttlicher Gründer ihm vorgezeichnet hatte, majestätisch vorrückte, indem es ganze Generationen

Digitized by Google

in sein Gefolge aufnahm — ungeachtet unseres christlichen Namens rückten wir nicht von der Stelle. Während die ganze Welt gleichsam einen Umbau an sich vollzog, ward bei uns nichts erbauet; wir kauerten nach wie vor in unseren mit Stroh gedeckten Blockhütten. Mit einem Worte: nicht für uns vollzogen sich die neuen Geschicke der Welt. Christen hießen wir, aber nicht für uns reiften die Früchte des Christentums."

„Ich frage einen Jeden: ist es nicht absurd anzunehmen, wie man es ganz allgemein bei uns tut, daß wir alle diese Fortschritte der Völker Europas, welche sich so langsam vollzogen haben, und zwar offenbar unter der direkten Einmischung einer einheitlichen sittlichen Kraft, daß wir uns alle diese Fortschritte in einem einzigen Anlaufe aneignen könnten, selbst ohne uns die Mühe zu geben, in Erfahrung zu bringen wie sie zustande gekommen sind?! — —"

„Aber sage man mir, sind wir denn etwa nicht Christen und kann man in keiner anderen Weise, als Europa es ist, zivilisiert sein? Gewiß, wir sind Christen; aber die Abessinier, sind sie es nicht auch? Gewiß kann man auch in anderer Weise, als Europa zivilisiert sein; ist man es nicht auch in Japan und mehr noch als in Rußland, wenn man einem unserer Landsleute Glauben schenken darf? Meint man etwa, daß das Christentum der Abessinier und die Zivilisation der Japaner geeignet sein werden, den Dingen dasjenige Leben einzuhauchen, von welchem ich soeben geredet habe, und welches die letzte Bestimmung der menschlichen Gattung zu sein scheint? Meint ihr etwa, daß diese absurden Verzerrungen göttlicher und menschlicher Wahrheit imstande sein werden, den Himmel auf die Erde herabzuziehen?"

„Im Christentum gibt es zwei wohl unterschiedene Dinge. Das eine ist seine Einwirkung auf das Individuum; das andere ist seine Einwirkung auf die Anschauungen der Gesamtheit. Beide verschmelzen selbstverständlich in eins in der höchsten Vernunft und beide sind auf dasselbe Ziel gerichtet. Aber der Zeitraum, während dessen die ewigen Fügungen der göttlichen Weisheit sich vollziehen, kann von unserem beschränkten Blicke nicht umspannt werden."

„Alle Nationen Europas hielten sich gleichsam an der Hand, während sie durch die Jahrhunderte fortschritten. Was sie auch heute beginnen wollten, um jede in ihre besondere Richtung abzuweichen, sie werden sich doch immer auf demselben Wege wiederfinden. — Da nun aber der Kreis, in welchem die europäische Menschheit lebt, und welcher der einzige ist, innerhalb dessen das Menschengeschlecht seine

Digitized by Google

schließliche Bestimmung erlangen kann, aus dem Einflusse hervorgegangen ist, welchen die Religion auf sie ausgeübt hat, so ist es evident, daß man — wenn bisher die Schwäche unseres Glaubens oder die Unzulänglichkeit unseres Dogmas uns fern von der allgemeinen Bewegung gehalten hat, in welcher die soziale Idee des Christentums sich entwickelt und formuliert hat, und wenn wir danach in die Kategorie derjenigen Völker verbannt worden sind, welche nur indirekt und sehr spät an der vollen Wirkung des Christentums Teil haben sollen, — es ist evident, sage ich, daß man alsdann suchen muß, mit allen möglichen Mitteln unseren Glauben zu beleben und ihm einen wahrhaft christlichen Antrieb zu verleihen; denn das Christentum ist es gewesen, wodurch alles dort bewirkt worden ist. Das war es, was ich gleich anfangs sagte, daß man bei uns die Erziehung des Menschengeschlechtes vom Anfange an zu beginnen habe. . . In der modernen Gesellschaft sind die praktischen Absichten stets im Gefolge der Ideen einhergezogen und sind ihnen niemals vorangegangen. Stets haben die Ansichten, d. h. die Ideen die Absichten hervorgebracht und niemals ist durch die Absichten das Entstehen von Ideen provoziert worden. Alle politischen Revolutionen waren im tieferen Grunde nichts anderes als moralische Revolutionen. Man forscht nach der Wahrheit und man entdeckt die Freiheit und das Wohlsein. Solchergestalt erklärt sich die Erscheinung der modernen Gesellschaft und ihrer Zivilisation; andernfalls bliebe alles unverständlich."

„Eine oberflächliche Philosophie mag, so viel sie will, über die Religionskriege und über die von der Intoleranz entzündeten Scheiterhaufen lärmen, wir unsererseits, wir können nur das Schicksal der Völker beneiden, welche im Meinungskampfe, im blutigen Streiten für die Wahrheit, sich eine Welt gebildet haben, von welcher wir nicht einmal im Stande sind uns eine Vorstellung zu machen, geschweige denn, daß wir es vermöchten, uns mit dem ganzen Herzen in sie zu versetzen, wie wir wohl vermeinen, es tun zu können."

„Ich wiederhole es, gewiß ist nicht alles in den europäischen Landen Tugend, Religion — weit entfernt davon. Aber alles steht unter geheimnisvoller Herrschaft einer Macht, welche während einer Reihe von Jahrhunderten unbedingt dort geherrscht hat; alles ist dort das Resultat einer langen Verkettung von Tatsachen und Ideen, welche den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft hervorgebracht."

„Ich mag bitter erschienen sein, indem ich von meinem Vaterlande sprach; indessen habe ich nur die Wahrheit ge-

Digitized by Google

redet, und nicht einmal die ganze Wahrheit. Übrigens verträgt die christliche Vernunft keinerlei Selbsttäuschung, und diejenige des nationalen Vorurteils weniger als jede andere; denn sie ist es, welche die Menschen am meisten von einander trennt . . ."

Der erste russische Romantiker steht im denkbar schärfsten Gegensatz zu den Slavophilen, indem er ihr religiöses Ideal vernichtet.

Heute, nach der Wegführung des Metropoliten Graf Andreas Szeptychi in das Innere Rußlands, da das russische Schisma alle Mittel aufwendet, um die Gemeinden der Unierten in Galizien zu zertreten, gewinnt die unbedenklich klare Würdigung der russischen Kirche nach ihrer allgemein kulturellen Seite durch das Geständnis eines slavischen Romantikers und ehrlichen Geistes neue aktuelle Bedeutung.

Wallfahrt

Von Franz Josef Sailer

Kräftigers Wandern denn auf Laubstreu ist
Auf abgebräunten Nadeln hier im Föhricht
Bergan bis vor die Schnei.

Da sind Altar und Betstuhl,
Mit schmalem Dach überbaut,
Kapellenhaft.

Dein Atem geht noch breit
Und für den Harzduft
Nimmst in die Brust den warmen Wachsgeruch.

Küssest mit einem Stoßgebet
Die Hand, die angeflammt das Kerzlein.
Und hältst sie fester dann im Weitergehn.

Digitized by Google

Der hohe Flug

Von Franz Friedrich Oberhauser

Auf der Bergwiese, die in sanften Wellen niederging, lag ein Hirte und träumte. Seine Herde lag wie ein vom Himmel gefallener weißer Wolkenhaufen auf dem herbstlichen Gehänge.

Drunten im Tal standen die Weinberggelände in hellentglühten Farben. Der verwehende Sommer tastete noch manchmal mit leisen Fingern über die glühende und sanftentschlummernde Landschaft. Der Himmel zog noch seine unnennbarreine Linie und sing des Morgens noch das Lerchengejubel und des Abends den schluchzenden Gesang der tausend Lieder auf. Kastanienhaine rauschten in dunklen Stimmen, und zeitweise verirrte sich das feine Läuten einer verlorenen Glocke.

Die Mittagswende war längst hinübergegangen, vielleicht dort hinter die silbern-leuchtenden, weißen Felder der kühlatmenden Bergesferne. Die Sonne ging in den zweiten Stundenlauf über, und durch die Luft zitterte das dreimalfeine, unsagbar leise Blau des südlichen Herbstlandes; hing sich an die wandernden tiefen Wolken, umspann die dunkelnden Wälderinseln, oder sing mit unsichtbaren Händen die himmlischen Laute einer unbekannten und niegeahnten Weise auf. Legte sich über das schäumende übermütige Gewässer des niedergehenden Baches drunten im Grunde, und wurde gleichzeitig wie von einer himmelhohen Sehnsucht in den Himmel getragen . . . um die blendenden Streifen und steilen Gehänge der Gletscher mit sanften Ahnungen zu umraunen.

In diesem zweiten Stundenlaufe nun geschah das Seltsame, daß sich plötzlich ein merkwürdiger Laut in diese herblich entzündete, stillerwerdende Landschaft verirrte.

Der Hirte fuhr aus seinen Träumen auf, und glaubte nun erst recht zu träumen. Er lauschte auf den metallen aufklingenden Ton, wie das Summen einer ungeheuren Hummel . . . oder nein, wie das blitzschnelle Auseinanderschlagen eines mächtigen Riesenvogels . . . oder nein, wie das Surren eines Silbersandes durch eine Glasröhre . . .

Und da es immer lauter wurde, beugte er sich vor, und suchte mit ängstlichen Blicken. Aber nirgends rührte sich kaum etwas. Unten ging der silberschäumende Bach,

Digitized by Google

das Tal lag in heiligstillem Schweigen der Nachmittagssonne, die Wälderinseln zitterten und schimmerten in ihren verträumten Farben, kaum, daß ein Vogel über die Bergwiesen flügelte, oder drunten an den Weingeländen eine weißgekleidete Mädchengestalt erwachte. Nicht einmal das tiefe Brüllen einer Kuh, oder das Läuten eines Hundes.

Manchmal ein goldenes Bienensummen.

Ja, wenn es nur das wäre . . . aber jetzt . . . schon viel stärker. Ein Knallen, Surren, Rattern! . . .

Das hätte ja nicht einmal der Großvater gewußt, auch die Großmutter hatte nichts davon erzählt, und selbst der alte Maat tat nie seinen verrunzelten Mund zu einer kleinen Erzählung auf, in der dieses Summen vorkam.

Der Hirte rieb sich die Augen. Gewiß, es wird ein Märchen sein. Er hielt sich die Ohren zu, und da er die Hände wieder wegtat . . . da war das Surren wieder da, und lauter . . . viel lauter. Er schaute mitten in das Blau des Himmels hinein . . . aber da flimmerte es so stark von flutenden Sonnenlichtern, daß er in das wohlige Dunkel der Wälder blinzelte, und sich frug, ob es vielleicht der Zauberkoffer wäre, der da komme, oder ob er ein Märchen erleben würde, und da er sich aufsetzen wollte, um gewissermaßen das Märchen . . .

Mit einem Satze flog er in die Höhe, daß vier Schafe „Mä—ä—ä—äh" machten, und in den Blütenkreis des Hügels flohen . . . Dann reckte er die Hände, wie ein Verzweifelter, und starrte wie leblos in das Unendliche des Himmels.

Ja, was war das? Dieses blitzende, fremde, schwirrende, singende, wütende Ding? Diese leuchtenden, zitternden Flügel? Ein Riesenvogel? Ein Tier der Vorzeit? Und wie rasch es näherkommt! Jetzt biegt es vollends in das Tal! Jetzt über den hohen Berg! Du! schau schau! Über den höheren, und noch höher! Gott im Himmel! . . . Nein, es ist kein Engel, der in den Himmel will . . . jetzt sinkt es wieder . . .

Dem Hirten zittern alle Glieder. . . Jetzt kommt es auf sein Dorf zu . . . Da, ein Mensch sitzt in diesem blitzenden Ding, ein Mensch!

Der Hirte reißt seinen Stock vom Boden auf und macht drei vier lange springende Sätze . . . er fällt . . ., steht auf . . ., stürzt wieder. . . Immer nur die Bergwiese hinab, das himmlische Ding bannend mit emporstarrenden Augen. . . Jetzt kann er schreien:

„Ch—u—m— . . . chum . . . chum . . . du . . . abe . . . ch—u—m . . . ch—u—m— . . ."

Digitized by Google

Er droht mit dem Stock . . .

Da, er springt aus Freude, die Leute im Dorfe haben es bemerkt. Weiber kommen gelaufen, mit fliegenden Haaren, starren, zu Stein geworden . . . reißen die Kopftücher herab, winken, schreien, rufen . . .

Unbewußt.

Das Surren wird schwächer, manchmal neigt sich der große Vogel auf eine Seite, oder ein Wind bringt den Atemlärm des seltsamen Dinges in das Taldorf . . .

Mitten auf der Bergwiese steht der zerrissene Hirte und starrt dem blitzenden, feinen, zitternden und bebenden Flugzeuge nach. Er hält den Stock wie zum Zuschlagen in der Hand. Aus dem offenen Munde dringt kein Laut, als hätte dieses verfluchte Blitzzeug seine Sprache mitgenommen. Was wars, ein Wunder? Ein Unglückszeichen? Wer weiß, — wer weiß — — — !

Aber dann, plötzlich, als wache er auf, schritt er langsam zurück. Schaute noch lange hinaus in die Ferne, in der der hohe Flug seine Bahn zeichnete in einem kleinwinzigen weißen, dann wieder dunklen Striche, oder stille hielt, wie ein Punkt.

Auf den langen Stab gestützt, schaute der Hirte nach, starrte nach . . . versank wie zuvor in seine Träume . . .

Vielleicht . . . dieser Mensch sein zu können. . . ? —

Das Tal lag wieder still, nur himmelhoch bauten sich die Traumgebilde des einsamen Hirten, himmelhoch, bis spät in den Abend hinein, wie eine brennende Sehnsucht, mit quälenden Armen . . .

Dieser — — Mensch!? — —

* * *

Dieser Mensch? Dieser junge Mensch, der mit ruhiger Hand dieses feine, unscheinbare Lebenszeug regierte? Dessen Augen die Gletscherfelder sahen, auf sie niederblickten, das bisher noch niemand wagte. . . Der über die Täler und steilen Bergwände steuerte, der sein Flugzeug in die Höhe schraubte, den wandernden Wolken nachzujagen . . .

Vielleicht Glück . . . Ruhm . . . !

Dessen Herz erschauerte, dessen Blick starr und tränend wurde . . . diese Welt . . . diese neue Welt. . . Was ist doch der Mensch? Aber still, nichts, fest im Zaume gehalten . . . noch hundert Meter, nein, weniger schon . . .

Und dieser junge Mensch schaute vorwärts, über die herbstlichgrünen Wiesen, die braunen Felder, die rotentflammten Weingehänge, die dunkelgebauschten Kastanienwälder. . . Oder sein Herz bebte, wie er die winkenden

Digitized by Google

närrischen Leute sah. . . Und er dachte nicht mehr daran, wie er mit den eisernen, packenden, wütenden Fäusten der Winde und Gletscherstürme gerauft hatte, wie er um das Leben seines zitternden, biegenden, bebenden Apparates bangte, um mit findigen geschickten Wendungen dem Schlagen und Hämmern dieses bergstarken Windes zu entgehen. Es waren Minuten eisernen Denkens und Handelns. Er hatte gesiegt . . . er bog in das stille Tal, es jubelte sein Herz, es zitterten ihm die Hände, daß er sie am liebsten in die Luft werfen möchte . . . und da er über die friedlichen, überläuteten, überblauten Täler und Bergwiesen flog, weitaus ins Land schauen konnte, vielleicht dorthinunter, wo der blaue Streifen des Lago Maggiore lag, da trank er eine Seligkeit, als würde ihm aus der Himmelsschale so viel und so voll gegeben . . .

Er trank und stammelte, jubelte, jauchzte einen Satz . . . den schon viele jauchzten, jubelten, stammelten . . . Gesiegt!

Es ist das alte Lied . . .

Der Stundenlauf rundete sich, der fremde, blitzende Vogel mit seinen metallenen Gestängen, Rippen und Nerven, mit seinen flatternden, knallenden Flügeln, und seiner surrenden tönenden Schraube ging tiefer und tiefer und stieg aus einer Höhe nieder, die bewundert wurde. Und da er niederbog, flog sein Blick noch einmal zurück, über die Höhen der Gletscherfernen, die dunklen, zeitweils sonnenüberfluteten Gewände der Alpen, er sah unten die Züge gehen, langsam, wie graue Würmer, mühselig an die Erde geklebt, gehalten . . . indessen er hoch hinauf flog, mit zitterndem mächtigem Flügelschlage in die Wolken flog, über sie weg, in das Land seiner Träume . . . wo sich der Himmel machtvoller, wundersamer, geheiligter gespannt, in Seligkeit, Glück . . . und . . .

Da . . .

Ein flammender Strich vor den Augen, die in die Seligkeit schauten, ein Reißen um die Lippen, die „Gesiegt" jubelten . . . Ein tiefer Herzschlag, mit den Armen in die Lüfte langend, den Himmel niederzuziehen, dem er näher war, so nahe . . .

Und zehn Meter von der Erde entfernt, überwältigte es ihn . . .

Besiegt!

* * *

Und dann ein schwerer fiebernder Traum, um noch einmal die Seligkeit zu trinken . . . zu jubeln und zu jauchzen, um die Arme breiten zu können . . . in blauer

Digitized by Google

Höhe flügeln, wandern in ersehnte Länder, über trotzende Bergeshäupter, orgelnde Flühen ... mit Stürmen zu kämpfen, über Täler dahin ... winkende Frauen ... schäumende Bäche ... und dort ... gesiegt ... gesiegt!

Besiegt ...

Um am nächsten Tage drei Worte murmeln, schreien zu können, die vielleicht stärker voll Sehnsucht waren, himmelhoch bittend:

„Ich sterbe nicht!"

Bis leise einer sprach, der stumm über die Felder weiter ging ... besiegt? ... Die leuchtende Welt lag schweigend.

Gott

Von Max Hayek

Inmitten des Straßengetümmels,
Im lärmenden Gewirr der elektrischen Wagen und Autos,
Umwirbelt von unzähligen Menschen und Dingen
Halt' ich plötzlich inne und lausche in mich:
Ein weißes Licht steigt in mir auf,
Singt einen himmlischen Gesang
Und durchstrahlt mich mit unnennbarer Seligkeit:
Gott!
Und der Glanz dieses Lichtes liegt jäh auf allen
[Menschen und Dingen, die ich sehe,
Und mein stummer Jubel jauchzt:
„Göttlich sind sie wie ich!"

Digitized by Google

Weimar

Aus einem deutschen :: Goethebuch ::

Von Johannes Jörgensen

I.

„Das Muß ist hart, aber beim muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder."

Diese Linien schreibt der Dichter des „Werther". Er schreibt sie an einen armen jungen Mann, den er unterstützt und der mit den Verhältnissen, die ihm Goethe bereitet, unzufrieden ist. „Das Muß ist hart," aber zu leben, wie einem Lust und Laune stehen, ist keine Kunst. Man darf wohl nicht annehmen, daß Goethe einem andern derartiges predigen werde, ohne es selbst probiert zu haben; nein, wir wissen, daß er aus Erfahrung sprach.

Es ist so viel über das kräftig geniale Leben in Weimar zur Zeit Karl Augusts geschrieben worden, über Trinkgelage und Tanz, halsbrechende Ritte, Jagden, Theater und Liebschaften, daß man sich daran gewöhnt hat, in dem jungen Goethe und seinen Freunden nichts anderes zu sehen als eine Koppel lustiger Brüder, Saufkumpane und Bohêmes. Und darum hat man Goethe als das große Vorbild „moralischer Emanzipation" dargestellt, in dessen Fußspuren der moderne Berliner zu treten glaubt, wenn er das „Sich ausleben" — „vivre sa vie", wie der Pariser sagt, — zu seinem Lebensprogramm macht.

Goethes Antwort auf dergleichen ist, daß die Kunst des „Sich Auslebens" jeder Dummkopf, jeder Wüstling, jeder Anarchist verstehe. Erst die Pflicht zeigt, wozu man taugt.

Um eine richtige Auffassung von der ersten Zeit seines Aufenthalts in Weimar zu gewinnen, muß man einige wesentliche Punkte in der Eigenart Goethes genau erwägen. Erstlich einmal die große Anpassungsfähigkeit seiner schmiegsamen Natur; es war mit ihm wie mit Alkibiades, der sich in Sparta spartanisch führte und unter den Persern der weichlichste von allen war. Dann seine Eigenschaft, in den

Digitized by Google

Menschen mehr zu sehen, als sie waren: er legte etwas von seiner eigenen Natur in sie hinein und fand sie dadurch interessant. „Jedes Menschen Gedanken und Sinnesart hat was Magisches", schreibt er zu jener Zeit in sein Tagebuch. Und schließlich verfolgt er durch die Teilnahme an den lärmenden Belustigungen und an dem wilden Leben des Hofes einen bestimmten Zweck. Er hatte schnell eine große Zuneigung zu dem blutjungen Karl August gefaßt, und um den Jüngling nicht aus den Augen zu verlieren und ihn nicht allen möglichen Einflüssen preiszugeben, machte Goethe lieber alle Vergnügungen mit. Wenn jedoch der Herzog nicht anwesend ist, zieht er sich gerne zurück: „drunten sitzen sie noch, nach aufgehobenem Tische, und schmauchen, und schwazzen daß ich's durch den Boden höre," schreibt er an einem Dezemberabend des Jahres 1775 aus Waldeck nach Jena. Seine Gedanken sind andere Gedanken, wenn auch seine Wege scheinbar die selben sind.

Die Wirklichkeit umhüllt er mit dem Schleier der Poesie, und ihm ist unter den Weimarer Freunden, Knebel, Einsiedel, Seckendorf und wie sie alle heißen mögen, ganz homerisch zu Mut. So heißt es in dem oben erwähnten Brief an den Herzog: „Ich laß den Pfarrer fragen, ob er die Odyssee nicht hat, und hat er sie nicht schick ich nach Jena. Denn unmöglich ist die zu entbehren hier in der homerisch einfachen Welt. Besonders fielen mir einige Verse ein, und recht auf, da ich heut früh lang ausgeschlafen hatte und es nicht Tag werden wollte, was ungefähr heißt: Und in ihre Felle gehüllt lagen sie am glimmenden Heerde, über ihnen wehte der nasse Sturm durch die unendliche Nacht und lagen und schliefen den erquicklichen Schlaf biß zum spät dämmernden Morgen".

Und doch sind die Zeiten vorbei, oder gehen wenigstens nach und nach vorüber, da Goethes Seele einer stimmungumwehten Wetterfahne glich, einer animula vagula. Das Ideal, wie er es in einem Brief an Augusta Stolberg ausdrückt, „lauter zu werden wie gesponnen Gold", steht ihm immer klarer vor der Seele. Dreißig Jahre alt, schreibt er in sein Weimarer Tagebuch: „Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alten Schalen verbrannt.

Digitized by Google

Andre Zeiten, andre Sorgen. Stiller Rückblick auf's Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen, imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Tuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen, und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser rettet, und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, getrau' ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter, und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehn. Lasse uns von Morgen zum Abend das Gehörige tun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge. Daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden."

Man hat Goethe den „großen Heiden" genannt, und er selbst beginnt in dieser Zeit diesen Ausdruck auf sich anzuwenden. „Wir Heiden", heißt es in einem Brief an Lavater.

Aber dieser Heide will nicht ohne Religion sein, und im Grunde genommen hat er jetzt dieselbe Religion, die er immer hatte: ein fast abergläubisches Vertrauen auf die Vorsehung, das sich hie und da zu dem Empfinden steigert, ein „Glücksmann" zu sein, wie die alten Nordländer es nannten. Und diese Religion hatte er nicht etwa fremden Menschen zu verdanken; seine Mutter lebte ebenfalls in dem festen Vertrauen auf den Himmel, ja weder Mutter noch Sohn

Digitized by Google

waren frei von Aberglauben, sie richteten sich nach Zeichen und Warnungen. Als Goethe in seiner frühesten Jugend krank danieder lag und man für sein Leben fürchtete, schlug Frau Rath die Bibel auf und fand das trostreiche Wort: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samaria, pflanzen wird man und dazu pfeifen.“[1]) Und noch im hohen Alter schreibt sie an den Sohn: „Dein Brief vom 9. Mai hat mich erquickt und höchlich erfreut; ja, ja man pflanzt noch Wein an den Bergen Samaria, man pflanzt und spielt dazu die Flöte! So oft ich etwas Gutes von Dir höre, werden alle Verheißungen lebendig, die ich in meinem Herzen bewahre. Er! hält ewiglich, was er gelobt hat. Halleluja!!“[2])

Dieses Vertrauen auf etwas Göttliches, als einer ihm ganz besonders geneigten Vorsehung findet immer wieder in Goethes Dichtungen seinen Ausdruck. Schon als er Frankfurt verläßt, um nach Weimar zu gehen, fühlt er sich „geleitet und geschult“ von einem „lieben, unsichtbaren Ding“, das den Plan zu seiner Reise gemacht hat. Und als ihm der Herzog im November 1777 ein Gartenhaus an der Ilm außerhalb der Stadt schenkt, nimmt der Dichter es mit folgendem Gebet in Besitz: „Heiliges Schicksal, (!) du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffiert über mein Bitten, ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache, ich bat dich, mir's zu lassen, aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen. Amen.“ Ein Sonnenstrahl, der erste an jenem Morgen, streift das Papier, worauf er schreibt, und Goethe sieht darin ein Zeichen dafür, daß der Himmel Wohlgefallen an ihm habe. „Ja und Amen winkt der erste Sonnenblick, den 14. November“, fügt er hinzu.

Das Gefühl, mit einer höheren, leitenden Macht im Bunde zu stehen, — Goldschmidt hätte es Nemesis genannt — weicht nicht von Goethe. „Endet's gut für uns alle, ihr, die ihr uns am Gängebande führt!“, fleht er

[1]) Goethes Brief vom 9. Dezember 1777.

[2]) Goethes Brief vom 3. Juni 1808.

Digitized by Google

gegen Neujahr 1779 zu den himmlischen Mächten. Ein Jahr später wirft er wieder einen Blick auf seine Vergangenheit zurück und schreibt: „Das Leben ist so geknüpft und die Schicksale so unvermeidlich .... Ich habe so manches getan, was ich jetzt nicht möchte getan haben, und doch, wenn's nicht geschehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entstanden sein. Es ist als ob ein Genius oft unser ἡγεμονι Κον[1]) verdunkelte, damit wir zu unsrem und andrer Vorteil Fehler machen."

Einen beinahe übermütigen Ausdruck findet dieser Glaube Goethes, unter einer besonderen göttlichen Leitung zu stehen, in einem Brief, den er auf der Harzreise 1777 an Frau von Stein richtet. Darin heißt es: „Mit mir verfährt Gott wie mit seinen alten Heiligen, und ich weis nicht woher mirs kommt. Wenn ich zum Befestigungs Zeichen bitte, daß möge das Fell trocken seyn und die Tenne naß[2]), so ists so, und umgekehrt auch, und mehr als alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünschen. Das Ziel meines Verlangens ist erreicht, es hängt an vielen Fäden, und viele Fäden hängen daran, Sie wissen wie simbolisch mein Daseyn ist. — — Und die Demut, die sich die Götter zu verherrlichen einen Spas machen, und die Hingebenheit von Augenblick zu Augenblick, die ich habe, und die vollste Erfüllung meiner Hoffnungen."

Aber Goethes „Religion" ist nicht nur eine passive, glückliche Hingabe an eine leitende Hand, — sie ist ihm auch eine aktive Mitarbeiterschaft, eine Hilfe zur Hilfe der „Götter". Nicht immer wird er geführt, er muß sich sogar meistens alleine durchkämpfen. „Es weiß kein Mensch", heißt es im Tagebuch, „was ich tue und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt ich euch, nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr, und mir beistehen!" Im Jahre 1780, nach fünfjährigem Aufenthalt in Weimar, schreibt der junge Geheimrat: „In meinem jetzigen Kreis hab ich wenig, faßt gar keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menschlichen Gebrechen

[1]) Das Führende.

[2]) Buch der Richter, 6. Kap. Vers 37.

Digitized by Google

sind rechte Bandwürmer, man reißt wohl einmal ein Stück los, und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. *Niemand, als wer sich ganz verläugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen*", schließt der dreißigjährige Staatsmann. Nicht bloß um sich herum will er aufräumen und Ordnung machen, sondern auch in seiner Weise im eigenen Innern. Er findet heraus, daß Wein und Kaffee ihm schädlich sind und entwöhnt sich fast ganz dieser Getränke. Er studiert sein inneres Leben, um Klarheit darüber zu erlangen, in welcher Ordnung Stimmung und Unlust, gute und schlechte Laune bei ihm abwechseln. „Ich muß herausbringen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege," heißt es im Tagebuch. Er setzt bestimmte Tage an für das Aufräumen und das Einrichten der Arbeit, andere wieder für die Arbeit selbst.

Und bei alledem entschwindet ihm keineswegs die Poesie. Im Gegenteil. Zwischen Felsen wachsen ja die schönsten Blumen! So überkommt ihn in kurzen Augenblicken das Gefühl von der Schönheit des Lebens, von der Schönheit früher Morgenstunden, später Abende, sternerfüllter Nächte. „Hab ein liebes Gärtgen vorm Tore an der Ilm schönen Wiesen in einem Tale", schreibt er an Augusta von Stolberg. „Ist ein altes Hausgen drinne, das ich mir reparieren lasse. Alles blüht alle Vögel singen." „Es ist eine herrliche Empfindung dahausen im Feld allein zu sizzen. Morgen frühe wie schön. Alles ist so still. Ich höre nur meine Uhr takken, und den Wind und das Wehr von ferne. Ich habe lang geschlafen, wachte aber gegen vier auf, wie schön war das grün dem Auge das sich halbtruncken aufthat. Da schlief ich wieder ein." Beim Mondenschein badet er in dem Fluß, der an seinem Hause vorüberfließt, geht singend über die Wiese zurück und fühlt sich von Elfen umtanzt und umsungen. Und er legt sich auf seinem Altan zur Ruhe und schläft in einem Winkel, in seine blaue Kappe gehüllt, trotz Regen, Blitz und Donner.

Das ist das eigentliche Leben in der Natur, so wie Goethe und die Gebrüder Schlegel es sich in ihrer wilden Jugend gedacht hatten und wie es jetzt der Weimarer Kreis

Digitized by Google

verstehen und schätzen lernte. In seinem Gartenhaus setzt Goethe seine einfache, dürftige Wetzlarer Existenz fort. „Den ganzen Nachmittag war die Herzoginn Mutter da und der Prinz," heißt es in dem oben erwähnten Brief. „Wie alles weg war, ein Stück kalten Braten gessen und mit meinem (Diener) Philipp von seiner und meiner Welt geschwäzzt."

In diesem Naturleben war bald Karl August der bewundernde und gelehrige Schüler Goethes. Sie baden nachts zusammen in der Ilm. „Es war, als tauchte man in die kühle Nacht," schreibt der junge Herzog über so ein nächtliches Bad. „Als ich den ersten Schritt hineintat, war's so rein, so nächtlich dunkel; über den Berg hinter Oberweimar kam der volle, rote Mond. Es war so ganz stille. Wedels Waldhörner hörte man nur von weitem, und die stille Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten." Das ist Goethes Stil, und eine goethisch bescheidene Hütte, das sogenannte „Borckenhäuschen", errichtete Karl August sich schräg gegenüber der Wohnung seines bewunderten Freundes und brachte ganze Wochen darin zu.

(Fortsetzung folgt.)

Liebeslied

Von Peter Bauer

Mein Herz ruht wie ein edles Erz
In deiner Liebe tiefem Schacht.
Du hast's mit Süße zugeschüttet —
Und nichts zerrüttet
Das Glück der Ruhe mir, den stillen Glanz,
Den deine Augen über meine Tage breiten.

Digitized by Google

Anima

Ein Märchen / Von Elli Bilecki

(Fortsetzung)

Im Schweiße seines Angesichtes baute Peregrin unverdrossen an seiner Hütte. Im stillen sehnte er sich wohl nach einer starken Hand, die ihm geholfen hätte, Steine vom Felsen loszuschlagen, Bäume zu fällen und nach dem Bauplatze zu tragen. Doch war er zu stolz, andere um ihren Beistand zu bitten.

Einst als er in der Welt umherzog, als er in Ehre und Wissen, in Lust und Spiel sein Glück versuchte, hatte er viele Freunde. Doch seit er die lärmenden Städte der Menschen mied, um sich hier in die Einsamkeit zurückzuziehen, hatten sie sich von ihm gewandt und ihn treulos verlassen.

Sie haßten jene weltfremde Einöde am Stromgestade, jene dunklen Berge, die immerdar hoch und stumm nach oben wiesen, jene tiefen Wälder und Cypressenhaine, in deren Wipfeln fremde Stimmen raunten, die sie nicht verstehen wollten, Stimmen aus einer andern Welt. Sie fürchteten den Strom mit seinen tiefen Rätseln und ein unüberwindliches Grauen vor dem dunklen, nebelumwallten Tore hielt sie zurück.

Einst um die Mittagszeit, als Peregrin rastete, kamen die falschen Freunde aus Neugierde herbei, um zu sehen, was er treibe. Sie trugen Lorbeerkränze und Feuermohn im Haar, und an ihren reichen Gewändern hing noch der schwüle Duft von Wein und welken Blumen. Einige von ihnen, die sich weise dünkten, trugen Schriftrollen in den Händen.

Sie begrüßten ihn alle, als seien sie noch seine Freunde, und ein Jüngling von glänzendem Äußern ergriff das Wort.

„Nun, Bruder, wir wollen sehen, ob du der Einsiedelei noch nicht überdrüssig bist — geh, laß die Sonderlichkeit. Wirf Hammer und Grabscheit hin, und zieh mit uns! Wir planen eben ein herrliches Gelage und sind gekommen, dich einzuladen. Der Glanz des Festes wird sich verdoppeln, wenn du erscheinst. — Du weißt, wie wir deine Schönheit und Jugendkraft nicht missen können."

„Und dein tiefes Wissen", fügte einer mit der Schriftrolle hinzu, aber nur weil er erwartete, daß Peregrin ihm das Lob doppelt zurückgeben werde. Doch ein Dritter mischte sich mit lautem Wortschwalle ein:

„Keiner vermag der Harfe süßere Töne zu entlocken als du. — Oder trauerst du noch um den Toten? — Laß

Digitized by Google

den Grübler. Er hat uns mit seinem trübseligen Gebahren oft genug die Stimmung verderben wollen beim Zechen und doch kam er immer wieder. Laß ihn. Er ist ausgelöscht, spurlos wie ein Licht.

Der schwarze Gesell im Kahne hat ihn in das große Nichts befördert, in das er uns ja vielleicht auch einmal holen wird, wenn wir des Zechens müde sind. Aber bis dahin heißt unsere Losung: Freut euch des Lichtes, solang es noch leuchtet! Leert den Taumelbecher bis zur Neige, zur Neige!"

Der Spötter hatte versucht, auch seinem Äußern den Anschein der Keckheit und Furchtlosigkeit zu geben und mit frechem Auge nach dem dunklen Tor gedeutet; aber tief, tief aus seinem unsteten Blick sah dennoch das Grauen, das er gern verborgen hätte.

„Du kommst also?" fragte er noch einmal laut.

„Nein, ich bleibe wo ich bin", entgegnete Peregrin fest. „Geht nun. Entweiht nicht länger mit euren lauten unheiligen Stimmen und eurem frechen Gelächter das Schweigen dieses Tales."

Da begannen sie auch ihn zu höhnen und rissen mit Flüchen Balken und Steine von der ersten Mauer seiner Hütte, die er so mühselig erbaut. Peregrin wandte sich ab und ging fort, bis er ihr wildes Lachen in der Ferne verklingen hörte. Der böse Geist Molestus, der ihn versuchte, nahte sich und säte Trauer und Entmutigung in sein Herz.

Spät, als es schon zu dunkeln begann, kehrte Peregrin zurück zu der zerstörten Mauer, und es kam etwas auf ihn wie Reue, daß er die Welt verlassen hatte.

Doch neben ihm stand unsichtbar Verus, sein Freund und Hüter aus dem Geisterreich. Der tröstete ihn und redete heimlich, aber voll Eindringlichkeit zu seiner Seele und weckte in ihr aufs neue jenen Abscheu und namenlosen Überdruß vor dem einstigen, zügellosen Leben und das Sehnen nach einer noch unbekannten Höhe voll Reinheit und Licht.

Da erstarkte Peregrin langsam wieder; doch noch zu verdrossen, um weiter zu bauen, ging er hinab ans Gestade, wo am steilen Felsenufer seine Goldharfe lehnte. Mondelang hatte er ihre Saiten nicht mehr berührt, weil Zweifel und Zerrissenheit ihm allen Frohsinn raubten. Heute entsann er sich ihrer, und es schien ihm süß und trostvoll, daß er wenigstens noch eine Freundin habe, der er sich vertrauen durfte.

„Komm, Harfe," sagte er „wenn alle auch untreu geworden sind; du hast mich doch nicht verlassen. Komm, sing mir eins von den frohen, glutvollen Liedern, die du kennst, daß es klinge und jauchze durch dieses düstere Tal."

Digitized by Google

Mit fast trotzigem Griff nahm er sie und lehnte sich an den Felsen und seine Hände suchten die Saiten.

Doch was war das? Wie geschah ihm da? Bleicher Schrecken ging über sein Antlitz. Die Harfe gab so wehen Klang. Eine Saite zersprang unter seinem Griff, — noch eine, und wie er auch rang und nach Tönen suchte, immer schriller und mißtönender wurden die Laute. Da packte ihn wilder, verzweifelter Zorn.

„Auch du, auch du bist mir nicht treu!"

In blinder Wut schwang er die Harfe über seinem Haupte und schleuderte sie an den Felsen, daß sie mit gellendem Ton zerbarst. Dann raufte er sein Haar und eilte fort wie im Wahnsinne.

Über die wüsten Anfänge seiner Hütte warf er sich und weinte trotzige Tränen wie ein wildes Kind, — bis die Nacht kam und über die stillen Gründe ihren dunkelblauen Bogen spannte, bis sie ihre weißen Friedenssterne scheinen ließ.

Da entschlief Peregrin und Verus, sein unbekannter Hüter, legte einen süßen Hoffnungstraum in des Suchers Seele.

Anima erschien ihm im Traume. Er sah sie wandeln auf reinen Höhen hoch über allem Lärm und Erdenstaube. Sie war groß und rein und überirdisch schön wie das hohe Ideal, das seine Seele suchte. Sie trug seine Harfe und spielte darauf ein neues, wunderbares Lied, wie er es nie vernommen.

„Harre, harre treu!" winkte sie ihm zu. „Ich bringe dir die Harfe wieder und lehre dich eine neue Weise. Ich bringe dir die Wahrheit, die du ersehnst."

* * *

Es war so still, so feierlich still in dieser Sommernacht. Die Ströme gingen alle so sacht und brausten nicht, weil die Engel aus dem Chor der Kräfte, die sonst mit wehenden Schwingen über die Gewässer zogen, in tiefer Ruh an den Gestaden saßen. Kein Rauschen ging durch die Haine, denn die Engel der Bäume gingen im Sternenscheine durch den Wald und erzählten sich voll Wonne, wie sie den ewigen König liebten.

Viktor, Carus, Mitis und Magnus, die den Wind bewegten, stiegen von den Bergen hinab ins Tal. Die Engel der Wolken bannten Nebel und Gewölk in Schluchten und Klüfte und die Abgründe des Weltmeers, denn der Sabbath begann.

Drunten am Strome begegneten sich die Engel der Winde mit frohem Gruß und faßten sich bei den Händen, den Strom

Digitized by Google

entlang zu wandern. Ihre silberweißen Schwingen und die blauen Nebelgewänder warfen einen lieblichen Glanz durch die Nacht. Sie ließen ihre Harfen und Sturmfanfaren schweigen und sprachen von den seligen Wundern Gottes.

Carus, der Engel des Südwindes, ein holder Knabe, griff nur manchmal traumverloren in seine Harfe, und ihr Klingen ging süß und weich als lauer Sommerwind über die schlummernde Erde.

Magnus, der Engel des Nordens, war hoch und kraftvoll und trug eine Harfe von Erz. Schweigend, in göttlichem Schauen versenkt, ging er voraus.

Plötzlich hemmte er seinen Schritt. Zu seinen Füßen glänzte etwas im Sternenscheine. Es waren die Trümmer einer großen, goldenen Harfe, die neben einem Felsen lagen.

„O sieh, eine zerbrochene Harfe! Gleicht sie nicht der Deinen?" sagte er zu Carus.

„Sie ist aus des gleichen Meisters Hand. Ich will sie zusammenfügen zu Ehren des Herrn."

Da sammelten die Vier die Trümmer der Harfe und legten sie Carus, der sich am Gestade niedergelassen hatte, in den Schoß; und er begann, sie mit kunstfertigen Händen ineinander zu fügen. Er bog den Rahmen wie Wachs und spannte die zersprungenen Saiten und machte alles neu.

„Ich will süßen, heiligen Klang in ihre Saiten legen und sie einem Menschenkinde schenken," sagte er, als sie in erneuter Schönheit vor ihm lag, „und Sehnsucht nach Gott soll alle ergreifen, die sie erklingen hören".

Lächelnd umstanden ihn seine Genossen und schauten ihm zu.

„Zeichne die Harfe," sprach der freundliche Mitis, „damit wir sie wiederkennen, wenn jene, der du sie schenken wirst, vor Gott erscheint. Sieh, wir wollen dir dazu Perlen und Steine von unserem Geschmeide geben."

Jeder von ihnen nahm etwas von dem königlichen Schmuck, mit dem sie geziert waren, und reichte es Carus dar. Doch wurden sie dadurch nicht ärmer, weil göttlicher Reichtum nie abnimmt, soviel davon auch mitgeteilt wird.

Mitis schenkte zarte, wunderlichte Perlen, Viktor einen großen, funkelnden Smaragd, Magnus eishelle Diamanten von herrlicher Lauterkeit. Carus selbst gab glutvolle Rubine.

Er fügte aus den Juwelen ein Kreuz zusammen und setzte es als Zeichen in die Harfe, und sie war nun schön und herrlich wie seine eigene. Dann zogen sie weiter. Carus griff im Wandern in die neue Harfe, und ein Lied voll einziger, wundersamer Schöne schwang sich hinauf zu den Sternen.

Zwischen den Steinen seiner Hütte lag Peregrin und schlief. Er hörte das Lied in seinen Träumen klingen so

Digitized by Google

süß, so voll Frieden und heiliger, selbstvergessener Hingabe, bis es in der Ferne verhallte.

An einer Felsenquelle saß verzückt ihr himmlischer Hüter. Als er das Lied im nächtlichen Walde vernahm, hob er das wunderklare Angesicht empor zur Felsenhöhe und fragte den Engel, der dort als Turmwart stand:

„Hörst du, Firmus, die Harfe eines Menschenkindes? Klingt sie nicht herrlich zur Ehre des Herrn?"

„Es sind vier von unsern Brüdern", sprach der Türmer, in die Ferne spähend. „Magnus mit der stählernen Harfe geht voraus; und der liebliche Carus ist in ihrer Mitte, und spielt auf einer Menschenharfe. Fast gleicht sie seiner eigenen."

Da trat der Wächter der Quelle zu ihm auf den Felsen.

„Denke, Firmus", sprach er, „es ist die Harfe, die Molestus verlor, als ich ihn mit Michael in den Abgrund stürzte. Sie fiel herab in den Strom und blieb wahrscheinlich dort, bis einer unserer Brüder sie fand und einem Menschenkinde schenkte." —

* * *

Noch immer saß am Ufer des Stromes Benignus, harrend auf Anima. Eine große, tiefe Freude strahlte von seinem Angesicht, denn er wußte, daß ihre Stunde nun bald gekommen sei. Tiefen Auges sah er in die Geheimnisse dieser Nacht und schaute klar das Walten höherer Kräfte, die über der Natur stehend, ihren starren Formen Leben, Werden und harmonisches Bewegen einhauchten.

In Wäldern und Fluren, an Felsen und Strömen sah er seine Brüder selig rasten im Geist des Herrn; und Sabbathruhe war überall.

Dann wandte er das Haupt gen Osten. Ein dämmernder Glanz, leicht und fein wie ein Hauch begann sich dort zu erheben; und aus dem wachsenden Lichte stieg ein majestätisches Gebirge hinan zum Horizont.

Die Engel des Morgenrotes mit rosigen Schwingen und goldenen Gewändern stiegen dort hinan zu den Spitzen der Berge, die sich glühend zu färben begannen.

Droben standen sie wie Herolde hoch und klar und rollten ihre Banner auf und bewegten machtvoll ihre Schwingen, das Morgenrot anzufachen.

Da stieg es herauf glutvoll und wunderbar. Da brannte der Himmel in Morgenflammen, und die Erde erwachte.

„Alleluja! Alleluja!" grüßte Benignus empor.

Dann stieg er hinab in den Strom, Animas Bande zu lösen. Liebend wie eine Mutter hob er das Seelchen aus den Wellen, die es ihm freundlich zutrugen und betrat das Gestade.

Digitized by Google

Droben blieb er lauschend stehen. Vier Engel kamen aus dem Walde, von denen der eine die Harfe spielte. Sie winkten ihm, daß er warte.

„Zeig uns das Seelchen," baten sie und stellten sich um ihn, und er hob den Schleier, den er darüber gebreitet, von dem leblosen Ebenbild des Herrn.

„Es ist noch nackt und bloß," sagte er leise, „ich will es seiner Mutter geben und ihm das weiße Kleid anziehen, das mir die Königin gab. — Ich habe es der Königin geweiht," fügte er leuchtenden Blicks hinzu, „und ich will es lehren, sie zu lieben."

„Sieh, wir wollen dem Kindlein etwas schenken," begann Carus. „Wir haben eine Harfe gefunden, und ich zeichnete sie mit Juwelen aus unserm Geschmeide. Nimm sie für das Kind."

Da dankte Benignus ihnen voll himmlischer Freude und zog mit dem Kinde und der Harfe in den lichten Morgen hinein den Wohnungen der Menschen entgegen.

* * *

Weit abseits vom Menschengewühle in einem weltfremden Tale trat er in eine Hütte. Dort lag auf einem armseligen Bette ein junges, schwerkrankes Weib und ihre Mutter war bei ihr.

Benignus grüßte die Engel, die als unsichtbare Hüter in der Hütte waren und trat still an das Lager des Weibes. Leise legte er das Seelchen in ihre Arme.

Da erwachte sie aus ihrer todähnlichen Starrheit. Benedikta, die alte Mutter mit lieben, freundlichen Zügen neigte sich über das Lager.

„Sieh, Anzilla, da hast du dein Kindlein, dein Sonntagskindlein. Schlafe nun, daß ihr beide bald genesen mögt."

Traurig wandte die Kranke das Haupt zur Seite.

„Kam der Vater?" fragte sie kaum hörbar.

„Schlafe, schlafe nur," beruhigte die Mutter, denn sie wollte nicht sagen, daß Anzillas Gatte am vorigen Tage mit einer Schar wüster Gesellen das Tal verlassen habe, und wie er zum Abschiede Anzilla beschimpft und verhöhnt. Dann war Schweigen in der armen Hütte, während draußen die Sonntagsglocken klangen. —

Endlich, nach langen, schweren Tagen kam ein Sonnenstrahl in die Trübsal dieses Raumes. Schon am Tage vorher hatte Benedikta sich alle Mühe gegeben, dem einzigen Gelaß der Hütte durch erhöhte Reinlichkeit einen festlichen Schimmer zu geben.

Digitized by Google

Nun war Mittag vorüber; und sie trugen das Kind zum erstenmale hinaus in den leuchtenden Sommertag. Anzilla war sehr bleich und ging wankend auf den Arm der Mutter gestützt.

Da nahm Benignus voll Freude das weiße Gewand, das er für Anima gebracht, und zog mit den Frauen zum Feldkirchlein.

Sein Herz pochte höher und tiefere Glut machte sein Antlitz wonnig leuchten, denn er sah aus der Ferne durch Mauern und Tore den, der am Altare thronte, Jesus Christus, gleicher Gott mit dem Vater und dem Heiligen Geiste.

Um das Kirchlein knieten unsichtbar viele Legionen seiner Heerscharen und schauten trunken vor Wonne hin auf sein gottmenschliches Herz, das unter Brotsgestalt verborgen am Altare schlug und sangen in ewigem Jubel:

„Sanctus! Sanctus! Sanctus!"

Cölestin, der Priester, trat den Frauen entgegen an der Schwelle des Heiligtums. Er war hoch und voll Würde und trug ein weißes Kleid und eine unsichtbare Krone. Die Engel neigten sich vor ihm in tiefer Ehrfurcht, weil er der Stellvertreter des Königs war und sie an Würde überragte.

Sein Antlitz war voll Freude, als er die Frauen mit dem Kinde sah und sie fragte, was sie begehrten.

„Den Glauben und durch ihn das ewige Leben," sagten sie und leisteten den Schwur der Treue für das Kind.

Da führte der Priester sie hinein in das Heiligtum, zum Born der Gnade, der dort entsprang; und wie er das heilige Wasser über das Haupt des Kindleins goß, erwachte seine Seele zum Leben und die Erbschuld fiel wie dunkle Fesseln von ihm ab.

Da kleidete es Benignus mit dem weißen, lilienreinen Kleide, das er für Anima gebracht, und die Seele wurde schön und licht wie die Fürsten des Himmels, die sie umgaben.

Über dem Kirchlein ging der Himmel auf, und die Engel sahen droben den Dreieinigen thronen im ewigen, unzugänglichen Lichte. Er und die Königin schauten mit Wonne herab auf Anima. Der Heilige Geist kam herab wie ein stürmendes Feuer und nahm Wohnung in ihrem Herzen.

Benignus konnte sich nicht fassen vor Freude.

„Nun bist du so schön, Anima, so schön! Ein holdes Königskind bist du, ein Tempel des Heiligen Geistes, ein Ebenbild des Herrn."

Mit so herrlichen Namen nannte er Anima, indes die Frauen das Kind zum Altare trugen, um es Jesus zu weihen.

Digitized by Google

Tief demütig nahte sich Benedikta und bat Gott um seinen Segen und übergab das Kind seinem anbetungswürdigen Willen.

Anzilla aber stand da mit leerem Herzen, kalt und ehrfurchtslos. Eine ungeheure, sündhafte Trauer, die schwerer Schuld entsprang, drückte sie nieder und verdunkelte ihre Seele. Sie dankte mit keinem Worte dem Könige der Ewigkeit, daß er Anima heute an Kindesstatt angenommen und freute sich auch nicht, weil sie nicht erkannte, daß sie ein Gefäß der Gnade, einen göttlichen Liebeshort in ihre arme Hütte trug.

(Fortsetzung folgt.)

Schwert und Harfe

Von Ilse Franke

Du aber kamest, um das Schwert zu bringen.
Als Ritter kämpfst du für den heiligen Gral.
Mit Geist und Blut willst du den Feind bezwingen
Und schließt dein Kinderherz in Erz und Stahl.

Und ich, dein Weib, kann nur den Frieden finden,
Wenn ihn mein Herz wie Tau und Sonne gibt.
Es kann nicht Wunden schlagen, nur verbinden.
Es kann nur leben, wenn es grundlos liebt.

Wohl weiß auch ich von heißem, schweren Ringen,
Doch in der Welt such' ich die Feinde nicht,
Nur in der eignen Brust. Ich kann nur singen,
Doch auch mein Lied bringt meinen Brüdern Licht.

So haben Schwert und Harfe sich gefunden
Zu einem Bund voll Glück und goldner Not.
Ein heiliges Geheimnis hält umwunden
Dein Herz und meins — getreu bis in den Tod.

Digitized by Google

Marienbilder und Lieder

Von Hede von Trapp

Maria im Korn

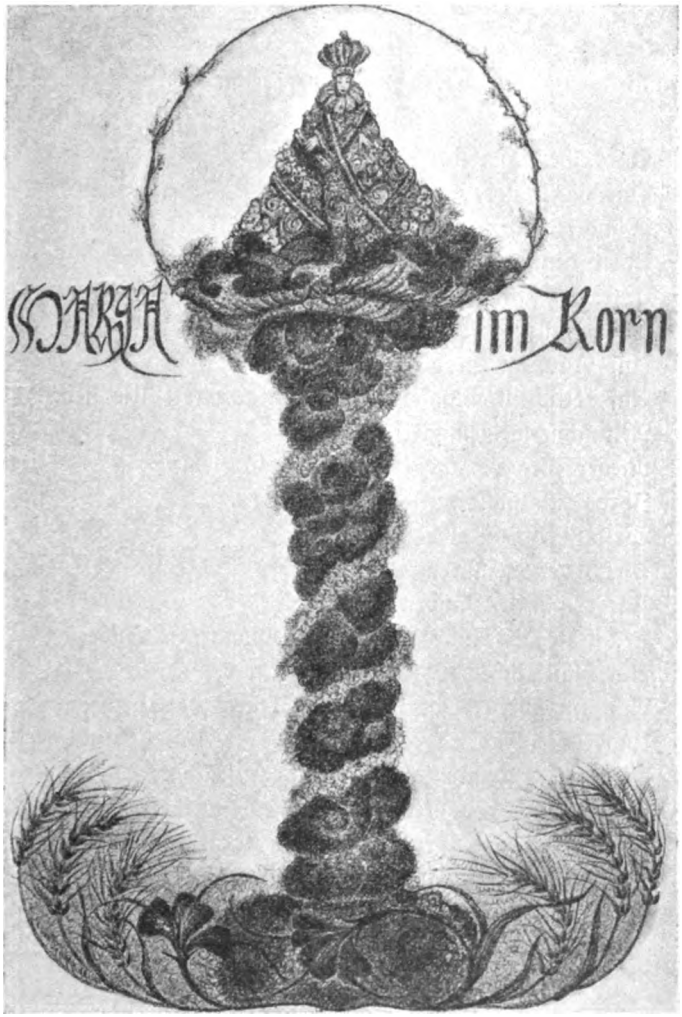
Mitten im Feld,
Wo die Ähren sich neigen tief
Vor dem ragenden Bildnis
Und güldene Kronen in wehenden Schleiern
Dir bringen,
Maria,
Stehst Du im Wind.

Dein grauer steinerner Mantel
Ist mürb und zerschlissen.
Bröcklig die lastende Krone.
Farblos verwittert
Die gütigen Hände voll Segen.

Und wenn im Abendschein
Oder im Morgenrot
Weither der zitternden Glocken
Dünne, gebrechliche Finger
Das Haupt Dir liebkosen,
Den schweren Saum Dir umfangen
Und uralte Stimmen
Den Hauch ihrer rastlosen Seele
Mit scheu ersterbendem Grüßen
Zu Füßen Dir stammeln —

Lächelst Du mild und versonnen
Sommer für Sommer
Mitten im Feld.

Digitized by Google



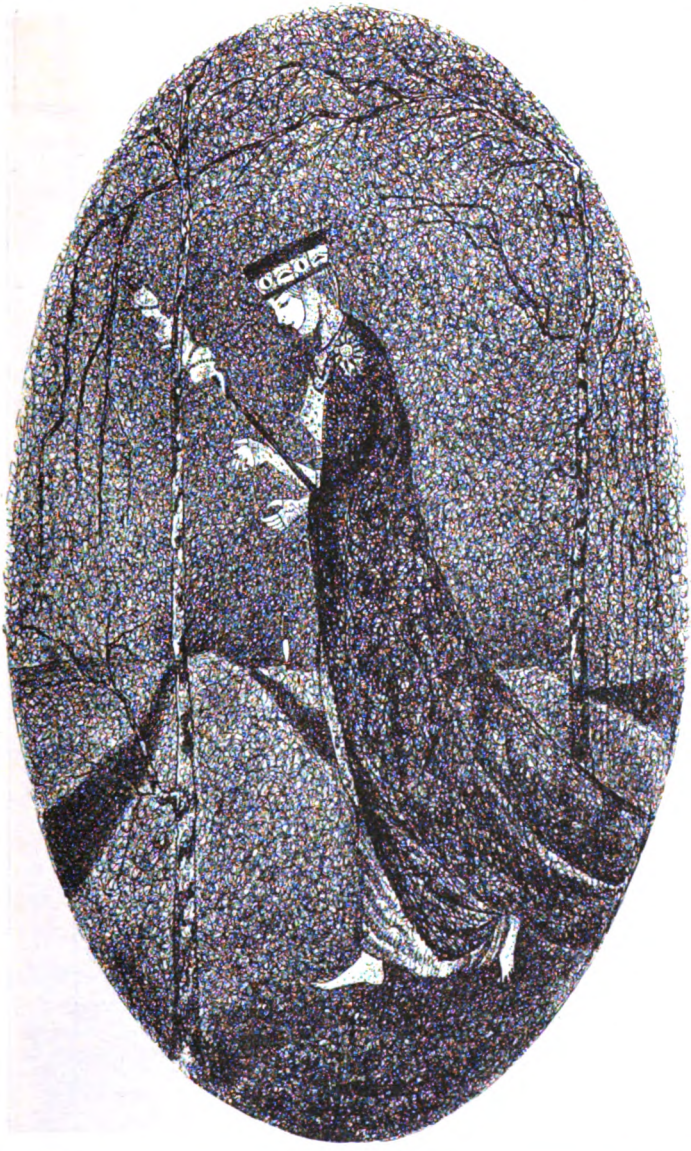
Maria im Korn.
Federzeichnung von Hede v. Trapp.

Digitized by Google

Marienfäden

Durch den Herbſtmorgen,
Durch den nebelzarten, kühlen —
Wandelt Maria die Fraue.
Unter den grünen Tannen mit zottigen Bärten,
Unter den ſcheuen Birken mit goldenen zitternden Herzen,
Auf grünem Mooſe,
Auf braunem Mooſe,
Auf rötlichem Mooſe, darin ſcharlachrote Pilze ſtehen
Mit ſchneeweißen Perlen.
Nieder ſtieg ſie aus dem blauen Garten
Ihres lichtumfloſſnen Blumenlandes.
Weit iſt ihr Mantel,
Weich der Saum ihres Kleides.
In ſorglichen Händen
Trägt ſie die Fülle des milde geſponnenen Silbers
Auf himmliſcher Spindel.
Achtſam ſchreitet ihr Fuß, daß keines der Gräſerchen
Und lichte Fäden [knicke,
Fein und gedankenzart wie Morgenträume,
Schwer und gedankenvoll wie die Zeit ihres Weges,
Läßt ſie fliegen über die ſinnende, atmende Heide,
Knüpft ſie ein in die müde erſchauernden Zweige.
Und die roten Heideblumen nicken ernſthaft,
Und die loſen feinen Glockenblumen läuten
Ihr heimlichſtes Lachen.

Digitized by Google



Marienfäden.
Federzeichnung von Hede v. Trapp.

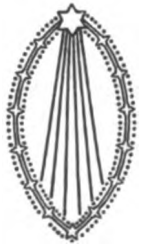
Digitized by Google

Gebet

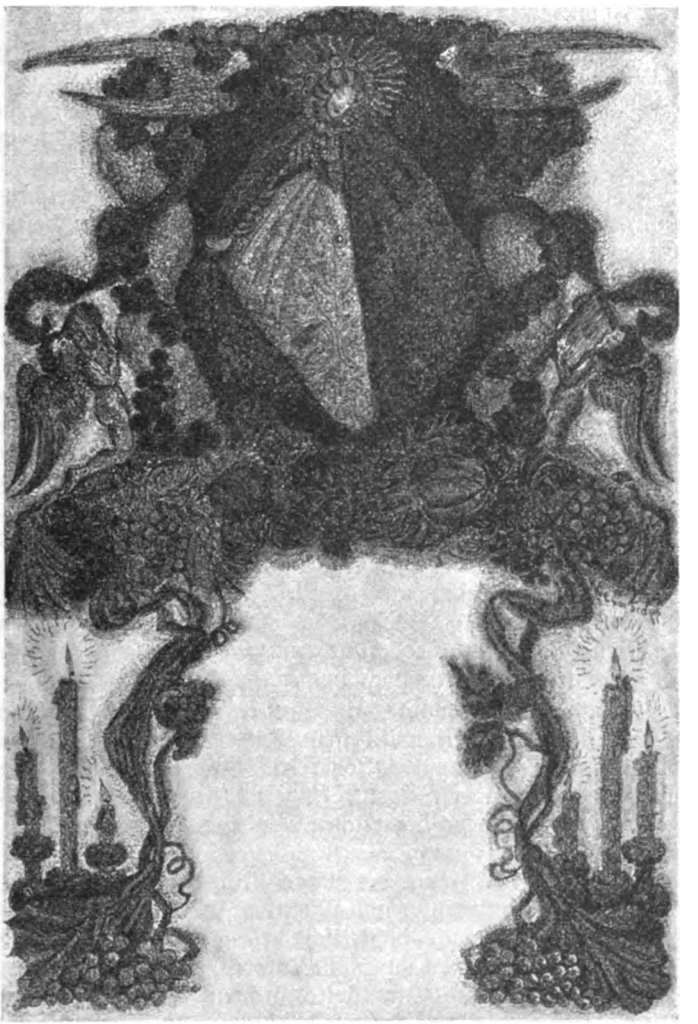
Himmelsmutter, hehre Fraue,
Trägſt der Erd' unendlich Leiden
Mild gereiht in ſanften Perlen.
Will Dich, Frau, Maria, grüßen.

Himmelsmutter, ſüße Fraue,
Trägſt ein gülden Kleid mit Lilien,
Menſchenwünſche, Menſchenzagen
Unter Deinem blauen Mantel
Weit umfaſſend, wie der Himmel.

Hehre Mutter, ſüße Fraue,
Laſſe mich zu Deinen Füßen
Eine kleine Harfe ſpielen —
Nur ein Härflein mit fünf Saiten.
Alle meine Finger wollen
Muſizieren Dir zum Lobe,
Meine Seele möchte ſingen. — —



Digitized by Google



Gebet.
Farbige Pastellzeichnung von Hede v. Trapp.

Digitized by Google

Herzog Anton Ulrich von Braunschweig

Ein Gedenkblatt von Wilh. Kosch

Am 27. März 1914 waren zweihundert Jahre seit dem Tode des denkwürdigen Herzogs von Braunschweig verflossen, desjenigen, der in der deutschen Literaturgeschichte nicht minder als in der katholischen Kirchengeschichte fortlebt. Die Öffentlichkeit freilich nahm von diesem Gedenktag keine Notiz. Die Gründe sind unschwer einzusehen. Anton Ulrich verharrte zeitlebens in einer Sonderstellung und starb als — Konvertit. Der heutigen Zeit aber passen Persönlichkeiten nicht in den Kram und katholische am allerwenigsten.

Erst Ferdinand Sonnenburg setzte dem Vielverkannten und wohl wegen seines Übertritts zur katholischen Kirche auch literarisch in die entlegenste Rumpelkammer der Wissenschaft verwiesenen „Herzog Anton Ulrich von Braunschweig als Dichter" (Berlin 1896) ein bescheidenes Ehrendenkmal. Dann kam der interessante Neudruck Hans F. Helmolts „Elisabeth Charlottens Briefe an Karoline von Wales und Anton Ulrich zu Braunschweig-Wolfenbüttel" (Annaberg 1909), der wenigstens den Namen des mit Unrecht Vergessenen weiteren Kreisen ins Gedächtnis rief. Aber eine abschließende Biographie fehlt leider noch immer.

Anton Ulrich wurde als zweiter Sohn des Herzogs August des Jüngeren und dessen zweiter Gemahlin Dorothea von Anhalt-Zerbst am 4. Oktober 1633 geboren. Sein Vater war ein glänzender Regent, klug und tapfer, weise und gelehrt, der Gründer der reichen Wolfenbüttler Sammlung, und dem geriet er nach.

Als Erzieher bekam der junge Prinz einen vortrefflichen Mann, den Grammatiker und Metriker Justus Georg Schottelius, der sich auch dichterisch betätigte und eifrig am Christentum, allerdings im Sinne Luthers, festhielt, getreu der herzoglichen Vorschrift „in Gottesfurchten, der reinen augsburgischen Konfession und Katechismo Lutheri gemäß, honestis literis et artibus liberalibus, auch moribus Principe dignis" seinen Schüler zu unterweisen.

Der Knabe lernte so ausdauernd und angestrengt, daß man für seine Gesundheit Besorgnis trug. In allen ritterlichen Übungen zeigte er sich außerordentlich gewandt. Sein

Digitized by Google

freundliches ja herzliches Gemüt fiel allgemein auf und fesselte hoch wie nieder.

Herzog August wußte sich bei aller tiefernsten Frömmigkeit frei von engherziger Intoleranz und polemischer Streitsucht. Zum Unterschied von vielen seiner Zeitgenossen stand ihm der Geist des Evangeliums höher als der Buchstabe irgend eines Traktätleins. Für seine Kinder verfaßte er zahlreiche Gebete.

Und so begreifen wir, wie der leicht empfängliche Anton Ulrich aufs mächtigste befeuert wurde, den Idealen Christi nachzustreben.

1650 ließ sich der Prinz an der heimischen Universität Helmstedt immatrikulieren. Hier war der weitgereiste Theologe Georg Calixtus sein Lehrer, ein Ireniker durch und durch, der mit Leibniz eine Wiedervereinigung der Protestanten mit den Katholiken nicht nur für möglich, sondern auch für wünschenswert hielt. Bald regte sich in dem Prinzen die angeborene poetische Ader.

1655 übersandte Anton Ulrich seinem Vater die ersten von ihm verfaßten „Himmlischen Lieder", die zehn Jahre später vermehrt und verbessert zu Nürnberg im Druck erschienen. Der zweiten Auflage (1667) wurden auch die Singweisen beigegeben. Die Neuausgabe von 1670 erhielt den Titel „Christfürstliches Davids-Harpfen-Spiel: zum Spiegel und Fürbild himmelflammender Andacht". 1683 erfolgte die Aufnahme der Lieder in das Meiningische Gesangbuch.

Ohne in die üblichen Phrasen der damaligen theologischen Schuldichter zu verfallen, ohne auf dogmatische Auseinandersetzungen einzugehen, ohne den geringsten Ausfall wider die im Glauben getrennten Brüder verfolgte er vor allem die Ziele eines praktischen Christentums. In den frommen Liedern seiner gottinnigen Seele kehrt immer wieder das Verlangen nach Gott wieder. Jesus und die drei göttlichen Wohltaten werden begeisterungstrunken besungen. Seine echt männliche, entsagungs- und opferfreudige Weltanschauung fand alles eitel und vergänglich und nur im Kreuze Trost. Rührend sind seine „Weihnachts-Gedanken", erhebend und erbaulich seine Verse „Sonntagsruhe". Beweglich klingt seine Bitte:

„Mein Gott! verlaß mich nicht, wann ich werd' hie verlassen.
Mein Gott! bleib Du mein Trost, wann ich hier trostlos bin.
Ach, Schöpfer! laß mich nicht, wann mich die Welt will hassen.
Ach! bleibe meine Lieb, wenn mich die Welt stößt hin."

Dem Studienaufenthalt in Helmstedt folgten weite Reisen nach Süddeutschland, nach Holland, nach Italien. Ob bereits

Digitized by Google

damals in Venedig ein von Anton Ulrich verfaßtes Singspiel zur Aufführung gelangt ist, steht nicht fest.

Der Hof Ludwigs XVI. blendete den jungen Fürsten und zog auch ihn in seinen Bann. Ein Louis seize im Kleinen zu werden, erschien ihm fortan das Ziel seines Strebens. Und als er endlich heimgekehrt sich 1656 mit einer holsteinischen Prinzessin vermählte und vom Vater zu wichtigen Regierungsgeschäften beigezogen wurde, fehlte ihm zunächst zu seinem Erdenglücke nichts weiter als die Macht, auch solch ein König zu sein. Die ererbte patriotische Gesinnung verleugnete er gleichwohl nicht. Wie sein Vater schloß er sich einer Spruchgesellschaft an. 1659 nahm ihn die „fruchtbringende Gesellschaft" als Mitglied auf. Hier erhielt er den Namen „Der Siegprangende".

Gewiß war es nicht Autoreneitelkeit, die den Prinzen veranlaßte, mit poetischen Werken die Welt zu beglücken. Denn von den achtzehn bis 1666 in Wolfenbüttel aufgeführten Dramen (Singspielen und Balletts), vornehmlich Gelegenheitsdichtungen zu Ehren des väterlichen Namensfestes, führte keines den Namen des Verfassers auf dem Titelblatt. Und auch die künstlerischen Darbietungen selbst mochten ihm mehr Arbeit als Befriedigung seiner Schaulust bereiten. Denn er war — am sparsamen, sittenstrengen Hof gab es keine berufsmäßige Schauspielertruppe, noch viel weniger frivole Balletteusen — Dichter, Regisseur und Theaterdirektor in einer Person. Herren und Damen der Hofgesellschaft sowie des benachbarten Landadels mußten herhalten, auf dem kleinen Liebhabertheater des herzoglichen Schlosses die keineswegs leichten Stücke Anton Ulrichs in Szene zu setzen. Merkwürdigerweise scheint es bereits um jene Zeit ohne jüdische Kräfte nicht gegangen zu sein. So finden wir wenigstens in einer Personenliste unter den Tänzern eines Balletts einen Abraham Montherby, einen Monsieur Stern, einen Francois Epstein, wahrscheinlich privilegierte Handelsleute, sogenannte Hofjuden.

Sonnenburg, der sich eingehend mit den Dramen beschäftigt hat, rühmt ihnen nach, ihre Ausdehnung sei mäßig, die kurzen Aufzüge enthielten viel Handlung, zeigten lebhafte Bewegung und erwiesen sich theatralisch sehr wirksam, recht flott ersonnen, geschickt angeordnet. Die Sprache der Dramen, gereimte Alexandriner, sei leicht, sie bestehe zuweilen nur aus den üblichen Redensarten, die Gedanken nähmen selten einen hohen Flug. Dabei zeige sich der Dichter als feiner Kenner aller Regungen des menschlichen Herzens, als echter Poet und scharfsinniger Psychologe, in dieser Hinsicht mit Hroswitha von Gandersheim vergleichbar. In der Tat besitzen wir auch von der ersten deutschen Dramatikerin

Digitized by Google

Werke, bei denen die ungefüge Schale nicht dem edlen Kern entspricht.

Da selbst Goedekes Grundriß auf die Anführung der Titel verzichten zu dürfen meinte, seien wenigstens diese an der Hand von Sonnenburgs grundlegenden Ausführungen mitgeteilt. Das „Ballett des Tages" (wohl das früheste Stück, 1659 abgefaßt), „Ballett der Natur", „Ballett der Diana" bilden eine Gruppe für sich. Ganz vereinzelt steht die „Maskerade der Hercynia oder lustiger Aufzug des Harz-Waldes" da. In überwiegender Mehrzahl befinden sich die Singspiele, die zumeist Stoffe der antiken Welt behandeln: „Regier-Kunst-Schatten" (fünf Akte mit Philipp von Mazedonien, Fabius Cunctator, Julius Cäsar, Alexander dem Großen und Perseus von Mazedonien als Helden), „Andromeda", „Orpheus", Iphigenia", „Des trojanischen Paridis Urteil", „Der siegende Äneas", „Der sterbende Ödipus". Biblischen Inhalts sind „Daniel" und „Jakob, des Patriarchen Heirat". Ein Schäferspiel stellt „Amelinde" dar, während „Selimena" gleichfalls einen Gegensatz zu den übrigen Stücken bildet, insofern sein Inhalt sich nicht an klassische oder biblische Erzählungen anlehnt, sondern in freier Erfindung einen ganz und gar romantischen Stoff behandelt.

Einige dieser Stücke nahm Anton Ulrich später in seine Romane auf. Auf prosaepischem Gebiet entwickelte er überhaupt seine eigentliche, seine hauptsächlichste literarische Wirksamkeit.

Nach dem Tode des Herzogs August übernahm der Dichterprinz im Namen seines älteren Bruders als dessen Statthalter die Regierung des kleinen Staates. Er beherrschte das Land, seinen Idealen entsprechend, in jeder Hinsicht glücklich. Kaisertreu und vaterländisch gesinnt, deutsch-national bis auf die Knochen, gab er weder französischen, noch schwedischen Lockungen nach. Seine Soldaten kämpften für des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation Ruhm und Größe in West und Ost, in Nord und Süd bis nach Morea. Er war ein geschickter Diplomat, prachtliebend, aber auch wohltätig, ein stolzer, aufrechter, wahrer Fürst, dabei der beste Freund von Gelehrten selbst bürgerlichen Standes, mit denen er eifrigen Verkehr unterhielt. In seinem Lustschloß Salzdahlum, das er sich nach dem Muster von Marly le Roi mit wunderbaren Gärten, Wasserkünsten, Bildern und Statuen hatte herstellen lassen, waren Professoren der Universität Helmstedt stets willkommene Gäste.

Groß und gewaltig waren Anton Ulrichs Sehnsüchte, Hoffnungen und Wünsche. Da er sie auf Erden nicht verwirklichen konnte, flüchtete er sich ins Reich der Poesie. Und

Digitized by Google

da der Roman seiner Phantasie freieren Spielraum gewährte als das Spiel der Bühne, so pflegte er die breitangelegte anekdoten- und handlungsreiche Erzählung, wie sie in seiner Zeit gang und gäbe war, in seinem Schaffen aber ihren Gipfel erreichte.

Anton Ulrichs erster umfangreicher Roman „Die durchleuchtige Syrerin Aramena" (in fünf Oktavbänden zu etwa siebenhundert Druckseiten) erschien 1669 bis 1673 in Nürnberg und spielt im morgenländischen Patriarchenzeitalter. Die landläufige Literaturgeschichte hat von diesem wie von dem nächsten Werke des Herzogs keine richtige Auffassung, wenn sie Anton Ulrichs Romane etwa mit den langatmigen, verzerrten und entarteten Schlüsselromanen anderer Zeitgenossen auf eine und dieselbe Stufe stellt. „Die durchleuchtige Syrerin Aramena" bedeutet keine „histoire de ce temps", stellt keine verkleidete Zeitgeschichte dar, wenn natürlich auch verschiedene Personen aus der nächsten Umgebung des Herzogs für diese und jene Figur in dem menschenreichen Roman Modell gestanden sein mögen. Ebensowenig darf man das Buch als ein allegorisches bezeichnen, wie dies Gervinus getan hat. Und wie man die züchtigen Liebesgeschichten des Herzogs etwa mit den rohen, gemeinen, schlüpfrigen anderer in einem Atem nennen kann, erscheint geradezu unverständlich. Die Neigung zum Gräßlichen und Bestialischen, die Bobertag an Anton Ulrich findet, dürfte nirgends zu beweisen sein. Die Lehrhaftigkeit eines faden Plaudertons vermeidet dieser grundsätzlich. Seine Helden sind Menschen, keine Puppen. Seine Menschenkenntnis erscheint bewundernswert. Und wenn er auch natürlich als Kind seiner Zeit nicht Kunstwerke geschaffen hat, wie sie dem durch Klassiker und Romantiker geläuterten ästhetischen Geschmack späterer Zeiten entsprechen, so muß er doch in einigem Abstand nach Grimmelshausen als der zweitgrößte Romanschriftsteller des ganzen siebzehnten Jahrhunderts bezeichnet werden. Denn sogar in der Sprache, in der wir die törichten modischen Fremdwörter vergeblich suchen, bewährt er sich als eleganter Meister und guter Deutscher.

Der zweite Roman des fürstlichen Dichters „Die römische Oktavia" (1677) behandelt die Geschichte der Cäsaren von Claudius bis Vespasian. Leuchtend erhebt sich das junge Christentum in seiner unüberwindlichen sittlichen Größe, während das Heidentum versinkt trotz aller Macht und Schönheit der Antike. Das zeigt Anton Ulrich in diesem Roman immer wieder. Aber während, um ein Wort Sonnenburgs zu gebrauchen, in der „Aramena" heller Sonnenschein auf den grünen Fluren und den blühenden Gärten liegt und stellenweis auch übermütige Lust waltet, ist in der „Oktavia"

Digitized by Google

ein schwerer Ernst der bestimmende Grundton. In gleicher Weise unterscheidet sich die Sprache der beiden Romane. Die Anmut, der leichte Fluß der Rede, wie er die „Aramena" belebt, ist der „Oktavia" nicht zu teil geworden. Beiden gemeinsam aber ist die Sicherheit und die einheitliche Färbung des Stils. Und nur eine Episode erscheint einer wirklich historisch beglaubigten Zeithistorie nachgebildet, die Geschichte der Prinzessin Solane, in der wir Sophie, die unglückliche Gemahlin des englischen Königs Georg I. erblicken.

Besonderen Wert besitzen die lyrischen Einlagen. Sie verleihen diesem wie dem vorigen Roman eine noch größere Anmut und Lieblichkeit, als ihnen von Haus aus innewohnt.

Von Anton Ulrichs geistlichen Gedichten, die H. Wendebourg (Halle 1856) neuherausgegeben hat, werden heute noch gesungen: „Laß Dich Gott, Du Verlaßner . . .", „Nun tret ich wieder aus der Ruh . . .", „Wenn Menschenhilf scheint aus zu sein . . ." Das bekannte Lied „O Ewigkeit, o Donnerwort . . .", das man ihm lange Zeit fälschlich zugeschrieben hat, stammt in Wahrheit von Johann Rist. Die weltlichen Gedichte aber — und von diesen kann man in beiden Romanen mehr als hundert zusammenbringen — sind noch nicht gesammelt. Sie besingen fast alle der Liebe Glück und Leid in einer formgewandten Sprache voll rhythmischer Melodik. Manche huldigen dem schwülstigen Modegeschmack, andere wieder zeigen echte tiefe Empfindung und Ursprünglichkeit. Einige Proben dürften vielleicht angebracht sein. So lautet ein Gedicht:

Ich bin getreu!
Kein Elend kann mich scheiden
Von Dir, mein ander ich.
Liebst Du mich als ich Dich:
So sag ich ohne Reu,
Sollt ich drum alles leiden:
Ich bin getreu!

Ich bin getreu!
Wollt auch der Himmel brechen,
Und manchen Sturm und Strauß
Drum auf mich schütten aus,
Sag ich doch ohne Scheu:
Nichts kann mein Herze schwächen,
Ich bleib getreu.

Ich bin getreu!
Weil ich Dein keusches Lieben
Acht höher als die Welt,
Als Ehre, Glück und Geld.
Ich sage dieses frei:
Wie soll mich was betrüben,
Bleibst Du getreu.

Digitized by Google

Die hochstrebende Denkart des Dichters erhellt aus folgendem Spruch:

Wer bleibt in dem vergnügt, was er bereits erworben,
Hat schlechten Mut und ist ihm selber abgestorben.

Und mit sieghafter Sicherheit läßt sich Anton Ulrich vernehmen:

Sie bleibt doch die sie ist: Gewölk, Du magst bedecken
Der Sonne Angesicht mit einem schwarzen Flor:
Sie steht am Himmel doch und schwebet hoch empor,
Ob Du Dich stellst vor ihr, o Mond, mit Deinen Flecken.

Was weltweit leuchten soll, das läßt sich nicht verstecken.
Verhindert man den Schein, den Glanz es nicht verlor,
Der desto güldner nur noch endlich bricht hervor.
Die Zeit dem Wolkenneid ein kurzes Ziel wird zwecken.

Wann eine Nebelduft der Sonne biet't den Krieg:
Sie dringt doch endlich durch und wirft den Feind zur Erde,
Dann fährt sie im Triumph und pranget mit dem Sieg.

Es leuchten noch so schön ihr Wagen und die Pferde.
Stürm immer her, Gewölk, Mond, Nebel, wer Du bist!
Die Sonne sieget ob. Sie bleibt doch, die sie ist.

Anton Ulrichs Romane wurden viel und lange gelesen. „Oktavia" erlebte noch zu Lebzeiten des Verfassers 1712 eine dritte Auflage. Und Goethe bekannte, daß unter den Lieblingsbüchern seiner Jugend dieses Werk vor allem den Preis behielt.

Doch nun zurück zu den Lebensschicksalen des eigenartigen Mannes! 1685 offiziell zum Mitregenten des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel eingesetzt, fühlte sich Anton Ulrich in seinem Ehrgeiz nicht befriedigt. Sein Sinn strebte nach Höherem. Er wollte hinter den sächsischen Kurfürsten, die polnische Könige geworden waren, hinter den Zollern und Hannoveranern, die an der Spitze mächtiger Reiche standen, nicht zurückstehen und zum mindest die Kurwürde für die zurückgesetzte ältere Linie des Welfenhauses erwirken. Und da der Kaiser auf seine Wünsche nicht einging, wandte er sich an Frankreich. Allerdings nicht wider Kaiser und Reich, denen er unverbrüchliche Treue hielt, wurde der Pakt geschlossen, sondern gegen das übermütige Hannover.

Es kam in der Folge zu einer bedrohlichen Verwicklung. Hannoversche Truppen rückten im Herzogtum ein. Anton Ulrich mußte flüchten. Sein Bruder schloß einen Ausgleich, starb jedoch bald hernach. Und nun war der Feuergeist alleiniger Herr im Land.

Im 76. Lebensjahr kehrte der Herzog von Braunschweig zum Glauben seiner Väter zurück. Am 11. April 1710

Digitized by Google

legte er zu Bamberg ein öffentliches Glaubensbekenntnis ab. Damit vollzog der erste regierende Fürst Deutschlands seit den Tagen der Reformation seinen Übertritt zur katholischen Kirche.

Der offenbar protestantische Forscher Sonnenburg sucht die Beweggründe zu diesem Schritt lediglich in politischen Verhältnissen zu finden. Er meint, Anton Ulrich habe mit des katholischen Kaisers Hilfe nunmehr gehofft, ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Er habe vor seinem Tode nicht nur einen katholischen, sondern auch einen protestantischen Geistlichen kommen lassen. Er sei in der Krypta der evangelischen Hauptkirche zu Wolfenbüttel seinem letzten Willen gemäß „bei nächtlicher Zeit und mit Unterlassung aller Zeremonien" beigesetzt worden.

Wie stark mag der in Braunschweig seit altersher lebendige furor protestanticus das Bild der letzten Lebensjahre des katholisch gewordenen Fürsten retouschiert haben? Was ist Wahrheit daran, was Legende, was Fabel? Wer die Entwicklung dieses tapferen, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich heldenhaften Mannes verfolgt, beleidigt seine Größe, seinen Charakter und verletzt die psychologische Tatsachenmöglichkeit, wenn er unlautere Beweggründe für den Glaubenswechsel Anton Ulrichs annimmt. Überdies erreichte er durch diesen nicht den entferntesten, irdischen Vorteil und hätte reichlich Zeit gehabt ihn rückgängig zu machen. Aber der edle Herzog ging dahin wie eine Seele, die nach langen stürmischen Kämpfen im Hafen des ewigen Friedens landet, das Schwert seines gottsuchenden Kämpferdaseins mit dem Kreuz der Erfüllung und Erlösung vertauschend. Was er in der Jugend nicht erreichte, wurde ihm an der Schwelle des Todes zuteil, freilich in anderer Weise, als er geträumt hatte. Er war eine ganze Persönlichkeit als Dichter, als Fürst und als Christ.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Über den Krieg als Umgestalter unserer Literatur

schreibt Julius Hart im „Tag" (Nr. 220) anknüpfend an die fehlgeschlagene Hoffnung, daß die Siege von 1870 dem deutschen Volke mit der Einheit auch einen neuen Literaturfrühling bringen würden:

„Auch heute, während die Stürme der Schlachten uns noch umbrausen, sagt man es überall wieder: Dieser Krieg führt für unsere Dichtung eine völlige Umwälzung herauf, eine Reformation an Haupt und Gliedern. Aufatmend fühlen wir den blutigen Ernst dieser Tage auch als ein reinigendes Bad unseres Geistes und unserer Seele, und mit einem freudigen Aufleuchten der Augen hören wir es, daß dieser Kriegsgeist mit einem Schlage die ganze Poesie der Mode, der Perversitäten und Dekadenzen, der wildgewordenen Erotiken und des snobistischen Übermenschentums, der formalistischen und technischen Leere wegfegen wird. Endlich werden wir uns nun wirklich freimachen von der Nachäffung eines Auslandsgeistes und seiner Bewunderung uns nicht mehr so willig hingeben und unser Heil im deutschen Kunstideal allein erblicken. Der problematische, zerrissene und unfertige, wie aus dem Mittelpunkte gelöste, entwurzelte Mensch, der Paradoxe, wie er seit Jahr und Tag durch unsere Literatur dahingeht, ließ unsere Gegner glauben an ein entnervtes Volk, in dem die Kraft von 1870 erloschen. Aber diese Kunst war eine äußerliche Tünche nur. Immer wieder mußte man darauf hinweisen, wie sehr das Dichten und Schaffen einer Ästhetengemeinde nur einer engbegrenzten Gesellschaftsschicht diente — wie etwas Fremdartiges dem Gemeinempfinden fernblieb und innere seelische Anteilnahme nicht mehr zu erwecken vermochte. Kunst und Volk gingen unberührt nebeneinander her. Der ganze Gegensatz zwischen dem, was die Literatur wollte und erstrebte, und dem, was in der Seele des Volkes lebte und sich bewegte, riß vor uns auf in der Stunde, da der Waffenruf durch das Land ging. Hier nur ein Volk der Kraft. Ganz voller Spannungen und Energien. Gestählt in Arbeit. Aller Begeisterungen fähig. Durch Gefühl zum Höchsten befähigt. Mit eisernen Nerven. Eine Rasse der Jugend, des Aufgangs, die siegen will und kann, sich die Welt erst noch erobern will, Morgenröten entgegengeht. Voll aller Männlichkeiten und Tatkraft. Festgewurzelt in allen Wirklichkeiten. Von einem starken Idealsinn durchglüht. Und hier eine Literatur zersplitterten und zerfahrenen Geisteslebens, anarchisch-nihilistisch und konzentrationslos. Der Hysterien und kranken Nerven. Die mit ihren Senilitäten und ihrem Niedergangscharakter sich brüstete. Weibisch verzärtelt und passiven Empfindens. Eine Kunst des Spieles und Scheines, eines überverfeinerten Luxus, eine Verspötterin und Verhöhnerin des Gefühls- und Ideallebens. Wirklichkeitsflüchtig.

Sicherlich! Die Forderung nach einer Reformation unserer Dichtung an Haupt und Gliedern ist zu einer ganz gebieterischen

Digitized by Google

geworden, und wiederum erwächst, wie vor vierundvierzig Jahren, aus dem Blut der Schlachtfelder die Sehnsucht herauf nach einer Kunst, die für uns in den Stunden bittersten Ernstes nicht versagt und aus dem Gefühl ihre Kräfte zieht, für welches ein Volk sein ganzes Leben einsetzt, das all seine höchsten Gesinnungen und Güter in sich einschließt und sein innerstes Idealleben in sich trägt."

Germanische und romanische Kunst — auf diesen Gegensatz wird von Julius Hart das Problem der Umgestaltung unserer Literatur schließlich zugespitzt. Er sieht eine „elementar germanische Kunst", die im Gegensatz zur romanischen das besondere, eigene germanische Wesen verkörpert und zum Ausdruck bringt, seit dreihundert Jahren im Aufgang begriffen und immer wieder zurückgestoßen durch den ins deutsche Geistesleben eingedrungenen romanischen Geist, der germanische Wesensart in seine Fesseln schlug. Shakespeare sei der erste Verkündiger dieser germanischen Kunst, die aus dem „großen Gebot" Bacons entsprungen sein soll, von einer „Vernunftweltanschauung" zu einer „Naturweltanschauung" überzugehen. Wie Feuer und Wasser bekämpfen sich seither nach Harts Anschauung die Naturpoesie germanischer Wesensart und die Vernunft- und Verstandespoesie romanischen Gepräges. Die Sturm- und Drangzeit des jungen Goethe erhob diesen „ewigen Ruf der germanischen Seele nach Natur und Wahrheit", der Weimarer Klassizismus bekehrte sich jedoch wieder zu antiken und romanischen Idealen. Die Romantik schöpft wohl aus dem Sagenquell echte germanische Innerlichkeitskunst, ist aber von fremden Elementen durchsetzt. Die an die Bewahrer deutscher Eigenartskunst wie Kleist, Hebbel, Grabbe usw. anknüpfende jüngstdeutsche Literaturbewegung der achtziger Jahre wird erstickt durch die Kunst der Dekadenz, des L'art pour l'art, des Ästhetizismus, die sich mit Inbrunst in die Arme des romanischen Geistes wirft.

Allen, die in der Literatur tiefere Menschheitsprobleme nach Lösung ringen sehen, wird diese Auffassung, die das Heil in der Überwindung des romanischen Kunstideals durch das germanische erblickt, kleinlich, gekünstelt, willkürlich konstruiert erscheinen. Diese willkürliche Konstruktion nicht vorhandener Gegensätze erhellt am besten aus folgenden Sätzen:

„Die Kunst als eine Scheinwelt nur und schöne Täuschung der Form und der Technik und vorgeschriebenen erlernbaren Regeln, eine Sache des Luxus und Überflusses, der Zerstreuung und Unterhaltung oder der Didaxis und nützlicher Belehrsamkeit: so predigte stets der Romane. Doch während dieser redete und räsonierte, glaubte der Germane stets an das Goethische Bilden. Dem alten Gebot der Mimesis der Natur stellte er die neue tiefere Forderung entgegen: Sei wie die Natur selber. Sei die selbstschöpferische Natur. Die Kunst ist eine höchste Lebensnotwendigkeit und nicht der Schöpfer-

Digitized by Google

drang der Natur selber. Der Geist der höchsten Innerlichkeit entscheidet hier allein, und nur das L'art pour l'art wird hier zum tönenden Erz und klingender Schelle."

Abgesehen von der nicht wegzuleugnenden Tatsache, daß im deutschen Volkscharakter das Gemütsleben, also das Innerliche, stärker betont ist als bei dem mehr oberflächlich angelegten Romanen, dürfte sich aus der Weltliteratur wohl kaum ein Beweis dafür erbringen lassen, daß der „Geist der höchsten Innerlichkeit" ausschließlich der Kunstübung der Germanen, die oberflächliche Auffassung der Kunst als Scheinwelt und Lusache ausschließlich den Romanen eigen sei. Das Problem dieser beiden Kunstanschauungen liegt viel tiefer: in der Weltanschauung oder sagen wir vielmehr, im religiösen Leben der Völker. Die tiefe, ideale Kunstauffassung und der Geist der höchsten Innerlichkeit, die hier als Merkmale des germanischen Kunstideals angeführt werden, entspringen vielmehr aus der Tiefe ernster religiöser Überzeugung und sind deshalb bei den katholischen Dichtern der romanischen Völker ebenso zu finden, wie bei der in religiöser Tiefe wurzelnden Dichtung des Germanen. Das Herabsinken der Kunst zum tönenden Erz und zur klingenden Schelle ist eine notwendige Folge der götterlosen, materialistischen Weltanschauung, nicht nationaler Verschiedenheiten. Der Fäulnis- und Auflösungsprozeß der romanischen Kunst war eine Folge des religiösen Niedergangs der romanischen Völker, und nur weil dieser religiöse Niedergang auch auf die germanische Welt übergriff, konnte und mußte in ihr auch die Dekadenz- und Künstel-Kunst der religiös abgewirtschafteten Romanen so leicht Eingang finden.

• • •

Das neue Deutschland in der Kunst

Mit der Wucht eines unwiderstehlichen Geschehens drängt sich in diesen Tagen, die das Angesicht unseres Geisteslebens so gründlich umgestaltet haben, allen Weiterblickenden die Erkenntnis auf, daß die neue große Zeit auch eine neue große Kunst verlange. So umschreibt Ferdinand Avenarius im „Kunstwart" (1. Oktoberheft 1914) das Thema: „Der Geist von heut und die Künste" folgendermaßen:

„Wie diese Hoch-Zeit des Fühlens unser Verhältnis zu den Künsten verändert hat, das ist mit einem Worte zu beschreiben: die Lebenswerte treten vor. Also: die Artistenwerte treten zurück. Wie fein die Valeurs hier stehn! „Wie elegant die Lichtführung!" Wie geschmackvoll dieses Gelb gegen das Grün! — freilich, aber uns er-

Digitized by Google

regt das jetzt nicht sehr. So lange die Kanonen donnern, gehn uns nicht einmal Fragen, wie: ob man die Landschaft pointillistisch in Punkte auflösen, die Menschen kubistisch vierteilen und die Köpfe futuristisch unter Glas setzen dürfe, so recht ins Innerste des Gemüts. Später, meine Herren, darüber später! Aber wenn Ihr uns jetzt etwas zu sagen habt, das uns seelisch etwas gibt, das uns ethische Werte vermittelt, wie sie draußen in den großen Ereignissen walten oder früher in solchen gewaltet haben, so gebt sie uns! Und gebt uns auch das Friedliche und gebt uns auch das Kleine dazu, sofern sich nur ein Strahl von echtem innerlichen Leben drin spielt! Jetzt sind unsere Herzen offen.

Dieser Sinneswandel im Verhältnis zur Kunst ist kerngesund. Denn ob sie male, zeichne, schreibe, singe, Töne setze, Bauten füge: der Drang, der sie erzeugt hat, und ihr Wert für die Entwicklung der Kultur als der Sprache des Unaussprechlichen beruht auf der Vermittlung ethischer Werte. Man hat Tempel und Dome, Götter- und Menschenstatuen, Madonnenbilder, Epen und Gesänge, man hat große Kunst wirklich zunächst nicht geschaffen, um artistische Werte zu gewinnen, sondern um ethische auszudrücken. Alle starke Kunst war in diesem Sinne Ausdruckskunst. Allmählich erst hat man die besonderen Gruppen von Werten entdeckt, die bei der Gestaltung durch die besondere Persönlichkeit des Künstlers entstanden, die artistischen. Das sind Werte, sind in den größten Kunstwerken große und größte Werte. In einer Zeit aber, die so sehr wie die gegenwärtige die allgemeinen Gefühle vor die des Einzelnen stellt und stellen muß, gehören Einzel-Persönlichkeitswerte hinter die Front."

Die hier glücklich wieder entdeckte Wahrheit, daß alle große Kunst Ausdruck *ethischer Werte* sei, ist natürlich nur eine Umschreibung der von uns mit aller möglichen Zähigkeit verfochtenen Überzeugung von der Notwendigkeit des Einklangs des Wahren, Guten und Schönen in der Kunst. Das „Ethische" in unserm Sinne ist eben zugleich das Wahre und Gute. Fast die ganze moderne Kunst beruht auf der *einseitigen* Betonung des Schönen, losgelöst vom Wahren und Guten, verfällt darum dem leeren Ästhetizismus als „tönendes Erz und klingende Schelle".

• • •

Der neue Geist — der Geist der Stillen im Lande

Fast noch entschiedener wird die Notwendigkeit der Loslösung vom Kunstideal der Ästheten- und Akrobatenkunst in einem Türmer-Aufsatz: „Kunst der Kriegszeit" (Türmer, 2. Oktoberheft 1914) von *Karl Storck* ausgesprochen:

„Die Kunst macht verzweifelte Anstrengungen, die Teilnahme des Volkes zu gewinnen. Darin, daß das notwendig ist, zeigt sich, wie unendlich viel Heuchelei und Schwindel in dem Kunstgetue des letzten Jahrzehnts gewesen ist. Von einem Tausend derer, die da getan haben, als könnten sie keinen Tag ihres Daseins ohne Kunst ver-

Digitized by Google

bringen, als hätten sie ihr ganzes Dasein mit künstlerischer Kultur durchtränkt, ist kaum einer, der jetzt bei der Kunst Hilfe sucht, um dieses Leben tiefster Erregtheit und zerreibender Spannung schöner gestalten oder doch besser ertragen zu können.

Ich wundere mich darüber nicht. Wie sollte das Volk unsere Kunst suchen, wo diese Kunst unser Volk nicht nur nicht gesucht, sondern geradezu verachtet hat. Denn sogar jene Bestrebungen, die unter der Fahne ‚Kunst und Volk' segelten, waren zum großen Teil in ihrem Wesen unvolkstümlich, hochmütig, ohne Liebe, voll der Selbstsucht eines sich über alle anderen stellenden Artistentums. Unsere Literatur ging auf in Behandlung von Problemen, die mit dem wahren deutschen Volkstum gar nichts zu tun haben. Gott sei Dank, denn wenn in der Tat Erotik und sexuelle Problematik — lassen wir für diese Dinge nur die Fremdwörter weiter bestehen — in unserem ganzen Volksdasein auch nur den zehnten Teil der Bedeutung gehabt hätten, wie es nach der sich als maßgebend aufspielenden Literatur erscheinen mußte, so stände jetzt ein Volk von Schwächlingen draußen im Kampfe."

Nach dieser Einleitung bespricht Karl Storck den Versuch deutscher moderner Künstler, das große Erlebnis dieser Zeit mit den bisher in der Kunst angewendeten Mitteln zu gestalten: die bei Paul Cassirer erscheinenden „Künstlerflugblätter". Er findet diesen Versuch mißlungen und prägt sein Schlußwort:

„Noch einmal, ich zweifle nicht an dem ehrlichen Wollen dieser Künstler, zweifle auch nicht daran, daß sie von dieser Zeit der Größe gewaltig gepackt sind — wer wäre es nicht? Aber dann sollen sie sich Zeit lassen zum künstlerischen Erleben, zum Verdichten des Erlebens in Kunst und durch Kunst. Man kann nicht von heute auf morgen in der Kunst umkrempeln. Und gerade wer das tut, zeigt, daß er kein tiefes Erlebnis hat. Es ist sehr bezeichnend, daß in Berlin gerade jenes Theater, das seit einem Menschenalter ausschließlich französische Ehebruchsschwänke aufgeführt hat, jetzt als erstes mit einem hurrapatriotischen Gelegenheitsstück aufwartete. Geschwindigkeit ist auch da keine Hererei. Aber die Ratlosigkeit, mit der unsere sämtlichen Theater jetzt vor der Gestaltung ihres Bühnenspielplans stehen, zeigt, wie wenig Gefühl und Instinkt sie für das Deutsche haben. Denn das wissen wir anderen doch gut, daß der Geist, der jetzt so gewaltig aufgeflammt ist und zu so großen Taten führt, nicht tot war und auch nicht schlief in all den Jahren seither, daß er nur verdrängt war aus der großen Öffentlichkeit, daß man ihn nicht aufkommen ließ. Es ist der Geist derer, die in den letzten Jahrzehnten die Stillen im Lande waren, der jetzt in dieser Zeit der Not so gewaltig dröhnend durch die Welt spricht. Wir dürfen es nicht dulden, wenn jetzt die stets maulfertigen Schreier sich als Pächter auch dieses Geistes aufspielen. Wir dürfen es nicht um des Deutschtums und um der Kunst willen. Darum verweigern wir auch unsere Gefolgschaft aller Gelegenheitsmacherei auf unseren Theatern. Sie sollen uns die große deutsche Kunst bieten, die zwar nicht aus dieser jetzigen Gelegenheit herausgewachsen ist — wer weiß, ob uns die kommt, — die aber dem deutschen Geiste entflammt, der jetzt wieder einmal seine Herrenkraft bewährt."

Hier ist der Nagel auf den Kopf getroffen. Der Krieg bringt den bisher verachteten, von keiner Reklame gelieb-

Digitized by Google

kosten Geist der „Stillen im Lande" an die Oberfläche, und dieser Geist — wir sprechen ohne jede Überhebung — ist auch in unserer „Gralbewegung" tätig gewesen. Dagegen zersplittert die bisher gehätschelte, leider auch von Katholiken bis in die Wolken gehobene Modekunst an der ihr unerreichbaren Aufgabe, das große Erlebnis dieser Zeit groß zu gestalten.[1]) Und das ist ein Beweis, daß sie niemals wahre Kunst, sondern nur täuschende Pseudokunst war. Diese Erkenntnis wird auch den Gegensatz der beiden „Richtungen" im katholischen Lager wohltätig beeinflussen. Hat uns doch gerade die Empörung darüber, daß den deutschen Katholiken unter dem Schlagworte: „Teilnahme an der nationalen Kultur" gerade das Undeutsche, Verfaulte in der modernen Kunst aufgeschwatzt werden sollte, erst jüngst wieder die begrabene Streitaxt in die Hand gedrückt. Nun werden wohl auch unsere katholischen Brüder im andern Lager ihren Irrtum erkennen. Und dann ist wenigstens eine Brücke geschlagen zu endgiltiger Verständigung.

• • •

Der Streit als Vater aller Dinge

Es gehört zu den großen Geheimnissen der unsern irdischen Augen verschlossenen Gotteswege, daß Gott den Streit, den Krieg nicht will, ihn aber doch, als er durch die Sünde in die Welt gekommen war, zu einem geradezu notwendigen Entwicklungsfaktor, ja zu einem Hilfs- und Heilmittel im Leben der Völker und der einzelnen Menschen gemacht hat. Das sollten am wenigsten Christen übersehen, die von ihrem Friedensfürsten das Wort gehört haben: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, wohl aber das Schwert." Wir waren in Gefahr, aus feiger Furcht vor den Beschwerden des Streites dieses Wort zu vergessen. Sogar die gerechtesten und notwendigsten Geisterkämpfe suchten wir mit fadem Friedensgesäusel zu ersticken, ohne zu bedenken, daß die ungelösten Fragen schlimmer an unserm Lebensmark fressen müßten als ein entscheidender Krieg. Diese Erkenntnis, daß der Krieg mitunter die einzige, den Besitz und die Erringung höchster Güter verbürgende Lösung der an unserm Leben nagenden Dissonanzen bedeutet, fängt jetzt endlich an Früchte zu tragen. Auch in unserem Kunstleben. So wird in der „Neuen Züricher Zeitung"

[1]) Wie vergeblich sucht man z. B. in der massenhaft produzierten Kriegslyrik unserer „Großen" nach einem Ausdruck wirklicher Größe in einem Wald voll angelernter Phrasen, mit der man keine Katze hinter dem Ofen hervorlocken könnte.

Digitized by Google

(„Krieg und Kunst", Nr. 1254 f.) der Nachweis versucht, daß alle klassische Kunst von der griechischen Kunst angefangen bis zur Renaissance und deutschen Klassik eine Frucht des Krieges sei oder vom Kriege ihre stärksten Antriebe empfange. Die Ilias, die Odyssee, überhaupt die klassische Kunst der Griechen sei die goldene Frucht ihrer steten Kämpfe und Siege, ähnlich verhalte es sich mit dem deutschen Heldengesang, mit den großen epischen Kunstwerken des deutschen Mittelalters, Nibelungen- und Waltharilied, Heldenbuch usw. Stets gehen das kriegerische und das künstlerische Genie Hand in Hand, und in gleichem Grade wie die Gesamtheit eines Volkes durch den Krieg leidet, nimmt sie auch nach dem Kriege teil an den Früchten der idealen, unvergänglichen Werte, die der Künstler schafft.

Hand in Hand mit dieser Darstellung geht ein Aufsatz von Paul Rohrbach in „Die Hilfe" (Nr. 36). Anknüpfend an das Heraklit'sche Wort vom Streit als „Vater aller Dinge" wird hier behauptet, es habe selten einen großen Aufschwung menschlichen Wesens gegeben, dessen Vater nicht auf irgendwelche Weise der Krieg gewesen sei. Die ältesten uns erhaltenen Schriftzeichen, das erste uns bekannte große Kunstwerk, das Siegesrelief des Babylonierkönigs Naram-Sin verdanken ihr Dasein dem Kriege. An den Perserkriegen entzündete sich der griechische Genius. Ohne Salamis kein perikleisches Zeitalter, kein Sokrates, kein Erbe Platos. Was wüßten und hätten wir von allem, was die Antike erarbeitet hat, ohne den römischen Militärstaat? Was wäre Germanien ohne die blutige Energie, mit der Karl der Große die Sachsen in das Christentum und in den Bildungsprozeß der germanisch-romanischen Kultur des Mittelalters hineinzwang? Wie anders hätte Preußen, die Wiege Deutschlands, zusammengezimmert werden können als durch den siebenjährigen Krieg? Und das Problem der deutschen Einheit konnte nur durch Blut und Eisen gelöst werden. Und wie viel Großes, Ungeheures hat schon jetzt der gegenwärtige Krieg bewirkt? —

Unsere Ausländerei

Der „Kunstwart" schreibt: „D'Annunzio und Maeterlink haben ein großes Geschelt gegen uns Deutsche erhoben. Man darf schon sagen ein Geschimpf." Und neuerdings haben zwei französelnde Schweizer Künstler, der Berner Maler Ferdinand Hodler und der Musiker Jaques-Delacroze in Genf in dieselbe Kerbe gehauen. Also „ausgerechnet" gerade

Digitized by Google

solche Künstler, die ihren Weltruf — wenn man von einem solchen reden kann — zuguterletzt doch hauptsächlich dem Kultus verdanken, der in Deutschland mit ihren Werken getrieben wurde. Besonders aber die zwei letzteren. Hodler soll namentlich auf dem deutschen Kunstmarkte als „gerissener Geschäftsmann" seinen Schnitt gemacht haben, und dem „Rhythmik-Gymnastiker" Delacroze haben deutsche Kunstfreunde in Dresden ein großartiges Institut gebaut.

Es ist wohl kein Wunder, daß nach solchen Erfahrungen und im Lichte der Erkenntnis, wieviel Verballhornung und Vergiftung unseres deutschen Wesens gerade die Ausländerei uns gebracht hat, in deutschen Landen sich Stimmen erheben, die der völligen Absperrung gegen die Literatur aus Feindesland das Wort reden. Und da ist es wieder eine Freude zu sehen, — gerade angesichts des fanatischen Wütens der Franzosen und Engländer gegen die deutsche Kultur und Geistesarbeit — mit wie ruhigem Blut diese Frage bei uns behandelt wird. So wird im „Kunstwart" der im allgemeinen gewiß richtige Grundsatz aufgestellt: Weg mit dem ausländischen Schund, nicht weil er ausländisch, sondern weil er Schund ist; aber keine Absperrung gegen das Gute und Starke in ausländischen Dichtungen, denn das würde für uns eine Verarmung an Anregungen bedeuten. Denn diese Werte sind für unsere Geistesarbeit ähnliches wie für unsere Industrie der Rohstoff aus fremden Ländern. Die Frage ist dann nur die, was bei dieser Einfuhr „Schund" und was wirklich wertvoll ist — darüber werden wir uns mit dem „Kunstwart" freilich schwer verständigen.

Auf dasselbe läuft es hinaus, wenn Ludwig Fulda im „Berliner Tageblatt" (Nr. 447) gegenüber dem Verlangen nach Absperrung zur Besonnenheit mahnt: „Verwechseln wir vor allem auch in diesen Tagen der gesunden und gerechten Erbitterung gegen unsere neidverblendeten Angreifer nicht die deutsche Ausländerei mit der deutschen Universalität. Es ist etwas Grundverschiedenes, ob wir den fremden Nationen nachlaufen und sie nachäffen, oder ob wir sie und ihre Leistungen kennen. . . Denn daß das deutsche Volk von der übrigen Welt mehr, unendlich viel mehr weiß als irgend ein anderes, darauf beruht nicht nur sein Anspruch, sich das gebildetste Volk der Erde nennen zu dürfen, sondern auch ein wesentlicher Teil seiner Überlegenheit."

Am wenigsten dürfen wir Katholiken uns jetzt von unserem großen, weltumfassenden Standpunkte auf einen kleinlichen gegenüber der katholischen Literatur des Auslandes drängen lassen. Erstens dürfen wir nicht vergessen, und gerade heute am allerwenigsten, daß unser gemeinsamer

Digitized by Google

katholischer Glaube auch dann als ein stärkeres, als das stärkste Band der Erde, im Vergleich zu dem nationalen Bande uns mit unsern katholischen Brüdern in Feindesland verbindet, einerlei ob diese (wie es gewiß vielfach der Fall ist) nur widerwillig und gezwungen gegen uns kämpfen, oder durch Lügen und Schlagworte verblendet auch der Gesinnung nach unsere Feinde sind. Es hieße Verrat an unserm Glauben, an unserer zukünftigen, durch keine nationalen Schranken getrennten Himmelsbürgerschaft üben, wenn wir diese große katholische Gemeinschaft der Geister auch nur einen Augenblick unter dem Donner der Kanonen verleugnen wollten. Zweitens können wir fest überzeugt sein, daß unter den „neidverblendeten Angreifern", unter den nach unserm Blut dürstenden Fanatikern, unter den Schürern einer nicht anders als bestialisch zu bezeichnenden Hetze gegen uns die Gesinnungsgenossen unserer Freigeister und Gottesleugner, gewiß aber weder französische, noch englische, noch russische Katholiken — sofern sie's nicht nur dem Namen nach, sondern in der Tat sind — zu finden sein werden. Und wenn doch — dann ergibt eben die Probe, daß sie ihre katholischen Grundsätze nationaler Verblendung geopfert haben.

Digitized by Google

Kritische Warte

Romane, Novellen, Erzählungen

* Arno von Walden: Die Fahrt nach dem heiligen Gral. Eine Erzählung aus der Kreuzzugszeit. 142 Seiten. München-Regensburg, Verlagsanstalt vormals G. J. Manz. Mk. 1.80, gebunden Mk. 2.50.

Wenn diese Erzählung auch eine Jugendarbeit des hochbegabten Dichters ist, so verrät sie doch durch reiche Komposition, blühende Sprache und ideal-romantischen Schwung eine starke epische Begabung. Wegen dieser Eigenschaften dürfte sie sich besonders für die reifere Jugend eignen, sowie für das katholische Volk, das seinen literarischen Geschmack noch nicht in der Hexenküche moderner Romanschreiberei verdorben hat. Für die „Gralgemeinde" ist die dichterische Ausschmückung der historischen Fahrt des genuesischen Heeres nach dem heiligen Gral von besonderem Interesse.

Alexis, Willibald: Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. Neu herausgegeben von Otto v. Schaching. 301 Seiten. Regensburg, J. Habbel. Gebunden Mk. 2. –.

Man könnte sich die Frage vorlegen, woher es kommt, daß die Neuausgaben guter, aber längst vergessener Erzählungen und Romane der Vergangenheit immer mehr zunehmen, obgleich der Büchermarkt mit Unterhaltungsliteratur neuesten Schnittes geradezu überschwemmt ist. Sollte dieser merkwürdigen Tatsache nicht die richtige Erkenntnis zugrunde liegen, daß diese ältere Literatur in mancher Hinsicht die Erzeugnisse moderner Romanfabrikation doch beträchtlich überragt und vieles bietet, was man in der neueren vergeblich sucht? Wir wollen hier auf dieses Thema nicht weiter eingehen und nur mit Bezug auf die vorliegende Neuherausgabe bemerken, daß dieselbe schon allein durch den Mangel an guten humoristischen Romanen neueren Ursprungs gerechtfertigt ist. Sie ist zugleich ein Beweis, daß die Heimatkunst keine neue Erfindung ist, denn der Roman mit dem seltsamen Titel ist in gewisser Beziehung das Vorbild eines echten Heimatromans, namentlich durch die lebendige Erfassung des märkischen Junker- und Ritterlebens aus der Zeit des Kurfürsten Joachim. Auch die prächtigen, realistisch-romantischen Naturschilderungen stempeln den Roman zu einer heute noch bedeutsamen Erscheinung.

Blümel, Rudolf: Rolf Tanner. Erzählung. Zweite Auflage. 141 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mark 2.50, gebunden Mark 3.50.

Rolf Tanner ist eine mit großartiger Beobachtungs- und Wiedergestaltungsgabe erzählte Jungengeschichte und rührt an ein sehr heikles Problem der Erziehungskunst, nämlich an die psychologische Erfassung und Behandlung des Bubencharakters seitens der Eltern. Rolf Tanner ist der Junge, der in der Entfaltung seiner werdenden Kräfte auf Schritt und Tritt durch einen zwar gütigen und aufopfernden, aber hinter seinen Akten vertrockneten, pedantischen Vater behindert wird. Dieser Konflikt wird noch verschärft durch Rolfs Kameradschaft mit zwei andern Buben, die volle Bewegungsfreiheit haben. Nach dem Tode des Vaters kommt Rolf dann zu einem Onkel, der seine Charakterentwicklung mit liebe-

Digitized by Google

vollem Verständnis und ohne Zwang fördert. Dieser zweite Teil fällt eigentlich gegen den ersten etwas ab. Eine eigentliche Handlung darf man in diesem Buche nicht suchen, umsomehr Charakter- und Seelenschilderung und frappante Beobachtungsgabe — eigentlich sind es nur einzelne, manchmal fast ohne Übergang aneinandergereihte Bilder aus dem Leben, wodurch die Darstellung etwas Filmmäßiges bekommt. Der gewollte Realismus tritt auch in der Wiedergabe der allerdings trefflich abgelauschten, mit all ihren Härten und Sprachfehlern phonographierten Redeweise der Personen hervor. Jedenfalls ist Blümel, wie man sich auch zu den von ihm behandelten Problemen stellen mag, ein Schriftsteller, dem starke Begabung nnd Originalität nicht abzusprechen ist.

Freytag, Gustav: Erzählungen und Geschichten aus schwerer Zeit. Bilder und Dichtungen. Gesammelt und herausgegeben von Wilhelm Rudeck. 310 Seiten. Leipzig, Walther Fiedler. Gebunden Mk. 4.50.

Freytag, Gustav: Bilder von der Entstehung des Deutschen Reiches. Gesammelt und herausgegeben von Wilhelm Rudeck. 482 Seiten. Leipzig, Walther Fiedler. Gebunden Mk. 5 50.

Diese zumeist zerstreut in Zeitschriften erschienenen Bilder und Aufsätze wurden hier zum erstenmal gesammelt herausgegeben. Die „Erzählungen" bringen meist lebhaft bewegte Episoden aus den Freiheitskämpfen der Walachen und Serben und erwecken heute besonderes Interesse. Wenn auch einige Stücke mehr Materialsammlungen und Studien als ausgearbeitete Dichtungen sind, haben sie doch kulturhistorischen Wert; übrigens ist auch der dichterische Wert einzelner Stücke nicht gering anzuschlagen. Gewisse Anschauungen, die mehr den Dichter als den Kulturhistoriker verraten, sind allerdings heute überholt und richtig gestellt.

In den „Bildern von der Entstehung des Deutschen Reiches" tritt der Charakter einer Materialiensammlung und einer mehr oder weniger subjektiv gefärbten Chronik der Zeitereignisse von 1848 bis 1870 stärker hervor; hier spricht der Dichter nur insofern, als er dem Geschichtsforscher und Politiker die Wärme des persönlichen Erlebnisses und den Schwung idealer Auffassung leicht oder manche Episoden dichterisch lebendig gestaltet. Auch diese Aufsätze, die in ihrer Geschlossenheit eine publizistische Lebensarbeit darstellen, sind heute besonders zeitgemäß. Allerdings muß der katholische Leser oft seine Zustimmung zu den bekannten Tendenzen des Dichters versagen und sich damit zufrieden geben, als Deutscher das Entstehen und Wachsen der deutschen Einheitsidee hier in einem dichterisch abgerundeten Bilde zu verfolgen.

* Kiesekamp, Hedwig (L. Rafael): Auf roter Erde. Geschichten aus der Heimat. 262 Seiten. Münster, Franz Coppenrath. Mark 3.—, gebunden Mk. 3.75.

Das sind liebe, herzliche Geschichten mit dem ganzen Duft der Heimat und jener Urwüchsigkeit und Frische, die nur das Selbst-erlebthaben verleiht. Manchmal nur Skizzen, Schilderungen im ruhigsten Flusse, ohne bewegte Handlung. Und je einfacher, ungekünstelter sie uns von guten Leuten wirkliches Leben erzählen, desto besser haben sie uns gefallen. Am wenigsten vielleicht die etwas sentimental aufgeputzte Liebesgeschichte „Ein Brief", die noch dazu mit einem (allerdings wohl im Wahn vollbrachten) Selbstmord endet. Aber die den Stempel der Natürlichkeit und des Erlebthabens tragenden Geschichten „Aus der Pfenniggasse", „Die drei Gefreundeten", „Stille Grüße", „Der erste Lehrer", „Pastors Juffer" sind köstlich. Das ist echtes Gold für Volksbibliotheken, herz- und gemütvolle Heimatskunst!

Digitized by Google

Hecher, Josef: Das Muttergotteskindel. Eine Münchener Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. 137 Seiten. München, Carl August Seyfried. Gebunden Mk. 3.—.

Eine treuherzige, liebe Geschichte im Stile der kulturgeschichtlichen Erzählungen von Trautmann, wenn auch nicht an dessen Originalität, doch an die Erzählergabe dieses Meisters im Fach heranreichend. Das recht hübsch ausgestattete und mit Buchschmuck von Max Wechsler versehene Büchlein ist für die reifere katholische Jugend, namentlich für Volksbibliotheken eine empfehlenswerte Gabe.

Marti, Ernst: Die liebe alte Straße. Roman aus der neueren Kulturgeschichte der Schweiz. 275 Seiten. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Gebunden Mk. 4.—.

Die „liebe alte Straße" ist die Landstraße, auf und an der soviel tüchtiges, starkes Leben wuchs, ehe die Eisenbahnen den Strom dieses Lebens in andere Bahnen lenkten. Die Konflikte, die sich aus diesem Übergange ergeben, den Kampf für und gegen das neue Verkehrsmittel schildert der Dichter mit gemütvoller Hingabe und erwärmender Anteilnahme an den Schicksalen seiner guten, starken und tüchtigen Menschen. Es ist ein frisches, gesundes Buch, das ausklingt in den Preis ernster Pflichttreue und sittlicher Tüchtigkeit. Ein erfreuliches, erwärmendes Buch, das auch katholische Leser befriedigen und sympathisch anmuten wird.

Mühlau, Helene von: Die zweite Generation. Roman. 397 S. Berlin, Egon Fleischel & Co. Gebunden Mark 5.—.

Mit Routine und gewandter Darstellungsgabe wird hier die wenig erhebende Geschichte eines Schwächlings erzählt, der an dem Gelde seines Vaters zugrunde geht, d. h. er bildet sich ein, daß er nur dann etwas leisten könnte, wenn er das Kind armer Eltern wäre. Weil aber sein Vater reich ist, weil ihm alle Wege geebnet sind, wird er ein Waschlappen, der zwar großen Plänen nachhängt, nach Afrika geht und dort eine Riesenfarm bewirtschaften will, dabei aber übers Ohr gehauen wird und resigniert alles aufgibt. Die Problemstellung leidet an dem Fehler, daß die Schwäche dieses bedauernswerten Typus der „zweiten Generation" als eine Folge des väterlichen Reichtums, des müheloſen Besitzes hingestellt werden soll, während man doch den sichern Eindruck hat, daß dieser armselige Wicht genau derselbe Waschlappen ohne Energie und Willenskraft sein würde, wenn er das Kind eines Bettlers wäre. Und solche „Helden" brauchen wir nicht in der Literatur, daran haben wir genug im Leben. Darum hinterläßt dieser Roman, so geschickt er auch geschrieben ist, durchaus keinen erhebenden Eindruck. Das ist übrigens schade, denn in sittlicher und religiöser Beziehung ist er einwandfrei oder doch wenigstens indifferent, zudem ist die Schilderung des Lebens in den afrikanischen Kolonien interessant und anregend.

Müllenhoff, E.: Nach eigenem Gesetz. Erzählungen. 158 Seiten. Heilbronn, Eugen Salzer. Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—.

Ähnlich wie Kiesekamps Erzählungen „Auf roter Erde" haben auch diese etwas Anheimelndes, es spricht aus allen das tiefe, treue, deutsche Gemüt, die warme Herzlichkeit deutschen Empfindens und Lebens. Fast alle schildern stille, einfache Größe, wie das Opferleben der „Mamsell Marthe", deutsche Treue in „Zu Großvaters Zeit", das Lebensopfer verratener Liebe in „Am Flet" und das so recht für unsere Zeit geschriebene Hohelied junger Vaterlandsbegeisterung in „Das Künftige". Ein Buch fürs deutsche Herz, fürs deutsche Volk.

Digitized by Google

Strobl, Karl Hans: Die vier Ehen des Mathias Merenus. Ein heiterer Roman. 344 Seiten. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 4.—. Gebunden Mk. 5.—.

Denker, die das Problem unseres modernen Geisteslebens tiefer erfassen, haben vielfach auf den Mangel an echtem, sonnigen Humor in unserer Literatur aufmerksam gemacht. Für uns ist dieser Mangel leicht zu erklären; wo der Widersacher Gottes herrscht — und er beherrscht leider den größten Teil unserer Literatur, — gibt es keinen Humor, sondern nur beißende, ätzende Satyre. Auch in der vorliegenden Erzählung schlägt in den humoristischen Ton manchmal ein satyrischer Ton hinein. Er behandelt mit dem großen Geschick, das erforderlich ist, um das Unwahrscheinliche wahrscheinlich zu machen, die Geschichte eines Mannes, der viermal — selbstverständlich nach dreimaliger Scheidung — dieselbe Frau heiratet, die aber jedesmal eine ganz andere ist: zuerst ein verliebtes Gänschen, dann Weltdame, dann Frauenrechtlerin und endlich eine kluge, liebende Frau, die ihrem Mathias den Glauben an sich selber wiedergibt und etwas aus ihm macht, das die Hoffnung auf das Ausbleiben einer weiteren Scheidung aufkommen läßt. Das ganze liest sich interessant und anregend und hat den Vorzug, daß auch katholische Leser — reife natürlich — sich nicht durch grobe Anstößigkeiten in sittlicher oder religiöser Beziehung abgestoßen fühlen müssen.

Schott, Anton: Waldbauern. Roman. 312 S. Regensburg, Friedrich Pustet. Mark 1.80, gebunden Mark 2.60.

Daß Anton Schott einer der tüchtigsten Vertreter der Heimatkunst, im besondern der berufene Schilderer der Leute aus dem Böhmerwald ist, dafür würde dieses Buch auch dann zeugen, wenn wir es nicht schon längst wüßten. Schott ist ein Dichter, weil er nicht bloß zu schildern, sondern Leben zu gestalten versteht; er ist ein Meister in der Charakterisierung seiner Waldbauern, die er als scharfer Beobachter von Grund aus kennen gelernt hat. Nur scheint er allgemach ein wenig zu stark durch die naturalistische Brille zu gucken. Er gibt in diesem Buche fast nur Schatten; diese Waldbauern sind alle zusammen keinen Schuß Pulver wert, nur zum Schlusse schimmert, wenig glaubhaft motiviert, eine Verheißung besserer Zukunft herein. Es mag ja wahr sein, daß auch im Leben der Landleute heute vielfach das Schlimme, das Häßliche, das Selbstsüchtige vorwiegt, aber es ist eine der schönsten Aufgaben des echten Dichters, unter der abstoßenden Oberfläche den verborgenen guten Kern aufzuzeigen. Schott ist aber fast ganz an der häßlichen Außenseite hängen geblieben, darum kann man an seinem Buche trotz vieler Vorzüge keine rechte Freude haben. In religiöser wie in sittlicher Beziehung bleibt er völlig indifferent, und das ist gerade auch nicht das Kennzeichen eines starken Geistes.

Literaturwissenschaft

Alban Stolz und die Schwestern Ringseis. Ein freundschaftlicher Federkrieg. Herausgegeben von Alois Stockmann, S. J. Zweite und dritte ergänzte Auflage. VIII. und 430 Seiten. Freiburg, Herder. Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.—

Wir haben bereits im vorigen Jahre aus der ersten Auflage dieses „freundschaftlichen Federkriegs" Auszüge gebracht, die wohl allen Lesern das Urteil aufgedrängt haben, daß endlich unter so vielen literaturgeschichtlichen Ausgrabungen, die bloß für Fachleute ein wissenschaftliches Interesse haben, hier für jeden Literaturfreund ein ganz eigenartiger reizvoller Blick sowohl in das Geistesleben zweier bedeutender Menschen, als auch in den Widerstreit literarischer und religiöser Probleme sich

Digitized by Google

eröffnet. Von dem Genuß, den es gewährt, so eigenartigen Persönlichkeiten gewissermaßen in die literarische Werkstatt zu gucken, gar nicht zu reden. Die hübsch ausgestattete Neuausgabe ist auch mit den Bildern der drei Beteiligten geziert.

Religiöse Prosa

Zürcher, P. Ambros: Jugendbrot. Sonn- und Festtagslesungen für die reifere Jugend. 496 Seiten. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.

Der Zweck des Buches liegt im Titel ausgesprochen: Anschließend an das Kirchenjahr, in dem alle Lesungen auf die Sonn- und Festtage verteilt sind, will es gesundes Brot für die Seele bieten, nämlich eine gründliche Unterweisung in der Glaubens- und Sittenlehre als Fortsetzung des Religionsunterrichtes in der Schule. Besonders sympathisch berührt uns die Vermeidung aller heute so beliebten Kompromisse eines „weltläufigen" Minimalchristentums und die gesunde evangelische Rücksichtslosigkeit, womit hier nicht Bewunderung und Nachahmung, sondern Verachtung der Welt gepredigt wird.

Verschiedenes

Kernstock, Ottokar: Tageweisen. Gedichte. 1912. 144 Seiten. München, Braun & Schneider.

Was gilts? Zu dem Buch brauch ich keinen Spruch zu sagen. Kernstock hat seinen Weg und hat sein Volk, ein großes und treues Volk. Und verdients! Wir sind mit dem neuen Büchlein nicht rückhaltlos und ganz ohne jede Einschränkung einverstanden, etwas straffere Feile täte wohl da und dort not. Aber im Grunde ist's die alte wiegende, wogende, süße, einige und starke treue deutsche Sängerherrlichkeit aufs neue, die in diesem Büchlein ohne graues Härlein wiederum jubelt und man horcht demütig und mit viel frommer Ergriffenheit mit und freut sich des alten Jungen, der es schuf. Otto Walter.

Lustige Bücher, Band 23: Drei und ein Frack, Humoresken von M. Blank. — Band 24: Der alte Onkel. Humoristische Erzählung von G. Rehfeld. 156 und 180 Seiten. Regensburg, J. Habbel. Jeder Band gebunden Mk. 1.—.

Die Humoresken in Band 23 sind leichte Unterhaltungsware, manchmal etwas derb. Die humoristische Erzählung „Der alte Onkel" ist im Possenstil mit den unglaublichsten Verwicklungen recht geschickt und lustig gemacht und wohl geeignet, über ein langweiliges Stündchen recht angenehm hinwegzuhelfen.

Wittkowsky, Carl: Vom andern Ufer. Dichtungen. 254 Seiten. Preis geb. Mk. 3. Felix Lehmann Verlag, Berlin W.

Ein Versbuch, zusammengestellt aus dem geistigen Nachlaß eines deutschen Großindustriellen. So kündet Herr Alexander Moszkowski in einer Einleitung, die auf ganz unmöglichen und schauderhaften Wortstelzen humpelt. Herr Alexander Moszkowski hätte dem Buche des toten Freundes mehr genützt, wenn er ihm ein ruhigeres und auch bedeutend bescheideneres Begleitwort geschrieben. Ich bin sicher: Carl Wittkowsky hätte über das breite Pathos gelächelt, das ihm da in „dreifach gestaffelter Konsonanz" — Gott, die Sprache! — mit Lorbeerwedeln entgegenkommt. Das Buch ist doch eine so einfache, so gar nicht komplizierte und schließlich auch gar nicht so wichtige Sache. Für wen denn, Herr Moszkowski? Vieles ist

Digitized by Google

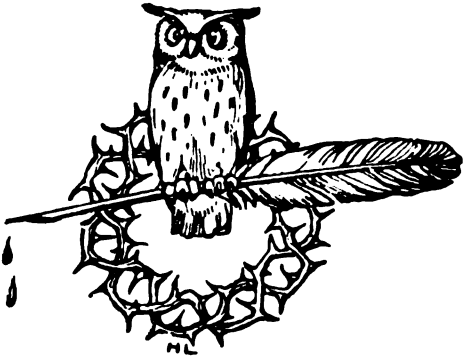
„recht hübsch", manches sogar munter und vor allem das Satyrische geistvoll und mit einem forschen eigenwilligen Ruck gesagt; im „Lyrischen Teil" leuchten neben viel geschäftlich-kühl gesprochenen Versen ein paar wunderlich süße Sternlein Volkslied und Volkston auf, zwei, drei, — und im „Empirischen" — wie geschmackvoll ist diese Einteilung! — stehen bei viel Unnötigem wiederum zwei, drei starke und bestimmt und energisch gewollte Sachen. Aber das alles rechtfertigt doch den Bombast Ihrer Begleitworte nicht, Herr Mosikowski! — Das Buch ist als das bunte Bekenntnisbuch eines vielbeschäftigten Mannes und wohl starken und ehrlichen Arbeiters nicht unsympatisch, vermag aber nur eine kleinere Freundesgemeinde zu interessieren und kann auch ethisch nicht befriedigen.

Otto Walter.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

An L. K. Gewiß, wir werden nächstens in Bild und Wort unseres toten Freundes R. Hugh Benson gedenken.

An R. M. Es freut uns Ihr großes Interesse für M. G. Lap's „Briefe an einen Schauspieler". Wir können leider für dieses Heft die Serie noch nicht fortsetzen, weil auch Herr Lap als Reserveoffizier unter österreichischen Fahnen steht.



Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Vom Erdenfrieden

Von Fridolin Hofer

Seit die Engel in heiliger Nacht
Selig priesen des Weltheils Erben,
Kann vom Erdenfrieden der Traum
In den Herzen nimmer ersterben.

Reiche verfielen, verstoben wie Rauch;
Völker entschwanden der Menschheit Gedächt-
Immer doch wahrten die Enkel getreu [nis.
Kämpfender Ahnen das lichte Vermächtnis:

Daß in Fernen erwachender Zeit
Einst noch zum blühenden Garten die Erde,
Und dem Hader entfremdet, dem Streit,
Mensch dem Menschen ein Bruder werde. —

Seit die Engel in heiliger Nacht
Selig priesen des Weltheils Erben,
Kann vom Erdenfrieden der Traum
In den Herzen nimmer ersterben.

Digitized by Google

Jeschuah ben Mirjam

Aus einer Skizzenreihe

Von Edmund Schopen

In Nazareth war Hochzeitsfreude. Der reiche und gutherzige Olivenhändler Baruch ben Kaleb hatte sein einzig Töchterlein dem Sohne des angesehensten Fischers von Bethsaida versprochen und heute feierte man Vermählung. War das ein Jubel! Fast der ganze Ort nahm teil und der glückliche Brautvater hatte sämtlichen Knaben von Nazareth saftiges Obst und süßes Backwerk in Fülle gespendet. Geschrei und Lachen, Freude und Frohsinn wogte um das stattliche Haus und erfüllte die Gärten.

Jeschuah ben Mirjam schritt einsam durch den Wald an sein Lieblingsplätzchen, den Felsabhang mit dem weiten, unbeschränkten Blick nach oben und unten. Heute bedurften die Knaben seiner nicht. Sie hatten süßes Backwerk und Früchte. Jeschuah lächelte, aber nicht spöttisch oder bitter, sondern freundlich und zufrieden. Er wußte sie so gerne froh.

Langsam und sinnend schritt er seinen Weg, als warte er auf ein Begegnen. Als er auf seine gewohnte Lichtung hinaustrat, lagerten zwei Jünglinge unter dem Oelbaume. Sie hörten den leichten Schritt des Knaben nicht auf dem weichen Waldboden und ihre Gesichter waren abgewandt. Den Kopf in die Hand gestützt schauten sie still in das fremde Tal. Es waren Hochzeitsgäste aus Bethsaida.

„Was hat dich so verstimmt, Simon, daß du hinaus wolltest?" unterbrach der Jüngere das Schweigen.

„Als der Levit ihnen den Fruchtsegen Israels anwünschte, wallte mir das Herz über. Jetzt hat die heilige Stadt gar keinen König mehr und in dem Vorhof des Tempels ragen die Speerspitzen römischer Legionäre um die Götzenbilder ihrer Feldzeichen", erwiderte Simon finster.

„Und was sollen wir daran ändern, Simon?"

„Längst sind die Jahrwochen Daniels abgelaufen," brauste der andere auf, „und noch immer hört man kein Zeichen des Maschiach. Bruder, hast du kein Herz mehr in deinem Leibe?"

„Ich dank' es dem Landpfleger, daß er den Idumäer ersetzte — besser ein Heide als die Mörder der Hasmonäer. Was waren Herodes und sein Sohn anders denn Landpfleger des Imperators in Rom?!"

„Alle mit einander sollen sie zur Gehenna fahren, Andreas," grollte Simon weiter. „Wenn ich heute die Posaune

Digitized by Google

des Maschiach hörte, ich würfe Netz und Ruder in den See und kaufte mir ein Schwert."

„Und Ruth, die Tochter der Witwe Abigail?" neckte der Bruder.

Simon errötete flüchtig. Dann setzte er nach kurzem Sinnen hinzu:

„Auch sie opferte ich dem Maschiach! Und sie würde es selbst nicht anders wollen. Andreas, es frißt mir das Herz ab, wie es um Israel steht."

Herzlich legte der jüngere den Arm um die Schulter des Bruders und wieder lagen die beiden Fischersöhne aus Bethsaida schweigend neben einander.

Jeschuah stand unverdeckt aber dennoch unbemerkt am Saum des Waldes. Mit Interesse hing sein Blick an den Gesichtszügen und der Gestalt des älteren Bruders. Er sog den Jüngling förmlich in seine Augen, über die sich ein feuchter Glanz gebreitet hatte. Und wie in tiefster Erregung drückte er die Hand auf das pochende Knabenherz.

Jetzt unterbrach Andreas sein Träumen wieder.

„Weißt du noch, Simon, was Joram erzählte, als er vor dreizehn Jahren von Bethlehem zurückkehrte?"

„Von der gottlosen Volksaufschreibung?" frug Simon unwirsch.

„Ja, Simon, damals sprach er etwas von einer Engelserscheinung an die Tempelhirten, und daß er den neugeborenen Maschiach gesehen haben wolle?"

Simon schüttelte heftig den Kopf. „Das war ein falsches Gerücht. Die Knaben jenes Jahres ließ der Idumäer zwei Jahre später niedermetzeln. Der hat vorgebaut. Wäre aber wirklich der Maschiach darunter gewesen, so hätte Adonai seinen Gesandten beschirmt."

„Und könnte das nicht geschehen sein? Voriges Jahr soll beim Paschahfeste im Tempel ein Knabe sich hervor getan haben, der dem von Bethlehem im Alter entsprechen könnte."

Simon schüttelte traurig den Kopf.

„Ich habe nichts davon gehört. Aber wenn der Maschiach wirklich da wäre, ließe er uns Galiläer nicht warten. Er müßte wissen, daß wir auf ihn brennen, und wäre längst mitten unter uns. Wir wollten ihn schon schützen vor Idumäern und Romaiern, bis er selber stark genug wäre, ins Heerhorn zu stoßen."

„Laß gut sein, Bruder," beschwichtigte der andere, „vielleicht ist er näher als wir ahnen und nur seine Stunde ist noch nicht gekommen."

Simon stand auf. „Komm, Andreas, wir dürfen nicht länger fern bleiben, dies stille Plätzchen und Dein guter Trost haben mich wieder ruhiger gemacht."

Digitized by Google

Die beiden Jünglinge wandten sich dem Walde zu und jetzt erst sahen sie den Knaben, der ruhig an einem Stamm lehnte und ihnen unverwandt entgegen sah.

Simon faßte ihn zuerst ins Auge und blieb unwillkürlich stehen. Sekundenlang tauchten die Blicke beider ineinander, dann wurden die Fischersöhne etwas verlegen. Die vornehm schöne Erscheinung des Knaben machte sie trotz seines ärmlichen Gewandes unbeholfen und die Furcht, vielleicht in ihren heiligsten Gefühlen belauscht zu sein, regte sie auf.

Andreas wollte stumm vorüber, Simon aber blieb stehen und hielt auch den Bruder fest.

„Wer bist Du — Herr!" fragte er rauh und mißtönend.

„Wer bist Du?" kam es freundlich, aber bestimmt zurück. „Hier ist meine Heimat und diese Stelle mein gewohnter Platz."

Das halb vorwurfsvolle, ruhige Wort machte die Fischersöhne auf dem fremden Boden und in den ungewohnten Festgewändern noch unsicherer und ärgerlicher über ihre eigene Unbeholfenheit. Und Simon antwortete:

„Am See Genezareth liegen meines Vaters Fischerkähne. Ich bin Simon des Jonas Sohn und dieser ist mein Bruder Andreas."

Der Knabe schaute die beiden Brüder wieder schweigend an, als könne er sich von ihrem Anblick nicht losreißen. Er vergaß ganz zu antworten.

Den Beiden mochte das aber unbehaglich sein und die sichtliche Überlegenheit des Knaben über sie, die jungen Männer, reizte Simon.

„Was hältst du uns auf, Knabe!" herrschte er und dachte nicht daran, daß er ruhig hätte weiter gehen können.

Jeschuah aber streckte ihnen lächelnd die Hände entgegen.

„Wenn es Euch recht ist, Simon und Andreas, komme ich später am See Genezareth zu Euch und dann leiht Ihr mir Eure Schifflein, wie ich Euch meinen Fels gelassen."

Andreas war froh über diese gemütlich kindliche Art und sein Unbehagen verflog so schnell wie es gekommen.

„Du sollst uns willkommen sein in Bethsaida!" rief er fröhlich.

Simon aber grollte doch noch ein wenig, darüber, daß er, der noch eben nach dem Schwert des Maschiach verlangte, so schülerhaft vor einem Knaben gestanden.

„Wer bist Du denn aber eigentlich?" fragte er mißtrauisch und eigensinnig.

Der Knabe schaute ihn mit einem eigenen Blick an.

„Ich bin Jeschuah, der Sohn der Mirjam."

Digitized by Google

„So sei mir gegrüßt, Jeschuah," antwortete Simon, weil er jetzt nichts mehr wußte, worüber er grollen konnte. „Aber wer ist denn Dein Vater?" „Jeschuah, nennen hier zu Lande sich die Knaben nach ihren Müttern?"

Jeschuah lachte ihn freundlich an:

„Nicht alle, aber ich!"

Das reizte den lebhaften Fischer nun wieder.

„Ich will aber wissen, wer Dein Vater ist", stieß er heftig hervor.

Jeschuah schaute ihn bedeutsam an und erwiderte ihm ernst:

„Wer mein Vater ist, willst Du wissen? Denke darüber nach und sage es mir dann selbst! Nach zwanzig Jahren werde ich dich danach fragen."

Dann lachte er die verdutzten Brüder lustig an und schritt langsam in den dunklen Wald hinein.

Finster schaute ihm Simon nach.

„Er wollte uns narren!" murmelte er.

„Nein!" rief Andreas eifrig, „er war uns gut und Dir besonders, Simon. Er schaute Dich an, als habe er einen langentbehrten Bruder wiedergefunden."

Simon wurde rot.

„Glaubst Du?" fragte er. „Fast schien es mir auch so. Ob er uns wohl noch einmal begegnet?"

Beim Weiterschreiten schauten sie unwillkürlich nach rechts und links und Simon wurde immer mürrischer und einsilbiger. Aber es begegnete ihnen niemand mehr.

Im versteckteſten Teil des Oelbaumwäldchens aber kniete Jeschuah auf der Erde und preßte beide Hände vor die heiße Stirn.

„Vater," flüsterte er, „Vater, stärke ihn, auf daß er werde wie der Fels, auf dem er stand!"

Digitized by Google

Aus dem Salon der Frau von Stael (1804*)

Von Dr. Richard Volpers

Nach dem Tode ihres berühmten Vaters, des Finanzministers Necker, hatte die besonders auch in Weimar so wohlwollend aufgenommene Frau von Stael ihren Aufenthalt in Deutschland abgebrochen. Seit dem Frühjahr 1804 weilte sie in Coppet in der Schweiz, auf ihrer reizenden Besitzung am Genfer See. Fern von Paris, wo sie ihre gesellschaftlichen Triumphe gefeiert, der Stadt, die noch immer das Ziel ihrer fernen Träume war, schuf sie sich nun einen Hof auf ihrem Landgut, der sie die bewegliche Welt der Pariser Salons vergessen lassen sollte. Ihrem Verstand und ihrer Eitelkeit gelang es, Coppet zu einem Sammelpunkt geistreicher und bedeutender Menschen zu machen.

Es war da zunächst ihr vertrauter Freund Benjamin Constant, der seit dem April 1794 in ihrer Nähe weilte. Ob er mehr von ihrem Geiste oder von ihrer Zuneigung gehalten wurde, die sie ihm so bereitwillig entgegentrug, wer wollte das entscheiden? Jedenfalls besaß der „elegante Mann" mit den „feinen Zügen" viel Talent, das er für einige Jahre wenigstens in den Dienst der Frau von Stael stellte, deren politisches Geschick er teilte. — Es versteht sich, daß die Genfer Freunde, Sismondi und der immer jugendliche Bonstetten gern in Coppet verkehrten und mit ihren vielseitigen Interessen anregten und belebten.

Vor allem aber weilte als Erzieher der Söhne der Frau von Stael in Coppet August Wilhelm Schlegel. Aus den Wirren und der Vereinsamung — nach der Auflösung des frühromantischen Kreises — entführte sie ihn auf den fremden Boden. Entscheidend für Schlegel mußte sein die Aussicht auf das sorgenfreie Leben, das ihn erwartete; es mochte ihn aber auch recht anziehen die Neuheit der Umgebung, die an einem gewissen pikanten Reiz noch die der Tage von Jena

*) Wir haben im letzten Heft ein paar Schlaglichter russischer Kultur gebracht. Heute hat Gallien das Wort. Wir bemerken ausdrücklich, daß dieser Aufsatz — er erscheint nächstens in einem Schlegelbuch des jungen geistvollen Autors — vor dem Kriege geschrieben wurde. Aber dieser Abschnitt aus dem Bild des geistigen Lebens Galliens vor hundert Jahren war nie lesenswerter als heute, da man im Lande der Frau von Stael auch die letzte Zeile ihrer Bücher so abgrundtief vergessen zu haben scheint. Gral-Redaktion.

Digitized by Google

übertraf. Frau von Stael aber konnte es eine Genugtuung sein, ein Haupt der neuen poetischen Schule in Deutschland gleichsam in ihren Besitz zu bringen. Und sie konnte sich schmeicheln, daß sich nun bei ihr der deutsche Geist mit dem französischen vermähle.

Denn die gefeierte Schriftstellerin hatte einen wahren Respekt vor der neuen deutschen Literatur und Philosophie, die sie auf ihrer Reise, wenn auch mehr oberflächlich und nach Frauenart kennen gelernt hatte. Geistreich und witzig wurde nun hier in Coppet über ihren Wert und Unwert gestritten. Und über Wert und Unwert der französischen Literatur wie des französischen Geistes überhaupt, worüber ja die beiden Brüder Schlegel ihre eigene Meinung hatten. Bonstetten berichtet ein ergötzlich Wort A. W. Schlegels, das wie einst so manches Wort in Jena so nun hier im Kreise der Bekannten umgehen mochte. Danach soll Schlegel recht ernsthaft geäußert haben, die Franzosen „wären der höchste Beweis des Reichtums Gottes in der Schöpfung der Welt; alle wären sich ähnlich, und doch wären ihrer 33 Millionen Exemplare."

A l'ordre du jour aber war in Coppet das Thema von der Religion, insbesondere in ihren Beziehungen zu Politik und Staat. Im Jahre 1803 hatte Napoleon das Konkordat mit dem Papste geschlossen. Die Religion erhob sich wieder in Frankreich. Und ihr Ansehen erstarkte rasch durch das Aufkommen einer neureligiösen Partei. Schon im Jahre 1802 war Chateaubriands „Genie du christianisme" erschienen, das Evangelium der Restauration. Es erregte auch „Der Staat" lebhaftes Interesse. Viel persönlicheren Anteil aber nahm sie an einem anderen Buche. Villers, mit dem sie in Beziehung stand, veröffentlichte im Jahre 1804 die von dem französischen Nationalinstitut gekrönte Preisschrift über den Wert der Reformation für den Fortschritt und die politische Entwicklung der europäischen Staaten. Der bedeutende Vermittler der deutschen Geisteskultur war im Winter 1802 einer der Zuhörer Friedrich Schlegels gewesen bei den Vorlesungen, die dieser damals in Paris hielt. Nach dem Erscheinen der Schrift über die Reformation wurde er nun im Pariser Mercure heftig angegriffen, was im Kreise der Stael großes Ärgernis erregte. Frau von Stael fühlte sich allzeit als Reformierte und war ganz überzeugt von der positiven Bedeutung der Reformation, an der sie nicht rütteln ließ. Benjamin Constant stand darin ganz auf ihrer Seite. Er stimmte mit Villers überein. Auch er war damals mit religiösen Fragen beschäftigt. Er schrieb an einem Werke: De la réligion

Digitized by Google

considerée dans ses formes et ses developpements.

Das war denn für A. W. Schlegel ein schwerer Stand! — Seit 1800 hatte die Frühromantik die von der Aufklärung so mißachtete Religion emporgehoben und ihr in dem Zentrum des Lebens und aller Kultur den gebührenden Platz angewiesen. Schleyermachers „Reden über die Religion" hatten das Signal dazu gegeben. Zwar wußten die Frühromantiker selbst noch nicht recht, was sie an der Religion hatten. Religion war für sie zunächst nicht viel mehr als ein Wort, in das sie ihre besten Hoffnungen und Wünsche bargen. Diese aber lagen in der Richtung zum Katholizismus hin, der Religion der Väter und einer ruhmvolleren Vergangenheit; dessen waren sie alle, die Frühromantiker, sich bewußt, von Novalis, dem großen Seher und Träumer angefangen. Auch A. W. Schlegel erkannte das, obwohl eine tiefpersönliche innere Anteilnahme bei ihm wohl kaum vorhanden war. Es bedeutet für seine theoretische Überzeugung recht wenig, kennzeichnet aber den Menschen, wenn Benjamin Constant in seinem Journal intime sagen kann: Schlegel soutient une chose absurde déjà anoncée avant lui, c'est que l'homme peut croire sur la réligion — sans réligion.

Bereits im Jahre 1802 hatte A. W. Schlegel seine religiöse Stellungnahme kundgegeben in den Berliner Vorlesungen, von denen ein Teil in der Europa, der Zeitschrift seines Bruders, veröffentlicht wurde. Darin hatte er von einem politischen Protestantismus im Sinne der Ausführungen Friedrich Schlegels in den Lessingbüchern gesprochen, freilich in mehr schonender Weise. Jetzt in Coppet fand er im Kreise der Stael heftige Gegner, die immer lebhafter widersprachen. Besonders Constant wollte nicht begreifen, daß man einen solchen Standpunkt ernsthaft behaupten könne und witterte bald allerlei verdächtige persönliche Motive. Aber er muß doch eingestehen, daß Schlegel immerhin quelquefois des choses très ingénieuses für seine Ansicht vorzubringen weiß: „Par exemple, que les hommes ont besoin d'être réunis pour croire, parce que l'évidence des objets réels plaide tellement pour le doute ou la negation que pour l'emporter sur cette évidence, il faut une sorte d'électricité contagieux qui ne se produit que par le concours et le contact de beaucoup d'hommes réunis; qu'une église visible et une croyance commune. Qui les rassemblent sont donc nécessaires." Das sind dieselben Gründe, mit denen Friedrich Schlegel in der „Europa" die Volksreligion gegen

Digitized by Google

die Philosophie ausspielte und eine einheitliche Staatsreligion forderte, die allein das Wohl des Ganzen, wie das Glück des Einzelnen gewährleisten könne.

Auch er — Friedrich Schlegel kam bald für einige Zeit nach Coppet, um seinen Bruder zu besuchen und die berühmte Frau kennen zu lernen. Und dann: es behagte ihm nicht recht in dem stillen gar zu einfachen Köln. Und er folgte gern der Einladung, um einmal wieder einige Tage geistreichen Genusses zu verleben.

Also charakterisiert ihn Benjamin Constant nach seiner Ankunft in seinem Journal intime: „Le frère de Schlegel vient d'arriver; c'est un petit homme rond, gras outre mesure, avec un nez pointu qui sort de deux joues luisantes, et sous ce nez pointu une bouche qui sourit assez mielleusement, de beaux yeux, un air subalterne, surtout quand il ne parle pas, et un air de glace quand il écoute."

Es sind das nicht gerade freundliche Worte, zumal wenn das Tagebuch fortfährt: „Les principes sont aussi absurdes que ceux de son frère." Doch haben sie etwas von jener pignanten Geste, die Menschen von der Art Benjamin Constants eigen ist. Sie sind aus einem Gefühl der Überlegenheit geschrieben, die hier aber ganz besonderer Art sein mochte. Der seiner Abstammung nach echte Franzose fühlte sich nie hingezogen zu den beiden Brüdern, von denen der eine vielleicht auch noch ein wenig sein Nebenbuhler war.

Wie oft hatte Friedrich Schlegel in Jena wie ein Orakel inmitten einer diskutierenden Gefolgschaft gesessen und den entbrannten Streit mit einem gewichtigen Worte entschieden. Er war ja der Mann des tiefen und konsequenten Denkens, vor dessen dunklen Worten sie sich schließlich alle beugten. In Coppet besaß Friedrich Schlegel natürlich diese Autorität nicht. Eher sah man ihn auch hier, worüber er sich so oft beklagte, als eine Art Wundertier an. Immerhin blieb ihm auch dann noch die liebe Ironie, mit der er oft genug über die widersprechenden Ansichten hinweggehen mochte.

Benjamin Constant hat in seinem Tagebuche in dieser Zeit mehrfach der beiden Brüder Erwähnung getan. Er gibt da kritische Randglossen, die aber oft recht oberflächlich sind, zu dem, was etwa bei Tisch der Gegenstand der Unterhaltung gewesen war. Er meint zwar von vornherein: „Leurs idées philosophiques sont si absurdes qu'ils deviennent tout à fait bêtes sur ce sujet, bien qu'ils aient de l'esprit sur d'autres points." Nicht die Ideen interessieren ihn, sondern die Menschen, die sie haben, und

Digitized by Google

die Gründe, warum sie diese Ideen haben. Darauf kommt er mehrere Male zurück und die früheren Verdächtigungen kehren auch jetzt wieder und wieder. Die Schlegel treten, so behauptet er, für den Katholizismus ein, parceque des philosophes protestants se sont moqués d'eux. Jls n'aiment les gouvernements où il y a la liberté de la presse, parceque il en profite pour écrire contre eux. Jls sont mécontents des princes qui marchent dans le sens des lumières, parceque les princes ne les affectionnent pas, en quoi ils ont bien raison." Und das gestänben sie, meint er, noch komischer Weise ein, wenn man sie in ihren Ansichten nicht störe, sie, die nicht eine Linie würden schreiben können „dans les pays qu'il préférent à ceux où il sont tolérés". Wir wollen da aber lieber annehmen, was Constant bei einer anderen Gelegenheit einmal sagt, daß die beiden Schlegel auch hier wieder nur einiges sagten, den Rest aber verschwiegen. Und vielleicht war dieser Rest gerade die Hauptsache. In Beziehung auf Friedrich Schlegel hat Constant sicherlich Unrecht mit seiner Beschuldigung. Wenigstens waren die persönlichen Gründe denn doch tiefer bei einem Manne, der sein Eigensein als Faktor seiner Welt- und Lebensauffassung wohl unterzubringen wußte, weil er ein konsequenter Denker war.

Viel wohlwollender als Benjamin Constant stand Frau von Stael den Brüdern Schlegel gegenüber und im ganzen auch ihren Ideen. Sonst hätte der Einfluß der Schlegel auf sie auch auf dem Gebiete der Literatur nicht so groß sein können. Das Werk „De l'Allemagne" legt Zeugnis ab für die Abhängigkeit ihrer Gedanken von der Gedankenwelt der deutschen Freunde. In leichter Konversation, aber auch durch systematische Darlegungen wurde sie darin eingeführt.

Die Schlegel hatten die Überlegenheit des deutschen Geistes entdeckt, die sie gerade in jenen Jahren allem Französischen gegenüber vielleicht allzu maßlos geltend machten. Darin waren sie die Fortsetzer und Vollender Lessings. Auch Frau von Stael und ihr Freundeskreis wetteiferten in der Bewunderung vor der neuen deutschen Geisteskultur und vermittelten sie der französischen. So verhalfen sie der Nation zu Achtung und Anerkennung zu einer Zeit, wo sie dem politischen Tode überantwortet zu sein schien.

Die politische Nichtigkeit der Nation brachte es mit sich, daß die Schlegel ein praktisches politisches Programm noch nicht entworfen hatten. Wir meinen damit, der politischen Zersplitterung in Deutschland standen sie achselzuckend gegenüber; wie sollte einem solchen Staatswesen noch zu

Digitized by Google

helfen sein! Darum fehlte bisher auch die unbedingte Stellungnahme gegen Napoleon Bonaparte, den sie früher einmal bewundert hatten, mit dem sie allerdings längst nicht mehr irgend eine Hoffnung verband. Jetzt wurde das anders. Der Einfluß der Frau von Stael mußte hier für sie von der allergrößten Bedeutung sein.

Seit dem Staatsstreich war Frau von Stael sich ihrer Gegnerschaft gegen den Emporkömmling bewußt, da sie an der Freiheit und den Errungenschaften der Revolution festzuhalten gewillt war. Dem ersten Konsul aber war diese Frau mit ihren einflußreichen Salons mächtig genug, daß er sie seiner persönlichen Ungnade versicherte und sie dann von Paris entfernt hatte. Benjamin Constant aber, der im Tribunat gegen die Regierungsvorlage gesprochen, die das Verhältnis der Kammern regeln sollte und die gesamte Gesetzgebung dem ersten Konsul überantwortete, war bei der Reinigung des Tribunat von den nicht gefügigen Mitgliedern im Frühjahr 1802 aus demselben entfernt worden.

Ohne mit den Schlegeln in einem Endziel übereinzukommen, erkannte auch Frau von Stael die Notwendigkeit einer religiös-sittlichen Erneuerung. Und indem sie nun eine solche in Deutschland im Werden sah, eine ganz andere Revolution dort vor sich gehen sah wie die in Frankreich gewesen, die, wie sie meinte, nur immer die Gewalt-Wirkungen auf die Menschen ausübte, da mußte sie auch den Schlegeln durch ihre Anerkennung und durch ihre eigene Hoffnung auf Deutschland ein wirkendes Vertrauen geben. So mochte wohl auch Friedrich Schlegel hier in Coppet endgültig damit fertig werden, daß der französische Despot für eine Neugestaltung in seinem Sinne nicht in Betracht kam — jetzt nicht mehr.

Anfang November löste sich der gesellige Kreis in Coppet auf; Frau von Stael trat ihre Reise nach Italien an, die sie neuen Einwirkungen und neuen Verbindungen entgegen führte. Friedrich Schlegel reiste nach Paris, um seine indischen Studien zu beenden. Im Winter 1806 07 weilte er noch einmal unter dem gastlichen Dache der Gönnerin seines Bruders, diesmal auf einem Schlosse in der Normandie, freundlich und wohlwollend empfangen. Sogar eine tiefpersönliche Verbindung knüpfte sich damals an, wofür das Gedicht Zeugnis gibt, daß er der Dichterin der „Corinna" widmete.[1])

[1]) Unter seiner Aufsicht übertrug Dorothea Schlegel den Roman in das Deutsche.

Digitized by Google

Die eiſerne Harfe

Kriegsgedichte

von

Elli Bilecki, Richard Kralik und Franz Eichert

• • •

Schwarzgelb und Schwarzweißrot!

Ringsum der Feinde Heer,
Zahllos wie Sand am Meer,
Der Franzmann, Ruß und Brit',
Die kleinen Kläffer mit.
Und wir — in heißer Schlacht
Wir halten Fahnenwacht
Getreu bis in den Tod —
Schwarzgelb und Schwarzweißrot!

Des Franzmanns Turm und Tor
Bricht Öſt'reichs Feuerrohr.
Auf unſre Feinde ſauſt
Im Oſten Deutſchlands Fauſt.
Droht rings der Feinde Schwarm,
Wir ſtreiten Arm in Arm
Getreu bis in den Tod —
Schwarzgelb und Schwarzweißrot!

Millionen laufen Sturm
Und ſtürzen nicht den Turm,
Sie ſchleppen Helfer her
Vom Roten, Gelben Meer,
Doch herrlich trutzt und ſtark
Die Wacht an unſrer Mark —
Getreu bis in den Tod
Schwarzgelb und Schwarzweißrot!

• • •

Franz Eichert

Digitized by Google

Welterneuerung

„Sende aus Deinen Geiſt und alles wird neu geſchaffen und Du wirſt das Angeſicht der Erde erneuern."

In ſtiller Nacht ging eine Menſchenſeele
Müd von dem Staub und wüſten Lärm der Gaſſen;
Auf Bergeshöhen kniete ſie verlaſſen
Und weinte, daß der Welt der Frieden fehle.

Und weinte um der Menſchheit Rieſenſchmerzen,
Die abgrundtief im nächt'gen Dunkel lagen —
Sie ſprach zu Gott in demutvollem Fragen,
Scheu wie ein Kind zum ſtrengen Vaterherzen.

Bis heilige Antwort ihr zuteil geworden. —
Die Seele zitterte in Pfingſttagträumen,
Und Gottes Geiſt ſtieg aus den Himmelsräumen
In Feuerflammen und in Sturmakkorden.

Sie ward ergriffen und emporgeriſſen
Ins Äthermeer, vorbei an Sternenriffen.
Da flog ein Heer von ſchwarzen Wolkenſchiffen;
Und drunten lag die Welt in Finſterniſſen.

Ein Schleier ward von ihrem Blick gezogen,
Damit ſie ſchaue, was die Geiſter ſchauen:
Der Erde Antlitz hob aus dämmergrauen
Flutenden Nebeln ſich zum Sternenbogen.

Doch weh! Zerborſten und chaotiſch gährend
Schien es verheert von feindlichen Gewalten —
Zerſtörungsmächte, nimmer aufzuhalten,
Wälzten ſich endlos, Haß und Zorn gebärend.

Aus tauſend Kratern rote Lava dampfte
Wie Feuertürme; und auf blutigen Gaſſen
Raſte der Weltkrieg durch die Völkermaſſen,
Der junges Leben grauſam niederſtampfte.

Und aus dem ſchauerlichen Todesringen
Hoben ſich Hände, zage, ſchmerzensreiche,
Viel Angeſichter, zornige und bleiche,
Bis über ſie die Schickſalswogen gingen.

Digitized by Google

Doch selig Wunder! Als die Flammenzungen
Des Heiligen Geistes in das Dunkel tauchten,
Als seine Stürme durch das Chaos hauchten,
Hat Gotteskraft die Höllenmacht bezwungen.

Es kam ein Licht in viele Menschenherzen,
Daß sie begeistert für die Wahrheit starben.
Doch noch im Sterben trugen sie die Garben
Göttlichen Lichtes in das Tal der Schmerzen.

Geheimnisvoll floß dieses Lichtes Welle
Und bettete zur Ruh die wilden Wogen.
Und tausend Kniee hatten sich gebogen;
Und tausend Herzen tranken Himmelshelle.

Stumm sank der Haß in purpurrote Tiefe,
Als seine Risse, die das Weltbild teilten,
Im Hauch der Liebe wunderbar verheilten.
Und dann — ein Laut, als ob die Gottheit riefe!

Und herrlich auf den Ruf der ewigen Wahrheit,
Vom Hauche Gottes lebensvoll entfaltet,
Entstieg den Trümmern hell und neugestaltet
Das Bild der Welt in friedevoller Klarheit.

Erwachend fand die Seele sich alleine
Auf stillen Bergen überm Weltgetriebe,
Ergriffen tief von ihres Gottes Liebe,
Hob sie die Augen auf zum Sternenscheine.

Fiat, mein Gott! In Demut und in Reue
Bet ich Dich an in dieser Schicksalswende —
O gib uns Deines Geistes Lebensspende,
Daß sich der Erde Angesicht erneue.

Elli Bilecki

Deutsches Wesen

Heil dir Welt! An deutschem Wesen
Sollst du nunmehr ganz genesen
Und dein Siechtum fahre hin!
Deutsches Wesen ist das Rechte,
Ist das Gute, ist das Echte,
Ist der Menschheit Hochgewinn.

Digitized by Google

Lernet deutsches Wesen, Franken,
Die aus deutschen Volkes Schranken
Ihr gedrungen gegen Recht.
Euer Stolz ist deutscher Namen,
Denn aus edlem deutschen Samen
Wuchs französisches Geschlecht.

Ihr auch stammt aus deutschem Kerne,
Briten, übers Meer zur Ferne
Zogt ihr einst von Deutschland aus
Nach Britannien und noch weiter;
Wurdet ihr auch größer, breiter,
Deutsch ist euer Vaterhaus.

Russen, eure rechten Pfleger,
Die germanischen Waräger,
Einten euch zuerst zum Staat.
Was ihr alle sucht vergebens,
Ist ein Ausfluß deutschen Wesens,
Deutscher Rat und deutscher Tat.

Deutsche, lernet deutsch zu werden,
Denn ihr findet hier auf Erden
Höhres wahrlich nicht als euch.
Eure mächtgen deutschen Eichen
Wird an Hoheit nicht erreichen
Alles sonstige Gesträuch.

An euch selber zu gesunden,
Sei nun endlich überwunden
Jeder fremde falsche Schein.
Trinkt nicht mehr aus fremden Quellen
Und zum Jugendborn, dem hellen
Ladet alle Völker ein!

Österreich, in dir vereinen
Sich die Völker, so die kleinen
Wie die großen treu und echt;
Das ist deine hohe Sendung,
Das ist dieser Welt Vollendung
In des Friedens heil'gem Recht.

Richard v. Kralik

Digitized by Google

Krieg!

Eine brütende, raunende Nacht — über Wien
Sturmwolken wie kämpfende Heere ziehn,
Wie Steppenrosse ziehn sie von Osten . . .
Und sollen die Schwerter noch länger rosten,
Und sollen die Herzen, die Mut noch hätten,
Noch länger faulen in Lotterbetten? —
Die Zeit, die Zeit ist ernst und groß —
Ein Wink, ein Ruf —
Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

Graumorgen, im Osten ein Flammenstrauß . . .
Die Häuser spein Menschenschlangen aus,
An allen Ecken ists angeschlagen:
Krieg! — Kaiser, wie werdens die Völker tragen?
Sie stehn und schaun und die Augen glühn,
Und in den Morgen schreiten sie kühn . . .
Die Zeit, die Zeit ist ernst und groß —
Der Kaiser ruft —
Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

Sie nehmen einander bei der Hand
Und singen im hellen Morgenbrand
Das „Gott erhalte!" — Und Glanzhut wie Kappen
Herab von den Köpfen . . . Und aus den schlappen
Gestalten fliegt wieder soldatischer Schwung —
Und die Jugend reif und das Alter jung!
Die Zeit, die Zeit ist ernst und groß —
Der Kaiser ruft —
Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

Und das Volk und die Herrn, geziert und besternt,
Die haben alle wieder gelernt
Über Nacht die Sprache, wie lang vergessen
Im Hassen, im Streiten unermessen:
Sie sprechen nun Österreichisch wieder
Und singen die alten Heldenlieder!
Die Zeit, die Zeit ist ernst und groß —
Der Kaiser ruft —
Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

Digitized by Google

Deutſcher und Tſcheche, Magyar und Kroat,
Sie gehen nun wieder den gleichen Pfad.
Nun der Brand will das Vaterland faſſen,
Müſſen ſie's lieben, können's nicht haſſen.
Sie ſingen, ſie ſchwören mit Herz und Hand:
„Mein Öſterreich, du, mein Vaterland!" —
Die Zeit, die Zeit iſt ernſt und groß
Das Vaterland ruft —
Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los!

Franz Eichert

Deutſchland-Öſterreich

Deutſchland-Öſtreich, treu im Bunde
Wider eine ganze Welt,
Sicherer Fels auf feſtem Grunde
Ob ſonſt alles rings zerfällt;
Deutſchland-Öſtreich, treu vereint,
Fürchtet beide keinen Feind!

Von der Donau bis zum Rheine,
Von der Adria zum Belt,
Bildet eine Treugemeine
Mitten in der wirren Welt!
Deutſchland-Öſterreich im Bund,
Nur Ein Herz, Ein Mut, Ein Mund!

Bild der Einheit, Doppeleiche,
Einem Stamme ſtark entſtammt,
Bis an Gottes Himmel reiche
Deine Krone lichtumflammt!
Deutſchland-Öſtreich, nie entzweit,
Bleibet feſt in Luſt und Leid!

Adlerpaar, gen Himmel fliege
Über Berge, Land und Meer!
Königlich mit Macht beſiege
Alles neid'ge Krähenheer!
Deutſchland-Öſtreich, edles Paar,
Bring zum Sieg, was recht und wahr!

Digitized by Google

Heil euch beiden Kaiserkronen,
Aller Welt gesetzt zum Ruhm,
Eure Mühen wird belohnen
Bald ein siegreich Heldentum.
Deutschland-Östreich, aller Welt
Seid zum Vorbild aufgestellt!

Heil den Kaisern, deren Gleichen
Noch die Menschheit nie gesehn!
Was ihr beide könnt erreichen,
Laßt der Welt zum Heil geschehn.
Heil Franz Josef! Wilhelm Heil!
Höchster Ruhm werd' euch zu Teil!

Gebt der Welt den echten Frieden,
Der auf Recht beruht und Macht,
Der den Treuen ist beschieden
Fest vereint zur starken Wacht!
Deutschland-Österreich, durch euch
Wird die Welt ein Friedensreich!

Richard v. Kralik

Zwei gegen acht

Herr Gott, sieh her:
Wir stehn in Wehr,
Ein Herz, ein Mann,
Ein Heeresbann!
Rings Mord und Acht:
Zwei gegen acht...

Mit uns kein Wicht!
Und zittert nicht
Das Herz, die Hand —
Ob Meer und Land
Flammt unsre Schlacht:
Zwei gegen acht!

Rings Lügenbrand,
Rings Feindesland
Voll Truggeschlecht. . .
Mit uns das Recht
Und Gottes Macht —
Die lacht der Acht!

Wir trau'n auf Gott!
Den acht zum Spott
Ziehn fromm und frank

Das Schwert wir blank.
Stürmt, daß es kracht:
Sieg über acht!

Digitized by Google

Ihr Feind', ihr acht,
Zeigt eure Macht
Und ſchleppt herbei
Noch zwei, noch drei:
So Gott uns helf,
Schlagen wir elf!

Franz Eichert

Sankt Michael

Sankt Michael, wir rufen
Dich an im heil'gen Krieg:
Komm, ſtarker Gottesſtreiter,
Der Wahrheit bring den Sieg!
Dein Ruf: „Wer iſt wie Gott!"
Soll unſre Feinde beugen
Und ihrer Lügen Spott.

Wir wollen treu bewahren
Dein Schild von Makel rein.
So tritt mit Deinen Scharen
In unſre Schlachtenreihn.
Schirm' uns in Kampfesnot!
Und wenn wir ſiegend ſterben,
Mach glorreich unſern Tod!

Von Deinem Flammenſchwerte
Zuckt es wie Blitz und Sturm.
Hoch ragt in unſrer Mitte
Maria, Davids Turm.
Der Feinde Trug und Hehl
Muß vor dem Herrn verſinken
Durch Dich, Sankt Michael!

Elli Bileckt

Heil dir im Siegerkranz!

Ein Leuchten weht voran unſerm Heer,
Das ſingt, wie Glocken aus tiefem Meer,
Von Heimaterde, vom blühenden Baum,

Digitized by Google

Von hoher Minne, vom Jugendtraum.
Die hoffende Seele, das deutsche Gemüt,
Der Drang nach allem, das innerst glüht,
Der Sage Zauber, zum Lied gewebt,
Was fromm und gläubig das Herz durchbebt,
Das zieht mit den Mannen, weiht ihre Wehr
Und leuchtet goldig voran dem Heer.

Ein Beten zieht unserm Heer voran
Und segnet fromm der Zerstörung Bahn;
Ein Beten von Mutter, Greis und Kind,
Von Kaiser, Krieger und Heergesind.
Ein Beten so mächtig und voll Vertraun,
Daß es muß, daß es muß die Erfüllung schaun!
Wie die Blüten im Mai, wie im Sommer der Duft,
Erfüllt das heilige Beten die Luft
Und flutet, vom göttlichen Segen schwer,
Wie feurige Ströme voran dem Heer.

Ein Engel schwebt voran unserm Heer
Der trägt eine Schale, von Tränen schwer
Und leuchtend von Blut wie der heilige Gral.
Der Mütter Tränen, der Wunden Qual,
Die Seufzer, im Sterben um höchsten Preis
Verhaucht von Helden, die Liebe heiß,
Die opfernd übersiegt den Tod,
Des Vaterlands Weh und des Volkes Not:
Das sammelt der Engel — Gott wägt es schwer —
Und trägts in der Schale voran dem Heer.

Und aus dem dreifach heil'gen Glanz
Webt Gott der Herr den Siegeskranz.

Franz Eichert

Abschied des jungen Kriegers

Ich weiß mir keinen schönern Tod,
Als den im Schlachtenbrand,
Denn wie er schrecklich stürmt und droht,
Er kommt aus Gottes Hand.
Und nimmt er mir mein junges Blut

Digitized by Google

Und meine schönsten Jahr —
So leg' ich froh mein liebstes Gut
Auf Gottes Hochaltar.

Für Gott, für meinen Glauben zieh
Ich mutig in die Schlacht —
Mein Vaterland, o säh' ich nie
Dich in der Feinde Macht!
Wohl wär ich aller Ehre bar,
Vergäß' ich dein im Leid;
Mein Land, mein Glaube in Gefahr —
Da muß ich in den Streit!

Mein Leben find't kein höhres Ziel —
Gott hat es mir geschenkt;
Ich weih's ihm wieder — 's ist kein Spiel —
Doch seine Lieb mich lenkt.
Ich bin in seiner Vaterhand
Geborgen, froh und still,
Ich leb' und sterb' fürs Vaterland
Wie er es haben will.

Wein nicht, mein Mutterl, hab nur Mut —
Was kann mir denn geschehn?
Ob hier, ob dort — du weißt es gut —
Es gibt ein Wiedersehn!
Entweder hier im Siegerkranz
Nach langem Kampfgedröhn —
Wenn nicht, dann dort im Himmelsglanz —
Mein Mutterl, o wie schön!

Einmal muß doch geschieden sein,
Wir sind nur Wandrer hier.
Das Leben fliegt wie Blitzesschein
Mein Heim ist, Gott, bei Dir!
Komm' ich in meine Heimat nur —
Das andre wiegt nicht viel;
Ob kurz, ob lang die Wanderspur —
Find't nur mein Herz sein Ziel!

Franz Eichert

Digitized by Google

Gloria Viktoria

Durch das schrille Kriegesdröhnen
Klingt ein wunderbares Tönen
Wie vom Himmel fern und nah;
Durch die Auen tönt's und Felder,
Über Berge, über Wälder:
Gloria, Viktoria!

In der wunden Krieger Ächzen,
In das Sterben, Schmachten, Lechzen
Tönt ein Trost so lieblich da,
Der vergoldet alles Schaudern,
Läßt des Todes Schritte zaudern:
Gloria, Viktoria!

Und zur holden Blumenwiese
Wird die Walstatt. Paradiese
Blühn, wie noch kein Auge sah,
Und das Ringen wird zum Reigen,
Zum Triumph das Todesschweigen:
Gloria, Viktoria!

Aus der blut'gen Abendröte
Über alle Todesnöte
Steigt die Siegesgöttin ja,
Und ihr jubelt's laut entgegen
Schon auf allen Siegeswegen:
Gloria, Viktoria!

Und den Himmel schauet offen
Schon der Streiter festes Hoffen,
Schaut, was nie zuvor geschah:
Überschwang des Heldentumes,
Gottergebnen frommen Ruhmes:
Gloria, Viktoria!

Richard v. Kralik

Digitized by Google

Die Kölner Werkbund-Ausstellung

Von Paul Bourfeind / Köln

Jede Ausstellung ist eine Bilanz, bedeutet ein Zurückblicken auf ein Stück Weg, den man nach großem Ziel hinter sich ließ, und ein Vorwärtsschauen nach dem, was in der Ferne winkt. Ein solcher Moment des Besinnens ist für unser Kulturleben die Werkbundausstellung in Köln.

Werkbund —, das lebendige Zusammenwirken aller der Kräfte, die nach einer sichtbaren, durchgeistigten Gestaltung deutscher Kultur ringen; — für kurze Monate hat sich dieses Streben verkörpert in einer Parade großen Stils, tausend Strahlen einer Sonne sich sammelnd im Brennpunkte einer Linse — tausendfaches menschliches Streben und Wollen hier zu einem Bilde geeint.

Wer da nicht haften bleibt an des Lebens bunter Fülle, der sucht den Geist, der all das schuf. Ist doch die Technik, und um die handelt es sich in ihrer ursprünglichen Bedeutung, die Übersetzung eines Gedankens in die Sinnlichkeit. In diesem Sinne ist die Werkbundausstellung die Gestaltung einer Kultur, eines Kulturgedankens. Und unter diesem Gesichtspunkte charakterisiert sich die Ausstellung durch den Zug zum Primitiven und zu bewußter Diesseitskultur.

Der Primitivismus entspringt der Sehnsucht der Überkultur nach der Kultur; er bedeutet die bewußte Reaktion gegen die Überfeinerung des Großstadtlebens. Der Wunsch geht stets nach dem, was man nicht hat; wo die eigene Kraft fehlt, stellt sich oft die Bewunderung der Kraft im Fremden ein; in der Ausstellung äußert sich das in der Vorliebe für leuchtende Farben, athletenhafte Körper, im Hervorkehren eines einzigen, das ganze Kunstwerk beherrschenden Zuges; es geht im ganzen ein Zug echt deutscher Ehrlichkeit und nüchterner Wahrheitsliebe durch diese Ausstellung.

Am reinsten tritt das Streben nach Einfachheit in der Architektur hervor und auch hier hat es bereits in jedem Sinn des Wortes Neues erzeugt. Die Werkbundausstellung zeigt in der Fülle ihrer mannigfachen Bauten eine Zusammenfassung der architektonischen Bestrebungen unserer Zeit und gewährt damit den klarsten Einblick in den Kulturwillen unserer Tage. Wenn jede Form schon die Begrenzung eines Unbegrenzten bedeutet, so ist die Architektur be-

Digitized by Google

sonders durch ihre Abhängigkeit vom Baumaterial und durch ihre Zweckstrebigkeit im Ausdruck des Zeitgeistes enger begrenzt als jede andere Kunst. Zum Teil mag hierauf die Bevorzugung des Primitivismus und das glückliche Gelingen, ihn zu monumentalen Ausdrucksformen zu gestalten, zurückzuführen sein. Kunststeine und Beton erklären die Vorliebe für gerade Linien und glatte Flächen, aber sie bestimmen die Formen durchaus nicht allein. Der Geist unserer Zeit geht auf Wahrheit, und nie hat er sich germanischer gezeigt als gerade in diesem Streben.

In dem Streben nach einem eigenen neuen Stil sucht die Architektur Anknüpfungspunkte an bereits Vorhandenes. Keine Zeit der Weltgeschichte bietet größere Ähnlichkeiten mit unserer Zeit als das römische Imperium. Die religiösen Bewegungen unserer Tage, unserer Kunst und Literatur, das Privatleben — — aus all dem ergeben sich mannigfache Parallelen und Anknüpfungspunkte für die Betrachtung unserer Zeit; allerdings zeigt die Moderne ebensoviel Neues, die Gedanken und Kulturwelt der Antike und des Imperiums Überragendes. — In der Architektur findet beides, das absolut Neue und die Anknüpfung an das Imperium bewußten Ausdruck. Das erstere vor allem in der Festhalle von Professor Peter Behrens, in dem Theater von H. van de Velde, in der Fabrikanlage von Gropius und in der Farbenschau von Muthesius; eine mehr vermittelnde Stellung nimmt die Haupthalle von Fischer ein, während besonders Kreis mit dem Teehaus die an das Imperium anknüpfende Richtung vertritt.

Diejenige Richtung, die in ihrem Stil vorwiegend das moderne Empfinden zum Ausdruck bringt, hat den Vorzug der größeren Einheitlichkeit, während der Versuch, an das Imperium anzuknüpfen, durch die Konzession an moderne Bedürfnisse und die Anpassung an andere Verhältnisse an Einheitlichkeit einbüßt und Gefahr läuft, lediglich im Eklektizismus zu enden.

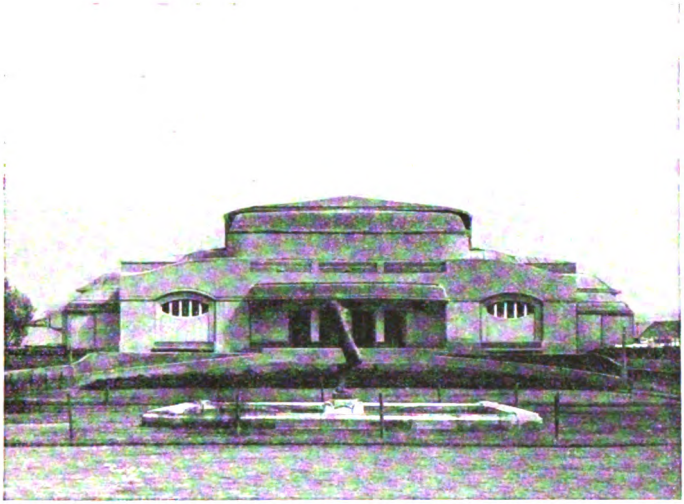
Es ist zu bedauern, daß gerade das Gebäude, das erhalten bleiben soll, und das durch seine vorteilhafte Lage vor der Riesenwand gewaltiger Silberpappeln und auf dem Sockel eines alten Forts die Möglichkeit zur Entfaltung möglichster Eigenart gab, das Teehaus von Professor Kreis, durch den Versuch an die Antike anzuknüpfen an Eigenart und Stimmungsreiz nicht der Höhe anderer Bauten gleichkommt.

Die Verwendung antiker Elemente ist allerdings sehr geschickt: Zwei Tempel, die sich in stumpfem Winkel an einen Rundbau anschließen, der sein Prototyp vielleicht in der

Digitized by Google

Engelsburg oder dem Grabdenkmal Theoderich des Großen zu Ravenna hat. Dieſe Rundbauten ſcheint Kreis beſonders zu lieben, man denke nur an das Bismarckdenkmal.

Im Gegenſatz hierzu ſteht die Feſthalle von Peter Behrens durch die Harmonie der horizontalen und vertikalen Gliederung. Der Mittelbau ſchließt mit einem glatten Giebelfeld und wird umrahmt von zwei Eckriſaliten mit je einem langen dreiteiligen Fenſterſchlitz. Zwei Roſſe und ihnen zur Seite zwei Männergeſtalten in der Bogenniſche,



Das Theater von Henry van de Velde

die ſich über der Tür wölbt, bringen in die Schlichtheit dieſes feinen Klaſſizismus den Rhythmus der Feierlichkeit.

In noch höherem Maße enthält das Theater Henry van de Veldes Eigenes und Neues. Gleich der erſte Anblick zeigt die Einheitlichkeit des Ganzen, deſſen Teile um den Bühnenraum als den Mittelpunkt ſich in ſteter Steigerung zuſammenſchließen. Die Geſtaltung des Baues iſt keiner überkommenen Stilform entlehnt, ſondern entſpringt der Beſtimmung desſelben; jeder äußerlich angeklebte Schmuck fehlt. Dieſes Theater gibt van de Velde die Möglichkeit, ſein Syſtem der dreiteiligen Bühne zum erſten Male zu verwirklichen. Demzufolge iſt die Bühne, deren Geſamtbreite 17 m beträgt, und die eine Tiefe von 13 m beſitzt, durch zwei Pfeiler in eine Mittelbühne von 9 m, und zwei Seitenbühnen von 5 m Breite geteilt. Der Erbauer beabſichtigte damit jede Einrahmung der Bühne fortfallen zu laſſen, und das Pro-

Digitized by Google

szenium, das in seinen Ein- und Ausgängen direkt mit dem Bühnenhaus verbunden ist, als vierte Bühne zu verwenden; ein Teil des Schauspiels soll sich dadurch vor den drei Bühnen in unmittelbarer Nähe des Publikums abspielen. Werden die beiden Säulen entfernt, so schließen sich die drei Bühnen zu einer einzigen zusammen, die breiter ist als der Zuschauerraum selbst. Der Zweck dieser Anordnung van de Veldes ist, eine Vorstellung von Raumweite zu erzielen, wie sie nur das antike Theater bieten konnte.

Auch in der Anordnung der Sitzplätze hat van de Velde Eigenartiges geschaffen, vielleicht beeinflußt durch die Bestimmung, den Rheindamm als Einfahrtstraße zu benutzen; denn der letzte Rang des Amphitheaters befindet sich zwei bis drei Stufen über dem Niveau des Entrees, das auf gleicher Höhe mit dem Damm liegt. Infolge dessen liegt die Hälfte der Sitzplätze tiefer; die anderen Plätze bauen sich nach Art eines Amphitheaters darüber auf. In diesem Raume gelang es dem Berliner Lessing-Theater unter Leitung von Viktor Barnowsky und unterstützt durch die Dekorationen Svend Gades bei der Aufführung des Faust Bühnenbilder zu erzielen, wie sie auf einer andern Bühne kaum möglich sind. In dieser Schöpfung liegen die Keime zu etwas ganz Neuem, an dem die deutsche Bühne nicht achtlos vorüber gehen darf, nachdem sich einmal das Bedürfnis nach einer Bühnenreform allgemeiner auch unter den Schaffenden selbst, — man denke an Gerhard Hauptmanns Breslauer Festspiel —! geltend gemacht hat.

Neben dem Theater, an dem gleichen Platz wie die Festhalle und das Hauptgebäude, liegt die Stätte der Arbeit, das von Gropius entworfene Fabrikgebäude. Das ist der charakteristischste Zug unserer Zeit, daß sie die Arbeit adelt, und dieser Zug hat in diesem Gebäude seinen Ausdruck gefunden in dem Einklang von Zweckmäßigkeit und ästhetischem Empfinden. Die äußerst übersichtliche Anlage gliedert sich in ein Bureauhaus, das durch einen Hof mit der Maschinenhalle in Verbindung steht. Der Bau besteht aus hellen Ziegeln, aus deren Masse das Portal durch dunkle Ziegel, die die Form der Vorderfront als Muster wiederholen, herausgehoben ist. Das Ganze ist flankiert von zwei rund vorspringenden Glaswänden, die je eine breite Wendeltreppe umschließen und dominiert von zwei niedrigen Turmbauten; zwischen beiden liegt der Dachgarten, dessen leuchtend roter Sonnenschutz dem Ganzen eine freudige Note gibt. Eine ähnliche Farbenwirkung strebt die Haupthalle an, wo aus dem dunkeln Schatten des Portikus die Wandgemälde Hölzels in Rot, Orange und Schwarz kräftig hervor-

Digitized by Google

leuchten. Als Ganzes erſcheint die Front der Haupthalle von Fiſcher zu niedrig und der Kuppelbau zu unvermittelt; einheitlicher wirkt er dagegen in dem Gebäude der Farbenſchau, wo er in der Dachkehlung angedeutet iſt, und die übrigen Architekturteile zu ihm gewiſſermaßen emporwachſen.

Das Haus Bremen-Oldenburg zeigt mit ſeinem gewaltigen Dach und den roten Ornamenten auf dem hellen Verputz den ſtillen Reiz gediegener Ländlichkeit. Nimmt man hierzu noch das ſolid gebaute niederrheiniſche Dorf, die Verkehrs-

Fabrikgebäude von Gropius

halle von Hugo Eberhardt (Offenbach), das öſterreichiſche Haus mit ſeinem eigenartig wirkungsvollen Hof und der überſichtlichen Anordnung des Grundriſſes, das als offener Säulenhof gebaute Verwaltungsgebäude, das etwas ſpieleriſche Kölner Haus, das den Verſuch darſtellt an mittelalterliche Kaufhausbauten anzuknüpfen, das Hauptreſtaurant, das Hauptcafé und die Ladenſtraße, die an gewiſſe Straßenzüge in Bologna und die Rue Rivoli in Paris erinnert, ſo iſt damit eine Muſterkarte der modernen Architektur gegeben, wie ſie in ſolcher Mannigfaltigkeit bisher noch nicht geboten wurde.

Als Ganzes bietet die Ausſtellung das Bild einer feindurchdachten Städtebaukunſt durch ihre weiten Straßenzüge mit ſchönen Abſchlüſſen in beſonders betonten Bauten, mit den geſchloſſenen Platzanlagen und dem farbigen Reiz der Gartenanlagen, die den vorhandenen alten Baumbeſtand glücklich verwerten.

Derſelbe Zug zum Einheitlichen und Primitiven, dieſelbe Freude am Farbenreiz zeigt ſich beſonders in der Raumkunſt, die neben der Architektur dem modernen Geiſt am beſten

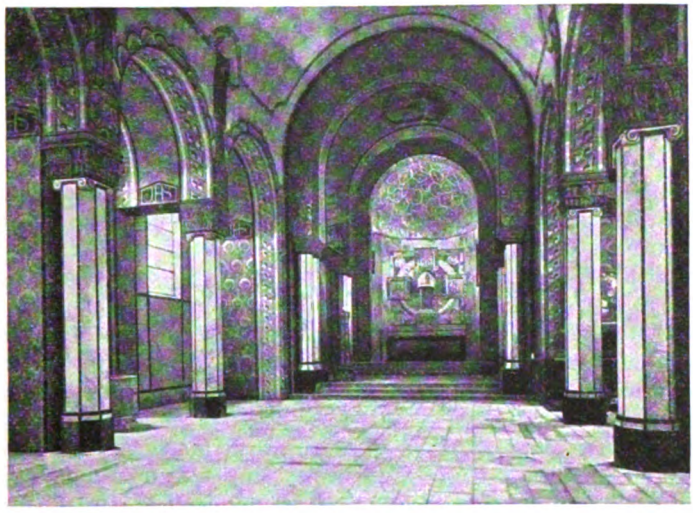
Digitized by Google

Ausdruck verleiht. Der einheitliche Ausdruck der Ausstellung ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß gerade auf diesem Gebiete in jeder Hinsicht eine künstlerisch einwandfreie Lösung angestrebt wurde. Das war nur dadurch möglich, daß die Haupthalle Ausbauten enthält, deren jeder in gleicher Größe von fünf Räumen als geschlossene Wohnungen eingerichtet werden konnte, und daß die zwischen diesen Ausbauten entstehenden Höfe als Wohnhausgärten angelegt wurden. Paul Trost-München, Carl Bertsch, Walter Gropius und Georg Metzendorf haben hier stimmungsvolle Interieurs geschaffen — die besonders bei der Größe der Räume (36 qm Bodenfläche und 5 m Höhe), in ihrer farbigen Wirkung voll zum Ausdruck kommen. Den Mittelpunkt dieser Ausstellung bildet wohl der von Peter Behrens für die deutsche Botschaft in Petersburg bestimmte Raum.

Inmitten dieser Diesseitskunst hat auch der Unendlichkeitsgedanke seine Gestaltung erfahren in dem katholischen Kirchenraum. Er liegt in der Haupthalle zwischen der Synagoge und dem evangelischen Kirchenraum. In dieser Umgebung ergibt sich von selbst fast die Frage: darf und kann die kirchliche Kunst die neuzeitlichen künstlerischen Bestrebungen teilen, und welche Stellung kann sie zu dem Primitivismus einnehmen, der diese ganze Ausstellung beherrscht? Sicherlich ist der ins Monumentale gesteigerte Primitivismus das geeignetste Mittel, religiöse Gefühle zum Ausdruck zu bringen; — das Spielerische, Ornamentale wird jede religiöse Kunst ablehnen müssen, weil es zur Verflachung führt. Zwischen Idee und Darstellung der Idee besteht ein bestimmtes Verhältnis, und die Idee ist um so wirksamer, je einfacher die Mittel sind, mit der sie ausgedrückt wird. Wir müssen an die Kunst bestimmte Forderungen stellen und von ihr vor allem Belehrung in religiösem Sinne verlangen. Deshalb ist aber die dogmatische Voraussetzung keineswegs ein Hindernis für das künstlerische Schaffen, das Dogma kann ebensosehr anregend und fördernd wirken. Wenn wir das Gesunde in den neuen Bestrebungen für die religiöse Kunst anerkennen, so fordern wir vor allem eine Weiterentwicklung und Ausbeutung des Vorhandenen in diesem Sinne. Nicht als wenn die mystisch dunkle Wucht des romanischen Stiles oder das jauchzende Aufstreben der Gotik einer Verbesserung fähig wären, es gilt für unsere Zeit den Ausdruck unseres religiösen Gefühles zu finden, wie ihn die Hochrenaissance in ihrer zierlichen Formensprache, das Barok im massigen Pathos gefunden hat, ohne die Gothik und den romanischen Stil überwinden zu können. Wir haben ein gutes Recht konservativ zu sein:

Digitized by Google

dieſer Konſervativismus bedingt unſere Stärke, aber deshalb ſteht die Kirche Neuerungen der Kunſt keineswegs feindlich gegenüber. Der Reichtum an Poeſie und Gemütstiefe hat von jeher Künſtler mit reicher Innerlichkeit angezogen, und ihre Gedankentiefe vermag auch heute noch ebenſoſehr die Kunſt zu befruchten in dem Zuſammenarbeiten von Theologe, Künſtler und Kunſtgewerbler. Der Entwurf des Kirchenraumes ſtammt von dem Kölner Architekten Eduard Endler und bringt mit ſeinem einfachen Tonnengewölbe, den beiden



Kirchenraum, von Architekt Ed. Endler, Köln

Seitenſchiffen und der Apſis eigentlich nichts neues. Der erſte Pfeiler an jeder Seite iſt mit der Seitenwand verbunden, ſo daß dadurch ein für ſich geſchloſſener Raum entſteht; dieſe Teilung iſt für eine Kirche kaum ratſam, da ſie den Blick auf den Altar hindert. Eigenart zeigt ſich dagegen in den Kapitellen, die mit ihrer roten Bemalung für einen Kirchenraum trotz des ſonſt vorwiegenden Grau und Grün zu bunt wirken.

Der Hintergrund des halbkreisförmigen Chores iſt in kräftigem Blau gehalten, das im oberen Teil mit goldenen Muſtern durchſetzt iſt, ſodaß dadurch ein ausgleichender Übergang zu dem Gold des Altares geſchaffen iſt. Sehr fein wirkt der Umſtand, daß die Fenſter, durch welche die Apſis beleuchtet wird, nicht ſichtbar ſind. Den Mittelpunkt des Raumes füllt der von Dr. Fritz Witte entworfene, für die Eliſabeth-Baſilika in Düſſeldorf beſtimmte Altar, der die

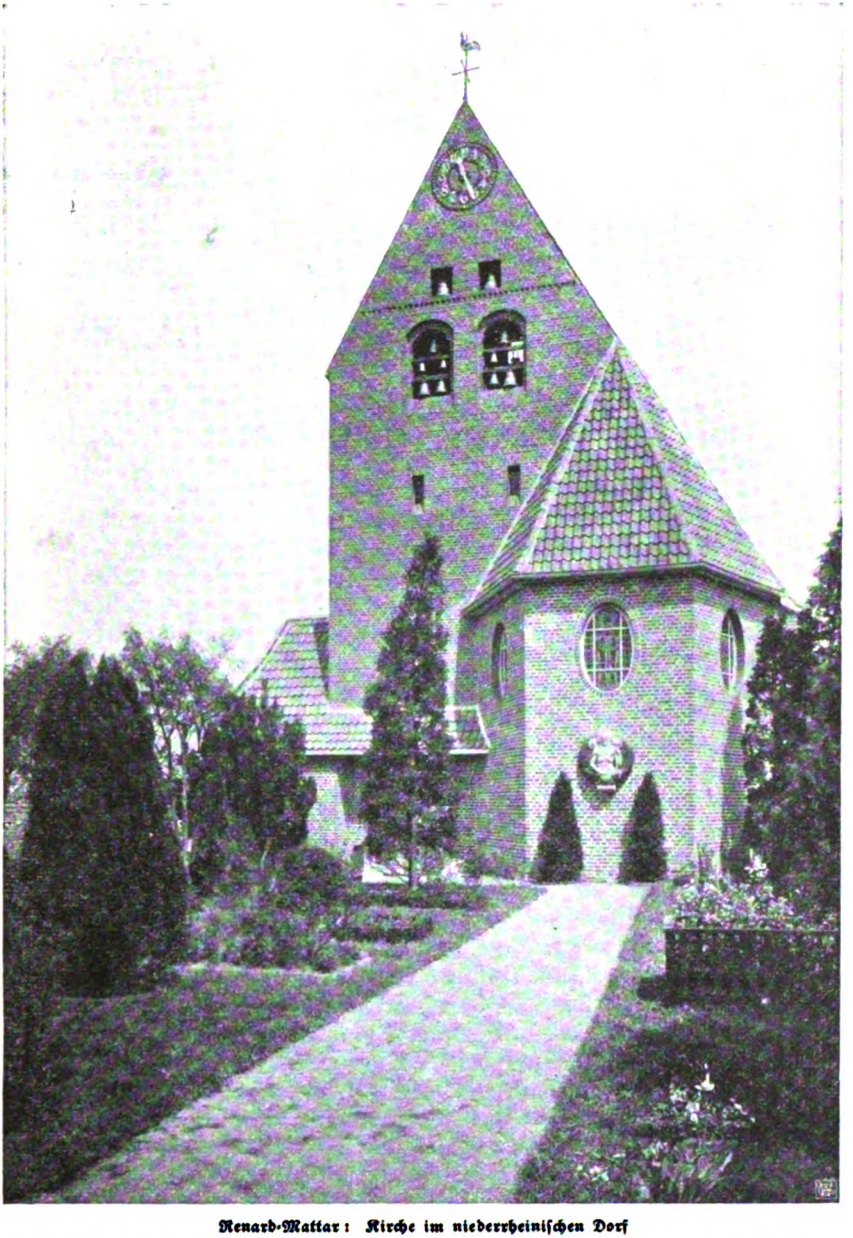
Digitized by Google

Form des romanischen Kreuzes in der verschiedenen Betonung seiner Teile nachahmt, ein Meisterstück seiner Art in der ruhigen Linienführung und der Feinheit der getriebenen Reliefs, zu denen die Modelle von Prof. Burger (Aachen) stammen. Ein Seitenaltar von Peter Hecker stellt Jesus den Kinderfreund dar und zeigt in der Auffassung den Einfluß Uhdes.

Außer diesem Raum gewährt die Dorfkirche im niederrheinischen Dorf einen Einblick in den Stand der kirchlichen Kunst. Sie ist entworfen von dem Diözesanbaumeister Heinrich Renard und Stephan Mattar. Aus Ziegeln erbaut, deren Rot im Wechsel mit den weißen Fugen einen eigenartigen warmen Farbenreiz hervorruft und umgeben von dem ländlichen Friedhof, bildet sie den Mittelpunkt des Dorfes, dessen übrigen Bauten sie sich in Material und Bauart anpaßt. Durch den seitlich in den Bau eingeschobenen eckigen Turm, durch den die Kirche ein Nebenschiff erhält, macht die Gesamtanlage einen durchaus geschlossenen Eindruck. Dabei stellen sich die Baukosten bei einem Kirchenraum, der auf 350—400 Personen bemessen ist, auf die verhältnismäßig geringe Summe von 20000—25000 Mark. Im Innern überrascht die Kirche durch farbige Wirkung und Betonung durchaus moderner Formen, ohne in das Gesuchte und Dekorative zu verfallen. Zu sehr posiert erscheint das Gemälde des Hauptaltars von Krahforst (Aachen), auch in den Farben für diesen Kirchenraum zu wenig leuchtkräftig; der Zug zum Einfachen ist auch hier ganz am Platze. Von besonderem Reiz ist die Madonna von Seuffert in der prachtvollen Wirkung des hellblauen Mantels, auf dem sich die Flut des lichtblonden Haares lebendig abhebt. Das Grün der Landschaft des Hintergrundes trägt einen eigenartigen Reflex in das Bild und einen Zug von verträumter Mütterlichkeit der Natur, der sich widerspiegelt auf dem Antlitz der Madonna.

Es ist zu bedauern, daß einzelne Ausstellungsgruppen die kirchliche Kunst nicht entsprechend hervorheben, z. B. das Kölner Haus und das österreichische Haus. Für das Kölner Haus liegt vielleicht eine Erklärung darin, daß gerade Köln schon im Kirchenraum der Haupthalle und in der Kirche des Niederrheinischen Dorfes vorzüglich vertreten ist. Jedenfalls aber hätte man von dem österreichischen Kunstgewerbe eine dem Charakter des Landes entsprechende Darstellung der religiösen Kunst erwarten dürfen. Die kirchliche Kunst ist sonst nur noch in Einzelstücken vertreten, besonders in einem prachtvollen holzgeschnitzten gotischen Altar, der in dem Raume der Stadt Hagen ausgestellt ist, und der aus dem

Digitized by Google



Renard-Mattar: Kirche im niederrheinischen Dorf

Digitized by Google

Jahre 1510 stammt. Interessant ist auch eine Ausstellung kirchlicher Kunst der Kunstgewerbeschule in Breslau; hier ist in Farbe und Form russischer Einfluß lebendig. An Durchbildung und Feinheit der Form und in der Einheit der Raumausfüllung hinter andern zurückstehend, gibt der eigenartige farbige Reiz der Richtung als Ganzes eine selbständige Note.

Übergehen dürfen wir in diesem Zusammenhang nicht die neuen Glasgemälde des Niederländers Thorn-Prikers, der jetzt in Hagen lebt. Fünf hohe schmale Chorfenster sind ausgestellt in dem eigens für diesen Zweck erbauten Heinersdorf-Haus. Die drei mittleren stellen in je vier Bildern die Geschichte der Kindheit, des Leidens und der Auferstehung Christi dar, die beiden andern Fenster enthalten nur Ornamente.

Dazu kommen noch vier große Fenster, mit der Darstellung der Anbetung der Heiligen drei Könige, der Magdalenen-Szene, der Himmelfahrt Mariä und des Erzengels Michael. Jedes dieser Fenster ist eine Farbensymphonie, eine farbige Offenbarung; — und wenn uns bisher die Fenster im Kölner Dom als unerreichbare Muster galten, so dürfen wir in farbiger Beziehung die Thorn-Prikers ihnen als gleichwertig zur Seite stellen. Was aber den Arbeiten des Niederländers fehlt, ist die künstlerische Ruhe und die naive Klarheit. Wohl paßt sich Linienführung und Ornamentik der gegebenen Form der Fenster und dem Charakter des Ortes sehr gut an, aber sie ist zu unruhig, um einer monumentalen Idee den entsprechenden Ausdruck zu geben. Es ist hier wie vielfach in der modernen Malerei: Der Ausdruck ist zum Nachteil des dargestellten Gegenstandes gesteigert; für die religiöse Kunst aber muß didaktische Klarheit gefordert werden, wie sie zwei Jahrtausende in dem Lehrgebäude und der Symbolik der Kirche festgelegt haben.

Der frische Zug, der durch das Kunstgewerbe geht, und der sich so erfreulich auf dieser ganzen Ausstellung zeigt, bedeutet auch für die kirchliche Kunst neues Leben. In diesem Empfinden hat sich in Köln ein Verein zur Förderung religiöser Kunst gebildet, der den Namen Ars sacra trägt und dessen erstes Werk die Kirche des Niederrheinischen Dorfes ist.

Mit einem frohen Herzen und voll Zuversicht darf man den Werkbund und seine Ausstellung als einen Versuch begrüßen, in der Durchgeistigung deutscher Arbeit einen neuen Stil zu schaffen. Nur darf man nicht vergessen, daß dabei die Macht eines das ganze Volk beherrschenden großen Gedankens vorausgesetzt wird.

Digitized by Google

Wofür sie starben

Von Hans Eschelbach

Es lagen drei wunde Soldaten
In ihrer letzten Not,
Es waren die jungen Seelen
Von ihrem Blute rot.
Sie wurden nicht aufgefunden
Im letzten Abendschein,
In ihren Schmerzensstunden
Lagen sie ganz allein.

Es war ein schlimmes Scheiden
Im fernen Frankenland,
Da hob in seinen Leiden
Der Erste die blasse Hand:
„Nun denk' ich an die Meinen,
Da wird mir das Sterben lind,
Daheim wird bitter weinen
Mein Weib, mein liebes Kind.

Treu hielt ich das Verderben
Von ihrem Haupte fern.
Ich weiß, wofür wir sterben,
Drum sterb' ich still und gern.
Kein Feind wird mir entweihen
Den heimatlichen Herd,
Und Weib und Kind befreien
Ist wohl des Sterbens wert." —

Und als er stumm geworden,
Da sprach der Zweite sacht:
„Mein Vaterhaus im Norden,
Für das hab' ich gewacht!
Für das hab' ich gestritten,
Daß ihm nicht Knechtschaft droht,
Für das hab' ich erlitten
So frühen, bittern Tod!" — —

Sein Herz vergaß zu schlagen,
Zu ewiger Ruh' gestellt. —
„Nach mir wird niemand fragen
Auf Gottes weiter Welt . . ."
So hauchte leis der Dritte.
„Da fällt das Sterben schwer;
Ach, meinem Heimkehrschritte
Lauscht niemand, niemand mehr!"

„Wofür soll ich denn geben
Mein letztes Herzensblut,
Mein junges, wonniges Leben
Und all sein Hab und Gut?"
Doch plötzlich war entglommen
Im Aug' ihm seltner Schein:
„Für die, die nach uns kommen!"
So sprach er und schlief ein.

Es ging ein leises Schauern
Über die Blumen all,
Laut schluchzte auf in Trauern
Eine einsame Nachtigall.
Dem stillen Helden, dem frommen,
Hielten die ganze Nacht
Alle, die nach uns kommen,
Die letzte Ehrenwacht.

Digitized by Google

Krieg, Literatur u. Presse

Ein Neujahrswort von Pfarr-Rektor Mäder-Basel

Eine Frage: Würde sich, wenn der Krieg jetzt aufhörte, das Angesicht der Erde geistig verändern? Würde das religiöse Erwachen, von dem man jetzt überall spricht, andauern?

Gleicht es nicht jener Wetterfrömmigkeit, von der ein alter Landprediger sagt: Es kommt mir vor, als ob Ihr mit Eurer Andacht den lieben Gott bestechen wolltet, daß er nur erst vorbeiziehen möchte. Und wenn's Wetter nachläßt, wird auch Euer Beten matter, und mit dem letzten Donnerschlag sind alle Gebetbücher zu. In eben dem Hause, wo vor kurzem alles betete, hört man jetzt wie vorher Leichtsinn, Fluchen, Schwören, Schimpfwörter, und ehe die Steine ganz trocken sind, sind auch alle guten Empfindungen und Vorsätze wie das Regenwetter abgelaufen.

Hängt nicht das religiöse Erwachen und Erschlaffen Vieler zusammen mit der Nähe und Ferne der Kanonen?

Weder die Wetterfrömmigkeit noch die Kanonenfrömmigkeit wird das Angesicht Europas erneuern, denn sie sind nur Frömmigkeit aus Eigennutz und nicht aus Pflichtgefühl und Überzeugung. Die religiöse Erneuerung, von der man spricht, muß Fundamente haben, muß radikal sein, ehrlich, vollständig. Wie man betet, so soll man glauben. Wie man glaubt, so soll man reden. Wie man redet, so soll man handeln. Und: wie man handelt, spricht, glaubt, betet, so soll man lesen. Wie Dein Gebet, Dein Glaube und Deine Sprache, so auch Deine Lektüre! Es gibt manchen Barometer, an dem man das religiöse Erwachen kontrollieren kann und einer von den vielen ist die Literatur, die Presse.

Wo religiöses Erwachen in der Familie, da saubere Tische!

Man sagt dem neuen Papste nach, daß er ein Eiferer sauberer Kirchen sei. Als Erzbischof von Bologna hat er mehr als einmal gesagt: Weh Euch, ihr Pfarrer, wenn ich bei der Visitation schmutzige Kirchen antreffe! Und in der Tat, die sauberste Kirche, die ich in meinem Leben gesehen habe, war in Bologna. Der Papst der sauberen Kirchen wird auch für die geistige Sauberkeit der Weltkirche sorgen!

Und geistig sauber, Vater, Mutter, muß auch Dein Haus sein!

Digitized by Google

Wir machen jetzt viel Wesens mit der Reinlichkeit, schreien nach staubfreier Luft und kümmern uns wenig um die saubere Seele. Wir hängen überall Spuckverbote hin aus Furcht vor dem Bazillus. Wir erlassen polizeiliche Vorschriften über die Hygiene der Straße. Wir haben in unsern Häusern Kehrordnungen, Scharreisen, Teppiche. Wir Fanatiker der Sauberkeit, wir Hasser des Stäubchens und der Bakterie!

Schon Recht! Aber in saubere Häuser gehören auch saubere Seelen, in saubere Hände auch saubere Schriften! Neben der äußeren Reinlichkeit vor allem die innere Reinlichkeit! Aber saubere Tische, wie selten sind sie in den schön geputzten christlichen Häusern!

Statt des guten katholischen Hausbrotes das schmutzige Buch! Ich gebe zu, daß der Einband tadellos ist; ich gebe zu, daß die Ausstattung jedem Salon Ehre macht; ich gebe auch zu, daß das Werk vielleicht den Schein der Vornehmheit und Wissenschaftlichkeit für sich hat. Aber alles andere bestreite ich. Ich bestreite, daß schon der Einband darauf schließen läßt, daß der Inhalt ein ausgezeichneter ist. Ich bestreite, daß der Buchbinder in der Anordnung der Familienbibliothek das erste Wort hat. Ich bestreite, daß jedes Buch, das vielleicht in die Studierstube des ernsten Gelehrten gehört, auf den Familientisch paßt. Ich bestreite, daß alles, was einen gelehrten Anstrich hat, der Wahrheit dient. Hinter dem goldenen Schnitt schleicht zwischen den Zeilen und Bildern oft die Schlange der Verführung. Es gehört nicht auf saubere Tische!

Statt des guten reinen Unterhaltungsstoffes die leichte Kost aus dem Speisezimmer des verlorenen Sohnes! Wie wenige Familienzeitschriften, die bis zum letzten Inserate sauber sind und diese wenigen wie selten! Der Schmutz regiert. Der Schmutz regiert sogar in vielen Familienstuben, wo die Wand noch katholisch ist. Der Tisch ist voll von Bakterien!

Statt der entschieden katholischen Tagespresse das tägliche Gift! Man mag darauf hinweisen, daß auch jene Blätter, die sonst offen kirchenfeindlich waren, seit dem Kriege zurückhaltender geworden sind. Angenommen, es sei so, aber ich weiß auch, daß die sogenannte vornehme Presse ihre Grundsätze nicht verleugnet. Ich weiß, wie sie beim Tode Pius X. gesprochen hat. Ich weiß, wie sie vom Klerus des Elsaß und Belgiens gesprochen hat.

Die Begriffe von Reinlichkeit sind verschieden. Nicht alles, was die Welt vornehm nennt, gehört auf katholische Tische. Rein muß die Tafel sein!

Digitized by Google

Also gründliche Reinigung der Familienstube und des Besuchzimmers! Zeigen wir auch einmal hier die Empfindlichkeit! Es ist eine Zeit des Ablehnens. Wehe der Zeitung, welche die nationale Empfindlichkeit verletzt! Sie fliegt. Und das religiöse Erwachen soll nicht so stark sein, daß es wie ein Entrüstungssturm durchs Land und durch das katholische Haus fährt, hinwegfegend, säubernd, desinfizierend?

Im Namen der Sauberkeit: Euer Tisch sei wie Euer Glaube — katholisch!

Was ich im Namen der geistigen Sauberkeit gesprochen, wiederhole ich im Namen der geistigen Gesundheit. Die schlechte Literatur, die schlechte Presse — und schlecht ist alles, was nicht gut ist — die schlechte Literatur besudelt nicht nur, sie vergiftet.

Nicht nur die Menschen, Tiere und Pflanzen atmen. Auch die Bücher und Bilder eines Zimmers atmen ihren Geist aus und erfüllen damit die Anwesenden. Es gibt keine Phrase, die so sehr aller Erfahrung widerspricht, wie die: Es macht mir nichts! Die schlechte Literatur ist immer ungesund, weil die schlechte Luft immer schädlich ist.

Sie ist ungesund für die Glaubensunversehrtheit. Der Glaube ist, was er ist. Er muß in seiner vollen Ganzheit genommen werden. Wenn jemand etwas davon wegnimmt, dessen Namen wird Gott streichen aus dem Buche des Lebens. Und nun, wie schwer ist es oft, die Grenze zwischen Wahrheit und Irrtum zu ziehen! Wie vielen geht das ab, was der heilige Clemens Hofbauer die katholische Nase genannt hat! Jenen katholischen Sinn meine ich, der sofort das Gefährliche und Falsche herausriecht, um es zu verabscheuen. Und dieser Sinn war nie nötiger als jetzt, wo das Falsche in der einschmeichelnden Form der Wissenschaftlichkeit sich bietet und vom Zeitgeist immer wieder als Selbstverständlichkeit verkündet wird. Ich habe schon oft Männer gehört, die behaupteten, sie hätten durch die Lektüre schlechter Bücher und Zeitungen nichts gelitten, aber ich habe kaum einen unter ihnen gefunden, dessen Glaubensinhalt nicht durch falsche Ideen verseucht war und der keinen Schaden mit kaltem Blut Irrtümer verteidigte, die von der Kirche schon längst verurteilt sind.

Das Gelesene geht ins Blut und vom Blut ins Gehirn und auf die Zunge!

Die schlechte Literatur ist ungesund für die Glaubensfreudigkeit. Es ist nicht genug, daß wir das Erbgut des Glaubens unverfälscht bewahren, wir müssen es auch mit Begeisterung verteidigen, als Gefirmte. Nun gut, gerade diese begeisterte Liebe zur Kirche wird gekühlt und gelähmt,

Digitized by Google

wenn man gewohnt ist, von der Kirche immer zu lesen, daß sie ein Werk menschlichen Ehrgeizes und Machtgelüstes sei, daß es in ihr menschlich, allzu menschlich hergeht, daß die Lehre von der göttlichen Stiftung und Leitung der Kirche zu den Fabeln gehört. Hier gilt das Wort: es bleibt immer etwas hängen. Die Lügen drücken wie Gewicht auf die Flügel des kirchlichen Enthusiasmus. Das Gelesene geht ins Blut und vom Blut ins Herz!

Die schlechte Presse ist ungesund für die Glaubensfestigkeit und Glaubenssicherheit. Gewiß! Man hat nur hören wollen, was die andern sagen. Aber wer von allem Ungesunden kostet und mit jedem Gift Proben macht, soll sich nicht verwundern, wenn bald die Vergiftungserscheinungen am Organismus seiner Seele sich zeigen: geistiges Unwohlsein, fiebernder Zweifel, zitterndes Auftreten. Es ist nicht wahr, daß man ohne Not Schriften, denen Miasmen und Bazillen der Lüge entströmen, ohne Schaden für die Festigkeit des Glaubens lesen kann. Es gibt Gifte, von denen mit Recht gesagt worden ist, daß man sie nicht mehr aus den Knochen heraus bringt.

Was die „Nachfolge Christi" vom Umgang mit eitlen Menschen geschrieben, das gilt auch vom Umgang mit den leichten Schriften: So oft ich mit ihnen verkehrt habe, bin ich weniger katholisch heimgekommen.

Ich glaube an das religiöse Erwachen. Die Erneuerung der Völker wird kommen. Aber sie wird erst kommen, nachdem ihr Weg bereitet ist. Zuerst müssen alle Götzenbilder fallen, alle, auch jene der kirchenfeindlichen Presse. Desinfektion des gesamten öffentlichen Lebens wie einst in den Tagen des heiligen Paulus in Ephesus, wo die religiöse Erneuerung damit begann, daß auf öffentlichem Platze Bücher im Werte von 50000 Denaren verbrannt wurden! Bis wir soweit sind, sind wir noch am Anfang. Ein Volk ist das, was es ißt. Ein Volk wird das, was es liest. Wie sein Tisch, so seine Zukunft!

Katholisches Volk! Die Götzenbilder hinaus! Saubere Tische! Im Namen Deiner Taufgelübde, im Namen Deiner Firmung, im Namen Deiner Zukunft, jetzt gilt jenes französische Wort, das jeder deutsche Mann auf eine unkatholische Presse schreiben muß: Ich refüsiere! Ich widersage!

Und am 1. Januar soll es keine katholische Familie geben, wo der Tisch nicht sauber und gesund, das heißt katholisch ist!

Digitized by Google

Anima

Ein Märchen / Von Elli Bilecki

(Fortsetzung)

Im weltvergessenen Tale blühte Anima auf wie eine zarte, süße Blume. Anzilla diente tagsüber als Taglöhnerin in den umliegenden Dörfern, bald hier, bald dort, bis sie die Unruhe wieder an eine andere Stelle trieb. Sie arbeitete trotzig und widerwillig, um den Unterhalt für Anima und die Mutter zu verdienen.

Diese beiden waren die einzigen Wesen, die Anzilla noch liebte; doch begegnete sie auch Benedikta meist rauh und wortkarg wie allen andern. Nie hörte man von ihr ein frohes, trautes Wort.

Nur manchmal in stillen Abendstunden, wenn die Felder in weichem, blauem Duft vergingen, wenn kleine Wölkchen wie rote Röslein sich über den blauen, kristallklaren Himmel rankten, schlich Anzilla scheu zu der Wiege, auf die der Schein eines Rosenwölkchens fiel, das Herz voll Sehnsucht und Reue, die Augen voll Tränen.

Da weinte sie über der schlummernden Anima und küßte sie, aber so scheu und sacht wie der kühle, dunkle Nachtwind ein träumendes Blümlein küßt, leise, leise, daß es von seinem Hauch nicht vergehe.

Indessen kniete Benedikta im Feldkirchlein vor Jesu verschlossenem Zelte und bat ihn für Anzilla. —

So vergingen vier Jahre. In der Hütte im Tal ging alles im alten Geleise. Benedikta war daheim und sorgte rüstig und unverdrossen für das Hauswesen. An heitern Tagen ließ sie Anima draußen im kleinen Gärtchen spielen, empfahl sie dem Schutze der heiligen Engel und ging dann ihrer Arbeit nach.

Da sprach Benignus heimlich zu dem Kinde und zeigte ihm viel tausend Wunder, die es umgaben.

So kam es, daß Anima nichts sah von dem dunklen Weh der Menschen. Die arme Hütte schien ihr ein Prunkgemach, wenn die Sonne ihr Goldnetz über die kahlen Wände spann. Jedes Vöglein war ein fröhliches Sängerlein, jede Blume ein Feengeschenk, jeder Schmetterling ein Freudenwunder und jedes Tröpflein Tau ein funkelnder Edelstein.

Manchmal schlüpfte das Kind wohl auch aus dem Gärtchen und lief über die Wiese, bis an das Bächlein,

Digitized by Google

das da vorüberfloß. Wenn Benedikta es dann rief, kam es langsam und versonnen zurück, und ihm war, als käme es weit aus der Welt von einer großen Reise, so viel Neues und Schönes hatte Benignus ihm enthüllt.

Im Garten vor der Hütte wuchs zwischen Gras und Kräutern eine Glockenblume. Ihr Stengel war hoch und schlank und trug viele kleine, dunkle Knöspiein. Ein Engel, der Anima besonders liebte, hatte ihr zur Freude die Blume da hingesät.

Oft, wenn das Kind sich selbst überlassen war, ging es zu der Blume und sprach zu ihr und baute um sie einen Stern aus bunten Kieseln. Mit Staunen sah es die Blume wachsen und werden; und obgleich es noch nicht zählen konnte, wußte es doch genau, wenn über Nacht eine neue Knospe hervorgebrochen war.

Eines Morgens stand das Kind im Garten mit großen, entzückten Augen. Die Glockenblume war über Nacht erblüht. Tiefblau und leuchtend hingen drei wunderfeine Glöcklein daran, und wenn der Wind sie bewegte, schwangen sie hin und her wie die beiden Glocken im Feldkirchlein.

Ganz zart und behutsam bog Anima die Blume, die sie überragte, an ihr Ohr und lauschte. Sie mußten doch läuten, diese Glöcklein, ja ganz bestimmt! —

Wirklich, wie es so lauschte, war es dem Kinde, als höre es ganz fein, überfein ein zartes, liebliches Geläute.

„Wer mag die Glöcklein hier aufgehängt haben?" dachte das Kind bei sich.

„Der große, gute Vater im Himmel," sagte Benignus leise.

Anima sah ihn nicht. Sie hörte nur seine Stimme in ihrem Herzen und fragte weiter:

„Für wen hat er sie hier aufgehängt?"

„Für dich, Liebseelchen."

„Woher kennt mich denn der Himmelsvater?"

„Er sah dich doch als du mit Großmutter bei ihm warst im Feldkirchlein."

„O nun weiß ich's, nun weiß ich's!" jubelte das Kind, „ich fragte Großmutter, warum der Mann dort das Glöcklein läutete, nnd sie sagte: für den lieben Vater und die Königin vom Himmelreich. — Die Königin vom Himmelreich," wiederholte das Kind in Gedanken.

„Sie sieht lieb und süß aus auf unserm Bild. Großmutter sagt, sie sei auch mein Mütterlein, und sie bittet den Himmelvater immerfort, darum macht er alles so schön für mich."

Ein frohes Leuchten kam dann in die Kinderaugen. Zart und vorsichtig umfaßte Anima mit ihrer weichen

Digitized by Google

kleinen Hand die Glockenblume und schwang sie leise hin und her, sodaß die blauen Glöckchen sich auf und niederwiegten. Das liebliche Kinderantlitz nahm einen ganz eigenen, tiefinnerlichen und weltvergessenen Ausdruck an.

Da riß eine herbe Stimme Anima rauh aus ihren Träumen.

„Was tust du denn, Anima?"

„Ich, — ich läute für mein Mütterlein im Himmelreich, weil es so gerne Glöcklein klingen hört."

Anzilla, denn sie war die Störerin, stand eben im Begriffe ihrer Arbeit nachzugehen und war wie immer trüber Laune.

„Dummes Kind, die Blume läutet ja nicht," gab sie zurück.

„O doch, Mutter," flüsterte das Kind, das den leise zitternden Glöcklein noch immer zu lauschen schien, „ich hab sie gehört —"

„Geh hinein und iß dein Morgenbrot, und sag der Alten, daß sie dir nicht solche Torheiten in den Kopf setzt. Ich will ein vernünftiges Mädchen an dir haben."

Mürrisch wandte sich Anzilla zum Gehen, und im hastigen Wenden streifte sie rauh und rücksichtslos die Glockenblume, sodaß ihr blaues Krönlein abgebrochen niedersank.

„O mein Glöcklein, mein schönes Glöcklein; du hast es verdorben!"

Weinend hockte das Kind am Boden und hob die geknickten Blüten auf. Da wurde Anzilla zornig.

„Geh hinein, sage ich!"

Anima rührte sich nicht.

„Du hast es verdorben", sagte sie, „und es hat so schön geläutet für die Himmelsmutter. Ich möchte viel lieber bei ihr sein wie bei dir."

Anzillas Gesicht wurde ganz fahl. Sie fühlte, daß sie ihren bittern Zorn nicht länger beherrschen konnte, und weil sie sich scheute, das Kind zu schlagen, ging sie hastig fort.

Lange, lange saß Anima im Gärtchen und weinte über ihren ersten großen Schmerz. Tröstend sprach Benignus zur Seele des Kindes.

„Weine nicht, Anima. Dein Herz ist auch ein Glöcklein. Gib acht, daß es immer gut und rein bleibt, dann läutet es immerdar für Maria."

Da trocknete Anima ihre Tränen und legte heimlich die Hand auf ihre Brust, wo sie das Pochen ihres Herzens fühlte. Ja, es läutete immerzu; und der Gedanke war ihr ein süßer Trost. —

Digitized by Google

„Ob es wohl auch so süß und lieblich klingt wie die Glockenblume?"

* * *

Als Benedikta abends das Kind schlafen legte, betete sie mit ihm das Nachtgebet und segnete es. Dann wollte sie sich still entfernen; aber Anima hielt sie zurück.

„Großmutter?"

„Was willst du, mein Liebling?"

„Ich bin so froh, Großmutter, — weißt du, — in der Nacht kann ich doch garnichts tun, garnicht beten und nicht einmal gut sein, wenn ich schlafe, — und da bin ich so froh, daß mein Herz ein Glöcklein ist und die ganze Nacht von selber läutet für die Himmelsmutter."

Sanft bettete die Frau das Köpfchen des Kindes auf das Lager.

„Wer hat dir gesagt, Anima, daß dein Herz ein Glöcklein ist?"

Das Kind schlief schon halb und lispelte nur:

„Ich weiß nicht, Großmutter. Jemand sagte es zu mir ganz leise, so daß ich es garnicht gehört habe; aber ich weiß doch, daß er es gesagt hat."

Als Benedikta sich niederbeugte und die reine Kinderstirne küßte, ging eine Schauer heiliger Ehrfurcht über ihr Herz.

„Gott behüte dich!" sagte sie leise und ging still hinaus.

Eben als sie vor die Hütte trat, kam Anzilla von der Arbeit heim.

„Schläft das Kind?" fragte sie.

„Ja, Anzilla. Komm, sieh nur, wie lieblich es daliegt, wie ein Englein."

Durch Anzillas Brust ging ein scharfer Schmerz und sie dachte bitter: „Sie wollte ja auch früh zu den Engeln gehn, weil sie ihre Königin mehr liebt, als mich."

„Du bist gewiß hungrig?" sagte Benedikta mitleidig, weil ihr die tiefe Blässe Anzillas auffiel. „Komm, iß nun."

Sie saßen noch eine Weile schweigend vor der Hütte. Es war wieder einer von jenen Abenden, an denen sich Anzillas hoffnungslose Trauer in milde Wehmut auflöste, an denen es ihr schien, als könnte doch noch einmal irgendwo der Stern des Glücks für sie aufgehn. Sie legte die müden, abgearbeiteten Hände in den Schoß und neigte das Gesicht tief herab.

Der Vollmond stieg aus violettem Gewölk groß und geheimnisvoll hinter den dunklen Hügeln auf, und ein verschleiertes Leuchten vom versunkenen Tage war noch am Horizont.

Digitized by Google

Benedikta sah Tränen auf Anzillas Hände rinnen, und voll inniger Teilnahme umschlang sie die Tochter.

„O Anzilla, daß du so unglücklich und hoffnungslos bist! Wohin soll das führen? Hättest du nur einen Funken Gottesglauben, nur einen Schimmer der Hoffnung . . .“ die Stimme brach ihr in Tränen.

„Glauben?“ Anzilla sah nicht auf, „du sagst glauben, Mutter? Selbst wenn ich könnte, ich wollte es nicht. Wenn ich an Gott glaube, tötet mich die Furcht; denn wenn ein Gott ist, so bin ich verdammt.“

Da sagte Benediktas Engel ihr ein leises Wort, und sie sprach es aus: „Denkst du nicht an Anima?“

„Was meinst du damit, Mutter?“

„O Anzilla, ich weiß, du glaubst an Gott. Ich habe es dir ja mit seiner Gnade von Kindheit auf ins Herz geschrieben, daß er lebt. Und nun möchtest du in sündhaftem Verzagen dieses Wort aus deiner Seele löschen. —

Anzilla, wenn er nicht der gütigste Vater und unserer Hoffnung nicht wert wäre, hätte er dir Anima geschenkt? Hätte er eine Verworfene als Mutter eines so süßen, reinen Wesens, wie es dein Kindlein ist, erwählt? —

Komm, Anzilla, schau einmal dort hinauf zu den Sternen voll Reue, voll Demut und Vertrauen; sprich mir nach: Vater —“

„Ich kann nicht, Mutter. — Bete, bete du.“

Sanft machte sich Anzilla los von dem Arm der Mutter und ging in die Hütte.

Dann wurde es still ringsum. — Bald hörte Anzilla die ruhigen Atemzüge Benediktas. Sie sah nicht die drei Lichtgestalten, die in dem dunklen Raume über sie und ihre Lieben wachten, und fiel in einen lieblichen Traum. —

„Anzillas Seele darf nicht verloren gehen,“ sprach Benignus zu seinen beiden Brüdern.

Der Engel, der am Lager Anzillas saß, hob voll froher Zuversicht den leuchtenden Blick zu den Sternen und sagte:

„Als Anima heute das Glöcklein läutete für Maria, versprach mir die Königin, Anzillas Seele zu retten um des Kindes willen“.

„Reine Seelen sind mächtig im Himmelreich,“ sprach Benignus, der manche Dinge aus Animas Leben voraussah. „Anima wird zu den Bräuten des Königs zählen, und der göttliche Geliebte wird ihr hohe Wunschgewalt verleihen, die er all denen gibt, die sich ganz seinem Willen weihen.“

Dann nahm er Animas Harfe, die er noch immer in seiner Hut hatte und begann die Saiten zu rühren. Da war's als wichen die engen, häßlichen Wände der Hütte.

Digitized by Google

Die Sternennacht breitete sich aus in ungemessne Fernen mit all ihren Geheimnissen und Wundern, und die Harfe sang:

Blümlein, die die Auen kränzen,
Hold und schön von Angesicht,
Sagt, wer hat in tausend Lenzen
Euch gerufen an das Licht?

Da hoben die Blumen draußen sich alle lauschend empor und schauten in die dunkle Kammer hinein, wo der schöne himmlische Spielmann stand. Und ein süßes Wehen und Duften kam als Antwort von der Flur:

Gott der Herr hat uns gerufen
Zu dem Preis der schönsten Frau,
Die als wunderbare Rose
Leuchte auf der Himmelsau.

Und die Harfe bat:

Lichte Blümlein, ohne Fehle,
Die ihr gar so Süßes wißt,
Saget dieser Menschenseele,
Daß ein Gott und Vater ist.

Dann schweifte Benignus Auge hinaus zu dem Bächlein, das murmelnd im Mondscheine ging und über die dunklen Länder, wo Wälder rauschten und Quellen und Ströme gingen; und er spielte:

Wald und Ströme, die da brausen
In dem nächtlichen Revier,
Quellen in den grünen Klausen,
Saget, wem gehorchet ihr?

Ein tiefes, harmonisches Rauschen kam als Antwort aus den Fernen:

Urquell aller Lebensfülle
Ist der Herr, der uns gemacht.
Mächtig ist er, und sein Wille
Gilt uns heilig Tag und Nacht.

Wieder bat die Harfe:

Wald und Ströme in der Runde,
Quellen ihr des dunklen Hains,
Bringet dieser Seele Kunde
Von dem Urquell alles Seins.

Benignus trat auf die Schwelle der Hütte und sein Geisterauge spähte hinaus in die Nacht, weit, weit, in die endlose Ferne, wo er hinter der Wölbung des Erdballes den Ozean seine Wogen rollen sah. Und lauter erscholl die Harfe:

Meere, die ihr manch Jahrtausend
Auf den wilden Wogen tragt,
Sagt zu wessen Ruhm ihr brausend
Mächtig an die Küsten schlagt?

Digitized by Google

Da sauste die Meerflut so gewaltig, daß es bis zum stillen Tale drang:

Meine Lieder, meine Triebe
Suchen meines Schöpfers Spur;
Denn er ist das Meer der Liebe
Und ich bin ein Tropfen nur.

Zu den ungezählten Sternen wandte sich nun Benignus und fragte:

Welten, die ihr tausendfaltig
Rollet in dem ew'gen Gleis,
Sagt, wer bannte euch gewaltig,
Stark in des Gesetzes Kreis?

Da wehte von den Sternen feierlich die Antwort nieder:

Welten sind wir, doch Atome
Nur vor unsres Königs Geist,
Der uns in dem Himmelsdome
Wunderbare Wege weist.

* * *

In weiter Ferne am dunklen Stromgestade schlief Peregrin in seiner Hütte und hörte im Traume die Harfe. Er war in dieser Zeit voll Zweifel und Ängsten und nahe daran die Hoffnung aufzugeben.

Er kannte die Harfe am Klange, und das neue Lied, das er vernahm, erfüllte ihn mit hoher Freude und gab ihm Trost und Kraft zu neuem Ringen. —

Als Benignus zu harfen aufhörte, erwachte Anzilla. Die Hütte war wieder dunkel und eng wie vorher. Eine süße Wehmut war in Anzilla; denn sie hatte im Schlafe ein liebliches Klingen vernommen. Doch konnte sie sich des holden Traumes nicht mehr entsinnen.

Nun vernahm sie ihres Engels Stimme in ihrer Seele.

„Du hast deinem Kinde heute Schmerz bereitet."

„Ich weiß, ich weiß," seufzte sie traurig.

„So mach es wieder gut," bat der Engel.

Da erhob sich Anzilla von ihrem Lager, leise, leise. Einen Moment lauschte sie auf die ruhigen Atemzüge der beiden Schlafenden. Dann schlüpfte sie lautlos aus der Hütte. Sie huschte durch das Gärtchen und den Feldrain entlang und blickte sich scheu um, ob niemand sie beobachte.

Doch nur ihr Hüter sah sie und das allsehende Auge des Dreieinigen. Durch den Bach watete sie mit bloßen Füßen. Es war erst zur halben Nacht, und der Mond leuchtete auf ihrem Wege. An einem Weizenfeld, das im Silberlichte flüsternd wogte wie ein See, hielt sie still. Eine Menge blauer Glockenblumen blühte hier.

Digitized by Google

Noch einmal spähte Anzilla um und um, als sei sie im Begriffe, etwas Böses zu tun. Dann kniete sie nieder und begann, mit bloßen Händen eine große Blume auszugraben, die sieben Glöcklein trug. Der Boden war hart und rissig.

Sie achtete es nicht, daß ihre Hände bluteten. Ihre Augen waren feucht und ihre Züge seltsam weich. Was sie heute fühlte, hatte sie noch nie empfunden. (Forts. folgt)

Die Turmuhr

Von Ferdinand Mayer

Vom Domplatz späht mich wie versteinten Angesichtes
Durchs tote Fenster eine Turmuhr an,
An deren Riesenscheibe ich im Schein des Lichtes
Den Lauf des Zeitlichen verfolgen kann.

Als zuckte unterm Stundenblatt ein keimend Leben,
So zittern ihre bronznen Zeiger fein
Von einer Ziffer zu der anderen daneben
Und starren deutungstief zu mir herein.

Nur wenn des Mondes Fäden wie die Spinnen
Beinlos umkriechen des Gehäuses Rinnen
Und scheu die schwarzen Zeiger kosen,

Entseelen sich die Ziffern und verwischen
Und leisen Hauches schauert aus den Nischen
Das Heilige des Zeitenlosen.

Digitized by Google

Dämmerung

Von Josef Rüther

Im Spätherbst gehen die Geister um, sie steigen herauf aus den Niederungen und klettern empor an den Bergwänden, lang und blaudämmernd bis sie verfliegen. Oder sie kommen durch die Luft geflogen, stoßen sich an den Ecken der Häuser und heulen, fangen sich in den leeren Baumwipfeln und brüllen, schneiden sich an den Drähten der Straße und winseln. — Wenn die Tage so kurz sind und die Sonne so machtlos, dann wird alles farblos und verliert seine Bestimmtheit, und unter dem Schleier bläulicher Nebel rücken dem Menschen die Dinge in die Ferne und lassen ihn allein, allein mit seinen Gedanken und den Bildern seiner Vorstellung. Da wird es dem Kinde unheimlich und der Erwachsene wird zum Träumer und Grübler, umso mehr, je enger er mit der Natur verwachsen ist. Wenn sie ihr Leben aus den Dingen zurückzieht und sich in den tiefen Schleier der Nebel und der Ruhe hüllt, dann wird sie dem natürlichen Menschen wieder zu dem, was sie von allem Anfang war und immer sein sollte, zum Geheimnisse; und in ihm steigt die Stimmung auf, die Walther von der Vogelweide in einem seiner schönsten Lieder ausspricht:

„Ist mir min leben getroumet oder ist ez war?
Daz ich ie wande, daz iht waere, was daz iht?"

Dann wird das, was früher lebloses Ding war, zur geheimnisvollen Kraft, zu einem Wesen mit eigenem Schicksal und eigener Trauer, zu etwas, worin der Mensch seine eigene Seele wiederfindet — die Natur vergeistigt sich.

Aus dieser Stimmung ist die herrliche nordische Sagenwelt mit ihren eigenartigen Göttern und Riesen hervorgegangen. Während in Griechenland unter der helleren und klareren Sonne die Götter Menschengestalt annahmen mit allem Schönen und allem Häßlichen einer körperfrohen Menschheit, dabei aber ihr geistiges Wesen mehr verloren, erscheinen die Götter der Germanen dagegen fast farblos und unkörperlich, aber voll des Tiefen und Geheimnisvollen, voll der wunderschweren Seele. Zeus und Apollon, wie schön sie sind, haben doch nicht die wunderbare Tiefe und den seelischen Schimmer wie Wodan, wenn er einäugig im blauen Mantel und ungekannt von den Menschen durch die Lande reitet oder mit der wilden Jagd durch die Luft fährt,

Digitized by Google

oder wie Balder, wenn er von allen Göttern und Menschen beweint eines geheimnisvollen Todes durch den Mistelzweig stirbt und am fernen Nordmeere bestattet wird, wenn ihm Wodan das Wort von der Auferstehung ins leblose Ohr flüstert. Die griechische Götterwelt ist menschlich froh und darum farbig und gestaltig, die germanische ist voll von der Wucht der Gedanken, aber wie von einem blauen Nebel verhüllt. Die eine ist geboren unter einer helleren Sonne, die andere im Norden mit seinen kurzen Tagen und seiner herbstlichen Stimmung.

Schon in der dichterischen Darstellung nordischer und südlicher Götter und Helden zeigt sich dieser große Unterschied. Homer gibt seinen Gestalten Beiwörter und Namen und Schilderungen, die sie sinnlich klar vor uns hinstellen, ihr geistiges Verhalten läßt er wenn möglich aus dem körperlichen erschließen. Ossian hingegen, der wirklich große Dichter nordischer Stimmung, mag er nun wirklich Ossian heißen oder Macpherson, bringt uns seine Helden als Geister näher und überläßt es uns, sie sinnlich auszukleiden. Der Grieche gibt Erzählung und Schilderung, der Gäle gedankenschwere Stimmung.

Im Norden ist auch die Romantik erstanden; nur hier konnte sie erwachsen, denn in ihrem tiefsten Wesen ist sie nordische Stimmung. Und worin beruht die? Wenn der Nordländer seine Götter durch die Luft rauschen hört, wenn er im Sterben der Natur den Tod des herrlichsten Gottes sieht, der doch bestimmt ist wieder aufzustehen, wenn er das brandende Meer zur fürchterlichen Schlange und die versengende Flamme zum feurigen Kriege macht, wenn er in seiner Dichtung immer das Seelische betont, so sieht er in den Dingen nicht so sehr diese selbst als vielmehr hinter ihrer Erscheinung ein seelisches Wesen verwandt der menschlichen Seele. Und er sucht nicht jene scheinbare Wirklichkeit, sondern das, was hinter ihr als das wahre Wirkliche liegt, das Geistesverwandte. Zwar hat auch die Dichtung und Sage von Griechenland einst diese Eigenschaft gehabt und zeigt auch im homerischen Gewande noch Züge davon, aber eben nur Züge. Das wahre Wesen ursprünglicher Dichtergabe, hinter den Dingen den Geist zu sehen, ist in dieser Form in Hellas verblaßt. Und doch ist dieses das wahre Wesen der Dichtung. „Das ist der Dichter," sagt Emerson, „und der wird uns in Freud und Leid nach sich ziehen, der uns im Fließenden das Ewige sehen läßt". Dieses Ewige aber erscheint eben durch die Dinge verhüllt, und so trägt die Nordische Sage und Dichtung und die Romantik über sich einen duftigen Schleier, hinter dem sie das wahre Wesen

Digitized by Google

dessen, was sie bildeten, nur ahnen lassen. Die südliche, die klassische Dichtung ist mehr ein Schauen-, die nordische, die romantische ein Ahnenlassen. „Sonderbar, wie oft in stiller Nacht hörte ich der fernen Roma Glocken schallen, und nun da ich endlich hier bin, höre ich sie immer noch aus weiter Ferne zu mir dringen." Mit diesen Worten drückt der katholische Dichter Eichendorff in seiner Art den tiefsten Kern der romantischen Dichtung aus: sie ist religiös, sie ist ein Suchen nach dem Ewigen. Und damit berührt sie sich wieder mit der nordischen Sage, welche die Götter hinter aller Natur stehen sieht und in ihrer Darstellung die Dinge der Natur nur nebelhaft schaut, weil sie nur das flüchtige Kleid der Geister sind. Darum hat auch die Romantik diesen Hauch des flüchtigen Kleides. Der romantische und jeder echte Dichter ist ein Sänger des Heimwehs, dessen was nicht ist, sondern sein könnte und gerade dadurch greift er in die tiefste Seele hinein. Er erzählt nicht die Schicksale eines Menschen, wie sie wahrscheinlich sind, sondern wie sie sein müßten, um groß oder schön oder gut zu sein. Er singt nicht von Dingen, die jedem bekannt und alltäglich sind, sondern die zeitlich oder örtlich fern sind und doch dem Glücksbedürfnisse des Menschen entsprechen, die darum ein Heimweh wecken.

„Sie sangen von Marmorbildern,
Von Grotten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lautenklang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht."

So stellt auch der Dichtermaler, wie Schwind, nicht ein „Bild" dar, sondern ein Gemälde, das keine Landschaft zeigt wie sie ist, sondern eine solche, die unser Heimweh aufweckt, die „Stimmung" um sich gießt; denn alle echte Stimmung ist voll Heimweh.

Die reinste, weil kindlichste Form der Dichtung, die darum am meisten Romantisches enthält, ist das Märchen. Da ist nichts von Wirklichkeit, sondern nur ihr Schein. Da reden die Tiere und handeln die Bäume, weil sie in ihrem tiefsten Wesen, als seelische Kräfte und eingereiht in eine große Ordnung erfaßt werden. Warum ist das Märchen nicht Lüge? Weil es viel wahrer ist als die sogenannte Wirklichkeit. Denn was ist in der Welt wahrer als das, was hinter den Dingen liegt, und was ist im Menschen wahrer, als sein tiefstes und geheimstes Heimweh? Im Märchen

Digitized by Google

sucht das Kind die wahre Welt der Dinge und findet sie dort viel richtiger als in der scheinbaren Wirklichkeit.

Alles Dichten ist ein Suchen nach dem Glück. Darum ist die Dichterkraft der Menschheit unauslöschlich, darum „zieht als der letzte Dichter der letzte Mensch hinaus", weil die Dichtung sich gründet auf das Glücksbedürfnis, das unsterblich ist. Die Menschheit jagt so verschiedene Wege nach dem Glücke, die Wege des Goldes, des Ruhmes, des Wissens, des rohen Genusses, und alle diese Wege führen doch vom Ziele ab. Je feiner das Empfinden des Menschen, je reiner sein Glücksbedürfnis ist, um so mehr wird es diese Wege verachten, um so mehr ist der Mensch ein Dichter, auch wenn er niemals einen Vers schriebe. Denn nicht der Vers macht die Dichtung sondern die Tiefe; die tiefste Tiefe aber hat das Leben, das sich selber unvollständig weiß und darum hinausschaut nach dem Höheren. Die Dinge haben zwei Gesichter, ein sichtbar sinnliches, das wir Wirklichkeit nennen, deswegen weil die große Mehrheit der Menschen es für die letzte Wirklichkeit hält, und ein unsichtbares geistiges, der Wirklichkeit abgewandtes, das nach dem Ewigen weist. Jemehr der Mensch die Wege der gemeinen Dinge geht, um so mehr wird er zu dem, was der Gegensatz des wahren echten Dichters und Dichtergesellen ist. Was will denn die Romantik mit ihrem scheinbaren Wirrwarr und ihrem flatternden Schleier anderes als diese grobe Wirklichkeit verhöhnen; das ist ihre „Ironie".

Erst wenn die Dämmerung und der Schleier der Ferne vor die Dinge rückt, dann werden sie uns Seele. Erst wenn die Welt nicht mehr letzte Wirklichkeit für uns ist, wird sie zum Gedichte; denn nur so sehen wir durch sie hindurch das Ewige. Was aber ist der Durchblick durch den Schein der Wirklichkeit auf das unendliche wahre Sein anders als religiöser Sinn. Alles ist nur schön, solange es in irgend einer Hinsicht fern ist; kommt es uns zu nahe, so wird es ein Ding, und die Dinge drängen und stoßen sich und sind uns und sich feindlich. „Schön" kommt von „Scheinen"; nur was uns noch Erscheinung, nicht vollständig Wirklichkeit ist, ist schön, denn nur dieses kann unser Heimweh wecken, und Heimweh ist der letzte Grund der Schönheit.

Wenn aber eine Menschheit sich ganz im Irdischen verlor, und aus der Erde ihre Heimat gemacht hat, wenn ihr nichts mehr Erscheinung und Wunder, sondern alles wirklich und selbstverständlich ist, wenn sie nicht mehr religiös fühlt, dann muß auch die wahre Kunst sinken. Kunst ist Darstellung des noch nicht Gegenwärtigen, noch zu Suchenden, noch Sehnsucht weckenden Ewigen, und was dieses

Digitized by Google

Merkmal nicht trägt, ist keine Kunst, ganz gewiß keine Poesie. Dieses Merkmal haben auch die ganz Großen, die man als „Realisten" zu bezeichnen pflegt, an sich. Homer zeichnet sinnlich wirklich, aber er singt doch von seligen Göttern, deren Glück für den Menschen nicht erreichbar ist, von Helden, deren Größe einer fernen Vergangenheit, auch für ihn angehört, von fernen Ländern mit märchenhaften Bildern und wunderlich gestalteten Bewohnern, die so gar nicht in die „Wirklichkeit" passen. Auch bei Homer ist der Kern der Dichtung romantisch, ist Heimweh. Auch er sogar verspottet bisweilen die scheinbare Wirklichkeit. Und auch die wahren Dichter jüngster Zeit schöpfen aus dieser Quelle des Überwirklichen, des Heimwehs nach dem Glücke. Sie verlegen so gern ihre Dichtung in vergangene Zeiten, weil sie fühlen, daß sie des Schleiers der Dämmerung bedürfen; oder sie schildern dem Erwachsenen das Reich des Kindes, das ihm für immer verloren ist; oder sie zeichnen Menschen, so eigenartig, so voll Seele, daß sie eben dadurch zu Dichtern werden, daß sie Seele und nicht Dinge und Menschen malen. Die aber, welche nur den Staub des Alltags schildern, die mit ihren Werken kein Heimweh mehr wecken, an denen nichts mehr vom Wunder des Märchens ist, mögen sie auch von ihren gleichgearteten Zeitgenossen noch so sehr gerühmt werden, diese wird die Nachwelt aus ihrem Gedächtnisse auslöschen. Wir brauchen keine Bildmaler elender Wirklichkeit, denn dieser haben wir genug in uns und um uns. Sie sollen uns das Ewige ahnen lassen oder schweigen.

Alles Schöne ist ein Durchscheinen, und nur deswegen ist die Natur schön und kann auch das Leben schön sein, weil es ewige Gedanken ahnen läßt. Ist denn der Wald deswegen schön, weil in ihm so viel Bauholz ist, und das Erntefeld, weil es uns Korn trägt? Ihre Schönheit liegt ganz wo anders; in ihrer dem Wirklichen und dem menschlichen Gebrauch abgewandten Seite, in ihrem Reichtum an Stimmung, in den Gedanken, die sie verkörpern, weil sie aus göttlichem Gedanken entsprungen sind. Die Wirklichkeit des schönsten Gemäldes ist Leinwand und Farbe, die des schönsten Gedichtes Papier und Tinte. Nicht was in ihnen wirklich ist, sondern was durch ihre Wirklichkeit hindurch scheint, das ist das Schöne, und das ist auch erst das wahre Gemälde, das wahre Gedicht. So ist auch in der Natur und allen ihren Dingen das erst die wahre Schönheit und das wahre Sein, was aus ihnen hervorleuchtet als Gedanke, gerade das, was dem Diesseitsmenschen, dem Philister ein Nichts ist. Hier unterscheidet sich der künstlerische Mensch und der Banause. Was dem

Digitized by Google

einen echte Wirklichkeit ist, ist dem anderen nichts, und was dem einen Nichts ist, ist dem anderen alles. Der Schleier vor der Welt, die Dämmerung der Dinge macht den religiösen und den künstlerischen Menschen, denn diese Dämmerung erst läßt die geheimen Fäden ahnen, die Diesseits und Jenseits verbinden.

Poesie ist nicht nur die tiefste menschliche Erkenntnis der Welt, sie ist auch die heimlichste Selbstaussprache. Sie ist das Erkenntniswort des Geistes, daß er nur mit dem Geiste verwandt ist, daß er des Geistes bedarf um zu leben und daß er erst in einem Jenseits von den Dingen seine Vollendung erleben wird. Plato vergleicht den Zustand des Menschen im diesseitigen Leben und sein Verhältnis zu dem wahren Sein der Dinge mit einer tiefen Dämmerung, wie sie etwa auf dem Grunde des Meeres herrschen mag. Wie dort die Strahlen des Lichtes vielfach gebrochen und zerstreut die Gegenstände nur schwach und undeutlich beleuchten, so dringen auch in unsere irdische Welt nur Dämmerstrahlen aus der Welt der reinen ewigen Gedanken. Zwar ist alles Wirkliche von unsterblicher Schönheit, jeder Stein ein Edelstein, aber uns fehlt das klare Schauen. Droben aber, an den Küsten dieses Meeres der Dämmerung strahlen alle Gegenstände im Lichte der ewigen Gedanken, dort ist die Heimat alles Schönen und auch das selige Heimland unseres unsterblichen Teiles. Dorthin geht denn auch unser Heimweh, nach der Schönheit, die wir hier in der Dämmerung und wie durch einen Schleier sehen. Nach diesen Küsten am Meere der Dämmerung ruft auch die Dichtung, um „von Angesicht zu Angesicht" schauen zu können, was wir hier wie „durch ein Gleichnis" durch die „Wirklichkeit" der Dinge sehen. Dieses Verhältnis des dichterischen Traumes zur wahren Wirklichkeit ahnte auch wohl Euripides, als er schrieb:

„Wer weiß denn, ob das Leben nicht ein Traum,
Und nicht der Traum ein Leben sei?"

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Eine beachtenswerte Einschätzung der katholisch-fortschrittlichen Literaturbewegung

Im ersten Novemberheft des „Literarischen Echo" leitet Wolfgang Schumann (München) eine gänzlich ablehnende Besprechung[1]) der Romantrilogie „Stephana Schwertner" von Enrika von Handel-Mazzetti mit einem Rückblick auf die katholische Literaturbewegung der letzten Jahre ein. Wir dürfen unsern Lesern die wichtigsten Stellen dieser Einleitung nicht vorenthalten.

Schumann beginnt mit einer „Absteckung" der äußeren Bedeutung des genannten Werkes, das Tausende beschäftige und darum auch eine nichtkatholische Kritik zur Stellungnahme verpflichte. Er meint, daß ein solches Ereignis vor zehn Jahren noch undenkbar gewesen wäre und fährt fort:[2])

Die „katholische" deutsche Literatur führte damals ein stilles, nicht erfolgloses, aber außerhalb der recht unkritischen katholischen Leserschaft unbeachtetes Dasein. Darüber entstand eine Protestbewegung nach außen, eine öffentliche Selbstkritik und Selbstbesinnung der Katholiken nach innen, die sogenannte katholische Literaturbewegung, die mit nicht unbeträchtlicher Leidenschaft sich abspielte. Die Bewegung umschloß mehrere verschieden gerichtete Bestrebungen. Ein gewisser Teil von Katholiken zielte auf Schaffung einer rein und streng katholischen Literatur, wobei künstlerische Werte erst in zweiter Linie beachtet oder in gekünstelter Weise als notwendig-selbstverständliche Folge eines echten Katholizismus hingestellt wurden. (Ganz falsch!) Diese Richtung, in sich nicht ganz gering, entschwand der Beachtung der weiteren (nicht katholischen!) Öffentlichkeit rasch, obwohl sie eine eigene Zeitschrift hat. Sie bewies für das literarische Gebiet, daß eine innerliche Verknüpfung zwischen strengkatholischem und nichtkatholischem Kulturleben schwer möglich ist. (Sehr richtig!) Eine andre Teilbewegung zielte auf eine Besserung der volkstümlichen und sonstigen literarischen Bildung im Katholizismus, wovon hier nicht die Rede sein soll. Eine dritte endlich, deren Programm freilich nicht kategorisch deutlich war, versuchte eine Art Vereinigung ästhetischer Ansprüche mit dem Gesichtspunkt der Katholizität des literarischen Geistes. Man stellte hier das ästhetische Urteil durchaus voran, während die religiöse Artung eines Werkes zwar besprochen, aber nicht

[1]) Wir kommen auf den Inhalt dieser Besprechung noch ausführlicher zurück.

[2]) Die Einschaltungen () und der Sperrdruck stammen von der Gralredaktion.

Digitized by Google

leidenschaftlich, weder pädagogisch noch intolerant, betont wurde Auch diese an sich (den Gegnern der Katholiken) sehr sympathische Bewegung, die als des „Modernismus" verdächtig viel bekämpft wurde, lebt noch, leidet aber zweifellos an einem Mangel an Publikum, da die katholische Masse für sie nicht zu haben ist, die Gebildeten aber schließlich auch die Bildungsmittel der Nichtkatholiken benutzen und diese Bewegung nicht notwendig brauchen. In ihr nun spielen (soll richtig heißen spielten) Enrika von Handel-Mazzettis Werke eine hochwichtige Rolle. Ihre Romane waren es vor allem, die den Anspruch der Katholiken auf „Gleichberechtigung" begründeten, den Vorwurf der „Inferiorität" zerstreuten; ihre Werke setzten sich bei der Vielempfänglichkeit der deutschen Kritik leicht auch außerhalb katholischer Kreise durch und erzwangen dadurch Beachtung auch für manches andre katholische Buch.

Überblickt man die Geschichte der Gleichberechtigungsbewegung, so wird jeder billig Denkende heute zugeben, daß offenbar Katholizismus und dichterische Begabung sich nicht widerstreiten. Zweifellos bedeutet ein Werk wie Enrika von Handel-Mazzettis ‚Meinrad Helmperger,' ihr Erstling, auch ‚rein dichterisch' ungemein viel. Aber zu einem katholischen Literaturaufschwung größeren Stils hat die produktive Kraft der katholischen Schriftsteller bislang nicht ausgereicht. Für die gesamte deutsche Literatur stellt Enrika von Handel-Mazzettis Schaffen gewiß einen Zuwachs dar, und man mag neben ihm noch drei bis vier andre katholische Werke als solche bezeichnen. Doch wie wenig bedeutet das für unser Schrifttum, und wie gering ist das Ergebnis besonders in Anbetracht der Zahl der Katholiken! Ich spreche das ohne jede Animosität aus, habe mich vielmehr aufrichtig bemüht, das katholische Schrifttum kennen zu lernen und seine Selbsteinschätzung zu verstehen. In dieser steckt vor allem die Täuschung über das rein ‚ästhetische Urteil.' Ich halte dies erstens für eine psychologische Unmöglichkeit, wenigstens in vielen wichtigen Fällen, zweitens aber für ein verkehrtes Beginnen. Es ist ein Unding, an einem Werk nur eine Seite sehen und diese hauptsächlich sehen zu wollen, die nach der tiefsten Überzeugung des Beurteilers selbst nicht so wichtig sein kann wie die religiöse und moralische Abstimmung des Werkes. Und es gelingt tatsächlich häufig nur durch Selbsttäuschung; ich für meinen Teil halte die Kritik der Katholiken an nichtkatholischen Werken für wertvoller und klarer als die an katholischen. Ich gestehe aber auch, daß ich den Standpunkt rein ästhetischer Kritik für ungeschickt gewählt halte; nimmt man den Maßstab hoch, so hat man im katholischen „Lager" nur allzu wenig eigenes Brot; nimmt man ihn niedrig, so lohnt sich das ästhetische Kritisieren nicht; vor allem aber führt die Überschätzung des Ästhetischen zu einer Unterschätzung der Lebenswerte, die mir der katholischen Weltanschauung zu widerstreben scheint. Und sie widersteht sogar so mancher ernsthaften, an der Welt-, nicht an der Literaturgeschichte orientierten nichtkatholischen Weltanschauung. Dies alles gilt nach meinem Dafürhalten in vollem Umfang und besonders scharf für die Prosa, also für das Gebiet, auf dem wir allgemein mit mehr Aufmerksamkeit den Lebenswert als den „reinen" Kunstwert suchen und beachten.

Diese Ausführungen enthalten neben manchen Unrichtigkeiten und Schiefheiten (so z. B. die in dieser Fassung ganz falsche Behauptung, daß die Gralbewegung künstlerische Werte erst in zweiter Linie beachte oder als notwendige Folge des echten Katholizismus hinstelle!!) ein so scharfes Urteil über die „fortschrittlichkatholische" Literaturbewegung,

Digitized by Google

daß wir vor der bedeutsamen Tatsache einer Ablehnung dieser Bewegung seitens jener nichtkatholischen Literatenkreise stehen, als deren Wortführer Wolfgang Schumann auftritt. Und diese Ablehnung ist um so schwerwiegender und bedeutsamer, weil die fortschrittliche Bewegung vorher als die einzige, den Nichtkatholiken „an sich sehr sympathische" Richtung im katholischen Literaturleben bezeichnet wurde. Wenn nun der Verfasser der zitierten Ausführungen trotz seiner ausdrücklich erklärten Sympathie sich dennoch genötigt sieht, festzustellen, daß die ganze Bewegung auf einer unhaltbaren Grundlage ruht, so muß diesem Urteile umso größere Bedeutung beigemessen werden.

Diese Feststellung finden wir aber klar ausgesprochen in der sehr richtigen Behauptung, das „rein ästhetische Urteil" sei eine psychologische Unmöglichkeit, die Überschätzung des Ästhetischen führe zu einer Unterschätzung der Lebenswerte, die nicht nur der katholischen, sondern überhaupt jeder an der Weltgeschichte orientierten Weltanschauung widerstrebe. Nun ist aber die Existenz eines „rein ästhetischen Urteils" das Fundament und die unumgängliche Voraussetzung der praktischen Literaturarbeit unserer katholischen „Fortschrittler;" denn nur auf Grund dieses Urteils, auf Grund der Anerkennung rein ästhetischer Werte kann z. B. eine katholische Literaturzeitschrift, wie „Über den Wassern", einen Hauptteil ihres Wirkens auf die Mitarbeit ausgesprochener literarischer Vorkämpfer nichtkatholischer Weltanschauungen gründen; Werte, die solche Mitarbeiter katholischen Lesern zu bieten imstande sind, können bei der Grundverschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit der Weltanschauung doch nur „rein ästhetische", nur durch ein „rein ästhetisches Urteil" aufzufindende sein. Ist es also mit dem rein ästhetischen Urteil nichts, dann ist das ganze Wirken unserer Fortschrittler auf einer Utopie aufgebaut. Und was noch schlimmer ist, die in der Verwendung einer nichtkatholischen, dem Katholiken nur rein ästhetische Werte bietenden Literatur zum Bau einer katholischen Kultur sich aussprechende Überschätzung des Ästhetischen führt — wie der offenbar konfessionslose Kritiker sehr richtig, klarer und richtiger als mancher vom Kulturrausch ergriffene Katholik, urteilt — zur Unterschätzung der Lebenswerte, also bei Katholiken zur Unterschätzung katholischer Lebenswerte und das ist ja gerade der wichtigste und stärkste Beweggrund unseres Auftretens gegen diese Richtung. Denn darin liegt ihre Gefährlichkeit für das katholische Leben, für die katholische Kirche, ja sogar indirekt für den katholischen Glauben.

Digitized by Google

Lehrreiche Beobachtungen aus dem Weltkriege

Über Emile Verhaeren, dessen Mitarbeiterschaft an der „katholischen Literaturrevue" »Über den Wassern« wir zu kritisieren gezwungen waren, lasen wir jüngst in der Wiener „Reichspost" folgende kräftige Worte:

„Daß der greise belgische Anarchist Verhaeren ein großes poetisches Talent ist, wird jedermann, der seine Werke kennt, zugeben, ebenso, daß er persönlich sich als ein durchaus ehrenwerter Mann bisher erwiesen hat. Desto erschreckender wirkt die geradezu beispiellose Roheit, die er heute, wo Belgien im notwendig gewordenen Kampf von den Deutschen erobert worden ist, gegen die Sieger in einer Ode zum Ausdruck bringt. Dieser blindwütende Geist zeigt in ihr, daß seine Phantasie fähig ist, Bilder von einer blutrünstigen sinnlichen Gemeinheit zu erzeugen, wie die keines anderen aus der Gilde der Dichter vor ihm und hoffentlich auch nach ihm sie erschuf oder erschaffen wird Alle Bilder der Scheußlichkeiten, die in seinem Hirn erstanden sind, schiebt er als erwiesene Taten den deutschen Streitern zu. Er speit der Wahrheit öffentlich ins Angesicht — und wird dafür von den Franzosen, Engländern und einem Teil seiner eigenen Landsleute bejubelt."

„Es ist aber höchst bezeichnend, daß Verhaeren nicht wie sonst bei den Verbündeten üblich, seinen Zorn nur über die Preußen ausschüttet, ja nicht allein über die Deutschen, sondern daß sich seine schmutzigen Verse gegen das gesamte Germanentum richten, daß er als „sadistisch" bezeichnet. Verhaeren ist — sein Name sagt es — ein Flame, gehört also selbst der germanischen Rasse an, aber wir müssen die Flamen wohl zu den verlorenen Kindern Germanias rechnen, sie wie die Angelsachsen, die sich mit Moskowitern, mit Kosaken, Kirgisen, Mongolen verbünden, die Neger und Indier auf Europas Boden überführen, um die höchste europäische Kultur zu zerstören."

Hoffentlich wird man nun auch in Kreisen, die der „katholischen Literaturrevue" nahestehen, erkennen und zugeben, daß wir mit vollem Rechte uns gegen die Einführung solcher Mitarbeiter in unser deutsches katholisches Literaturleben aufgelehnt haben.

Ein anderer Mitarbeiter der genannten Revue, Ernst Lissauer, veröffentlichte im „Berliner Börsenkurier" (!) einen „Haßgesang gegen England", aus dem wir folgende Stellen entnehmen:

„Wir wollen treten in ein Gericht,
Einen Schwur zu schwören, Gesicht in Gesicht,
Einen Schwur von Erz, den verbläst kein Wind,
Einen Schwur für Kind und für Kindeskind.
Vernehmt das Wort, sagt nach das Wort,
Es wälze sich durch ganz Deutschland fort:
Wir wollen nicht lassen von unserm Haß,
Wir haben alle nur einen Haß, (!)
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England."

Digitized by Google

„Dich werden wir hassen mit langem Haß,
Wir werden nicht lassen von unserm Haß,
Haß zu Wasser und Haß zu Land,
Haß des Hauptes und Haß der Hand,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
Drosselnder Haß von siebzig Millionen,
Sie lieben vereint, sie hassen vereint,
Sie haben alle nur einen Feind:
England."

Das Gedicht mag für jene, die sich die Fiktion einer „rein ästhetischen" Betrachtungsweise zurechtgelegt haben, einer gewissen dämonischen Schönheit nicht entbehren, aber die darin sich aussprechende Gesinnung, die Ethik, die es verkörpert — das alles verträgt sich mit christlichem Glauben, Denken und Handeln geradesogut wie Feuer und Wasser. In den Herzen deutscher Christen bleibt auch in den Schauern des Weltkrieges unauslöschlich das Wort des göttlichen Meisters: „Liebet eure Feinde!" Wie sich diese Liebe dem tückischen Angreifer, dem hinterlistigen Feinde gegenüber kund geben muß, daß sie uns keineswegs gerechte Notwehr, keineswegs wahrheitsgetreue Kritik der Handlungen und Gesinnungen unserer Feinde verbietet — darüber ist hier nicht zu reden; jedenfalls ist aber der bewußte, die ganze Gesinnung beherrschende, die ganze Seele ausfüllende Haß, der in dem zitierten Gedichte gepredigt wird, etwas ganz Unchristliches. Wir wissen nicht, ob Ernst Lissauer noch Jude oder ob er vielleicht, wie der verstorbene Richard M. Meyer, inzwischen getauft ist — jedenfalls ist dieses Gedicht ein Rückfall in die unverfälschte alttestamentarische Denkungsweise: Aug um Auge, Zahn um Zahn! Hier ist ein klarer Beweis, daß wir den Vorwurf, die Verjudung unseres Literaturlebens zu fördern, mit Recht gegen „die katholische Literaturrevue" erhoben haben, auch dann, wenn einige ihrer Mitarbeiter, auf die sich der Vorwurf bezieht, einen christlichen Taufschein aufweisen können. Wenn die Gesinnung eines Konvertiten auch nach der Taufe die unverfälscht jüdische geblieben ist und sich in seinen Werken ausspricht, dann kann er als Namenschrist die Verjudung unserer Literatur noch viel wirksamer fördern, als wenn er das jüdische Religionsbekenntnis beibehalten hätte.

Die Stunde der Wahrheit und Gerechtigkeit

Einmal kommt sie ja immer, diese Stunde — so urteilt Karl Storck in einem prächtigen, ganz in unserm Geiste

Digitized by Google

geschriebenen Türmeraufsatze: „Würdelose Kunst". (Der Türmer, 2. Novemberheft 1914, S. 244.) Hören wir:

Einmal kommt ja immer die Stunde der Wahrheit und Gerechtigkeit. Und wer es nicht glauben wollte, daß das, was in den letzten Jahren in unserer Kunst modisch war und den Erfolg für sich hatte, innerlich schwach, unlebendig, aller Größe und Befruchtungsfähigkeit bar war, wo es nicht feiler Niedrigkeit und übertünchter Gemeinheit verfiel, der mußte es jetzt schaudernd erkennen. Wo uns die Hohepriesterin nottat, erschien eine feile Dirne, die um die Gunst der Stunde buhlte. Alle die üblen Geschäftemacher der Kunst haben sich entlarvt, als sie sich in affenartiger Gelenkigkeit den Erfordernissen der Stunde anzupassen suchten und mit „aktueller" Kunst ihren Profit zu machen strebten. Sie haben sich entlarvt in ihrer erbärmlichen Kleinheit, als sie der großen Zeit mit denselben Mitteln beizukommen suchten, mit denen sie seit Jahren ihre Geschäfte gemacht hatten Denn das ist das Schlimme, es ist genau der gleiche Geist, es sind dieselben Mittel, mit denen sie früher den übelsten Instinkten schmeichelten, mit denen sie jetzt aus den Hochgefühlen einer heldischen Stunde Gewinn suchen. Kann es etwas Erbärmlicheres geben als dieses Theater, das Possen, Operetten und sogenannte Volksstücke aufführt von derselben Vergeiltheit des Empfindens, derselben unwahren Gefühlsmacherei, der gleichen verlogenen Charakteristik, der gleichen billigen technischen Mache, und das alles mit Uniformstücken zugedeckt und mit unseren geliebten Vaterlandsliedern überbrüllt? Diesen elenden Skribenten und feilen Komödianten dient die Hochspannung der Zeit nur dazu, „patriotischen Ulk" zu machen! Steht ein Theater über dem Bordell, das selbst in dieser Zeit kein höheres Ziel hat, als Müßiggänger zu amüsieren und einige Stunden tot zu schlagen? Ja, noch schlimmer. Diese Theater betrügen heute. Denn die hineingehen, wollen sich erheben, sie wollen sich stärken, sie wollen gute Nahrung in der gesteigerten Not ihrer Herzen und Sinne."

„Aber es ist nicht nur der üble Theatergeschäftsgeist, der sich jetzt in seiner ganzen Niedrigkeit offenbart, auch das literarisch stets so hochmütige Ästhetentum steht in seiner Ohnmacht gebrandmarkt da. Diese „Dichter", die es fertiggebracht haben, daß in den letzten Jahren die übelsten erotischen Probleme als oberstes Literaturgut abgewandelt wurden, die Literaten, die jeden als dummen Epigonen, als „unmodernen" Menschen verschrien, der es wagte, ein nationales oder gar patriotisches Problem zu behandeln, wollen natürlich auch jetzt „modern" sein. Da sie unter modern niemals etwas anderes verstanden haben als modisch, buhlen auch sie um die Gunst der Stunde."

Als bezeichnendes Beispiel erwähnt K. Storck den Fall des Münchner Dichters Klabund, „den eine einflußreiche kritische Clique auf den Schild erhob, nicht trotzdem, sondern weil er alles Erotische mit zynischer Schweinigkeit in Verse brachte". Dieser „Dichter" hat es zeitgemäß gefunden, jetzt ein entsprechend „schweiniges" Drama auf die Münchner Bühne zu bringen, zu welchem die einrückenden Soldaten freien Eintritt hatten. (!!!) Und so gehts, wie Storck feststellt, auch in vielen andern deutschen Städten. „In hundert Stimmen macht sich die Entrüstung Luft, zumal bei den Heimgekehrten, die das Furchtbare draußen erlebt haben, daß hier zuhause geradeso gewöhnlich und blöd weiter-

Digitized by Google

gemimt und weiteramüsiert wird wie vor dem Kriege. Damals sind sie es nicht gewahr geworden, aber jetzt fühlen sie diese feile Erbärmlichkeit unseres „Theaters mit ingrimmiger Wut und brennender Scham". Als Beweis, wie weit die Fäulnis vorgeschritten sei, zitiert Storck die Mitteilung eines Blattes, daß Kabarett-„Künstler" in die Verwundetenlazarette eindringen und ihre höchst eindeutigen Schmutzgedichte vortragen. Storck hofft, daß die in weiten Volkskreisen kochende Entrüstung bald überwalle und die Vernichtung des ganzen Afterkunstbetriebs erzwinge, auch die der erbärmlichen, blöden, innerlich schamlosen Mehrzahl unserer Witzblätter, ferner der niedrigen, unwürdigen Kriegspostkarten. Das ganze Volk müsse dazu mithelfen, daß diese Auswüchse beseitigt werden. „Wir müssen eins sein mit denen draußen, die für uns leiden und kämpfen. Wir wollen ihrer würdig sein und ihnen helfen im gleichen Geiste, das Vaterland zu retten hier vor den inneren Feinden der Verwesung."

Aber dieser Sieg wird nicht errungen werden ohne vorherige ganze, aufrichtige Rückkehr zum praktischen Christentum.

Kritische Warte

Geschenkwerke — Kunst

Das Buch von der Schöpfung bis zum Himmelreich: Das große Leben Christi und seiner lieben Mutter Mariä, mit dem Anhang von den vier letzten Dingen des Menschen von P. Martin Kochem, neu herausgegeben von P. Gaudentius Koch, Kapuziner. Mit vielen Bildern. 1102 S. Quart. Köln und München, St. Augustinus-Verlag, F. W. Drees. Gebd. Mk. 12.—.

Der liebe alte Kochem im neuen Gewande! Dieses kostbare Hausbuch unserer Voreltern, von dem man wohl auch sagen kann wie von der Nachfolge Christi, daß es mehr Seelen gerettet hat, als es Buchstaben hat! Für innerliche, gottsuchende Seelen kann es wohl nichts Lieberes, Vertrauteres geben, als die kindlicheinfältige, von lauterer Gottesliebe durchzitterte, bald in himmlischen Jubel stammelnde, bald in blutigem Weh weinende Sprache des gottseligen Kapuzinerpaters mit dem frommen Kinderherzen und der starken Mannesseele. Und diese Sprache, die wir doch in ihren veralteten Wendungen nicht mehr recht als die unsern erkannten, hat nun ein Ordensbruder des Seligen, der ein ebenso reines Kinderherz und ein ebenso starkes Mannesherz hat und noch dazu einen gottbegnadeten Liedermund, in die Sprache unserer Zeit übertragen, ohne daß er ihr den köstlichen Duft ihrer herben und süßen Eigenart geraubt hätte. O, wie anders würde es in vielen katholischen Familien heute aussehen, wenn dieses Buch wieder das täglich gelesene und beherzigte Hausbuch wäre! Und das könnte und sollte es sein, und damit das Volk daran Freude habe, hat es der Verlag mit prächtigen

Digitized by Google

Reproduktionen der schönsten alten und neuen Bilder gottbegnadigter Künstler ausgestattet, und hat ihm ein erlesenes Gewand gegeben, einen Druck mit alten bibelgothischen Lettern und eine Haus- und Familienchronik, damit es auf die Kindeskinder sich forterbe und von dem frommen Sinn der Vorfahren erzähle. Welch schönes trostvolles Weihnachtsgeschenk für das christliche Haus in schwerer Zeit!

Katholische Volksbibel. Übersetzt und ausgewählt von Dr. Alphons Heilmann. Mit 45 farbigen Bildern von Prof. Gebhard Fugel. Buchschmuck von G. Köster. 928 Seiten Quart. Kempten, Josef Kösel'sche Buchhandlung. Prachtausgabe gebd. Mk. 30.—, Volksausgabe gebd. Mk. 16 50.

Diese Volksbibel will zwei große Aufgaben erfüllen: Erstens eine neue Auswahl in volkstümlicher aber doch dem heutigen Sprachgefühl angepaßter Übersetzung zu bieten, die doch möglichst die ganze Anlage und Eigenart der Bibel erkennen läßt; zweitens diesen Text durch einen einheitlich angelegten, in der Kunstsprache unserer Zeit redenden Bilderzyklus zu illustrieren. Beides ist u. E. vorzüglich gelungen. Die Übersetzung, für deren theologische Korrektheit wohl die kirchliche Approbation hinreichende Bürgschaft leistet, sucht sich bei Wahrung möglichster Originaltreue doch dem Geiste der deutschen Sprache wirksam anzupassen. Über die Bilder Fugels brauchen wir kaum noch ein Wort zu sagen, er ist heute wohl als einer der hervorragendsten Künstler in seinem Fach anerkannt und seine Art ist im besten Sinne modern, weil er die erhöhten künstlerischen Ausdrucksmittel nur zur wirksameren Verlebendigung der ewigen, großen Ideen verwendet. Darum eignet seinen Bildern in hervorragender Weise die Monumentalität, die moderne nichtchristliche Künstler so schwer oder gar nicht in ihren Werken zum Ausdruck bringen können, denn sie liegt wesentlich in der Idee, die sich erst die entsprechende Form bildet. Umgekehrt führt kein Weg. Auch bleiben Fugels Bilder trotz einer gewissen Herbheit und Strengheit der Linienführung volkstümlich, weil die Strenge durch einen Schimmer von Poesie gemildert wird, der wie ein lyrischer Hauch auf der historisch-epischen Darstellung ruht. So ist Heilmanns Bibel eine wahrhaft köstliche Gabe für den Weihnachtstisch der katholischen Familie und wenn auch die Kriegszeit jedem Beschränkungen auferlegt, so sollte man sich doch jetzt nicht der tröstenden und stärkenden Hilfe des Wortes Gottes berauben, das hier in edler würdiger Schale geboten wird.

Die Gleichnisse Jesu Christi. Illustriert von E Burnand. Mit Gutheißung der kirchlichen Obrigkeit und einer Vorrede von Dr. J. Rohr. Text nach der Bibelübersetzung von P. A. Arndt S. J. Herausgegeben von Dr. Hans Schmidkunz. 203 Seiten Quart. Stuttgart, Verlag für Volkskunst Rich. Keutel. Gebd. Mk. 15 —.

Wie wohl selten ein Künstler, hat sich der Schweizer Burnand in die Gleichnisse des Herrn vertieft und nicht nur die religiösen, sondern vor allem die künstlerischen Schätze zu heben versucht, die darin wie in einem unendlich tiefen Meere verborgen sind. Das Meer kann man nicht ausschöpfen und darum kann man auch von der höchsten Kunst nicht verlangen, daß sie alle Kunst- und Lebenswerte, die in den Parabeln des Herrn ruhen, zum sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck bringt. Aber die Parabelbilder Burnands bieten doch viel mehr als etwa einen katechetischen Anschauungsunterricht, man hat vielmehr den Eindruck, daß es ihm oft in hohem Maße gelungen ist, den tiefen Ideengehalt der Gleichnisse des Herrn mit wahrhaft künstlerischen Ausdrucksmitteln zu verwirklichen und dadurch eine ebenso tiefe ethische wie künstlerische Wirkung zu erzielen. Und das ist ihm offenbar gelungen, weil er seine künstlerischen Mittel der so einfachen und doch erhabenen, menschlich-

Digitized by Google

göttlichen Ausdrucksweise der evangelischen Parabeln angepaßt hat. Dadurch kommen so tiefergreifende, den schlichten und doch hohen Geist des Evangeliums atmende Bilder zustande, wie z. B. „Der barmherzige Samariter", „Der gute Hirt" u. a. m. Burnand wirkt nicht durch Idealisierung, durch Gruppierung, durch Symbole, sondern auf einfachste Weise sozusagen durch die innere Sprache der Dinge selbst. Wie das gemeint ist, mag man etwa am Bilde von der verlorenen Drachme sehen. Burnand ist unseres Wissens kein Katholik, aber ich kann mir kaum denken, daß seine Ausdrucksweise dies erkennen läßt. Da nun der Verlag auch eine eigene, kirchlich gutgeheißene Textausgabe für Katholiken hergestellt hat, ist nur zu wünschen, daß der Verbreitung des Werkes seine ethisch-religiöse Wirkung, die es mit ganz modernen künstlerischen Mitteln (im guten Sinne des Wortes) erreicht, voll entspreche. Ganz besonders dürfte es sich für kunstsinnige, katholische Familien als Weihnachtsgeschenk und als wertvolle Beihilfe zum biblischen Anschauungsunterricht für Katecheten, Schulen und Erziehungsanstalten eignen.

Kuhn, Dr. P. Albert: Der Maler P. Rudolf Blättler. Ein moderner Eisele. 148 S, Lex.-Oktav, 415 Illustrationen. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Brosch. Mk. 18.—, gebd. Mk. 20.—.

Im 7. Hefte des 8. Jahrgangs brachte der „Gral" eine Studie über „Kunstmaler P. Rudolf Blättler O. S. B." von Dr. Jos. Scheuber. Wem diese Skizze das Verlangen erweckt hat, sich eingehender mit diesem, leider in katholischen Kreisen so wenig gekannten „modernen Eisele" zu beschäftigen, der findet in vorliegendem Werke aus der Feder des Altmeisters P. Kuhn eine wertvolle Hilfe und eine wahrhaft prächtige Galerie der anmutigsten, tiefsinnigsten und ein reiches Künstlerleben offenbarenden Zeichnungen und Entwürfe.

Führichs Meisterwerke. 1. Mappe: Der verlorene Sohn, Acht Tondrucktafeln. 2. Mappe: Der bethlehemitische Weg. 13 Tondrucktafeln. 3. Mappe: Er ist auferstanden. 15 Tondrucktafeln. Dazu für alle drei Mappen erläuternder Text. Herausgegeben von Dr. Ulrich Schmid. München, Lucasverlag E. Walter. 1. Mappe Mk. 6.80, 2. Mappe Mk. 6.80, 3. Mappe Mk. 10.—.

Über Führichs Originale ist nichts mehr zu sagen, als daß sie noch bei weitem nicht, wie sie es verdienen, in jedem katholischen Hause Freude und Trost spenden. In den vorliegenden, mit Fleiß und Verständnis hergestellten außerordentlich gelungenen Reproduktionen nach den Originalzeichnungen eignen sie sich in hervorragender Weise zu Weihnachtsgeschenken, besonders der „Bethlehemitische Weg" ist einem Blick ins Paradies gleichzuschätzen. Eine feinsinnige „katechetische Einführung" von Professor Dr. Ignaz Seipel erleichtert sogar den Kindern den Weg zum Verständnisse der Schönheit dieser echt katholischen Schöpfungen.

Das heilige Land in Wort und Bild. Eine Sammlung von Abbildungen der heiligen Stätten des Gelobten Landes nach Originalaufnahmen mit erläuterndem Text. Zweite Aufl. Neu bearbeitet und vermehrt von Msgr. L. Richen. 80 Querfoliobilder. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. Erm. Preis gebd. Mk. 3.—.

Wohl jedem gläubigen Christen gilt das Gelobte Land als Ziel stiller Sehnsucht, aber wie wenigen wird diese Sehnsucht Erfüllung: Solchen ersetzt das vorliegende Werk in gewissem Sinne eine Palästinareise. Sie erhalten durch die nach Naturaufnahmen reproduzierten, bis in die Einzelheiten zuverlässigen Abbildungen sichere Anhaltspunkte, aus denen sie sich mit einiger Phantasie ein wahrheitsgetreues, anschauliches Bild der heiligen Stätten machen können. Den Glücklichen aber, die

Digitized by Google

diese Stätten wirklich gesehen haben, bietet es eine schöne Erinnerung und eine Auffrischung des Gedächtnisses, ganz abgesehen vom kulturgeschichtlichen Wert der Abbildungen vieler Denkmäler und historischer Stätten. Das Werk, das früher Mk. 12.50 kostete, ist jetzt vom Verlage zum ermäßigten Preise von drei Mark (mit Porto 3.50 Mark) zu beziehen und somit wohl eins der billigsten Weihnachtsgeschenke für die katholische Familie.

Rothes, Walter: Die Schönheit des menschlichen Antlitzes in der christlichen Kunst. Mit 165 Abbildungen. 1—3. Tausend. 165 Seiten. Gr. 8°. Köln am Rhein, J. P. Bachem. Mk. 7.—, gebd. Mk. 8.—.

Es gehört zu den höchsten Aufgaben der Kunst, die Schönheit des menschlichen Antlitzes darzustellen. Denn während z. B. eine Landschaft erst durch den Genius des Künstlers beseelt, vergeistigt wird durch Hineinlegen von Stimmungen, ist gerade die höchste Schönheit des menschlichen Antlitzes bedingt durch das innere Hervorleuchten der Seele und diese Durchleuchtung so darzustellen, daß sie vom Beschauer des Kunstwerkes wieder empfunden wird, ist wohl die schwerste Aufgabe der bildenden Kunst. Diese Schwierigkeiten wachsen, je vollkommener und freier die Seele in einem menschlichen Körper ihre Herrschaft ausübt und weil diese Herrschaft in den Heiligen am vollkommensten zutagetritt, darum sind auch die künstlerisch befriedigenden Darstellungen des Antlitzes Christi oder der Madonna so selten. Es ist darum hochinteressant und belehrend, an der Hand des hier reichlich gebotenen und mit großer Sachkenntnis ausgewählten Bildermaterials zu verfolgen, wie große Künstler aller Zeiten diese Aufgabe, überhaupt die Aufgabe der Darstellung des menschlichen Antlitzes gelöst haben. Der Herausgeber hat sich vor allem von dem Plane leiten lassen, jene Darstellungen auszuwählen, die sich möglichst vollkommen dem Ideale übersinnlicher Schönheitswerte nähern und darum ist sein Werk mehr für das Beschauen und den Genuß, als für das Kunststudium eingerichtet. Das sichert dem Werke eine Volkstümlichkeit, die eine nur zu wissenschaftlichen Zwecken eingerichtete Darstellung weder anstreben kann noch darf.

Kleiner Weihnachtsanzeiger

Die Zeitverhältnisse bringen es mit sich, daß der Weihnachtsbüchermarkt von den Verlegern mit Neuerscheinungen der schönen Literatur — abgesehen von der Kriegslyrik — so schwach beschickt wird, wie das seit Menschengedenken kaum der Fall war. Zudem ist der Brief- und Paketverkehr mit dem Ausland, besonders mit dem nahe an der französischen Grenze gelegenen Trier, immer noch mit Schwierigkeiten, insbesonders mit empfindlichen Verzögerungen verbunden. Aus diesen Gründen müssen wir von einer eigentlichen „Weihnachtsbücherschau" absehen und uns darauf beschränken, die uns bisher vorliegenden Neuerscheinungen unserer katholischen Verlagsfirmen kurz anzuzeigen, die spätere kritische Würdigung uns vorbehaltend. Wir möchten diese Anzeige mit einem warmen Appell an unsere Leser einleiten, in dieser kritischen Zeit die wirksame Förderung und Unterstützung unserer katholischen Literatur und unseres katholischen Buchhandels sich doppelt angelegen sein zu lassen. Bedenken wir, daß unsere literarischen Unternehmungen nicht über jene gewaltigen Hilfsmittel verfügen, wie die unserer Gegner, und deshalb viel schwerer die soviele Kulturwerte verwüstenden Kriegsstürme überdauern. Bedenken wir ferner, daß der Krieg als „Umgestalter unserer Literatur" jenen treibenden Kräften, die in der katholischen Literaturbewegung tätig sind, immer mehr freie Bahn schafft und daß es tief zu bedauern wäre, wenn diese zukünftigen

Digitized by Google

günstigen Entwicklungsbedingungen infolge der materiellen Schädigung unseres katholischen Buchhandels durch den Krieg nicht ausgenützt werden könnten. Die Opfer, die wir jetzt zur Erhaltung unserer Stellung auf dem Büchermarkte bringen, werden sich nach dem Kriege reichlich lohnen.

Es ist erfreulich, daß die Tätigkeit unserer großen katholischen Verlagsanstalten bisher durch den Krieg nur wenig behindert wurde, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß die meisten der jetzt erschienenen Werke schon vor dem Ausbruche des Weltkrieges sich im Stadium der Vorbereitung befanden. Die Herdersche Verlagshandlung (Freiburg i. Br.) überrascht uns mit einer gar reifen und seltenen Gabe, mit dem längst erwarteten epischen Gedicht „Christus" von Joseph Seeber. (272 S. gbd. Mk. 4.—) Dieser Dichter ist Keiner von denen, die ihren Ehrgeiz darin sehen, alle Jahre „etwas herauszubringen". Seit dem Jahre 1896 — er gab damals die dramatische Szene „Spinges" heraus — hat er an dem neuen Werke geschafft und es ist darum zu erwarten, daß es dem „Ewigen Juden" an Tiefe und Kraft gleichkommt, wahrscheinlich aber ihn übertrifft und somit die Krone und Vollendung der dichterischen Laufbahn Seebers ist. Das Wenige, was wir bisher lesen konnten, berechtigt uns, diese Hoffnung auszusprechen.

Eine erfreuliche Überraschung ist auch das Erstlingswerk: „Leute von der Rauhen Alb" von Marie M. Schenk (ca. 300 S. Preis gbd. Mk. 3.—) Das ist wohl eines der echtesten Bücher dieses Genres, von dem Heinrich Mohr sagt, er stelle es in seiner besonderen Eigenart und inbezug auf künstlerische Höhe neben die Werke des Schweizer Bauerndichters Huggenberger, ja teilweise darüber. Wir werden uns freuen, wenn unsere eingehende Prüfung dieses vielsagende Urteil bestätigt.

Als weit über den Durchschnitt hinausragend haben wir schon im Vorjahre die unter dem Titel „Nanni" erschienene Erzählung der „Erlebnisse eines jungen Isländers" von Jàn Svensson (368 S. gbd. Mk. 4 80) charakterisiert. Das Buch erscheint heuer in zweiter Auflage und bringt ein Brüderchen mit, das noch frischer und kräftiger in die Welt zu gucken scheint: „Sonnentage. Nannis Jugenderlebnisse auf Island". Von Jàn Svensson. (Umfang und Preis noch nicht bekannt).

Als einer unserer besten Volkserzähler ist Konrad Kümmel heute so ziemlich allgemein — wenn man von den Organen unserer „Fortschrittler" absieht — von der katholischen Kritik anerkannt. Der Herdersche Verlag bringt von diesem mit Recht beliebten Volksschriftsteller fünf neue schmucke, billige Bändchen à 50 Pfennig auf den Weihnachtsmarkt, den Zeitverhältnissen Rechnung tragend, die vielen knapp Bemittelten die Anschaffung umfangreicher Werke nicht gestatten.

Zu den bedeutenderen Erscheinungen auf literaturgeschichtlichem Gebiet dürfte jedenfalls die soeben in teilweise ganz neuer Bearbeitung erscheinende und von Dr. Max Ettlinger herausgegebene neunte und zehnte Auflage der „Geschichte der deutschen Literatur" von Wilh. Lindemann zu zählen sein. Von unserem besonderen Standpunkte aus können wir selbstverständlich eine kritische Wertung dieser Neuherausgabe erst nach eingehender Prüfung uns gestatten, doch kann heute schon der Neuausstattung mit dem eigenartigen Bilderschmuck und der praktischen Zerlegung in zwei Bände volles Lob gezollt werden.

Ebenfalls in neuer, vermehrter und verbesserter Auflage erscheint die bis jetzt kongenialste Darstellung der „Beuroner Kunst" von Joseph Kreitmaier S. J. (Mit 32 Tafeln, zweite Auflage, 106 S. gr. 8°, gbd. Mk. 4.80). Es sollte heute keinen gebildeten Katholiken geben, der diese vom genialen P. Desiderius Lenz begründete

Digitized by Google

künstlerische Ausdrucksform der christlichen Mystik nicht kennt und würdigt, und zu ihrem Verständnisse führt wohl kaum ein besserer Weg als die reizvolle und klare Darstellung des kunstverständigen Jesuitenpaters.

Von der „Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen" hat der Herdersche Verlag heuer drei neue Bändchen (XVI, XVII und XVIII á Mk. 2.50 gebunden) herausgebracht, die literarisch wertvolle Novellen von Eichendorff, Körner, Hartmann, Stifter, Kopisch, Hauff und Alexis enthalten.

Es sei noch auf das reichhaltige Verzeichnis von Kriegsliteratur des Herderschen Verlages hingewiesen: Vor allem auf Heinrich Mohrs klassisch-schöne „Feldbriefe", die Alban Stolz, wenn er heute lebte, kaum besser hätte schreiben können. (Bisher fünf Briefe à 15 Pfennig, für Österreich besteht eine eigene Ausgabe: „Österreichische Feldbriefe".) Sodann auf eine neue Schrift von Bischof Dr. Paul Wilh. v. Keppler: „Leidensschule", die eine Fortsetzung und Ergänzung des mit so großer Begeisterung aufgenommenen Werkes „Mehr Freude" bilden soll. Wenn sich die „Leidensschule" diesem Vorgänger würdig anreiht, so wird es verständlich, daß der Verlag gleich 25 Tausend auf einmal erscheinen läßt. Ein paar kernige populäre Kriegs-Schriftchen verfaßte P. Sebastian Oer, nämlich für die Daheimgebliebenen: „Wach auf! Weckruf an das deutsche Volk" (à 15 Pfennig.) und für die im Felde stehenden Krieger: „Wer da? Ein Wort an unsere Soldaten." (50 Pfennig.) Diese Schriftchen sind durch Klarheit, Tiefe und packende Fragestellung ausgezeichnet.

Zu Weihnachten gewinnt die Jugendliteratur eine erhöhte Bedeutung, denn für den Weihnachtstisch werden die meisten Jugendbücher gekauft. Der Verlag J. P Bachem in Köln hat darum auch heuer seine seit Jahren fortgesetzten Volks- und Jugendschriften-Sammlungen „Aus allen Ländern und Zonen", „Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen" und „Bachems Volks- und Jugenderzählungen" um einige wertvolle Nummern bereichert. Zur erstgenannten, für die reifere, besonders die studierende Jugend berechneten Sammlung gehören die neuen Bändchen: „Um eine Königskrone", geschichtliche Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert von Ad. Jos. Cüppers; Der Dolch des Sejanus, Erzählung aus dem letzten Jahrzehnt vor Christi Geburt von J. v. Garten; Theo Westerholt, Erzählung aus der Zeit Albrecht Dürers von H. Dransfeld (zweite Auflage); In Feindesland, Kriegserinnerungen 1870 - 71 von Hermann v. Hartmann-Kreh. (Jeder Band Mk. 2 50, gebd. Mk. 3.—). Die Erzählungen haben alle einen gut gezeichneten kulturhistorischen Hintergrund und erheben sich auch in der Darstellung über den literarischen Durchschnitt, namentlich der Band von C. Dransfeld; das letztgenannte Bändchen mit den schlicht-wahrhaftigen Kriegserinnerungen ist jetzt wieder sehr zeitgemäß.

Sehr selten sind gute, auch literarisch wertvolle Erzählungen für Mädchen und es ist bedeutsam, daß die zwei Bände, die bestimmt sind, die oben an zweiter Stelle genannte Sammlung fortzusetzen, Bearbeitungen aus dem Englischen sind: „Das Glück der kleinen Amy" (nach Dickens Klein Dorrit) von Gerhard Hennes und: Rosamond frei nach dem Englischen (Nina Rhoades) bearbeitet von E. von Pütz. (Jedes Bändchen Mk. 2.— gbd. Mk. 2 50) Wenn auch jetzt die Stimmung für alles, was von England kommt, in Deutschland nicht günstig ist, so muß doch berücksichtigt werden, daß diese Erzählungen ihrem Zweck außerordentlich gut entsprechen und literarisch bedeutsam sind. Gleichgute neue Jung-Mädchen-Erzählungen, die das made in Germany an der Stirne tragen, waren offenbar nicht zu finden.

Eine sehr zu begrüßende Erweiterung erfährt die an dritter Stelle genannte, mehr für das Volk und die Schuljugend bestimmte Sammlung

Digitized by Google

durch die zwei Bändchen, die den Gesellenvater Kolping als Volksschriftsteller wieder zu Ehren bringen: „Das Lindenkreuz" und „Ein Spielchen", ausgewählte Erzählungen von Adolf Kolping (jedes Bändchen Mk. 1.— gbd. Mk 1.20) Diese Erzählungen bieten alles, was man von einer guten Volkslektüre verlangen kann, einige sind in ihrer Urwüchsigkeit und Frische geradezu prächtig Auch die andern beiden neuen Bändchen der Sammlung: „Alte Historien" und „Lebensweisheit" sind aus alten Quellen, aus dem Volksbüchlein von Ludwig Aurbacher geschöpft, und die Ausgrabung dieser frischfromm-fröhlichen Geschichten, Sagen und Schwänke ist ein Haupttreffer.

Der Ernst der Zeit wird jetzt die Herzen vieler Christen wieder auf das Buch aller Bücher, namentlich auf das Neue Testament hinlenken und diesem Bedürfnisse, Trost und Erhebung aus den Worten des Herrn und der Apostel zu schöpfen, kommen zwei Neuerscheinungen so recht entgegen: Eine Erklärung der Abschiedsreden und des Hohepriesterlichen Gebetes Jesu unter dem Titel „Unseres Herrn Trost" von Bischof Dr. Paul W Keppler, (Freiburg, Herder, Mk. 5.80, gbd. Mk. 7 —) und eine Neuausgabe des Neuen Testamentes in sieben Bänden von E Dimmler. Die ersten vier Bände, enthaltend die vier Evangelien, erschienen bereits im Vorjahre. Nun sind noch zwei Bände „Apostelbriefe" und ein Band „Geheime Offenbarung" dazugekommen. Diese vom Volksvereinsverlag in M. Gladbach besorgte Neuausgabe verdient wegen ihrer Handlichkeit, wegen der gediegenen Ausstattung und ihrer knapp und doch sicher orientierenden Erklärungen weiteste Verbreitung. (Jeder Band gebunden Mk. 1.20).

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen ✿✿✿✿✿ Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier. ✿✿✿✿✿

Digitized by Google

Adam Trabert als Groß-Österreicher u. Kriegspoet

Von Anton Dörrer

Mit Domanig und Hlatky, Eichert und Kralik bin ich im brieflichen und persönlichen Verkehr gestanden und auch von und zu Trabert flog das eine oder andere Brieflein hin und her; aber kennen gelernt habe ich den Nestor unserer Literaten lange nicht. Seine

Adam Trabert

Werke blieben mir ferne. Und wie mir, scheint es den meisten der „Jungen" gegangen zu sein, die den Alten doch laut als einen Führer feierten. Was Adam Trabert im Stürmen und Drängen gewesen, war er geblieben bis in die höchste Altersgrenze: der uneigennützige, opferfrohe Vorkämpfer für Jugend und Volk, für Recht und Ideal.

Wenn er nur noch den Weltkrieg hätte erleben dürfen! Wie hätte der Kämpe gejauchzt über die Verwirklichung seiner und seiner Genossen (Kralik!) großzügigen, kulturellen, politisch-nationalen Ideen! Mit größerem Rechte als Js-

Digitized by Google

wolfski könnten sie im kulturgeschichtlichen Sinne sagen: ‚Das ist unser Krieg; das ist der Krieg, der unser Kulturprogramm erfüllt'!

Ich habe ihn selbst noch reden gehört auf einem seiner Studentenabende, ward mitgerissen von seiner Hingabe für unser Vaterland und entflammt vom Zorn seiner freien Rede. Und aus vollstem Herzen sang ich damals: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte". Noch oft hörte und sang ich das Kampflied, so ziemlich auf allen österreichischen Universitätsstädten und ich habe die ärgsten Hochschulkämpfe miterlebt — es mußte ja endlich unsere Sache siegen! Was verschlug es bei solcher Überzeugung, daß man ein oder das andere Mal eins mitbekam!

Die Überzeugung aber vom endlichen Siege und das Überwinden von physischen und psychischen Schlägen, das hatte Adam Trabert gelehrt durch sein Wort an die Studenten und durch sein ganzes, langes Leben. Er hat nicht den vollständigen Sieg seiner Sache in Österreich gesehen, nur die ersten großen Eroberungen unter seinem Freunde Dr. Karl Lueger; aber er konnte am 8. Februar 1914 als Einundneunzigjähriger die Gewißheit ins Grab nehmen, daß sein Leben — auch wenn es heute noch die wenigsten Kultur- und Literaturhistoriker interessiert — in der neuen deutschen Zeitgeschichte durch ein reines, reiches und zielsicheres Wirken schwer in die Wagschale fällt, mag auch diese oder jene Einzelleistung sich in der Zukunft entwerten.

Trabert ruht nun in dem Ehrengrabe der Stadt Wien und diese gedenkt seiner als des treuen Kampfgenossen Karl Luegers. Politik hatte ihn am Donauufer landen lassen. Seine Heimat war und blieb Kurhessen, das alte, selbständige, vor 1866 bestandene. Dort hatte er die großen Umwälzungen des Staatswesens mitgemacht und auf Grund seiner Erlebnisse wird es ihm kein Preuße verübeln wollen, wenn er manch hartes Wort über diese Zeit handhabte, und kein Österreicher wird seinen Föderalismus mißverstehen, den er, selbst noch als Freund Luegers und Liechtensteins, bis zu seinem Lebensende hochhielt. Die kommende, d. h. die notwendige innerpolitische Neugestaltung der Donaumonarchie und der außenpolitische Zusammenschluß Mitteleuropas wird vielleicht wider Erwarten bald seine Anschauungen zu Ehren bringen. Seine politisch-religiöse Schwenkung nach Rechts hatte ihn um 1893 mit Richard v. Kralik zusammengebracht, dessen kulturelles Programm gerade auch Traberts politische Ideen bestimmt und sie nach allen Richtungen ausführt. Wer ein Auge für die gegenwärtigen

Digitized by Google

Vorgänge hat, wird sich nicht des Eindruckes erwehren, daß Kraliks Publikationen, zumal seine österreichischen Geschichtswerke, den Erfolg der Tatsachen im jetzigen Weltkriege erhalten, freilich auch dadurch, daß sie selbst zu den erstrebten Zielen hingedrängt haben.

Es ist jedoch nicht meine Aufgabe, von Adam Traberts oder Richard v. Kraliks Staatsauffassungen zu reden, so verlockend auch das Thema endlich geworden ist. Letzten Endes fragte sich ja Trabert nicht: ob Zentralismus oder Föderalismus — über dem System war es ihm um Volk und Vaterland, ums Rechte und Gute vor allem zu tun. Und in diesem leidenschaftlichen Kampfe erstand nun ein vorbildlicher Führer, der (wo immer er stand und was er gerade schuf) nur diesen Idealen diente, so daß von ihm als von einer seltenen Ausnahme gesagt werden kann, seinen Charakter hat die Politik und der Lebenskampf nicht verdorben. In seinen Kämpfen ist er auch Literat, Liederdichter und Dramatiker, Journalist und Redner geworden, weil er wußte, daß ein ernstes Lebensprogramm nicht verwirklicht und eine gesunde Politik nicht gemacht werden kann, ohne nicht alle Gebiete des Wissens und Könnens und des Lebens darin konform einzugliedern. Das hatte schon ein Metternich in den deutschen Befreiungskriegen glänzend praktiziert und das ist es ja auch, was jeden ehrlichen Fernstehenden und Unbeeinflußten für Kralik interessieren muß, mag er nun zögernd ihn begrüßen oder wider ihn auftreten oder ihn tot schweigen.

Adam Trabert hat in einem dickleibigen Bande seine „Historisch-literarischen Erinnerungen" ein Jahr vor seinem Tode durch einen Freund, Chefredakteur Franz Eckardt, bei Kösel in Kempten herausgeben lassen und dadurch die Historiker und Literaten der schwierigen Aufgabe enthoben, sein wechselvolles Leben zu schreiben. Mit plastischer Anschaulichkeit ist darin mehr als ein halb Jahrhundert deutscher und österreichischer Innenpolitik geschildert, von der sich der eigene Entwicklungsgang dank der reichen Details deutlich abhebt und psychologisch sich das Werden seiner leitenden Lebensideen erklärt. Der lebhafte Erzähler wird erst bildkarger bei den eigenen alten Tagen, so daß der Schlußteil fast nur mehr freundliche Anerkennungen vermeldet, indes sich die großen politischen Ereignisse seiner österreichischen Umwelt nicht mehr organisch in ihrer Tragweite abheben. Darin liegt die Tragik des bedeutsamen Menschenschicksals, daß es sich in den besten Erntetagen am wenigsten nach außenhin betätigen kann.

Adam Traberts „Historisch-literarische Erinnerungen" werden für den Zeitgeschichtler eine prächtige Fundgrube

Digitized by Google

bleiben und insbesondere beitragen können, daß die Vorgänge von 1848 bis 1870, zumal in Hessen, nicht allzu einseitig in der Geschichte festgehalten werden. Von dem aus dem Großdeutschen zum Großösterreicher Gewordenen erzählen aber bislang vielmehr seine Gedichte, nachdem eine Sammlung seiner Aufsätze und Reden noch nicht vorliegt. Auch als Lyriker zählt er fraglos zu den eigenartigsten Gestalten der großösterreichischen Renaissance, in der uns freilich Franz Eichert seit den Kulturkampfversuchen von 1892 ungleich bekannter ist. Ich habe andernorts („Augsburger Postzeitung", Literar. Beil. Nr. 32, 1914), noch vor dem Kriege, so von ungefähr auf die Verwandtschaft der neueren katholisch-patriotischen Literaturbewegung Deutschösterreichs mit jener vor den Befreiungskriegen hingewiesen. Die Aufgaben und Ziele von anno dazumal und heute sind ja auch verwandt und (wir hoffen es) letzten Endes auch die Erfolge nach außen und nach innen. Adam Trabert ist, wie solche Erstlingstaten oft von Eingewanderten geschehen,[1]) vor allen anderen mit dichterischen Aufrufen an das katholische Österreich aufgetreten, und die Österreicher brauchen trotz aller literarischen und politischen Erfolge sich auch heute noch nicht ihres „Tyrtäus" zu schämen. Es will mir vielmehr bedünken, daß seiner Kriegspoesie mehr denn je gelauscht werden sollte, weil wir eben die von ihm gesteckten Ziele noch nicht erreicht haben.

In seinem „Vorwort" zu den „Deutschen Gedichten aus Österreich", („Schwertlieder eines Friedsamen", „Ein Menschenleben", „Trost-Einsamkeit", 1889, Alber, Ravensburg, in einem Bande zwei Mark) tritt Trabert aller österreichischen „Raunzerei", dem liberalen Erbübel aus dem Vormärz, mit dem altösterreichischen „Schneid" entgegen:

Wien, im März 1888!

Im Wettkampf steht die ganze Welt,
Die Massen waffnend aller Orten;
Das Recht ist auf das Schwert gestellt

[1]) Vielleicht gibt sich bald Gelegenheit, in diesen Blättern das hohe Verdienst eines anderen „Ausländers", August Liebers, um die Landschaftsdichtung in den österreichischen Alpenländern zu würdigen. Anerkennende Dankbarkeit war ja stets eine besondere Eigenschaft des österreichischen Charakters. Und „Der Gral" hat es sich gottlob zur besonderen Aufgabe gemacht, alle katholischen deutschen Dichter, also auch die zahlreichen Österreicher, in seine Gemeinde einzuführen. Und so haben denn auch schon Adam Trabert und August Lieber wiederholt in diesen Heften Beachtung gefunden, jener vor allem durch Richard v Kralik im 2. Jahrgang 10. Heft, dieser ausführlich durch Josef Weingartner im 4. Jahrgang 8. Heft. M. W. ist noch nie in der katholischen Presse bemerkt worden, welch große Zahl von Dichtern und Dichtungen

Digitized by Google

Und höchster Ruhm das Völkermorden.
Dir, Herr da droben, sei geklagt
All dieses Rüstens tolle Jagd.

Nur du, mein Österreich, warst es nicht,
Das so gewollt und angefangen;
Denn nur der Notwehr strenge Pflicht
Ließ zagend dich nach Waffen langen . . .

Fast glauben wir, Trabert habe sein Vorwort von 1888 im Juli 1914 gedichtet!!

Drum bleibe fest und ohne Wanken,
Mein Österreich, im rechten Maß;
Das Schwert in deines Adlers Pranken,
Ein Schwert der Notwehr bleibe das;
Doch, muß es sein, so laß es kühn
Im Blitz der Schlachtendonner glüh'n.

Je lauter sonst der Sturm getobt,
Je mehr es deiner Feinde waren,
Um so viel schärfer ward's erprobt
In allen Sorgen und Gefahren,
In diesem Einen bleib dir gleich:
Glückauf, du altes Österreich.

Doch weil die Zeit so ernst und bang,
So ruf' ich deine Toten heute
Die, will's die Not, zum Waffengang
Dir segnend geben ihr Geleite.
Ihr Heldengräber öffnet euch!
Hier deine Helfer, Österreich!

Und nun treten all die wackeren Kämpen Österreichs hervor, die Wacht gehalten am Rhein und an der Donau gegen die Feinde der Deutschen, ihrer Kultur, ihrer Religion. Die Heldentaten wider die Türken leben auf, die Befreier Ungarns und Wiens . . . vor allem Prinz Eugen:

Vor deinem Bilde neig' ich
Die Laute, Prinz Eugen!
Zu deinem Ruhme schweig' ich;
Was sollt' auch ihr Getön?

Schon wogt ein Liedertausend
Zu deines Namens Ehr,
Dem Strome gleich, der brausend
Hinflutet in das Meer.

„Der Gral" bei Jugend und Volk eingeführt und verbreitet hat. In einer Zeit, wo jeder Bauer und Arbeiter nach Büchern greift, kann nicht genug das katholische Besitztum des deutschen Volkes verallgemeinert und vermehrt werden. Eine andere Aufgabe hat ebenfalls „Der Gral" übernommen: darzutun, wie oft und ausgiebig die katholische Kultur unseres katholischen Volkes von Nichtkatholiken ausgenützt wird, so daß allein schon diese Tatsache für den besonderen künstlerischen Reichtum des Katholizismus spricht. Daß aber auch auf anderen Gebieten wir Katholiken im Vorteil sind, zeigt die allgemeine öffentliche Meinung in Österreich, die von den katholischen Parteien der Monarchie die innere Konsolidierung des polyglotten Staates erwartet.

Digitized by Google

Das Schwert, das für den Frieden
Du schwangst in jeder Schlacht,
War nicht von Waffenschmieden,
Es war von Gott gemacht.

Und zogst du aus zum Kriege,
So war dein Kampf der Sieg
Daß sich der Halbmond biege
Und Welschlands Macht erlieg'.

Dräut Unheil jetzt, so tret' ich
Zu dir, dich anzusehn,
Und feuchten Auges bet' ich:
„Noch einen, Herr, wie den!"

Dann hör' ich Hornsignale
Und hellen Cimbelschall,
Als wär' im Zentatale
Erstürmt des Feindes Wall.

Dann die Heldenkaiserin:

An Maria Theresias Sarge

Was groß dich, Maria Theresia, machte,
Ich nenn' es dein treues Erfüllen der Pflicht.
Ob Leid ihr entsproß, ob Schmerzen sie brachte,
Du trateſt heran und wankteſt nicht.

Ich nenn' es des Herzens unendliche Milde,
Das, selber glücklich, beglücken wollte;
Ich nenn' es die Güte, die Tränen stillte,
Auch wenn dir selber die Trän' entrollte.

Ich nenn' es die leuchtende Reinheit der Seele,
Die mehr, als den Helden sein Ruhm, dich ziert
Und, ob die Welt noch Jahrtausende zähle,
Die schauenden Völker begeistert und rührt.

Weiter die Helden der Befreiungskriege und von 1866:

Der Held von Aspern

Wer läutet zu Aspern im Jahre Neun,
O sagt, wer läutet die Pfingsten ein
Wer ruft die Gemeinde zusammen?
Nicht hallen die Glocken wie sonst so klar,
Nicht singt der Priester am Hochaltar;
Die Kirche steht in Flammen.

Die Donner Smolas schmettern drein,
Es blitzt das Schwert des Liechtenstein,
Als wär' es Gottes Rute.
Und Leichen füllen die Wahlstatt rings,
Sich türmend die Berge rechts und links,
Die Donau schwillt vom Blute.

Das war der schreckliche Totenschmaus,
Zu den Held Karl aus Habsburgs Haus
Den Korsen zu Gast gebeten.
Das war der Welt ein Freiheitsgruß,
Die des Tyrannen ehrner Fuß
Geknechtet und zertreten.

Digitized by Google

Vom Sieg umbuhlt in jeder Schlacht,
So kam er, zu brechen Östreichs Macht,
Das groß und stark geblieben,
Die Donau peitscht er, wie Xerxes das Meer,
Daß, überbrückt, sie trage sein Heer:
„Erzherzog, ich treffe dich drüben!"

Doch wo in noch so grimmiger Wucht
Er Östreichs Reihen zu brechen versucht,
Ist auch Held Karl zugegen.
Und wo am ärgsten drängt die Not,
Schwingt Karl die Fahne, vom Blute rot,
Und schwingt den steyrischen Degen.

O Gotteshaus im Flammenschein,
So leuchte, der Welt ein Verkünder zu sein
Von Sieges- und Ruhmestagen.
Die Nacht der Völker, du hast sie erhellt
Und hoffend vernimmt es die zagende Welt:
Noch ist der Korse zu schlagen.

Vor Fürst Karl Schwarzenbergs Standbilde

Der dort auf ehrnem Hengste sitzt,
Er selbst ein ehrner Streiter,
Wie haben einst um ihn geblitzt
Die Schwerter unsrer Reiter.

Wie hat es laut um ihn gekracht
Aus tausend Feuerschlünden,
Die Deutschlands Schande wettgemacht
In Leipzigs blut'gen Gründen!

Er selber doch hat nie geprahlt
Auf seinen Heldenpfaden
Und mancher hat ihn überstrahlt
— So schien's — in kühnen Taten.

Er war nun einmal, was er war:
Prunkloser Pflichterfüller,
Ein Österreicher ganz und gar,
Ein ernster und ein stiller.

Bescheidnen Sinnes und ein Christ
Willfährig und geduldig;
Drum blieb auch bis zu dieser Frist
Die Welt den Dank ihm schuldig.

Vision am 24. Juni 1866

In des Krieges Angst und Nöten
Künden Unheil die Propheten;
Still, du schwarze Rabenbrut!
Denn ich fühl' ein Wonneschauern;
Statt zu jammern, statt zu trauern,
Rollt mir froh und leicht das Blut.

Hört auch ihr das Wehn und Schwirren?
Pauken schallen, Zinken klirren,
Hurrah tönt und Hörnerklang
Kommt's von droben aus den Lüften?
Kommt's aus unsern Heldengrüften?
Brausend schallt's wie Schlachtgesang.

Digitized by Google

Gute Geister! Laßt es klingen,
Hoffnung dem und Mut zu bringen,
Der schon fürchtet den Zerfall.
Lauter — hört! — beginnt's zu tönen:
Donnerball und lautes Dröhnen,
Zwischendurch Posaunenschall.

Vor der Burg ist mir's geschehen,
Daß ich damals konnte sehen,
Wie das Standbild Karls sich rührt.
Dreimals tät's die Fahne schwenken,
Dreimal sie zur Erde senken,
Wie man Siegern salutiert.

Denn zur selben Stunde fällten
Unterm Heldensohn des Helden
Östreichs Söhne Östreichs Feind.
Heil dem Sieger! Heil dem Reiche,
Daß zu jedem solchen Streiche
Uns Custozzas Sonne scheint!

Rache für Sadowa

Vergaß wohl je den Todesstreich
Wer ihn empfing und doch genas?
Und glaubst du doch, o Deutsches Reich,
Daß Östreich Sadowas vergaß?

Vergessen ist die Rache nicht,
Ob noch so tief ins Herz versenkt;
Einst wird sie kommen, stolz ans Licht,
Doch anders, als ihr draußen denkt.

Wenn euch einst Feinde rings bedräun
Und einsam euer Banner weht,
Dann wird es dies mein Östreich sein,
Das wie bei Leipzig bei euch steht.

Zu Schutz und Trutze wir bei euch
Und ihr auch uns zu Hilfe nah,
Das soll — o hör' es, Deutsches Reich —
Die Rache sein für Sadowa.

Mein Deutschland dort, mein Östreich hier —
Zermalmet sei, wer euch tritt zu nah;
Das soll, wir schwörens, für und für
Die Rache sein für Sadowa.

Mein Deutschland dort, mein Östreich hier —
Zermalmet sei, wer uns tritt zu nah;
Das soll, so schwört uns für und für
Die Sühne sein für Sadowa.

Des Dichters schönste und edelste Lösung ist heute wahr geworden; wie er selbst sich „gerächt" hat an seinen Feinden, so hat sich auch das gedemütigte Österreich gerächt und aus solcher Rache sich die Sühne gesichert. Wir haben sie 1914 erlebt und verstehen nun, welch hohe Mission Trabert dem Donaustaate zugedacht hat, in deren Dienst die besungenen Helden sich gestellt haben. Aber diese österreichische

Digitized by Google

Aufgabe währte noch fort, über 1870 hinaus, und konnte nur gemeinsam gelöst werden. Darum forderte Österreichs „Tyrtäus" Deutschland auf, nun als doppelt stolzer Sieger die Hand zum Treubund zu ergreifen:

Wir stehn gesichert dann als Friedensreiche
Inmitten aller, die uns je bedrohten.

Glückauf ins Bosnierland

Mein Rößlein, ich beschlage dich;
Geduld und halte Stand
Und morgen, morgen trage mich
Ins weite Türkenland.

Mein blankes Schwert, ich schleife dich;
Glückauf zu Kampf und Sieg!
Der Brand, der drüben frißt um sich,
Wir löschen ihn mit Krieg.

Mein Sprüchlein sei: „Der Kaiser hoch!"
Bei jedem guten Streich.
Der alte Gott, er lebt ja noch,
Glückauf, mein Österreich!

Ade mein Schatz! Die Fahnen wehn;
Ade, du meine Lust!
Dir zeig' ich stolz beim Wiedersehn
Das Kreuz auf meiner Brust.

Ich weiß, du bleibst mir treu und gut,
Und nun nicht mehr geweint!
Denn Tränen und Soldatenblut,
Die sind einander Feind.

Grüß Gott, mein alter Korporal!
Da sieh, mein Schwert ist scharf;
Drum sorge, daß ich bald einmal
Es recht probieren darf.

Hoch Österreich!

Und soll ich euch singen mein Liebeslied?
Mir klingt's aus dem Stern, der da droben zieht,
Mir säuselt's im Flüstern der Frühlingsnacht,
Mir tönt's aus dem Sturme, der dröhnend erwacht,
Mir braust's in dem Herzen dem Strome gleich:
Hoch Österreich!

Der Kaisermantel, er war schon fein,
Als andre dazu noch viel zu klein.
Vom Blute der eigenen Völker rot
Hat oft in den Schlachten der Mantel geloht
Zum Schutze der Welt und des Rechts zugleich —
Hoch Österreich!

Gewandert bin ich durchs deutsche Land,
In dem ich verzaubert am Rheinstrom stand;
In Waffen sah ich das deutsche Heer,

Digitized by Google

Sah himmlische Frauen — mein Herz ward schwer.
Und doch, hier innen erscholl es sogleich:
Hoch Österreich!

Mich trug in die Alpen der Sehnsucht Schmerz;
Zur Donau, zur Donau, verlangte mein Herz;
Zur Stadt, wo Sankt Stefan die Wache noch hält:
Zu Östreichs Frauen, den schönsten der Welt;
Da bin ich, ihr Lieben und jauchze mit euch:
Hoch Österreich!

O du mein Österreich, halte Wort!
Sei deinen Völkern ein Schutz und Hort!
Und wer dir zu dräuen sich frech vermißt,
Der fühle, wie stark dein Arm noch ist;
Wie stark im Rechte, das allen gleich —
Hoch Österreich!

Das ist Traberts Schlußwort zu seinen „Schwertliedern eines Friedsamen", dem ersten der drei Bände der „Deutschen Gedichte aus Österreich". Sie sind zu einer Zeit entstanden, als die Moskowiter drohend der Donau-Monarchie gegenüberstanden. Wie schon die Auslese verrät, stellen sie Österreichs Heldengeschichte in Liedern dar — Zeitballaden, wie schließlich in den Griechenkriegen „Homer" sie zusammenfaßte, wie in den altdeutschen Kämpfen unsere Heldensagen gestaltet wurden, wie Walther von der Vogelweide sie gegen die Reichsfeinde schmetterte. Wir Österreicher hören so oft von den Zeitgedichten eines A. Grün, eines H. v. Gilm. Ungleich ehrlicher und urwüchsiger, großzügiger, vaterländischer und volkstümlicher sind Traberts Schwertlieder, wenn auch nicht die letzte Feile an sie angesetzt wurde, manches Wort und mancher Vers derb und ungelenk und die Phantasie und Ausdrucksfähigkeit des Dichters beschränkt erscheint. (Absichtlich wurde in obiger Auswahl auch schwächeren Gedichten nicht aus dem Wege gegangen.) Das volksliedmäßige Lied, die historisch-objektive Ballade, der begeisterte Hymnus, Ernst und Humor, Erzählung und Pathos: alles finden wir hier vertreten.

Das zweite Büchlein „Ein Menschenleben" ist nicht minder zeitgemäß und beachtenswert, so viel es auch vom Persönlichsten enthält und von des Verfassers Leben und Streben verrät. Stellen Traberts Schwertlieder gleichsam die Poesie zu Kraliks österreichischer Geschichte (Holzhausen, Wien, 1914, 3. Auflage) dar, so bleibt dieser Gedichtband die lyrische Veranschaulichung der „Historisch-literarischen Erinnerungen" (Kösel, Kempten, 1912). Wir müssen deshalb hier die Abschnitte („Präludien", „Sturm und Drang", „Lenz und Liebe", „Nach den Flitterwochen", „Im kurhessischen Landtage", „Ausgewandert", „Canossa", „Mein

Digitized by Google

Gottesacker", „Erinnerungen") bis zum vorletzten „Nach dem Kriegslärme von 1888" fast ganz überschlagen:

Österreichisches Sprüchlein

Mit Östreichs Feinden kühn mich schlagen,
Mit Czechen und Polen mich gern vertragen
Mit Ungarn stehn für das ganze Reich
Und für das Recht der Völker zugleich;
Will's Gott, auch mit den Deutschen draußen
Die frechen Brecher des Friedens zausen —
Das nenn' ich ein Sprüchlein von gutem Klang:
Gott laß es gelten mein Leben lang.

Trotzalledem

Mir ruht in jeder Herzensfalte
Ein Stück von dir, o Österreich!
Und wenn ich dich als mein behalte,
So ist mir alles andere gleich.

Und ist der Träger deiner Krone
So recht an Ruhm und Ehren reich;
So wünsche ich nichts selbst zum Lohne,
Denn alles andre ist mir gleich.

Und sind die Völker, die er lenket,
Versöhnt und frei und treu dem Reich,
So gibt es nichts, das noch mich kränket,
Denn alles andre ist mir gleich.

Und wenn da draußen meine Brüder,
Anstatt wie einst zum Todesstreich,
Sich uns gesellen treu und bieder,
So ist mir alles andre gleich.

Mir ruht in jeder Herzensfalte
Das ganze, große Österreich,
Und wenn ich das als mein behalte,
So ist mir alles andre gleich.

In die „Trösteinsamkeit" des dritten Bandes der „Deutschen Gedichte aus Österreich" schlägt des Alltags Leben und Treiben hinein. Wir müssen uns hier mit dem Vorwort allein begnügen:

Mein stilles Haus am Grabesrand
Tröst-Einsamkeit, so sei's genannt.
Tröst-Einsamkeit! hier tretet ein,
Ihr letzten Tage, die noch mein.

Mein Leben war ein Waffengang
Mehr als ein halb Jahrhundert lang.
Ich hab' gesorgt, gekämpft, gewacht
Und selten auch an mich gedacht.

Bin deshalb ich so ganz allein?
Nur mein Erinnern ist noch mein,
Ihr aber, meine Lieder, seid
Mein Trost in allem Erdenleid.

Digitized by Google

Damit nehmen wir Abschied von Traberts Gedichten. Sie sind nicht das Um und Auf der Persönlichkeit Traberts, selbst nicht des Schriftstellers, der ja auch Dramen, Erinnerungen, eine Biographie Grillparzers, Aufsätze und Reden verfaßt hat. Aber sie lassen vielleicht besser als alle diese Publikationen die Persönlichkeit, den Geist, die Ziele — die Bedeutung Traberts erkennen. Vor einem Dutzend Jahren hat davon Richard v. Kralik gesprochen („Die Kultur" 3. Jahrgang S. 265 ff.) gelegentlich des achtzigsten Geburtstages seines Freundes. Er verglich ihn mit dem Norddeutschen Detlev v. Liliencron, der ja auch erst in alten Tagen seine Poesie veröffentlicht hat und mit vielem Nachdruck zur Geltung kam. „Trabert aber wird einst, das steht für mich fest, als der berufene ‚Tyrtäus', der noch viel dramatischeren Katastrophe von 1866 (als Liliencron der von 1870) erkannt werden müssen. Die ganze Bedeutung des Deutschen Bundes gegenüber dem alten, heiligen Reich, die Schuld der Revolution in diesem Bunde, vor allem der politische Fehler, die tragische Schuld von 1864, die sich dann sogleich an Österreich rächte, die bis auf den heutigen Tag währenden, noch ungelösten Folgen eines der schicksalschwersten Rechtsbrüche, all das hat an Trabert nicht nur einen tiefverständigen Richter, einen Seher, sondern auch einen das rechte Wort treffenden Herold gefunden . . ."

Trabert hat die Zusammengehörigkeit, die unbedingte Notwendigkeit des Zusammengehens beider mitteleuropäischen Staaten betont und von beiden zur Erreichung dieses Zieles große Opfer verlangt. Wir von 1914 sind Zeugen der Verwirklichung, wir müssen die Richtigkeit des vor drei Jahrzehnten Gesagten erleben, wir können begründetermaßen hoffen, daß sein Ideal, ein „neuer Bund" von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer, verwirklicht werden kann. Trabert hat also den Erfolg für sich, daß seine Schriften und Lieder weitsichtiger sind als all der Gefeierten seiner Zeit und sein Sehergeist über seine Spötter und Nörgler triumphiert. Und wenn nun auch noch sein ästhetisches, sein kulturelles Bekenntnis siegen sollte (denn das politische fußt ja auf diesem), könnten wir da nicht auch noch erleben, daß diese „Deutschen Gedichte aus Österreich" trotz ihrer „rückständigen Technik" und trotz mancher Ungeschliffenheit zur Geltung kämen?

Es ist an der Zeit, daß wir mit Nachdruck auf den österreichischen „Tyrtäus" hinweisen. Seine „Schwertlieder" haben ein Anrecht auf einen besonderen Platz in der heutigen Kriegspoesie. In blutigen Tagen hat die Stadt Wien dem Sänger das Heldengrab geweiht; denn des Helden Zeit ist gekommen, seine Sehnsucht erfüllt sich. Ruhig und sicher

Digitized by Google

hat das katholische Geistesleben seinem Ziele zugestrebt und im bedeutsamen Bewußtsein des Zeitgeistes schon vor einem Lebensalter sich als Vorläufer und Verkünder des großen Völkerschicksals betätigt, so daß wir erst heute rückschauend die tiefe Kulturbedeutung erkennen. Das Werk ist noch nicht abgeschlossen. Die wir Zeugen der ungeheuern Welterschütterung sind, werden auch beim großen Neubau berufen — verpflichtet sein, Christi Siegeszeichen auf den Giebel zu pflanzen.

In schweren Unglückstagen,
O hartes Weh der Zeit!
Da ward zerstückt, zerschlagen
Des Reiches Herrlichkeit.

Doch als es lag zertrümmert
Bis in den tiefsten Grund,
Ward uns ein Bau gezimmert —
Das ist der neue Bund.

Schwur

Von Richard Schaukal

Hör mich, mein Gott. Ich will den Schwur erneuen,
Der mich mit meinem Vaterland verbindet.
Es kniee nieder, wer wie ich empfindet.
Ich spreche vor: Ihr wiederholt in Treuen.

„Wir haben nichts, vernimm uns, zu bereuen.
Wir sind die Stillen, die die Stunde findet,
Wenn Dich die Schlange züngelnd schon umwindet.
Wir sind gesonnen, nichts für Dich zu scheuen.

Wir sahen zu, wie die von Dir Belohnten
Dich bloß verbrauchten, statt sich Dir zu geben.
Wir opfern ohne Zögern Dir das Leben.

Doch hüte Dich, die nur zu lang Verschonten,
Wenn wir erringen, was wir Dir dann schenken,
An unserer Statt aufs neue zu bedenken!"

Digitized by Google

Aus „Hymnen und Sequenzen"[1]

Übertragen aus dem Lateinischen von
:: Friedrich Wolters ::

Hymnus zur Kriegszeit

(Unbekannter spanisch-westgotischer Dichter)

Grause Kriege erregt wilder Barbare,
Knirschend häuft seine Wut Kriege auf Kriege,
Jauchzend spritzt er umher blutige Morde,
Nach Verwüstungen lechzt froh seine Gierde.

Unaufhörlichen Krieg schleudert sein tolles
Zügelloses Geschlecht, spaltet die Wogen
Mit unzähliger Schar weiter Gewässer,
Schreckt mit hartem Geschoß friedliche Fluren.

Ihrem schrecklichen Feind wendet den Rücken
Die Kohorte sogar christlicher Kämpfer,
Zitternd durch das Gestrüpp, niedergeschlagen
Durch die schmähliche Furcht flieht sie ermattet.

Ungestraft jene Schar, Tausende quälend,
Schlachtet Tausende hin, grausam sie metzelnd:
Die das heilige Bad reinigte, dienen
Nackt am Wege zum Fraß scheußlichen Raben.

Heilige Bauten sodann, Tempel des Friedens
Und Altäre, die Gott einzig geweiht sind,
Bricht mit jubelnder Lust alle der Stolze,
Plündert voller Triumph alle der Räuber.

Mit gefräßiger Gier zehrt des Barbaren
Feuer Städte und Dorf, freundliche Häuser
Und gefesselt entführt Greise und Knaben,
Witwen, Gattinnen er, liebliche Mädchen.

Die nur Gott sich geweiht, grausames Schicksal,
Bittres Schicksal beklagt weinend die Jungfrau,

[1] Vergl. die Besprechung des Buches, dem wir diese Proben entnehmen, auf Seite 254.

Digitized by Google

Die Verletzung der Scham schmerzet die Jungfrau,
Lieber qualvollen Tod wünschet die Jungfrau.

Unsre sündige Lust hat das gewaltige
Übel wahrlich verdient, heiliger Schöpfer,
Doch wir flehen dich an alle in Demut,
Deinem traurigen Volke zeige die Milde.

Jesus, göttlicher Sohn, Sohn des Allmächtigen,
Wahre Tugend, Du Heil, herrlich durch Leiden,
Friede, sichere Ruh, Höchste der Zierden,
Sei ein gnädiger Herr deinen Bekennern.

Deine Diener verschon' um Dein Leiden,
Dem erneuerten Mut scheuche die Ängste,
Unsern flüchtigen Feind mindre und malme,
Uns verleihe die Gunst ewigen Friedens.

Stete Ehre und Lob, Ruhm sei dem Vater,
Lob in Ewigkeit Dir, Ehre dem Sohne,
Einige Ehre mit Dir Heiligem Geiste,
So wie immer es war, jetzt und in Ewigkeit.

Begrüßung der Mutter des Herrn
(Caelius Sedulius)

Sei gegrüßt, die den König gebar, du heilige Mutter,
Der da Himmel und Erde erhält im Wandel der Zeiten,
Dessen Walten das All umfaßt mit ewigem Kreise,
Dessen Reich ohne Ende besteht: dein seliger Leib hat
Freuden der Mutter gepaart mit reiner Ehre der Jungfrau,
Du, der keine glich, wird keine Folgerin gleichen,
Denn vor allen Weibern erwählte dich Einzige Christus.

Antiphon über den Tod (Media in vita . . .)
(Unbekannter Dichter)

Mitten im Leben sind wir im Tode;
Wen suchen wir als Helfer,
Wenn nicht Dich, unsern Herrn,
Der Du um unsre Sünden
Zürnst im gerechten Zorn,

Digitized by Google

Heiliger Gott, Du heiliger Starker,
Heiliger und erbarmender Erlöser,
Gib uns dem bitteren Tod nicht preis.

Antiphon von der seligen Jungfrau Maria

(Heriman der Lahme)

O du blühende Rose, du Mutter göttlicher Gnade,
Jungfrau keusche und reine, du früchtige Rebe der Weine,
Heller als Morgenröte, o bitte für unsere Nöte,
Daß wir am Tag des Gerichtes sind würdig ewigen Lichtes.

Hymnus von der seligen Jungfrau Maria

(Unbekannter Dichter)

Königin in Gottes Reichen,
Du des Tages Himmelszeichen,
Gottes Wortes selige Kammer
Und der Harfe Lied und Hammer.

Strahl der Welt und Morgenröte,
Schütze uns, du Hocherhöhte,
Wahre uns, du Stern der Meere,
Daß Gehenna uns nicht sehre.

Süße Jungfrau der Jungfrauen,
Aller Scheiternden Vertrauen,
Nach der Rettung aus den Fahrten
Laß uns pflegen deinen Garten.

Himmelsrose, höre droben,
Was wir singen, dich zu loben,
Höre, was dein Volk erflehte
Im Gelübde, im Gebete.

Den du tränktest, uns versöhne
Christi Mutter, reine, schöne,
Daß uns rette der Verlobte,
Wenn der Tod die Sense probte.

Daß an unsrer letzten Wende
Nach des Erdenlebens Ende
Uns das Los der Engel bringe
Der Erschaffer aller Dinge.

Digitized by Google

Schweizerische Heimatkunst

Von Dr. Josef Scheuber

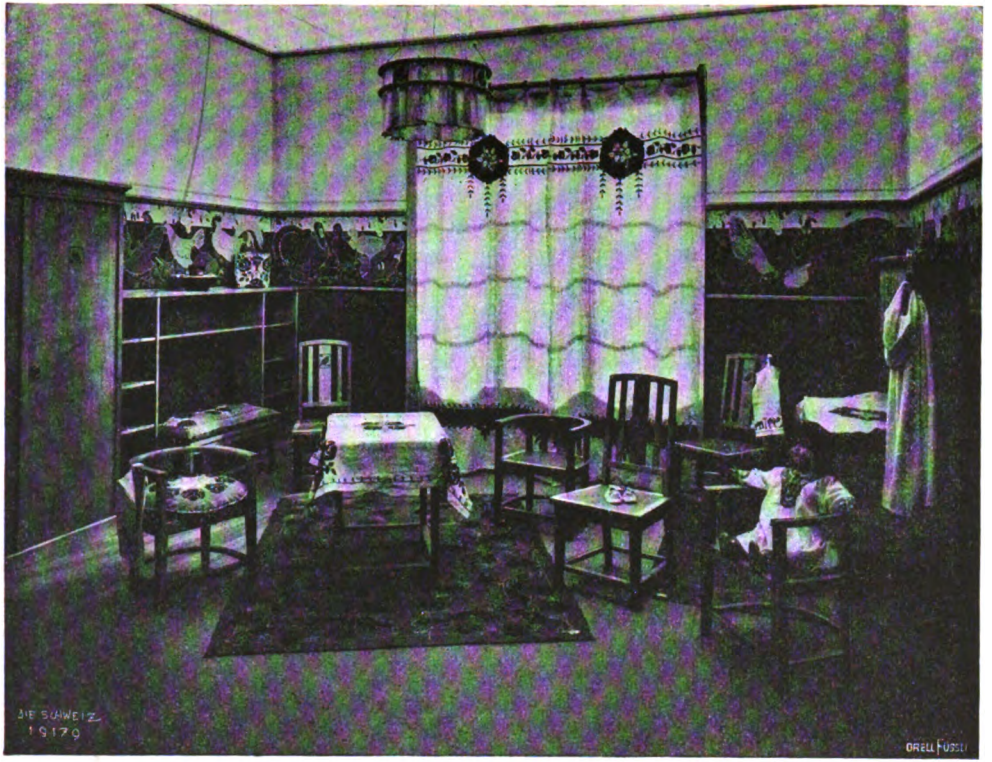
Im Jahre 1847 fuhr zwischen Zürich und Baden der erste Eisenbahnzug der Schweiz. Niemand mochte damals die unmeßbaren Veränderungen ahnen, die durch die Verkehrsmittel und Erfindungen der Neuzeit angebahnt wurden. Eine fieberhafte Erwerbstätigkeit setzte ein und bedingte den raschen Bau von zahlreichen Fabriken, Mietskasernen und Nutzbauten aller Art. Während der Reichtum in manchen Händen mächtig anschwoll, darbte die Kunst vielerorts in bitterer Zurücksetzung und Verarmung. — Vor der Zeit der Eisenbahnen bestand in der Schweiz eine stark ausgeprägte Eigenart in den Volkssitten und Trachten, in den bodenständigen Bauarten der Stein-, Holz- und Riegelhäuser der verschiedenen Landesgegenden. Mit dem großen Verkehrsstrome, der nun durch die Schweiz flutete, wurden viele heimische Überlieferungen und Gebräuche, auch die heimischen Bauweisen zum großen Teil weggespült. Ehedem war des Bürgers Haus wirklich sein Heim. Es entsprach in den Bauformen und in der ganzen Ausstattung seinem Denken und Wünschen. Er hatte es vielleicht als kostbares Erbgut von seinen Ahnen überkommen. Jetzt verlor das Wohnhaus vielfach jeden Einklang mit der Seele des Bewohners. Flüchtig und eilig nach geläufigen Rissen erbaut, war es noch obendrein mit Fabrikmöbeln und Bazarwaren ausgestattet. So mußte das künstlerische Empfinden der Volksseele allmählich schwinden. Einsichtige Männer erhoben dagegen kräftige Einsprache und gründeten die „Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz". Das Beispiel kunstsinniger Vaterlandsfreunde im Ausland, besonders des englischen Schriftstellers John Ruskin, war ihnen vorausgegangen. Die Bestrebungen des Heimatschutzvereins fanden in der Schweiz sehr viel Anklang. Denn sie begegneten zum voraus manchen recht günstigen Voraussetzungen. Trotz des internationalen Verkehrs war besonders in den Alpenkantonen noch ein reicher Bestand von Heimatkunst und eigenwüchsigen heimischen Gebräuchen aufrecht geblieben. Nicht zum mindesten haben die Fremden, die unser Land bereisten, selber deren Vorzüge anerkannt und die Landeskinder darauf hingewiesen. Die Stimmen der Mißbilligung über die Verunstaltung des schweizerischen

Digitized by Google

Alpenlandes durch Paläste und Villen nach fremdländischem, besonders italienischem Muster mehrten sich auch im Auslande und fanden in Kreisen der Fremdenindustrie Gehör. Dann lebte der alte freiheitliche Geist der Selbständigkeit im schweizerischen Volksgemüte doch noch ungebrochen fort. In ihm fanden die Weckrufe des Heimatschutzes ein kräftiges Echo. Die seit Jahren regelmäßig erscheinende, reich illustrierte Zeitschrift „Heimatschutz" trägt Freude und Behagen an den Schönheiten der Heimat in weite Volkskreise. Auch an der Erhaltung der noch bestehenden Heimatkunst wird rüstig gearbeitet. Laute Warnungssignale ertönen, sobald ein heimisches Denkmal bedroht wird. Der Verein schweizerischer Architekten und Ingenieure bemüht sich angelegentlich um die Aufnahme und Veröffentlichung ehrwürdiger Baudenkmäler. Bereits ist in seinem Auftrage ein schönes, bilderreiches Buch über das Bürgerhaus in Uri erschienen. In der Westschweiz hatte der Genfer M. Fatio in seinem Buche: Ouvrons les jeux die Heimatschutzbewegung mächtig angeregt. Einen noch weiteren Kreis bester Beobachtungen und Ratschläge über die großen Schönheiten und intimen Reize schweizerischer Landschaft und Baukunst zog Baron G. von Montenach in Freiburg in mehreren Schriften, besonders in seinem sehr aufschlußreichen Werke: Pour le visage aimé de la patrie und allerneuestens in einem Buch voll Beredsamkeit und Heimatliebe: La formation du goût dans l'art et dans la vie. Es kam der Heimatkunst auch zu statten, daß man von ihr eine Stärkung des angestammten vaterländischen Geistes erhoffte, eine größere Anhänglichkeit an die heimische Scholle und eine Schranke gegen den stets wachsenden Strom der Auswanderung. — Das Wiedererwachen des Sinnes für Schönheit unter dem Volke ging einig mit einer frischen Aufblüte des Kunsthandwerkes und Kunstgewerbes. „Die Kunst dem Volke" war das Losungswort, sie sollte zum Allgemeinbesitz aller Stände werden. — Endlich brachten viele mißglückte Versuche von Künstlern, unter allen Umständen Eigenwüchsiges und Charakteristisches zu schaffen, den Wert der künstlerischen Überlieferung wieder zu unumwundener Anerkennung und lenkten die Aufmerksamkeit auf heimische Kunstübung zurück.

Indessen hatten führende Künstler der Schweiz schon längst neue Heimatkunst geschaffen. Wer hat schönere Idyllen aus dem schweizerischen Volksleben nachgebildet als der Berner Maler Albert Anker? Wer hat die Hochalpen in ihrer großartigen Schönheit erhabener dargestellt als Segantini? Wer hat den leuchtenden See, die blumige Wiese, den panischen Schrecken des tiefen Waldes farbenprächtiger

Digitized by Google



Kinderzimmer an der Schweiz. Landesausstellung,
ausgeführt von L'Artisan, S. A., Genf, nach Zeichnungen von Kunstmaler J. Jacobi. (Abb. 1)

Digitized by Google

und poesievoller gemalt als Böcklin? Wer hat schweizerische Tieridyllen anziehender verbildlicht als Johann Rudolf Koller? Wer hat kirchliche Feste, wie die Palmenweihe und die Profeß, reizvoller im Kolorit heimischer Landschaft und schweizerischen Volkscharakters wiedergegeben als Al. Fellmann? So ist es nicht zu verwundern, wenn die Heimatkunst in der Schweiz sich weit und breit Augen, Herzen und Hände erobert hat.

Am engsten tritt die Baukunst mit den landschaftlichen Schönheiten in Zusammenhang. Im Bau der Wohnhäuser und Villen, die rings wie ein Kranz die größten Städte umgeben, vollzogen sich in der Schweiz ähnliche Wandlungen wie im Auslande. Der bisher übliche, auf eine einheitliche Fassade hin entworfene Bau verschwindet immer mehr. Auch die hergebrachte Einteilung in gleichmäßig gegliederte Stockwerke wird mählich aufgegeben. Man baut lieber von innen nach außen. Zuerst wird die zweckmäßige Gruppierung aller Innenräume, die den besonderen Wünschen des Bauherrn entsprechen, ohne Rücksicht auf den Außenbau festgelegt. Darnach richtet sich die Außenansicht; sie gewinnt dadurch auch eine viel freiere und abwechslungsreichere Gestaltung. Damit verbinden sich auf das ungezwungenste Motive aus der alten heimischen Bauweise: das breitrandige, weithinabreichende Dach, das alle Ungunst des Klimas vom heimischen Herd fernhält, die zum Willkomm ladende Vorlaube, die schützenden Vordächer, die freundlichen Seitenaltanen, die aussichtsreichen, anheimelnden Dachkammern. Der grobkörnige Bewurf, die kräftige, dunkelfarbige Bemalung der Fensterläden, in bescheidenem Maße sogar die altschweizerische Fassadenmalerei sind beliebte Zierden des heutigen Wohnhauses.

Treu dem Grundsatze: „Nicht konventionell, sondern traditionell"! erstehen allenthalben in neuzeitlicher Umbildung die alten charaktervollen Typen des schweizerischen Wohnhauses: hier das weiße, kleinfenstrige Engadiner Steinhaus, dort das sonnengebräunte, schieferbedeckte Holzhaus im Wallis, dann das schmucke, hellgestrichene, blankgescheuerte Appenzellerhäuschen, ganz im Gegensatz dazu das großräumige, ernste und behäbige Berner Bauernhaus, nicht zu vergessen das freundliche, schindelbekleidete, von lauschigen Vorlauben beseitete Heim des Unterwaldners.

Selbst die kirchliche Baukunst hat neuestens versucht, sich der heimischen Eigenart, namentlich der landschaftlichen Größe ihrer Umgebung mehr als früher anzuschließen; das beweisen die Kirchen in Bristen und Göscheneralp von Architekt Gaudy, die wie aus dem Felsen gehauen erscheinen, und

Digitized by Google

Arbeitszimmer eines Gelehrten
an der Schweiz. Landesausstellung, nach Entwurf von Friedrich Berner, Architekt, Zürich. (Abb. 2)

Digitized by Google

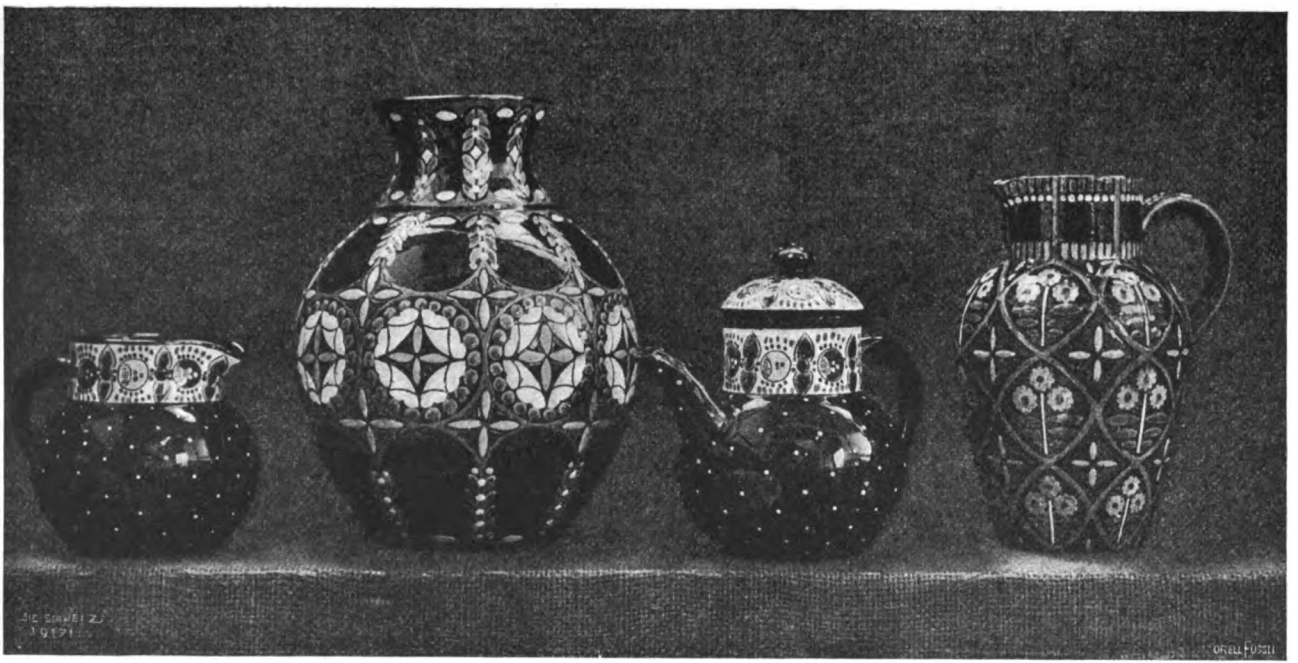
die Pfarrkirche in Fluelen von Baumeister Siegwart, die auf prächtiger Anhöhe am See in burgherrlicher Kraft und Würde thront.

Neue Bestrebungen und heimische Überlieferungen sollten auch in der Ausstattung der Innenräume zusammenwirken. Auf der schweizerischen Landesausstellung ist die Raumkunst besonders wohlwollend berücksichtigt worden. Eine Gruppe von vierundfünfzig Räumen, die vorher von einem Kunstgericht sorgfältig geprüft worden waren, öffneten sich dem Besucher als Beweis für die Leistungsfähigkeit und den Kunstgeschmack des schweizerischen Handwerkes und Gewerbes. Die meisten ausgestellten Räume waren indessen zum Teil ausgezeichnete und technisch vielfach bewunderungswürdige Nachbildungen von Stilen früherer Epochen, die allerdings zuweilen nicht einer wohltuenden Besonderheit entbehrten, aber der Besucher vermißte eine größere Zahl entschieden neuzeitlich ausgestatteter Räume, die vorzüglich auf heimelige Wohnlichkeit und Zweckmäßigkeit in der Einrichtung gestimmt gewesen wären. Dahin gehört ein hübsches Kinderzimmer (Abb. 1), praktisch eingerichtet und auch im Schmuck der Wände und Behänge auf die kindliche Phantasie eingestellt. Das Arbeitszimmer eines Gelehrten (Abb. 2) ist ein Raum von anheimelnder Wohnlichkeit. Es ist angenehm belichtet und verspricht beim anstrengenden Studium jedwede nur mögliche körperliche Behaglichkeit. Die breiten Lehnsessel mit ihren großblumigen Bezügen, der Bücherschrank mit den hübschen Beschlägen und die Schnitzereien erinnern an frühere Blütezeiten des schweizerischen Kunsthandwerkes. In manchen Abteilungen der Raumkunst wurde der Reiz der Räumlichkeit aufs glücklichste erhöht durch die dort aufgestellten keramischen Werke, meistens Berner Arbeiten, die überdies in der Ausstellung noch ihren besondern Platz behaupteten. Diese bunt bemalten Töpfereien tragen zum großen Teil die Marke schweizerischer Eigenart. (Abb. 3). Die Heimatschutzvereinigung hatte sogar einen Wettbewerb für mustergültige keramische Reiseandenken veranstaltet. Recht hübsche Erzeugnisse dieses Wettbewerbes waren im Bazar des Dörfli zum Verkaufe ausgestellt.

Neben diesen einfachen Töpfereien fanden sich auch farbig glasierte, reichgeschmückte Majoliken und feinste Porzellangeschirre, zum Teil mit hübschen Malereien versehen. Sie stehen weniger ausgesprochen im Zeichen der Heimatkunst, vielleicht weil sie großenteils der Fremdenindustrie oder dem Welthandel dienen.

Die Holzschnitzerei und besonderes die Stickerei gehören zu den schönsten und heimatständigsten Kunstzweigen der

Digitized by Google



Keramik der Kunsttöpferei Karl Loder-Eyer, Steffisburg an der Schweiz. Landesausstellung. (Abb. 3)

Digitized by Google

Schweiz. Sie bildeten in reicher Auslese aufgereiht eine Zierde der Landesausstellung. Als höchster Schmuck des Wohnhauses stehen sie in enger Beziehung zur Raum- und Innenkunst. Es würde sich lohnen, eigens davon zu sprechen, vielleicht in einer Zeit, die mehr Muße und Neigung besitzt, den eigentümlichen Reiz der Kleinkunst zu bewundern, als die gegenwärtige.

Lied

Von Franz Friedrich Oberhauser

Straßen und Plätze schweigen,
Selig kommt die Nacht.
Die uralten Sterne reigen —
Wer hat ihnen ihr Lied erdacht?

Die Bäume flüstern und wiegen
Sich in Träume ein.
Durch die Nacht kommt der Mond gestiegen —
Wer gab ihm den träumenden Schein?

Und wo sich die Rosen entflammen
Im Garten zu stiller Stund,
Kommen zwei Menschen zusammen —
Was jauchzt ihr seliger Mund?

Ich konnte es nimmer erfragen . . .
Es war mir so wohl und so leicht!
Als hätte mir ohne Zagen —
Der Herrgott die Hand gereicht!

Digitized by Google

Hans Henning

Ballade / Von Margarete Bruch

Äquinoktien — Rot über lenzendem Land,
Meer und Himmel in Braus und Brand,
Möven, zerknickt vom Sturme.

Nun gnade euch Gott, ihr Schiffe im Meer!
Auf schnaubendem Wal der Tod reit't einher,
Notglöcklein schreit vom Turme.

Von allen Inseln der zeternde Laut,
Alle Herzen sind vom Tod übergraut,
Alle Arme zu Kränzen gebunden.

* * *

Dem Lande so nah und der tödlichen Bank,
Hans Hennings Kutter „Gottesdank"
Kämpft seit dreizehn Stunden.

Und die Lichter der Hoffnung, sie loschen aus.
Hans Henning schreit: „Bald sind wir zuhaus!
Wem Liebe im Dorf bleibt, der bete!"

Den Hohn seiner Worte, sie fühlen ihn nicht,
Sie jammern, als sei es Gehorsamspflicht,
Um die Mine, die Stine, die Grete.

„Herrgott, die Grete . . ." Jung-Jochen pliert,
Bis ihm die Träne am Auge gefriert,
Hans Henning schürzt die Brauen:

„All Weibestreu ist Spiel und Tand!
Ich litt und lachte in manchem Land,
Dem leichten Spiel der Frauen!

Besser der Vogeltod am Turm,
Besser der Meerestod im Sturm . . .
Was kommt seeüber gefahren?"

Sie starren. Ists Traum? Ein teuflischer Trug?
Zwei Boote . . . nein drei . . . und rasender Flug
Von stürmend strohgelben Haaren.

„Heiland, ists möglich?" Sie starren voll Graun
Dem Goldglanz entgegen: „Die Mädchen! Die Fraun!
Hilfgott, die Woge verschlingt sie!"

Die Grete im Bug. Jung-Jochen bebt . . .
Hell durch den Sturm ihre Stimme schwebt:
„Herrgott, dich loben wir!" singt sie.

Und die Schar der Frauen, vor Schaffensqual
Schier ohne Atem, schreit den Choral,
Als schlüge den Sturm er in Ketten.

Digitized by Google

Die Line, das sanfte schüchterne Kind
(Sie hockte meist hinterm Küchenspind)
Jubelt: „Wir müssen ihn retten!"

Und Sekunden, von bleiernem Fürchten krank.
Die acht Männer der „Gottesdank"
Schaffen mit fiebernden Händen.

So streng hat Hans Henning noch nie kommandiert.
„Was lungerst du, Jochen? Ein Schuft, der sich ziert,
Grad gut, sein Handwerk zu schänden!"

Und doch war ein Zittern in seinem Wort
Fast wie ein Leiden. Ein Lenz der verdorrt,
Blühte im Todesgrauen . . .

„Nun vorwärts, Jungens, und springt in das Glück!
Die Boote schaffen's! Ich bleibe zurück
Bei meiner sterbenden Frauen."

„Herrgott, die Blonden, sie steuern ja fehl!"
Hans Henning heult seinen letzten Befehl:
„Boote an Backbord!" Ein Lärmen —

Angstklirrend ein Jubel, ein Stimmengesumm,
Ein Gleiten und Springen um und um,
Wie wenn Pfeile vom Bogen schwärmen.

Und sieh: Jung-Lines Kindergestalt
Umklammert Hans Henning mit Schmerzensgewalt.
Er reißt sie fort, zu den Booten.

Und sieht sie gerettet, bleibt einsam stehn . . .
Nun ist ihm der Wunder größtes geschehn,
Nun geht er versöhnt zu den Toten. —

Er schloß die Augen. Er horchte hinaus.
„Henning!" Die Line! — Das Stimmlein losch aus.
Wie fern schon. Und alle riefen!

Dann: „Herrgott, dich loben wir!" sangen sie.
Beim letzten Hauche der Melodie
Schoß „Gottesdank" in die Tiefen.

* * *

Von allen Inseln Frohglockenlaut,
Alle Herzen sind vom Licht übertaut,
Alle Arme zu Kränzen gebunden.

Eine hockt hinterm Küchenspind,
Die ist ein armes, verwirrtes Kind,
Hat sich nicht mehr ins Leben gefunden.

Digitized by Google

Anima

Ein Märchen / Von Elli Bilecki

(Fortsetzung)

Ihre Seele schauerte in der weißen Sternennacht und fühlte ihren Engel unsichtbar neben sich. Sie verstand heute die tausend Stimmen der Natur. Die rauschten und wehten um die Lauschende und sprachen von der ewigen Liebe.

Im Mondlichte wogte in tausend Halmen das Weizenfeld zu Anzillas Füßen, und die reifen Ähren sangen:

Frohes Leben scheint uns bitter,
Wonnig ist allein der Tod.
Ach, wann kommst du, starker Schnitter,
Daß wir werden weißes Brot.

Das wir ihm zur Hülle werden,
Der die Liebe selber ist,
Den der Himmel und die Erden
Und das Weltall nicht ermißt.

Daß er mag die Kindlein nähren,
Die der grimme Hunger quält. —
Selig sind wir goldne Ähren,
Daß er uns hat auserwählt.

Da brannte der Hunger nach dem weißen Gottesbrot wie verzehrendes Feuer auf in Anzillas Seele, die so lang geschmachtet und gedarbt. Ihr Engel beugte sich herab und liebkoste die flüsternden Halme, die sich ehrfürchtig zu seinen Füßen neigten und segnete das Feld.

Dann eilte Anzilla heim, als wollte sie fliehen vor ihrem eigenen Herzen, dessen geheimes Ahnen und Regen sie selbst nicht verstand.

An der Stelle, wo sie früh in zorniger Rücksichtslosigkeit Animas Freude zerstört hatte, kniete sie nieder, grub den welken, geknickten Stengel aus und pflanzte die neue Blume, die größer und schöner war als die erste, da hinein.

Als sie fertig war und die Glockenblume so schön und lieblich im Mondenscheine stand, erschien sie ihr selbst wie ein Wunder; und in dem tiefen, tiefen Schweigen neigte Anzilla unbewußt lauschend das Haupt zu der Blume, als müßte auch sie aus den blauen Glöckchen das süße, heimliche Geläute hören, das Anima vernahm.

Ihr Ohr hörte es nicht; aber als Carus im sternenfunkelnden Süden sie so erblickte, sandte er einen Hauch

Digitized by Google

seiner Harfe über die Glockenblume, daß die sieben Glöcklein leise schwangen.

„Sie läutet, läutet wieder!“ jubelte Anzillas Engel.

„Für die Königin,“ fügte Anzilla leise hinzu. Dann ging sie hinein und weinte. —

Ganz frühe mit den ersten Vöglein erwachte Anima. Verwundert schaute sie sich in dem kahlen Raume um. Auch Anzilla war bereits wach.

„Mütterlein,“ fragte Anima leise, um Benedikta nicht zu wecken, „hast du den wunderschönen Spielmann gesehn in der Nacht, der die große, goldene Harfe spielte?“

„Du hast geträumt, Anima.“

„Nein, nein, Mutter, ich hörte ihn spielen, so schön, so wunderschön. Und zwei andere waren mit ihm hier, ganz glänzend und durchsichtig mit Silberflügeln.“

„Ihr Gesicht und ihre Hände waren so wunderfein! Mutter, ganz hell und rosig, — sieh, sieh schnell, Mütterlein, — wie das Wölkchen, das dort am Himmel schwimmt.“

„Und Augen hatten alle drei, wie das Bächlein ist, wenn der Himmel hineinsieht und die Sonne, oder nein, — wie die Glockenblume.“

Ein Schatten flog über das Kinderantlitz. Doch eben so rasch erhellte es sich wieder.

„Mütterlein, o was mir einfällt! Sie haben mir eine neue Blume gebracht und sie draußen eingepflanzt. O ganz gewiß! Ich will doch sehn. —“

„Nein, nein,“ wehrte Anzilla sanft, „bleibe noch, es ist ja noch zu früh.“

Freundlich, mild wie sonst fast nie, bettete sie Anima auf das Lager und setzte sich zu ihr.

„Erzähle mir noch von dem Spielmann,“ bat sie.

„O ja, der Spielmann. Ach Mutter, die Harfe möcht ich haben, so groß und so schön und so golden; aber sie war viel größer als ich. — Mutter, wenn ich die Harfe hätte, spielte ich so lange, bis alle Menschen fröhlich und lieb wären, wie du heut bist.“

„Meinst du, daß die Harfe das vermag?“

„Freilich, Mutter, deswegen spielte er ja, nur um dich froh zu machen und um zu machen, daß du deine Anima sehr, sehr lieb hast.“

„Sagte er das?“ forschte Anzilla und wandte das glühende Gesicht von dem Kinde ab.

„Nein, ich weiß nicht mehr, Mutter; aber sie schauten auf dich alle drei und sprachen von dir.“

„Erzähle noch, Anima. Weißt du nichts mehr?“

„O doch, Mutter.“

Digitized by Google

Das Kind setzte sich aufrecht und sprach geheimnisvoll, voll verhaltener Begeisterung.

„Die Wände waren fort, Mutter. Man konnte hinaussehen ganz weit, weit. Und denke dir, draußen haben die Blumen zu reden angefangen und das Bächlein. Der Wald hat ein Lied gesungen, und der Mond hat auf dem Silberhorn geblasen.

„Und alle Sternlein haben auf einmal geklungen wie feine Musik oder wie Glöcklein, — ich weiß nicht mehr. Dann hat es in der Ferne zu rauschen angefangen ganz laut und herrlich. Das war das Meer, Mutter."

„Das Meer? O Kind, das ist viele hundert Meilen weit."

„Aber es war doch das Meer, Mutter. Es rauschte nicht so wie der Wald oder das Bächlein, da wo es den Wasserfall macht; nein, ganz laut wie tausend Bäume und Wasserfälle.

„Weißt du, Mutter, wenn man nahe bei dem Wasserfall steht, hört man ihn doch nur an einer Stelle rauschen, da wo er gerade ist. Aber das Meer rauscht um und um, als hätte es gar kein Ende. Durch den ganzen Himmel hat es geklungen.

„Mütterlein, das Meer muß schön sein und sehr, sehr groß. — Geh mit mir an das Meer, ja?"

„Wenn du groß bist, Anima, vielleicht kannst du es dann sehn. Es ist zu weit. Doch nun schlafe noch. Ich muß fort."

„So früh, Mutter?"

„Ja, ich gehe —"

Anima verstand nicht, was Anzilla leise sagte. Dann war sie allein mit Benedikta, die eben erwachte.

* * *

Anzilla nahm ihren Weg zum Feldkirchlein, zum ersten Mal seit langer, langer Zeit. Im tiefen Schatten des Chores warf sie sich nieder und wagte kaum, den Blick zu dem verschlossenen Zelte aufzuheben, wo der König der Könige thronte.

„Ich bin nicht wert, dein Kind zu heißen," stammelte sie, „aber deine Magd, deine niedrigste Sklavin laß mich sein."

Dann ging sie zu Cölestin, dem Priester, dem Stellvertreter des Königs und bekannte ihm all ihre Schuld.

Ihre Seele trug einst das weiße, fleckenlose Gewand der Gnade. Sie war ein Ebenbild des Herrn und barg in zerbrechlichem Gefäße den Hort der Jungfräulichkeit.

Aber Anzilla war schön und lebensdurstig und vergaß, daß sie im Tal der Prüfung sei, um den Willen des Königs

Digitized by Google

zu erfüllen. Sein Wille war, daß sie arm sei und leide. Dagegen empörte sich ihr leichter, zügelloser Mut. Von falschem Glück betört, ging sie ins Lager der Feinde und brach den Eid, den sie ihrem Könige gelobt und trat die Treue mit Füßen.

Statt der ewigen Liebe des Königs wählte sie Menschenliebe, Glut und Leidenschaft, die verzehrend aufloderte und dann verlöschte, erstickte in Ekel und Jammer, als der, welchen sie zum Gatten erwählte, sie nach einem Jahr verließ, nachdem er ihre Seele vergiftet hatte.

Er war ihrer hinwelkenden Jugend und des eintönigen häuslichen Lebens überdrüssig geworden und hatte sein einstiges, zügelloses Wanderleben wieder aufgenommen. Seitdem war er verschollen.

Anzilla hatte ihm bisher geflucht; aber heute segnete sie ihn. Heute ward ihr Herz erneut. Sie fiel vor dem Bilde der Königin nieder und bat:

„Rette ihn und mich! In deine Hände befehle ich uns."

Die milde Königin lächelte Gewährung, weil sie eine demütige Bitte nie versagt. —

Als Anzilla hinaustrat in den Sommermorgen, schien ihr ganzes Wesen verjüngt. Ihre Seele schmückte das neue, schneeweiße Kleid, das ihr der König geschenkt. Selig war sie, selig, denn sie hatte mit ihm an einem Tisch gespeist und den Hunger ihrer Seele gestillt.

Zur selben Stunde kniete Anima jubelnd im Gärtchen vor der blühenden Glockenblume. Der Himmel strahlte. Die Lerchen tauchten ins blaue Äthermeer und sangen ein sonnetrunkenes Lied; und mit sieben Glöcklein licht und wunderbar stand die Glockenblume und läutete in den frühen Morgen hinein. — — —

* * *

Anima zählte nun bereits ihr neuntes Jahr. Immer noch enthüllte jeder Tag ihr neue Wunder aus dem großen Schöpfungsbuch. Diesen innern Wahrnehmungen, wie auch den Menschen gegenüber war Anima aufmerksam und gelehrig und von rascher Auffassung.

Nun genügte ihr das Fleckchen Erde bei der Hütte, das bisher ihre Welt war, nicht länger. Sie schweifte hinaus den Bach entlang bis zur verschwiegenen, dunkelgrünen Grotte, wo er hinabsprang vom Felsen und sich in der wirren Wildnis verlor. Oder sie saß am Hügelhang und sah zu, wie die Sonne in Glut und Schönheit versank.

Weiches, selbstvergessenes Träumen kam da über Anima, und Benignus neigte sich unsichtbar zu ihr und ließ ihre

Digitized by Google

Kinderhände tastend über die goldne Harfe gleiten, daß ein süßes, wirres Klingen darin erwachte.

Ganz in sich versunken fühlte das Kind staunend und schauernd in seinem Innern ein seltsames Ringen und Werden, als stiege aus gärendem Leben eine neue Wunderwelt herauf.

Doch wenn Anima dann heimging, schien ihr alles wie ein Traum, den sie nicht verstand. —

Da kam einmal über das Land, wo Anima wohnte, eine große Not. Lange Sommerwochen voll Staub und Qual und weißglühender Hitze. Die steinernen Städte glichen Riesenöfen, in denen die Menschen verschmachteten.

Die Wasser versiegten, Felder verdorrten und Feuersbrünste fraßen die Wälder.

Der Engel des Zornes ging über das Land, Untreue und Empörung zu rächen. Sturm waren seine Schwingen, blutrot sein Kleid. Jeder Blick seines Auges ein Blitz.

Da starben die Menschen zu Tausenden, und Pacifikus fuhr sie in Scharen über den Strom, wo das dunkle Tor sie verschlang.

Angstvoll verschlossen sich die Menschen in ihren Häusern. Doch wenn sie ihn ferne glaubten, stand plötzlich wie ein Blitz der Würger unter ihnen und raffte sie dahin.

In der Hütte knieten Benedikta, Anzilla und das Kind zur Abendzeit und beteten:

„Von aller Sünde" — „erlöse uns, o Herr!"

„Von deinem Zorne" — „erlöse uns, o Herr!"

„Von Pest, Hunger und Krieg;" — da wurde es dunkel im Raum, und der Engel des Zornes trat unter die Drei.

„Weh uns," klagte Anzilla und fiel dem Furchtbaren zu Füßen, „nimm mich, nimm mich allein! Ich allein bin schuldig. Aber schone diese."

Weinend barg sie Anima an ihrer Brust. Als er die Liebliche sah, kam es in sein Flammenauge wie Wehmut und mildes Erbarmen.

Doch er kannte nur einen Willen, den des Königs. — Und so hauchte er die beiden Frauen an und winkte ihnen stumm und ging.

Da mußten sie sich eilends rüsten zur großen Reise in die Ewigkeit. Cölestin brachte ihnen das lebendige Brot als Wegzehr für die Reise.

„Mutter, was gab er dir für Brot?" fragte das Kind seltsam bewegt. — „O es muß süß sein!" — „Mutter, du leuchtest ja! — O mich hungert auch danach."

Anzilla war schon im Scheiden. Noch segnete sie das Kind. Dann schwankte draußen durch die Dämmerung der

Digitized by Google

Zug der Schatten vorbei, grau und nebelhaft, die der Todesengel führte.

Still und schauernd traten Anzillas und Benediktas Seelen hinaus und schlossen sich dem Zuge an.

Dann kam noch aus der nebelgrauen Ferne ein geheimnisvolles Winken und Klagen:

„Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!"

* * *

Nun war Anima allein. Nur Benignus wachte über sie, die todtraurig war und weinte. — Während er sie noch tröstete, kamen fremde Menschen aus der Stadt, ein Mann und ein Weib.

Sie waren kinderlos, aber mit irdischen Gütern reich gesegnet und hatten beschlossen, ein verlassenes Kind anzunehmen.

Sie wohnten in einer großen Stadt, wo man den König der Ewigkeit nicht kennen wollte, wo man seine Tempel zerstört hatte und Götzenbilder verehrte.

„Sieh, das Kind ist schön und lieblich und von guter Gestalt," sprach das Weib„ wir wollen es zieren mit Gold und Geschmeide und an ihm Freude haben."

Dann führten sie Anima, die nach der Mutter und Benedikta rief, in einem prächtigen Wagen mit sich fort.

Hinter ihnen verschwand die Hütte und der Bach; und die sausenden Wälder voll verborgener Märchenherrlichkeit verblaßten als dünner, nebelhafter Streifen am Horizont. —

Benignus, ehe er schied, vergrub Animas Harfe vor der Hütte. Dann folgte er ihnen, wehmütig nach.

Weil das Kind nicht aufhörte zu klagen, tröstete es die fremde Frau und sagte:

„Weine nicht, Anima. Sieh, ich bin nun deine Mutter; und dieser Mann ist dein Vater, und wir wollen dich sehr lieb haben. Schau dort in der Ferne die hohen Türme und Paläste. Dort sollst du nun wohnen. Sahst du schon je eine so schöne Stadt?"

Nein, Anima hatte nie dergleichen gesehen; und weil es für sie eine neue, unbekannte Wunderwelt war, schaute sie empor und begann, ihre Tränen zu trocknen.

Sie fuhren nun durch blühende, wohlgepflegte Gärten voll verlockender Pracht. Hohe, säulengeschmückte Häuser standen da und sahen so stolz und so fürstlich aus; und schöne, reiche Menschen lustwandelten unter den Bäumen.

Digitized by Google

Das war alles so fremd und schön, daß Anima darob ihren Schmerz vergaß und nur schaute und sich ganz dem süßen, verwirrenden Reiz der Fremde überließ.

Erst als sie in einem prächtigen Hause auf weichen, weißen Kissen ruhte, als die Nacht herniedersank, faßte sie das Heimweh mit erneuter Gewalt.

„Mütterlein, Mütterlein, wo bist du?" weinte sie leise und spähte voll Furcht und fremder Scheu in das Dunkel, das sie umgab.

„Großmutter! Großmutter!" rief sie dann verzweifelt, weil Mütterlein nicht hörte.

Leise, leise kam aus dem Nebengemach Beata, die schöne, fremde Frau, die Anima zu sich genommen hatte. Sie trug eine Kerze in der weißen, juwelengeschmückten Hand und neigte sich freundlich tröstend zu dem Kinde.

In dem ungewissen Lichte hatte sie fast Ähnlichkeit mit Anzilla. Als sie das Kind küßte, schlang es seine Arme um ihren Hals und schlief dann beruhigt ein. (Forts. folgt.)

Nach dem Leid

Von Franz Leitner

Du hast mir Leid gegeben,
Groß ohne Maß,
Das sich an Tagen und Nächten
Durch alle Sinne fraß.

Nach vielen Stürmen aber
Und Sommerbrand,
Wuchsen mir Ähren und Rosen
Zu Hauf im Land.

Wollt'st du mein Glück auch kränken —
Glück über dich!
Ich weiß von hellern Tagen
Und recke mich!

Digitized by Google

Die Wahrheit der Dichtung

(Zur „Tendenzfrage")

Von Dr. Oskar Katann

I.

Konrad Lange und seine Anhänger sind der Meinung, daß man das Naturschöne nur durch das Kunstschöne genießen und begreifen lerne. Aber wenn auch die Kunst uns vielfach erst die Augen für das Naturschöne öffnet, so ist doch der Grundsatz selbst ein viel zu weitgehender Sobald einmal feststeht, daß Kunst und Natur sachlich manches miteinander gemeinsam haben, ist auch schon die Aufgabe gegeben, beide zu einander in Beziehung zu setzen und zu vergleichen und muß der Natur das Prius zugestanden werden, da sie erst die Kunst ermöglicht. Das gilt insbesondere von den noetischen Kräften des Menschen, die durch die Kunst in uns ausgelöst werden. Wir könnten nicht an einer noetischen Betätigung, die durch die Dichtkunst in uns ausgelöst wird, Freude haben, hätten wir sie nicht an der noetischen Betätigung an und für sich, wie sie sich bereits der Natur gegenüber geltend macht. Die Frage nach der Wahrheit der Dichtung hätte keine Berechtigung und keinen Sinn, wenn nicht zuvor die Frage nach der Wahrheit überhaupt Berechtigung und Sinn hätte.

Daß das Kunstwerk und insbesondere ein Werk der Dichtkunst noetische Kräfte in uns auslöst, braucht wohl nicht bewiesen zu werden. Und auch das dürfte ganz besonders bei der Dichtkunst außer Frage stehen, daß nicht nur sinnliche Erkenntniskräfte, sondern vor allem auch geistige ihre Beschäftigung finden, die infolge der Suprematie des Geistes im Menschen überhaupt über die sinnlichen herrschen, sie beherrschen müssen. Gerade sie aber kommen bei der Frage nach der „Wahrheit der Dichtung" in Betracht. Denn nicht von den Sinnen, nur vom Urteile und vom Geiste kann Wahrheit ausgesagt werden.

Alle Erkenntnisbetätigung kann auf zweifache Art betrachtet werden, formell und materiell; oder wie man auch sagen kann, als Akt und als Inhalt des Aktes. Denn schon die Betätigung des Organes an sich kann Vergnügen schaffen. Der Mensch ist durch und durch auf Tätigkeit angelegt und hat darum als Ganzes und in seinen einzelnen Organen ein stetes Bedürfnis sich zu betätigen. Die Erfüllung dieses

Digitized by Google

Tätigkeitsbedürfnisses allein schon kann ein Lustgefühl hervorrufen. Voraussetzung dafür ist freilich, daß die Tätigkeit das Vermögen und Bedürfnis tätig zu sein nicht übersteigt, daß die Leistung der Kraft angemessen ist, daß sie relativ leicht von statten geht. Nur soweit als das Organ nicht ermüdet ist oder ermüdet wird, hat diese Regel Recht und Berechtigung. Vorausgesetzt nun, daß überhaupt ein Zusammenwirken von sinnlichen und geistigen Faktoren statt hat, muß gesagt werden: am leichtesten und adäquatesten wird die Erkenntnis dann sein, wenn die vollkommenste Vereinigung der sinnlichen und geistigen Kräfte sich vollzieht, was eben vom ästhetischen Erkennen ausgesagt wird, bei dem die Form dem Inhalt ganz konform ist.

Wenn wir nun aber die Erkenntnisbetätigung materiell oder nach ihrem Inhalt betrachten und fragen, welche Erkenntnis inhaltlich Lustgefühle hervorruft, so lautet die Antwort: jene Erkenntnis, welche und insofern sie wahr ist. Nun scheint aber dies sogleich widerlegt werden zu können; die Mutter sieht ihr Kind fallen, aber die Erkenntnis des Falles samt seinen schwerwiegenden Folgen ruft in ihr keineswegs ein Lustgefühl hervor. Aber man kann diesen Einwand dadurch widerlegen, daß sie sich eben nicht im Stande der ästhetischen Erkenntnis oder Anschauung befand, nicht interesselose Zuseherin war, sondern eben mitfühlende Mutter. Wenn man sich nun aber die Schlechtigkeit als solche personifiziert denkt, müßte sie nicht als solche Gegenstand einer wahren Erkenntnis, also wahr sein können? Diesem Einwurf ist zu entgegnen: die Schlechtigkeit als solche ist nichts anderes als die Negation des Guten. Gut ist aber das, was so ist, wie es sein soll. Gut ist nichts anderes als die Wahrheit des Seinsollenden. Wo also ethische Begriffe und Verwicklungen in Frage kommen — und gerade diese spielen in der Dichtung die erste Rolle, denn das Handeln steht im Mittelpunkt der pragmatischen Dichtung und jedes Handeln muß entweder gut oder schlecht sein — wo also ethische Begriffe in Frage kommen, heißt Wahrheit nicht nur Übereinstimmung des Denkinhaltes mit dem Sachverhalt, sondern vor allem Übereinstimmung des Sachverhaltes mit dem Denkverhalt, insofern er Forderungen aufstellt, die Berücksichtigung verlangen. Es erhält also der Satz, daß die Wahrheit Lustgefühle hervorruft, nicht eine Widerlegung oder Einschränkung, sondern nur eine nähere Erklärung und Bestimmung.

Diese Erwägungen sind auch der modernen Ästhetik nicht fremd. Nur mit anderen Worten und nur nicht mit Bezug auf die noetischen Vorgänge, aber sachlich dasselbe sagt etwa

Digitized by Google

Lipps, wenn er die Schönheit definiert als das, was das Leben bejaht und als lebenbejahend empfunden wird. Diese Definition gilt zwar auch von der sinnlichen Erkenntnis und den Phantasiegebilden (und zwar sowohl vom Akt als seinem Inhalt), vor allem aber von dem, was den Kern und Inhalt einer Welt- und Lebensanschauung ausmacht.

Jedes Werk der Dichtkunst ist eine aus Teilen zusammengesetzte Einheit, ein System, wenn man will, in dem die einzelnen Teile fest ineinandergefügt sind; in diesem Gebäude gibt es Keller und Grundmauern so gut wie ein krönendes Dach. Oder besser gesagt: es ist ein Zentrum, ein Kern vorhanden, um den sich die verschiedenen Teile gruppieren. Dieser Kern ist das, was man die Idee eines Werkes nennt. Es kann aber auch ein ganzes Ideenbündel den Kern des Werkes bilden oder eine Person, insofern sie Ideen vertritt, oder insofern an ihr Ideen offenbar werden. Diese Ideen sind das, was in letzter Linie Substanz der Dichtung ist, und in Vergleich zu denen alles übrige als Akzidens betrachtet werden kann; sie sind zuletzt der Inhalt der Dichtung, während alles andere als Form angesprochen werden kann, welche die Aufgabe hat, diesen Inhalt auszudrücken, uns zu Bewußtsein und im Werke zur Darstellung zu bringen. Man kann in dieser Beziehung die ästhetische Form mit der logischen Induktion vergleichen, insofern sie wie diese die Aufgabe hat uns zu einem Resultate zu führen. Soll eine Dichtung wahr sein, so müssen vor allem ihre Ideen im geschilderten Sinne wahr sein und die ästhetische Erfahrung bestätigt denn auch diese Tatsache.

Die Forderung der Wahrheit wird aber nicht nur an die obersten Prinzipien der Dichtung gestellt, sondern auch an die übrigen Teile. Indes nicht an alle Teile in gleichem Maße. Es besteht ein Unterschied in zweifacher Hinsicht. Sprechen wir zunächst von dem, was man *Voraussetzungen der Dichtung* oder ihre Exposition nennen kann. (Voraussetzung etwa bei der analytisch gebauten Dichtung, — Exposition in den übrigen Fällen.) Diese spielen eine überaus große Rolle, und der Genießende stellt umso größere Wahrheitsansprüche an sie, je mehr sie für die dargestellten Ideen von ausschlaggebender Bedeutung sind. Insbesondere ist auch wichtig, ob uns die Problemstellung den Eindruck eines ganz exzeptionellen Falles oder eines alltäglichen, sozusagen typischen Vorkommnisses, machen soll. Neben diesem, wenn ich so sagen darf, quantitativen Unterschied besteht auch ein qualitativer. Die geschichtlichen, geographischen, technischen Kenntnisse, welche die Dichtung vorbringt, werden nicht mit dem gleichen Maßstabe gemessen. Man weiß, daß Lessing

Digitized by Google

die Wahrheit der Geschichte unter allen Umständen gewahrt wissen wollte, und könnte sich versucht fühlen, dasselbe von den geographischen, technischen und anderen Wissensgebieten zu behaupten. Sicher ist, daß grobe Verstöße, insofern sie dem Genießenden bekannt sind, immer Mißfallen hervorrufen. Aber ebenso sicher, daß Änderungen in den Kleinigkeiten wohl nur sehr selten ästhetisch übel beantwortet werden. Es kommt bei diesen Dingen, insbesondere bei den geschichtlichen oder frei erfundenen darauf an, wie sehr sie mit unserem ganzen Weltbild verknüpft sind, ob sie etwa wichtige Teilglieder desselben darstellen oder ob sie für die Metaphysik der Geschichte keine Tragweite haben. Und es ist wohl hinzuweisen darauf, daß insbesondere in der Geschichte, wo der freie menschliche Wille sich betätigt und wo so vieles anders sein könnte als es geworden ist, nicht von einer metaphysischen oder physischen, sondern nur von einer moralischen Gewißheit gesprochen werden kann.

Vor allem aber gibt in dieser Frage, und zwar dort, wo ethische Forderungen in Betracht kommen, Ausschlag, daß in der Kunst das Häßliche in Unterordnung unter das Schöne Verwendung finden kann, was auch vom ethisch Häßlichen gilt. Es ist nicht notwendig, daß in einem Drama lauter Tugendhelden auftreten, lauter Menschen, die so sind, wie sie sein sollen. Auch Menschen, die nicht so sind, wie sie sein sollen, können in Unterordnung unter das Schöne, in Unterordnung unter die Substanz, den Kern der Dichtung, als Form also, als Induktionsmaterial Verwendung finden. Wie es nicht verwehrt werden kann, daß ein ethisch häßlicher Mensch die Hauptrolle in der Dichtung spielen kann, vorausgesetzt, daß dieser Held irgend einer hohen wahren Idee untergeordnet ist, die sich an seinem Geschick als wirksam offenbart, und von dieser wahren Idee willig oder unwillig durch sein Verhalten oder sein Geschick Zeugnis gibt, so kann es unter denselben Bedingungen auch nicht verwehrt sein, daß z. B. ein schlechter Priester Gegenstand der dichterischen Darstellung ist. Freilich aber darf das ethisch Häßliche nicht in die erste Reihe treten, da es uns als solches immer nur mißfallen kann. Wobei vorausgesetzt ist, daß das ethisch Häßliche je nach dem verschiedenen Weltanschauungsstandpunkt verschieden ist, woraus sich unmittelbar die Unmöglichkeit ergibt, über solche Dichtungen von getrennten Lagern aus sich im letzten Sinne vollständig zu verständigen.

Man kann das bisher Betrachtete die materielle Wahrheit der Dichtung nennen. Neben dieser kommt nun aber auch eine formelle in Betracht und diese ist in der pragmatischen Dichtung keine andre als die psychologische. Die

Digitized by Google

Personen müssen unter den gegebenen Verhältnissen psychologisch so handeln können wie sie handeln, wir dürfen ihre Handlungsweise nicht als psychologisch unmöglich empfinden. Damit ist zugleich gesagt, was von der in unserer Zeit so häufig aufgestellten Forderung, die Personen müssen so handeln wie sie notwendig handeln müssen, zu halten ist. Diese Formel ist durch jede Dichtung widerlegbar und nicht von Seelenkenntnis und ästhetischem Geschmack, sondern vom Geist des Determinismus diktiert und kann nur mit ihm und durch ihn aufrecht erhalten und als richtig anerkannt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die kleine lombardische Schildwache

Von Edmondo de Amicis

Aus dem Italienischen von Otto Agnes

Im Jahre 1859, während des Befreiungskrieges der Lombardei, wenige Tage nach der von den Franzosen und Italienern gegen die Österreicher gewonnenen Schlacht von Solferino und San Marco, an einem schönen Junimorgen, zog ein Fähnlein leicht bewaffneter Reiter von Saluzzo langsamen Schrittes einen einsamen Pfad dem Feind entgegen, scharf ins Land ausspähend. Das Fähnlein wurde geführt von einem Offizier und einem Sergeanten. Alle blickten schweigend ins Weite, mit starren Augen, als erwarteten sie jeden Augenblick durch die Bäume die Uniformen der feindlichen Vorposten hindurchschimmern zu sehen. Bald kamen sie so zu einem von Eschen umgebenen Bauernhäuschen, vor welchem ganz allein ein Knabe von etwa zwölf Jahren stand, der mit dem Messer einen Zweig entrindete, um sich ein Stöckchen zu machen. In einem Fenster des Hauses flatterte eine lange Trikolore. Innen war niemand. Die Bauern, welche die Fahne herausgehängt hatten, waren entflohen, aus Furcht vor den Österreichern. Kaum daß der Knabe die Reiter erblickt hatte, so warf er auch schon den Stock beiseite und lüftete die Mütze. Es war ein schöner Knabe von mutigem Aussehen, mit großen himmelblauen Augen und langen blonden Haaren, in Hemdsärmeln, dem die nackte Brust zum Vorschein kam.

Was machst du hier? fragte ihn der Offizier und hielt sein Pferd an. Warum bist du nicht mit den Deinen geflohen?

Digitized by Google

„Ich habe keine Anverwandten," antwortete der Knabe. „Ich bin ein Findling. Ich arbeite für alle etwas. Ich bin hier geblieben, um den Krieg zu sehen."

„Hast du Östereicher vorüberziehen sehen?"

„Ja, vor drei Tagen".

Der Offizier dachte einen Augenblick nach. Dann stieg er vom Pferde und betrat, nachdem er den Soldaten befohlen hatte, auf den Feind zu achten, das Haus, um zum Dache zu steigen. Das niedrige Haus gewährte aber nur einen beschränkten Ausblick. Man müßte auf einen Baum steigen, sagte der Offizier zu sich selbst und stieg herunter. Ganz nahe vor dem Hause stand eine sehr hohe schlanke Esche, die ihren Gipfel in der blauen Luft schaukelte. Nach kurzem Besinnen, bei welchem er bald den Baum, bald die Soldaten betrachtete, fragte er plötzlich den Knaben: „Hast du gute Augen, Knabe?"

„Ich?" antwortete der Knabe. „Ich sehe einen Spatzen ein Meile weit."

„Wärest du imstande, in den Gipfel dieses Baumes zu klettern?"

„In den Gipfel dieses Baumes? Ich? In einer halben Minute!"

„Und du könntest mir sagen, was du oben sähest, ob österreichische Soldaten in jener Richtung oder Staubwolken, Gewehrläufe, die in der Sonne blitzen, oder Pferde?"

„Sicher würde ich das."

„Und was willst du dafür haben?"

„Was ich dafür haben will?" fragte der Knabe lachend. „Nichts. Das wäre schön! Ja, wenn es für die Deutschen wäre — für kein Geld in der Welt! Aber für die Unsern! Ich bin ein Lombarde!"

„Nun wohl! So steige hinauf!"

„Einen Augenblick, daß ich mir die Schuhe ausziehe."

Schnell schlüpfte er aus den Schuhen, zog die Hose fester an und warf die Mütze ins Gras. Dann umklammerte er den Zweig der Esche.

„Aber gib acht," rief der Offizier noch, wie von plötzlicher Furcht ergriffen, und machte eine Handbewegung, ihn zu halten.

Fragend blickte ihn der Knabe aus seinen blauen Augen an.

„Nichts", sagte der Offizier, „steige hinauf."

Der Knabe kletterte wie eine Katze.

„Seht gerade aus," rief der Offizier den Soldaten zu.

In wenigen Augenblicken war der Knabe im Gipfel des Baumes und hielt den Stamm umschlungen, die Beine

Digitized by Google

zwischen den Blättern versteckt, aber den Oberkörper frei. Und die Sonne strahlte ihm auf die blonden Locken, daß sie wie von Gold schienen. Der Offizier konnte ihn kaum erblicken, so hoch hatte sich der Knabe hinaufgewagt.

Um besser zu sehen, löste er die rechte Hand vom Stamme und legte sie an die Augen.

„Was siehst du?" fragte der Offizier.

Der Knabe neigte sich zu dem Offizier und, die Hand zu einm Sprachrohr höhlend, sagte er: „Zwei Reiter auf der Straße."

„Auf welche Entfernung von hier?"

„Ein halbe Meile."

„Bewegen sie sich?"

„Sie halten."

„Was siehst du noch?" fragte der Offizier nach einem Augenblick des Schweigens. „Schau zur Rechten!"

Der Knabe spähte zur Rechten.

„In der Nähe des Kirchhofes, zwischen den Bäumen schimmert etwas. Es scheinen Bajonette."

„Siehst du Leute?"

„Nein. Sie werden sich im Getreide versteckt halten."

Im selben Augenblick zerriß ein scharfes Kugelpfeifen die Luft und ging weit hinter dem Hause nieder.

„Steige herab, Knabe!" rief der Offizier, „man hat dich gesehen. Ich weiß genug. Komm herab!"

„Ich habe keine Furcht," antwortete der Knabe.

„Steige herab," wiederholte der Offizier, „was siehst du noch mehr, zur Linken?"

„Zur Linken?"

„Ja, zur Linken."

Der Knabe lugte mit dem Kopf nach links heraus; in in demselben Augenblick zerschnitt ein abermaliges Pfeifen, diesmal aber stärker und tiefer, die Luft.

Der Knabe fuhr am ganzen Körper zusammen.

„Sieh da!" rief er. „Sie haben es scharf auf mich abgesehen."

Eine Kugel war ein wenig von ihm entfernt niedergegangen.

„Herunter!" schrie der Offizier gebieterisch, fast zürnend.

„Ich steige sofort herunter," antwortete der Knabe. „Der Baum schützt mich, zweifeln Sie nicht daran. Zur Linken, wollen Sie wissen?"

„Zur Linken," antwortete der Offizier; „aber steige herunter".

„Zur Linken," rief der Knabe, den Oberkörper nach jener Seite herausbiegend, „dort ist eine Kapelle, es scheint mir —"

Digitized by Google

Ein drittes wütendes Pfeifen durchfuhr die Luft und fast gleichzeitig sah man den Knaben unten ankommen, eine Zeitlang sich noch an den Ästen des Stammes haltend, mit dem Kopf nach unten, die Arme geöffnet.

„Verflucht!" rief der Offizier herbeieilend.

Der Knabe schlug mit dem Rückgrat auf die Erde und blieb so liegen mit offenen Armen, in einer Blutlache, die ihm aus der linken Brust strömte. Der Sergeant und zwei Soldaten stiegen vom Pferde; der Offizier neigte sich über ihn und öffnete ihm das Hemd; die Kugel war in die linke Lunge eingedrungen. „Er ist tot!" rief der Sergeant.

„Nein, er lebt!" antwortete der Offizier. „Mut, Mut!"

Aber während er dem Knaben Mut zurief und ihm sein Taschentuch auf die Wunde drückte, rollte dieser die Augen und ließ den Kopf sinken: er war tot. Der Offizier erbleichte und betrachtete ihn fest und traurig einen Augenblick. Dann legte er ihn sanft mit dem Haupt auf das Gras; er erhob sich und blieb stehen, um ihn zu betrachten; auch der Sergeant und die zwei Soldaten sahen ihn unbeweglich an; die andern standen, das Gesicht gegen den Feind gewandt.

„Armer Knabe!" wiederholte traurig der Offizier. „Armer tapferer Knabe!" Dann ging er auf das Haus zu, nahm die Trikolore aus dem Fenster und breitete sie als Leichentuch über den kleinen Toten, das Gesicht freilassend. Der Sergeant legte an die Seite des Toten die Schuhe, die Mütze, das Stöckchen und das Messer. Noch eine Weile blieben alle schweigsam stehen. Dann wandte der Offizier sich zum Sergeanten und sagte zu ihm: „Wir wollen die Ambulanz zu ihm schicken: er ist als Soldat gestorben; die Soldaten sollen ihn auch beerdigen." Nachdem er dies gesagt hatte, warf er dem Toten noch eine Kußhand zu und dann rief er: „Zu Pferd!" Alle saßen im Sattel, das Fähnlein vereinigte sich und nahm wieder seinen Weg auf.

Wenige Stunden nachher hatte der kleine Tote schon seine Kriegsehren.

Bei Sonnenuntergang rückte auf demselben Wege, auf welchem am Morgen das Fähnlein Kavallerie vorgedrungen war, in zwei Reihen ein starkes Bataillon Bersaglieri, das wenige Tage vorher den Hügel von San Martino mit tapferm Blut genetzt hatte, vor. Die Nachricht vom Tode des Knaben war schon durch die Reihen dieser Soldaten gelaufen, ehe sie ihr Lager verließen. Ihr Pfad, der von einem Bächlein besäumt wurde, führte wenige Schritte vom Hause vorbei. Als die ersten Offiziere des Bataillons die kleine Leiche zu Füßen der Esche liegen sahen, mit der dreifarbigen Fahne bedeckt, grüßten sie mit dem Säbel; einer beugte

Digitized by Google

sich über den Rand des Baches, welcher ganz mit Blumen bestanden war, pflückte zwei Blumen ab und warf sie ihr zu. Darauf pflückten alle Bersaglieri, die vorüberzogen, Blumen ab und bestreuten sie damit. In wenigen Augenblicken war die ganze Leiche mit Blumen bedeckt; und alle Offiziere und Soldaten brachten ihren Gruß, indem sie vorübergingen: „Tapferer, kleiner Lombarde! — Addio, Knabe! — Dir, Blondchen! — Evviva! — Gloria! — Addio!" Ein Offizier warf ihr seine wertvolle Medaille zu, ein anderer trat hinzu und küßte sie auf die Stirn. Und die Blumen regneten auf ihre nackten Füße, auf die blutige Brust, auf ihr blondes Haupt. Und er schlief da im Grase, in seine Fahne eingehüllt, mit bleichem Gesicht, als ob er lächle, der arme Knabe, als ob er diese Ehren fühle und zufrieden wäre, für seine Lombardei sein Leben gegeben zu haben.

Hans Steigers Lyrik

Eine Einführung von Otto Walter

Kennt Einer das Buch unter uns: „Draußen steht alles in Herrlichkeit —"? Kennt's ein Einziger? Es ist ein nicht eben sehr schmales Lyrikbuch. Johannes Jörgensen schrieb zwei Zeilen hinein, die eindringliche Versicherung, daß der dies Buch gemacht, ein Dichter sei, ein wirklicher; wohl, weil sonst die weite Welt noch nichts oder äußerst wenig von ihm gewußt und auf sein eigen Wort und Gedicht es ihm doch nicht geglaubt hätte. Ach, auch Poeten und die wirklichen, wahrhaftigen, die keinen lauten Impresario zu bezahlen vermögen erst recht, brauchen zum allermindesten einen stillen „anerkannten Fachmann", der auf ihre weiße unschuldsvolle Visitkarte mit seinem Namenszug eine kleine Empfehlung schreibt, daß der sie in Hände bekommt mit einer artigen Verbeugung verbindlich lächelt: „Ach, Sie kommen von unserm genialen Jörgensen, nehmen Sie, bitte, etwas Platz!"

Herr Jörgensen, den ich tief und aufrichtig verehre, mag mir verzeihen. Ich nenne seinen Namen hier, weil er einer der Allerersten war, die Hans Steiger, den Poeten und Prinzen aus Genieland erkannten. Das ist für den dänischen Meister, der uns nächstens ein wundertiefes Catherina von Siena-Buch schenken wird, ein Verdienst, das

Digitized by Google

ich nicht zu seinen Kleinsten zähle. Denn ohne sein Wort hätte Hans Steiger wohl noch viel weniger Boden erobert als ihm bis dato möglich war, und unter uns gar keinen. Das ist traurig: denn Hans Steigers Name steht im Keiter, so jung er ist, schon seit Jahren — „gebückt in sich und unbekannt!" Und wir müssen uns ganz allgemein gestehen: hätten wir etwas mehr Liebe, wirklich werktätige Liebe übrig für unsere jungen Poeten, Liebe, die ebenso Schwächen zu verzeihen wie aufzurichten und zu helfen weiß — wir brauchten uns heute nicht gar so ängstlich um unser junges katholisches Dichtergeschlecht umzusehen. Denn die allerwenigsten jungen Menschen und Künstler kommen als Fertige zu uns, die meisten als Ringer, als Kämpfer, als Tastende — und kommen sie nicht so, sie wären — im allgemeinen wenigstens! — keine starken, sprudelnden Naturen, die uns später etwas Tiefes und Großes zu sagen haben, nachdem sie selber die Probleme der Welt und des Himmels in sich verarbeitet und durchgekämpft. Nur wenn wir in der großzügigen Art des genialen Richard von Kralik, der der intellektuellen Jugend Deutschlands das sein kann und soll, was in jüngster Zeit der Freiburger Professor Dr. C. Decurtins der schweizerischen geworden, uns um unsere jungen künstlerischen Geister zu kümmern anfangen, ihre katholischen Ideen stählen und richtig stellen, ihren katholischen Enthusiasmus befeuern — nur dann wird uns endlich das sehnsüchtig erwartete, starke, intellektuelle junge katholische Geschlecht erblühen, das die Gedanken des katholischen, sagt meinetwegen des ultramontanen Kulturprogrammes sieghaft in unsere moderne Zeit hineinzutragen vermag. Das allein wird endlich auch den endgültigen Sieg der katholischen Idee in der modernen Kulturwelt garantieren und nicht und niemals schwächliche Versöhnungs- und Überbrückungsversuche, die stets ihrer Natur nach Abschwächung oder Hintanstellung essentieller Werte bedeuten müssen.

Glaubt nun nicht, Hans Steiger sei ein Fertiger, fertig in der Weltanschauung oder in seiner künstlerischen Durchbildung. Ach nein! Jörgensen's Apostrophe hat Recht: „Ein Wollender, ein Werdender, ein Zukünftiger — aber auch schon ein Jetziger ist Hans Steiger!" Gewiß, und der Ton liegt mir auf den zwei Wörtlein: Ein Werdender! Es steckt noch viel krauses und buntes Gerank in seinem Liederbuch, das er da jubelnd überschreibt: „Draußen steht alles in Herrlichkeit!"[1]) Mancher Vers ist noch da,

[1]) Draußen steht alles in Herrlichkeit. Das Buch aus den Jahren neunzehnhundertelf, zwölf und dreizehn. Bei der Schnellschen Buchhandlung C. Leopold in Warendorf. 1914.

Digitized by Google

den blos der Mund spricht und nicht die Seele, weil die Feder den lauten jungen Überschwang noch nicht bändigen lernte; mancher freie Rythmus macht noch eine so lodernde revolutionäre Geste wie etwa Liliencron in seiner schlimmsten Stunde — das Gedicht: „Der arme Dichter" auf Seite 61 ist nur eins, freilich das schlimmste Exempel. Manches Lied hat noch eine allzu burschikose, zu gewalttätige Art und Hans Steiger wird noch lernen müssen, das Lied vom Weibe immer — er hat Liebeslieder von süßester Zartheit! — mit feiernder und weniger rücksichtsloser Feder zu schreiben. In seine Weltbetrachtung, in sein religiöses Denken und Empfinden hinein muß in erster Linie noch viel mehr geruhige Sicherheit, mehr Tiefe und Klarheit, muß auch wohl noch etwas mehr Andacht und Liebe kommen und jene kühl-realistische Art, die da und dort ein bischen mit der Praetension, ja neu zu erscheinen, religiöse Dinge behandelt, darf klang- und schadlos auf die Seite gelegt werden.

Wenn ich aber bei Hans Steiger sehr entschieden, auf vollgültige Garantien künftiger künstlerischer Vollreife hinweise, so geschiehts, weil mir in allererster Linie bei ihm die so ganz gesunde, neue, durchaus originelle und unerschrockene Unmittelbarkeit seiner Lieder imponiert. Der Mensch schreibt wie er ist, wie er schaut, wie er empfindet und wie er's schreibt ist's Musik und eine, die im Grunde eben nur seine Musik ist. Hört, wie da ganz wie Frühlingswirbelsturm durch verschlafene Gassen sein Lenzlied klingt: „März." —

„Ihr Nimmersatts, ihr Buben!
Jetzt ist es Zeit!
All eure Büchergruben
Könnt ihr vernageln. Draußen steht
Alles in Herrlichkeit — — —
Was säumen und fragen?
Weg über die Bäche, die Schollen!
Seht:
Viele dunkle Augen sind aufgeschlagen.
Hurtig ihr Knaben!
Die Mädel, sie wollen
Euch lieb haben — — —."

Oder wie er seinen Frühling zeichnet, den wir alle gerade so erleben müssen wie er will, wie er uns zwingt! Lest dies Lied und sagt, ob da ein einzig schwächlich Wörtlein, ein einziger Ton aus jener bettelarmen, gotteserbärmlich-sentimentalen „Frühlingspoesie" sich findet, die uns jede März- und Maiwoche, jede wahre Lenzfreude stiehlt! Ob da nicht vielmehr ein gottbegnadeter Mensch durch die Welt läuft, der alle Dinge, daran er rührt, uns in ganz neuem,

Digitized by Google

unendlich hellerm Lichte, freudiger und fröhlicher zeigt, als unsere blöden Augen es schauen können! Klingt's nicht wie aus dem Ärmel geschüttelt und ist's nicht doch in jeder Zeile gemessenes und gefeiltes Kunstwerk, wenn er jubelt:

„Ich hab den Frühling, juchheirassa, mitten
In unserer hochweisen Stadt getroffen!
Hals und Nacken trug er offen
Und wie ein Mädchen lief er mit verliebten Schritten,
An allen Straßenecken
Mußt er stehen bleiben,
An Türen und Laden und Fensterscheiben.

Ich glaub, er hat sich in den Gassen verlaufen.
Sonnenstrahlen ließ er einen ganzen Haufen
Aus seinen Taschen hängen — — —
Nach seinen Fingerlein hätt' ich mögen greifen
Mit meinem Ärmel ihn leise streifen.

Ganz blendend war sein weißer Nacken.
Ich getraut mir nicht, als wär er eine
Schöne Frau,
Ihn anzupacken."

Und wenn er ein Liebeslied dichtet — ja, „dichtet" und nicht blos in schwächlichen Gefühlchen stammelt — dann geht er souverän all' dem überkommenen, zum „eisernen Bestand" jedes jungen Poeten gehörenden Formel-, Vers- und Reimkram aus dem Wege und schreibt nicht ein seitenlanges Versgestöhn, wie unser „lyrischer Liebesbriefsteller" — ach, was ist die neuere Liebeslyrik groß anders! — es haben möchte; sondern er geht hin, greift jugendlich keck aus seinem fröhlichen Tagleben ein Bildchen heraus, wie wir es täglich ohne besondere Empfindung erleben, übergießt's mit einem Scheinchen seiner schimmernden, fröhlichen Dichterseele und macht ein köstlich Stück zartester Enminiaturarbeit daraus, wie sie eben nur ganz begnadeten Händen gelingt. Nicht als ob ich die impressionistische Art des folgenden Liedleins als Vollendung ansähe, — ich betonte: Hans Steiger ist ein Versprechen! — aber sagt: ist Ton, Bild, Musik dieser neun Zeilen nicht eine starke, süße dichterische Köstlichkeit seltener Prägung? „Das Liebeslied" nennt es Hans Steiger:

„Schleudert der Himmel auch Sturmeswut
Und Regen auf uns und deinen neuen
Frühjahrshut —
Es ist doch Frühling!

Ich sehe deine Augen wie verduftete
Kleine Veilchen schweigen
Und deinen Mund wie rote Blüten
Sich neigen — — —

Gelt, du liebst mich?"

Digitized by Google

Diese gesunde, sichere, urwüchsige, festzupackende Art geht durch das ganze Büchlein, manchmal ein klein wenig zu derb, wo eine leisere Note mehr Wärme gäbe. Aber ich denke: Gott, wenn doch unsere junge Lyrik, vor allem das Lied unserer jungen katholischen Poeten auch nur etwas von dieser Art Hans Steigers lernen möchte! Wenn in unsere junge katholische Lyrik hinein doch nur endlich etwas mehr persönliche Selbstbesinnung käme, wenn nur endlich diese schwächlichen, dämmernden und feministischen Versdichtungen ein Ende nähmen, die bei Hoffmannsthal sich blos die Blasiertheit geholt und wenn dafür endlich einmal ein temperamentvolles, loderndes, meinetwegen auch ein klein wenig pathetisches und frischstürmendes Lied wieder „Mode" würde, das keine verworrene Künstelei mehr ist, dafür aber aus heißem Herzen klingt, von fiebernden Händen niedergeschrieben. Freilich: ein Lump gibt mehr als er hat! Und wir können kein blitzendes und donnerndes katholisches Künstlergeschlecht aus der Erde stampfen! Was wir aber können und was wir von Morgen bis Abend tun sollten, das ist: diesem Geschlecht den Boden bereiten, unser Volk zu diesem Lied erziehen und den jungen Künstler in seinen besten und eigensten Potenzen wecken und fördern und seine dichterischen Begriffe klären! Um dieser Arbeit willen würden wir vom guten Geiste unseres Volkes bis in den späten Abend hinein gesegnet werden. —

Und dann das andere: Hans Steiger kommt nicht als „wild gewordener Erotiker," dessen ganze lyrische Kunst ein Gebrau aus Sinnenqual und Brunst ist. Und nicht als titanischer Poseur, der mit erdichteten Schmerzen und Wunden sich — Mitleid und Ruhm, zusammenstiehlt und Abends im Wiener Café Smoking und Seidentuch zur Schau trägt. Hans Steiger ist auch, wo er von Liebe schreibt, einfach, innig, oft sehr zart, frisch und natürlich. Das wirklich schwüle, matte, zermarterte Lied vom Weib — wie haben etwa Stefan Zweig und Rainer Maria Rilke in die Alabastervasen ihrer Versdichtung stets nur sinnlich-matten Trank gegossen! — kennt er nicht, oder doch wenig. Freilich, die Gefahr droht, daß er jener Richtung, die im Publikum leider die Masse — wenigstens vor den jüngsten Geschehnissen! — für sich hatte, allgemach nachgebe; ich wies in kurzer Bemerkung schon darauf hin. Der dritte Zyklus des Buches, der sich betitelt: „Ich bin so schwer von lauter Zärtlichkeiten — —" (klingt da nicht aufs Haar R. M. Rilke?) bietet einige wenige, aber zu starke Ansätze dafür. Gut, daß der Zyklus besser ist als sein Titel und daß tatsächlich doch nur die Gedichte auf Seite 45 und 53

Digitized by Google

zu streichen sind darin, um deretwillen wir auch das Buch nicht in der Hand eines jeden Knaben sehen möchten. (Die beiden Poeme tragen übrigens auch formlich so sehr das Stigma der Anlehnung an bekannte Verse der Impressionisten, daß ihre Entfernung rein künstlerisch sich sofort rechtfertigen ließe!) Wenn ich sehr vorsichtig sein will, kann ich auch noch sagen, daß ich nicht einsehe, warum zwei Drittel aller Gedichte Hans Steigers mit einem Bild oder doch mit einem Wörtlein gleichsam als der Pointe schließen müssen, die mit irgend einem Bezug hinüberführt zum Bilde einer „schönen Frau" oder einer „blonden Liebsten"! Rein dichterisch: War das nötig? Könnte diese deutliche Wiederholung nicht vielmehr den Gedanken aufzwingen, die Kunst Hans Steigers ringe nach Bild und Ausdruck? Gewiß, wenn Hans Steiger es eben nicht in jeder Verszeile lachend bewiese, daß ihm die Fülle der Bilder, neuer dichterischer Dinge durch alle Ritzen zuströmen und daß er mit ihnen schalte, als wäre er ein Sprach- und Bildmeister wie etwa Görres: „Wenn man mir meine Gedanken stiehlt, mach ich mir neue!" Und das wollte ich ja eben hier besonders betonen: Hans Steiger hat Gedanken, Ideen, Bilder übergenug und sieht die ganze Welt: Wald, Winde, Städte, Land und Sonnenschein und alle die kleinen Dinge, die um uns sind, mit so begnadeten, glückseligen Dichteraugen an, daß er gar nicht nötig hat uns mit der großen Gebärde aller Epigonen, der titanischen Grimasse zu kommen. Und uns sein armes Persönlein mit der tragischen Geste und der leider nicht blos sprichwörtlichen deutschen Weltschmerzelei durch sechzig Buchseiten durch vorzustellen, wie's jeder dichtende deutsche Jüngling für seine „schmerzliche Pflicht" hält. Ihm fällt das alles gar nicht ein. Er verschont uns darum mit dem Knirschen des verkannten Genies, dem revolutionären Zarathustra-Pathos und den sentimentalen Aufschreien, die stets so lächerlich wie unwahr sind. Sein Buch ist große, ruhige, heiße und tiefe, satte Dichtung. Die die Seele der Welt und des Menschen meist in köstlichen kleinen Formen spiegelt. Die in allen Dingen der Erde den innern, tiefern, heimlich-schönen Sinn entdeckt, aus dem Zufälligen, Alltäglichen die ewige Stimmung löst, aus dem Gemeinen, Unbedeutenden die „süße kleine Schönheit" schält. Das ist wahrhaft große und starke Lyrik — jawohl! Die oft eine so reine und edle Linie hat, als hätte sie den Segen des köstlichen Eduard Mörike empfangen. Und die — verstattet das Bild! — sich oft gibt, als wandle ihr Dichter mit goldenem Zauberstab durch die Welt, eine leuchtende Farbe enthüllend, wo nur Leeres war, ein liebes Gesichtlein weckend,

Digitized by Google

wo wir nichts Lebendiges erkannten, ein Märchen mit himmelblauen Sehnsüchten erlösend, wo uns der graue Alltag anschaute.

Man höre, wie diesem jungen Menschen die Natur sich verlebendigt und was ihm ein Regentröpflein alles offenbart. „Der Regen" heißt das Gedicht:

„Die kleinen Regenkinder kommen
In langen, wehenden, schwarzen Kleidchen
Her. Sieh nur die vielen tausend
Gehenden Füßchen! Es kommen noch viele;
Es werden ihrer immer mehr.

Erdschollen funkeln. Über's Gras,
Da wirbelt es und da trippelt es; scheu,
Man glaubt, sie trügen was — — emsig
Landüber, immer vorüber: wollen
Zum abenddunklen Stadttor hinüber.

Leise rauscht das braune Land.
Unterm Gewand, o sah ich, hatten sie
In vollen Krügen aus Glas, silbern,
Flüssig, ich weiß nicht was — — aber es
Leuchtete auf allen Schollen.

Die vielen Regenkinder! Immer noch
Mehr! Wir fragen eins: Wo kommt
Ihr her? Es deutet zurück und sagt:
Wir müssen eilen; hinter den Wäldern um
Und um, spaziert die große Sonne herum."

Ist dieses bescheidene Gedichtlein, in dem der mitten in den Zeilen stehende, ganz wie unbeabsichtigte Reim stets den tiefern Sinn betont, nicht eine einzige, ohne den kleinsten Mißton klingende Musik? Oder jenes andere, das ganz ein fröhliches großes Kinderstaunen atmende Gedicht „Schnee":

„Die Fenster sind verhangen
Dunkel mit Schlaf und Traum;
Daß ein weißer Wind gegangen
Über Land,
Ahnen die Menschen kaum.

Wenn sie nur schon erwachten,
Daß sie alles sähn!
Ach, die Augen, die sie machten
Vor Freude,
Möcht ich blos schon sehn."

In den vielen Straßen:
Köstlich, wie ich so ging — —
Jede über alle Maßen
Seltsam
Wie ein fremdes Ding.

Und an allen Ecken
Bleib ich staunend stehn;
Auf den fleckenlosen, weißen
Strecken
Trau ich mir kaum zu gehn"

Digitized by Google

Gewiß, das ist keine eiserne Gedanken hämmernde Dichtung; aber, was mir mehr gilt: es ist die Offenbarung einer in Liebe, Unbefangenheit und elementarer schöner Kraft schaffenden Dichterseele, die sicher und geruhig auf sich gestellt, im „goldenen Überfluß der Welt" neue leuchtende Körner findet und verschenkt. Die auch den sprödesten Stoff zu bewältigen vermag und die darum kühn nicht nur von Wald, Wiese und Weide singt, sondern die stillen Schönheiten der modernen Großstadt, die freilich nicht die des Dandy und Lackschuhtreters sind, erfaßt und sie ohne den etwa bei Dehmel stets notwendigen „realistischen Gestank" uns vor Augen bringt. Hans Steiger schreibt einen ganzen Zyklus Verse: „Die große Stadt" und darin gute und beste Stücke wie: „Großstadtmorgen", „Die Stadt im Regen", „Die festlichen Großstädte" oder „Die Mette", das ich hierher setzen will:

„Die Frühe hat sich aufgetan;
Sieh, wie an silbernen Stangen
Fangen die vielen Sterne an
Herabzugleiten — —

Die dunklen Kirchen breiten
Die roten Fenster aus wie Hände,
Streuen die eingefangenen kleinen Brände
Über die strahlenden Heiligkeiten
Der Altäre.

Einsame Beter vor der Monstranz
Beten: O, Gott! O, Tröster! Mehre
In uns das Erstarken.
Wie den Fischern einst auf dem Meere,
Als ihre Barken
Bebten im Blitzesglanz — —.

Auch den Sturm gib uns und die Schläge
Der Wasser, das bange
Fürchten vorm Untergange,
Auf daß wir erfüllt sind
Allerwege
Von deinem ozeangroßen,
Tosenden Klange."

Und endlich: Hans Steiger meistert Versform und Sprache auf eigene kecke Weise, geht auch da nirgends ältliche ausgetretene Wege. Hat den Mut, auch in der Verssprache natürlich zu sein, alle Verbiegungen und Verzerrungen, die bei den kleinen Durchschnittlern den dichterischen Gedanken ersetzen sollen und alle Füllworte und Einschiebsel, die dort um alles in der Welt den Vers eben als Vers tönen lassen müssen, zum alten Plunder zu werfen und die Sprache in ihrer simplen Einfachheit klingen zu lassen wie sie selber klingt. Modelt und stutzt nicht mit

Digitized by Google

heißem Bemühen gewalttätig zu, so daß das elendige Gefühl, man stehe vor Ziehpuppen, vor seinen Versen einen wenigstens nicht überkommt. Das gibt seiner Dichtung in erster Linie die frohe, wie junger Baumschlag duftende Frische, die wir nirgends spüren, wo einer mit gesenktem Kopf hinter seinen berühmten Mustern einherläuft. Man prüfe alle die gebrachten Versproben auf ihre sprachliche Form und man wird mein Urteil fast Zeile für Zeile bestätigt finden. Dabei redet Hans Steiger nicht sprachlicher Zügellosigkeit das Wort. Seine Form ist im Gegenteil im Allgemeinen hohe und echte Sprachkultur, die feilt und wieder feilt, bis die Sprache Musik ist, einfach und natürlich redet und doch den Reim, Rythmus und Klang gibt, den der dichterische Gedanke erheischt. Genie ist Arbeit — der nicht tiefer sieht und wem das Geheimnis des lyrischen Liedes nicht aufgegangen, wird nie ermessen wieviel Schweiß in einem kleinen echten Gedichte steckt. — Ich könnte nun noch darauf hinweisen, wieviel Melodie, wieviel starkes Gefühl für die Musik von Sprache und Vers in den Gedichten Hans Steigers liegt, wie weiter gerade diese frische Sprachbehandlung vereint mit dem Feinempfinden für Rythmus und Sprachklang vor allem auch in der Romanzendichtung Hans Steigers zum Ausdruck kommt und wie in erster Linie gerade auf dem Gebiete der Romanze und der Ballade die stärksten Entwicklungsmöglichkeiten für den jungen Poeten liegen; ich müßte endlich aber auch betonen, wie sehr Hans Steiger dennoch vor übertriebener Sprachwillkür, vor Überspannungen und Formlosigkeiten sich hüten muß und wie sehr manches Gedicht, speziell balladesker Art schon unter Solchen gelitten — es mag nun bei dem Gesagten sein Bewenden haben und es wird die Entwicklung Hans Steigers Gelegenheit bieten zu ergänzen, zu korrigieren und die weitern Aufstiegslinien festzustellen.

Dieser Aufstieg wird kommen. Daran glauben wir. Glauben auch mit bester Zuversicht daran, daß Hans Steiger mehr noch als es bis heute geschehen ist, sich auf die Schönheit, auf Ethos und Wahrheit seiner katholischen Glaubensmächte lebendig besinnen wird. Da wird er seine Tiefe finden und das neue Pathos, von dem Dr. Richard Volpers unlängst gesprochen. Und seine ganze Vollendung. Dann wird er seinen kühnen Vers, ohne daß noch Einer zweifeln dürfte, mit Stolz aussprechen können:

„Ich aber nehme jetzt den ganzen Glanz — —"

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

„Katholisch, aber objektiv"

Vor kurzem unterhielt ich mich mit einem braven katholischen Oberlehrer über literarische Fragen. Die Rede kam auch auf Anselm Salzers Literaturgeschichte. „Ich kenne sie selber noch nicht," sagte mir der Oberlehrer, „aber einer meiner Freunde hat sie mir empfohlen. Er hat mir gesagt, daß sie katholisch, aber objektiv ist."

Der Herr sagte das ganz harmlos und war ziemlich verwundert, daß ich an diesem Ausdruck Anstoß zu nehmen schien und denselben einer kleinen kritischen Beleuchtung unterzog. Auf eine weitere Frage erfuhr ich, daß des Oberlehrers Freund, der Salzers Literaturgeschichte „katholisch, aber objektiv" gefunden, gleichfalls einer der Unsrigen sei.

„Haben Sie schon einmal einen Juden getroffen," fragte ich, „der Ihnen gesagt hätte: »Ich empfehle Ihnen dies oder jenes Buch. Es ist von einem Israeliten verfaßt, aber objektiv«? Oder hat Ihnen schon je in Ihrem Leben ein Protestant gesagt: »Lesen Sie diese neue Literaturstudie, studieren Sie jenes neue Geschichtswerk. Der Verfasser ist zwar ein Protestant, aber objektiv«? Woher schreibt sich denn nun diese kuriose Überscheidenheit, daß wir selbst bei einem bedeutenden Werke katholischen Ursprungs, obendrein einem Katholiken gegenüber, glauben versichern zu müssen: »Aber objektiv«? Sind denn das Gegensätze: katholisch und objektiv? Gibt uns nicht unsere wahrhaftig wohlbegründete, felsensichere Weltanschauung von vornherein, wenn wir nur logisch weiter denken und weiter arbeiten, die Gewähr objektiver Forschung? Verpflichtet uns nicht unsere katholische Moral, auch dem Gegner gegenüber ehrlich und gerecht, objektiv zu sein? Und haben nicht unsere Denker, unsere Forscher, unsere Gelehrten wirklich objektive Werke geschaffen, frei von allen Rücksichten auf irgend eine Clique oder geheime Verbrüderung, frei von Haß und längst zum hundertsten Mal widerlegten Geschichtslügen? Machen wir uns deshalb doch nicht vor unseren nicht-katholischen Mitbürgern lächerlich, indem wir bei jeder unpassenden Gelegenheit verschämt und zitternd und zagend flüstern: „Katholisch, aber objektiv. Verzeihen Sie, daß wir geboren sind!"

Digitized by Google

Bei dieser Gelegenheit fiel mir eine kleine Episode ein von der Polarfahrt, die mich im Sommer 1913 ins Reich der Mitternachtssonne und des ewigen Eises führte. Auf dem Dampfer — es war der prächtige Nordlandsfahrer „Großer Kurfürst" vom Norddeutschen Lloyd in Bremen — reiste auch ein Herr aus München, der schon früher mit besonderem Interesse Spezialstudien über Island und Spitzbergen gemacht. Dieser hatte die Freundlichkeit, uns an einem der weniger ereignisreichen Tage, da wir die weite Wasserwüste des nördlichen Eismeeres durchschnitten, einen schönen Vortrag über die alte Saga-Insel am Polarkreis und ihre höchst eigenartige Kultur zu halten. Ich suchte ihn nach dem Vortrage auf, um ihm für seine fesselnden Ausführungen zu danken und noch ein paar spezielle Fragen zu stellen. Dabei kam denn auch die Rede auf die einschlägige Literatur, und mein Islandforscher sagte: „Ich kann Ihnen auch recht das Werk von Alexander Baumgartner über Island empfehlen" „der Verfasser ist zwar ein Jesuit, aber . . ." Und nun folgte eine günstige Kritik des Baumgartnerschen Werkes. Ich aber wunderte mich über dieses merkwürdige „a b e r" und gab meinem neuen Bekannten zu verstehen, daß der katholische Charakter des Autors kein Schaden sei für seine Objektivität und für die Brauchbarkeit seines Werkes.

Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich am nächsten Sonntag im zweiten Rauchsalon — ich nannte ihn scherzhaft die „Kirche der Katakomben" — der heiligen Messe beiwohnte und hier zu meiner nicht geringen Freude auch unser Islandforscher auftauchte, um seinen Pflichten als katholischer Christ zu genügen. Und wieder mußte ich an das berühmte „a b e r" denken!

Arroganz ist niemals schön. Bescheidenheit ist etwas Gutes und Edles. Aber es gibt auch eine falsche Bescheidenheit, die nicht der Wahrheit entspricht, die ein geziemendes Maß von Selbstachtung vermissen läßt und die, praktisch gesprochen, einem Verrat an unserer hohen, heiligen Sache gleichkommt, die doch schon ohne unsere Mitwirkung traurig genug verkannt, mißachtet und unterdrückt wird, während die minderwertigsten Leistungen irgend eines Modegötzen mit großem Geschrei zu der Stufe einer noch nicht dagewesenen Vollendung emporgedichtet und demgemäß zu einem Erfolg geführt werden — auch in katholischen Kreisen —, der ihrem wahren Werte mit nichten entspricht.

Johannes Mayrhofer.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Über „Stephana Schwertner"

der Baronin E. von Handel-Mazzetti schreibt Seminardirektor L. Rogger im sechsten Heft der „Schweizer-Rundschau" (Jahrgang 1913/14) einen Essay, mit dem wir in manchen Punkten nicht ganz einverstanden sind. Der bedingungslose, literarische Superlativ ärgert, weil stets ungerecht, immer und Handel-Mazzetti hat diesen in keiner Weise nötig. Auch können wir beispielsweise der Auffassung nicht zustimmen, als hätten sich die Polemiken gegen den Roman „Jesse und Maria" seiner Zeit auch gegen den persönlichen „lautern Katholizismus" der Dichterin gerichtet. Vermag wirklich auch der sehr verehrte Seminardirektor Rogger nicht hier ungetrübten Auges Sachliches und Persönliches zu scheiden? Wir meinen, in diesen Auseinandersetzungen hat auch Enrika von Handel-Mazzetti vieles für ihre Kunst empfangen — die „Stephana" beweist mir das. Diskussionen klären eben immer und keiner von uns, vorab kein Künstler, darf undankbar sein, wenn seine Ideen in Diskussion geraten und in ihr sich die Begriffe klären. Enrika von Handel-Mazzetti wird darum jenen Auseinandersetzungen nicht zürnen — also sollte es auch Herr Rogger nicht tun! Sein Essay ist aber trotz allem mit so ehrlich-lautem Enthusiasmus für das neue epochale Werk der großen Österreicherin und zumeist mit so feiner Eingehung auf dessen literarische Schönheiten und Tiefen geschrieben, daß man auch an dieser Stelle gerne Notiz davon zu nehmen hat. Wir greifen aus dem Aufsatz gerade jenen Passus heraus, der die grundsätzlichen Ideen der Dichterin am pointiertesten anklingt und der sich mit der grandiosen Dichtung als dem „Roman des bedingungslosen Katholizismus" — man merke sich diese Einschätzung — beschäftigt. Herr L. Rogger sagt u. a.:

> »Handel-Mazzetti schrieb einmal, ihre Kunst werde „das katholische Ideal immer reiner erglänzen lassen, damit sie auch jene durch ihre Schönheit ergreife, die nicht unseres Glaubens sind, deren edle Seelen aber Sehnsucht haben nach religiöser, nach Höhenkunst." In Stephana Schwertner hat sie ihr Wort eingelöst.
>
> Das ist wahrhaft Höhenkunst, und die deutsche Literatur wird wohl noch auf Jahre hinaus „Stephana Schwertner" als die großartigste epische Dichtung der neuern Zeit neidlos anerkennen. Und es ist zugleich ein katholisches Kunstwerk, eine Apologie der katholischen

Digitized by Google

Religion und des Schönsten und Heiligsten in ihr, wie eine so reife und gesegnete deutsche Künstlerhand sie noch nie geschrieben hat. Oder wann ist das Bußsakrament und der Mittel- und Herzpunkt der katholischen Religion, die heilige Eucharistie, großartiger und weihevoller von katholischer Dichtkunst verklärt worden? Wann hat ein katholischer Dichter die gottgeweihte Jungfräulichkeit — man möchte fast sagen: rücksichtsloser, aber man sagt besser: ergreifender und siegbafter verteidigt?

Wir wollen nicht alte Wunden aufreißen. Nur eine Ehrenschuld abtragen. Darum gestatte man noch einige Worte zu diesem Gedanken. Vor paar Jahren gingen harte Vorwürfe gegen die Dichterin und ihren religiösen Standpunkt durch katholische Zeitungen und Zeitschriften. Sie schwieg damals, und sie war groß in ihrem Schweigen. Aber in „Stephana Schwertner" hat sie eine Verteidigung geschrieben, so überlegen, so wuchtig, so niederschmetternd für alle, die an ihrem lautern Katholizismus zweifelten, (!) wie kein Anwalt der ganzen Welt sie hätte schreiben können. Und ist es nicht fast eine Ironie des Schicksals, daß die Dichterin damals, als man über ihre Rechtgläubigkeit den Stab brach, (!) bereits ihre „Stephana Schwertner", den Roman des „bedingungslosen" Katholizismus, entworfen hatte? Was ist dieser Mönch Albert anders als ein Ketzerrichter, wie er in den Büchern und Zeitungen des 20. Jahrhunderts gezeichnet wird? Wie redet und geberdet sich dieser „ultrakatholische" Abt Heller von Karsten vor dem Kaiser und den protestantischen Stevrern! Welch scharfe, so unversöhnliche Worte wirft dieser sterbende Abt Heller den beiden Händel ins Angesicht! Und die Stephana! Wäre sie nicht eine Heilige, vor der jeder Vorwurf erröten muß, so möchte man sagen: bornierter, einseitiger und darum ungeschickter, als sie es tut, kann man die katholische Sache nicht verteidigen; das heißt man denn doch mit Gewalt die Protestanten abstoßen . . . Und wohl gemerkt: diese drei Gestalten sind die Führer der katholischen Partei Steyrs, und sie sind die entgültigen Sieger. Und der Ireniker, der Brückenbauer, der immer nach einem modus vivendi sucht, der Abtvikar P. Karl, wie klein steht er da neben den drei Vollkatholiken, die die Dichterin mit so sichtlicher Vorliebe und Teilnahme zeichnet!«

Auf den Aufsatz von P. J. Obermans S. J. im neuesten Heft der „Laacher Stimmen" über die „Stephana Schwertner", der doch sehr im Magister- und Pedantenfräcklein einherschreitet, werden wir bei Gelegenheit zurückkommen.

Überspannungen

Was soll man sagen, wenn man heute schon Artikel zu lesen das zweifelhafte Vergnügen hat, wie sie Herr Kurt Schindowski am 31. Oktober 1914 in der „Täglichen Rundschau" Berlin Nr. 526 schreibt? Da geht dieser „Deutscheste aller Deutschen" nun hin und schlägt vor seinem herrlichen deutschen Volke, das demütig, ernst, entschlossen und schlicht auf Gott vertrauend mit seinem Herzblut Heim und Herd verteidigt, literarische Purzelbäume schlimmster und unglaublichster Art. Man müßte den Mann bedauern, wäre die Kunde nicht so ernst und

Digitized by Google

sein Gebaren nicht so tief verderblich und trüber Folgen schwer. Unter dem Titel: „Durchbruch deutscher Religion" lesen wir da in jenem Blatte als Vorbetrachtung auf die Jahrhundertfeier der deutschen Reformation vom Jahre 1917 u. a. folgende Sätze:

»Als Luther seine Thesen an die Kirchtür schlug, hat er nicht ahnen können und nicht glauben wollen, daß seinen Wünschen schon in kurzer Zeit ein umfangreiches unermeßliches Erfüllen werde. Es kam der Prüfstein einer großen Zeit und zog die Weltgedanken in die Weltgeschichte: Nachdem der mühsam durchgekämpfte Glaube zu Worms vor Kaiser und vor Reich die Feuerprobe treu bestanden hatte, soll Luther — halb erschrocken noch vor seinem Mut, halb jubelnd schon ob großer Folgen, voll Dankbarkeit und Demut gegen Gott — laut jauchzend, freudig ausgerufen haben: Ich bin hindurch, ich bin hindurch! —

Das Wort: Wir sind hindurch! ertönte auch, als jüngst der kranke Friede brach. Was kommen mußte, kam mit Allgewalt; und wer der Unvermeidlichkeit ins Auge sah, der mußte Freude haben, daß es endlich kam. Nun hat das deutsche Volk den großen Prüfstein Krieg, nun zeigt es Kräfte, die geschlummert haben, nun wächst es aus der Kleinlichkeit des Tags und wirkt am Webstuhl großer Weltgeschichte.

Die Kräfte, die zum Durchbruch kommen, entstammen erster Hand dem staatlichen Gebiet. Was Ordnung, Fleiß und Pflicht je leisten konnten, das wurde sichtbar, gab uns Kraft und Mut. Wer aber konnte hoffen und erwarten, daß auch das Seelenleben deutscher Art lebendig sprießen, blühen, Früchte bringen würde. Wie eine Hochflut kam das Wunderbare: Gott sprach, und deutsche Art verstand sein Wort. Wir wurden Träger seines Willens, nicht unbewußt, nein wissentlich. Wir haben einen deutschen Gott, wir haben einen deutschen Glauben, wir schauen auf die Werdestunde und auf den Durchbruch deutscher Religion. (!)

Der Durchbruch ist nicht Menschenwerk. Was kam, ist nicht ertüftelt und erklügelt, Gott selbst trat vor und spendete dem deutschen Volk die unvergänglich hehre Offenbarung. Der Glaube, der uns einigt und erschüttert, uns hebt und unsre Herzen stärkt, ist deutsch, nur deutsch in seiner ganzen Art; Er knickt nichts, unterdrückt nichts, was uns eigen wäre und wir haben sonst an Seelengütern, stellt er heraus ins hellste Sonnenlicht. Hier gibt es keine Glaubensarten und Glaubensformen oder Spötterei. Sogar wer ohne Gott im Weltgetriebe zu leben wagt, schweigt still in solcher Zeit und sinnt dem neuerlebten Wunder nach.«

Wir überlassen die eingehende Betrachtung über diese Fieberphantasien dem Gralleser. Solche sind leider, leider schon nicht mehr vereinzelt. Johannes Mayrhofer hatte bereits Anlaß auch im jüngsten Heft der „Historisch-politischen Blätter" gegen eine wahnsinnige Überbordung des Nietzsche Kultus Stellung zu nehmen. Wir meinen blos: wenn solche Überspannungen als nationale Maßstäbe für Religion und Kultur aus diesem Krieg heraus und in unsere Allgemeinheit hineinwachsen sollten, dann schütze Gott unser

Digitized by Google

Deutschtum! Für den deutschen Katholizismus aber wird auf 1917 hin wiederum das Wort des alten Görres zum Wegweiser und Fackelbrand, das ihm die Säkularfeier der Reformation vor hundert Jahren abrang und das große Bedrängnis und Kampf vorausfah. Schlagen die, die's angeht, die alten Bücher auf!

• • •

Kunst, Krieg und Heuchelei!

Der sehr gelehrte und temperamentvolle Staatsarchivar des Schweizer Kantons Nidwalden, Herr Dr. Robert Durrer in Stans, dessen Feder ganz prächtige, von keinem philisterösen Stäubchen getrübte, jugendlichkecke Essays schreibt, ist keiner von Jenen, die je überlaute Sympathie zu Deutschtum und Reich geäußert hätten. Davor bewahrt ihn schon seine aus der Historie gewonnene und des öftern vertretene Ansicht von der „hohen zivilisatorischen Kunst" Englands sowie seine Dankbarkeit gegen Britannien als den „traditionellen Schirmer der Kleinstaaten," dessen Diplomatie 1847 und 1857 die Schweiz politisch gerettet habe — Ansichten, die wir vorläufig noch nicht durchaus zu teilen vermögen.

Um so bemerkenswerter ist darum ein Aufsatz, den der Schweizer Gelehrte unter dem Titel: „Kriegsbetrachtungen" im neuesten Heft der „Schweizer-Rundschau" (Heft 1 Jahrgang 1914/15. Seite 18 ff) veröffentlicht und der wirklich das Stigma geistiger Überlegenheit und souveräner Ruhe allen Geschehnissen gegenüber an der Stirne trägt. Der Aufsatz, in erster Linie für Schweizerverhältnisse, künstlerische und politische, geschrieben, wendet sich aber vor allem auch gegen die lächerlichen und krankhaften Überspannungen der nationalen Maßstäbe auf künstlerischen und kulturellen Gebieten und gegen die namenlose Heuchelei und Lügenhaftigkeit, wie sie nicht nur in der Presse, sondern auch in den literarischen Aussprachen der sogenannten führenden Geister der Nationen zu Tage traten. Es ist erfreulich, daß der Schweizer-Gelehrte, trotz einiger scharfer Ausstellungen, die Wortführer des deutschen Volkes verteidigen und in Schutz nehmen kann. Herr Dr. Robert Durrer schreibt u. a. über die merkwürdige Wandlung, die in der Beurteilung der Auslandskunst und -Kultur sich mit Beginn des Kriegszustandes (!) in großen Kreisen der Schriftstellerwelt vollzog:

»Die kritische, psychologische Betrachtungsweise, die uns durch die moderne Geschichtswissenschaft, und weitesten Kreisen durch den

Digitized by Google

modernen Roman eingeimpft schien, versagte plötzlich. Selbst bei den Trägern der Intelligenz, bei Gelehrten und Schriftstellern, die diese psychologische Anschauungsweise in unsterblichen Werken gefestigt. Guglielmo Ferrero, der Entdecker der menschlichen und individuellen Gründe, die zum römischen Imperialismus führten, Anatole France, der Skeptiker und Wiedererwecker des Seelenlebens vergangener Zeiten, Gabriele d'Annunzio, der feine Zeitgliederer der vielgestaltigen menschlichen Psyche, wandten sich selbstmörderisch in Aufrufen von unerhörter Heftigkeit gegen den Kollektivbegriff deutscher Barbarei. Deutsche Schriftsteller schauderten vor dem russischen Stumpfsinn, vergessend, was Vollblutrussen ihnen und der Menschheit gaben: Tolstoi, Dostojewski, Mereschkowski und so viele andere Wegweiser moderner Literatur und modernen Denkens.«

Kläglicher noch als diese allgemeine Erscheinung, die nur beweist, wie jämmerlich jene Geister, denen die intellektuelle Führung der Nationen in die Hände gegeben, dem allgemeinen Masseninstinkt unterlagen, — ist die Heuchelei und die Pose der Entrüstung, die über die Beschädigung historischer Kulturdenkmäler in gallischen, britischen und verwandten Kunstkreisen sich erhob. Herr Dr. Durrer wiederholt energisch, was Gerhard Hauptmann in seinem „offenen Brief" betonte und was hier schon nachdrücklich ausgesprochen wurde:

»Es klingt heute nach neun Wochen schon fast wie eine atavistische Regung, wenn man über einige Beschädigung historischer Kulturdenkmäler lamentiert, wo man doch kein Wort des Verständnisses findet für die unersetzlichen Verluste an lebendigen, wirkenden und entwicklungsfähigen Kulturwerten, jugendfrischer Menschheitsblüte, die vielleicht bestimmt war, der Nachwelt unvergängliche Geistesdenkmäler zu bauen und nutzlos als bloßes Kanonenfutter hingeopfert wird. Nutzlos, wenigstens als unverhältnismäßiges Opfer für die Massensuggestion des Nationalismus! Man bilde sich ein, den jungen Göthe bei Valmy von einer Kartätsche zerrissen! Können unter den heutigen Opfern nicht ähnliche Menschheitswerte sein?«

Aufgefordert, den Protest gegen die Zerstörung der Kathedrale von Reims zu unterzeichnen, weigerte sich Herr Dr. Robert Durrer dessen und glossiert heute, ohne selbstverständlich den leider notwendig gewordenen Kriegsakt aufs Tiefste zu bedauern, den gegen die deutsche Armee in so ungeheuerlicher Weise ausgenutzten Fall in folgenden Auslassungen:

»Da kamen die Alarmnachrichten von Reims, und der im Grunde, wenn auch unbewußt, politische Kunsteifer ließ sich nicht mehr zurückhalten. Der ironische Zufall hat es gefügt, daß in der gleichen Nummer der „Gazette de Lausanne", die den Protest brachte, der Augenscheinsbericht des Korrespondenten des „Corriere della Sera" abgedruckt war, der feststellte, daß von einer „Zerstörung" der Kathedrale nicht die Rede sein könne. Die inzwischen publizierten photo-

Digitized by Google

graphischen Aufnahmen bestätigen das. Gestützt auf diese und andere seitherigen Berichte aus Reims, Löwen, Namur und Mecheln habe ich übrigens das fachmännische Empfinden, daß die deutschen Kanoniere bis dahin viel weniger von barbarischer Pietätlosigkeit auf dem Gewissen haben als berühmte französische, deutsche und schweizerische Restaurationsarchitekten des 19. Jahrhunderts! — —

Mehr als hundert schweizerische Intellektuelle haben, dem Beispiele der Italiener folgend, geglaubt, gegen die „Vernichtung" der Kunstdenkmäler Löwens und die „ungerechtfertigte Zerstörung" der Kathedrale von Reims protestieren zu müssen. Keiner der Unterschriebenen kannte zur Zeit aus eigener Anschauung den Umfang dieser Beschädigungen, keiner konnte aus eigenem Urteil entscheiden, ob die Beschießung der Reimser Kathedrale durch die Umstände erzwungen war oder nicht. Die offiziellen Parteiberichte standen sich in letzterem Falle gegenüber; der primitivste Takt hätte verlangt, beide vorderhand als gleichwertig anzusehen und Abklärung abzuwarten.«

Wir bedauern, aus dem sehr bedeutenden Aufsatz nur diese wenigen Stellen hier wiederholen zu können. Er vertritt im Ganzen den in dieser Sache so selten gehörten Standpunkt der unerschrockenen prinzipiellen Klarheit und ungeteilten Wahrhaftigkeit!

Kritische Warte

Klassikerausgaben

Johann Nestroys Werke. Herausgegeben von Otto Rommel. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. (Goldene Klassikerbibliothek.) Zwei Teile in einem Leinenbande Mk. 2.50 — Kr. 3.—.

Johann Nestroy ist der Klassiker der Wiener vormärzlichen Lokalposse. Er hat nicht allein selbst eine Menge von Anregungen erhalten, sondern auch mit seinen Werken wieder auf andere stark eingewirkt. Seine Vorbildlichkeit hat Nestroy einen Platz in der Goldenen Klassikerbibliothek gesichert. Sehr mit Recht, wie uns scheint, denn „er ist der Nachfolger und Fortsetzer Raimunds; er gebt von ihm aus, schreitet aber bis zu seinem Gegensatz fort. Nichts charakterisiert die Verschiedenheit der Biedermeierzeit und des Vormärzes so anschaulich, wie die ätzende kritische Schärfe Nestroys im Gegensatz zum Idealismus Raimunds Ästhetisch und moralisch mag man es ein Heruntergleiten nennen; dem Historiker sind beide Kulturerscheinungen gleich interessant." (Kralik, Geschichte Wiens, S. 648) Aus diesen Leitsätzen ergibt sich Nestroys Bedeutung, die Professor Rommel in seiner Einleitung dann ausführlich dargetan hat. Für die literarhistorische und ästhetische Bewertung blieb Rommel umsomehr Raum, als über die äußere Lebensgeschichte Nestroys nicht viel zu berichten ist, (ausgenommen die Anekdoten, die natürlich in eine kritische Ausgabe keine Aufnahme finden konnten). Was an Rommels Arbeit besonders wertvoll ist, ist die Herstellung der Zusammenhänge zwischen Nestroys Schaffen und dem Wiener

Digitized by Google

Theater- und Gesellschaftsleben des Vormärz. Die Ausgabe selbst war eine Notwendigkeit; Gottlebens Auswahl ist literarwissenschaftlich minderwertig, die Ganghofer-Chiowacci-Ausgabe zu umfangreich. Die vorliegende ist eine Auswahl aus den besten Werken Nestroys. Durch das chronologische Verzeichnis der Stücke ist manche falsche Datierung Moritz Neckers berichtigt worden. Michael G. Lap.

Romane, Novellen

Herbert M.: Prinz Spiro Maria. Roman. 244 S. Köln, J. P. Bachem Mk. 3 20, gebd. Mk. 4.—.

In M Herberts Kunst treten mit der zunehmenden Reife immer mehr die artistischen Werte zurück und die Lebenswerte voran. Sie erfüllt ihre Bücher mit einer strengen, tiefen Ethik, unbedenklich das Wohlgefallen der Vielzuvielen, die im Roman nur Zerstreuung und Unterhaltung suchen, preisgebend. Ihre Bücher werden so immer schwerer und nachdenklicher und fordern auch vom Leser ernste geistige Mitarbeit. Wer aber die nicht scheut, der wird dafür belohnt, namentlich in diesem Buche belohnt, denn da funkelt es nur von feingeschliffenen Werten und tiefen, leuchtenden Gedanken. Der Roman gehört zur Gattung der heute so beliebten Entwicklungsromane und bietet darum nur eine magere äußere Handlung, umsomehr ein Bild inneren Werdens. Daß dieses Werden im Gegensatze zu anderen vielgelesenen Romanen dieser Gattung sich nach jenen Grundsätzen und Leitsternen vollzieht, die uns Katholiken die reine, absolute Wahrheit verkörpern, erhebt das Buch für katholische Leser noch höher aus der Flut unserer seichten Romanliteratur.

Krane, Anna Freiin von: Sibylle. Roman. 297 S. 2. Auflage. Essen, Fredebeul & Koenen. Mark 2 —, gebd. Mk. 3. –.

Auch dieser Roman gehört zum Teil in die Gattung der sogen. Entwicklungsromane mit starkem psychologischem Einschlag. Der Konflikt, der wie ein roter Faden das ganze Buch durchzieht, ist die selbstlose, opferwillige, demütige Liebe eines Mädchens zu einem Künstler, der für diese Liebe kein Verständnis hat, weil sie ihm zu spießbürgerlich ist und darum in die Netze einer raffinierten Verführerin sinkt. Sybille findet Trost im Wohltun und in charitativer Selbstaufopferung. Erst als die wilde Glut des Künstlerherzens im Alter verebbt, eint treue Freundschaft die beiden Getrennten. Es gehört eine starke Gestaltungskraft dazu, diesen schwierigen Stoff zu meistern und manchmal hat man in der Tat das Gefühl, in Sybille einem Rätsel gegenüber zu stehen. Aber es ist ein Buch voll tiefer Menschenkenntnis und der heikle Stoff ist immer mit jener Zartheit gemeistert, die edlen Frauenhänden eigen ist.

Schrott-Pelzel, Henriette: Vom Hochquell bis ins Tieftal. Tiroler Erzählungen. 196 Seiten. Berlin, Martin Warneck. Mk. 2.80. gebd. Mk. 3.60.

Schon in den hier erschienenen Besprechungen von „Jakob Brunner" und „Die von Edelsbach" wurde auf die große Begabung der Verfasserin für poetische Kleinmalerei im Rahmen ihres Heimatlandes hingewiesen; diese Begabung offenbart sich in dem vorliegenden Bändchen noch entschiedener. Schon ihre Sprache hat — neben manchen Ansätzen zu Manieriertheit und abgesehen von allerlei Nachlässigkeiten, die den Mangel fester Feile verraten — etwas Frisches, Farbiges, Leuchtendes, was besonders ihren Naturschilderungen zugutekommt. Die Menschenschilderung macht den Eindruck großer Naturtreue, doch scheint sie mehr auf das Rührende, das Herz Ergreifende, als auf das Große, Tragische eingestellt; dabei betont sie stets die sittlichen und religiösen Grundlagen

Digitized by Google

des Tiroler Volkscharakters, die leider von anderen Schilderern, wie z. B. von Wolf und Greinz, absichtlich übersehen oder höhnisch karrikiert werden.

Roelli, Hans: Die Geschichte des Jochem Steiner. Nach Tagebuchblättern und Aufzeichnungen des Jochem Steiner herausgegeben. Buchschmuck von Josef Herrmann. 252 Seiten. Preis gebunden Mk. 4.—. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Roelli ist ein Werdender. Das Buch ist seine erste größere Prosaarbeit. Es erzählt die Geschichte eines jungen Appenzeller Bauern, — Roelli selbst ist Schweizer — der als Poet und Wildkopf von der Scholle ging und als ziel- und zweckloser Mensch und Träumer mit gebrochenen Fängen in die Berge zurückkehrte, weil er schließlich abseits seiner Heimatscholle zu Wenigem gründlich taugte. — Das Buch ist sehr aphoristisch, sehr lose, sehr arm an Epischem und ganz ohne künstlerisch gerafften Ausklang geschrieben und als solches Opus also auch nicht voller und letzter künstlerischer Wirkungen fähig. Hat uns aber dennoch als eine große, starke und in manchem Klang ganz neue und schöne Dichtung zu gelten, die auf Hans Roelli ein sehr bedeutendes literarisches Versprechen ausstellt; wir dürfen froh warten, daß er es erfüllt. — Hans Roelli wollte uns das Buch einer Sehnsucht schreiben, die nie gestillt wurde und die darum in einer müden Traurigkeit endigt, und daß ihm das gelang, darf keiner mir streitig machen. Die Stimmung, das Lyrische ist das Große, das Zarte, oft ganz Wundersame an dem Buche und er erreicht diese durch eine merkwürdige und starke Art der Landschaftsschilderung und einem sorgfältig gearbeiteten und ganz simplen Stil und Satzbau, der sich nur noch vor allzu großer Gleichmäßigkeit hüten muß, um vollendet zu sein. — Dabei ist das Buch in jeder Zeile voll edler, ethischer Gesinnung und die Frauen, die darin mit ihrer Liebe und ihrem Weh vorkommen, sind alle voll zarter Süße und Güte und mit ganz besonderer Andacht gezeichnet, als klänge irgendwo ein uraltes frommes deutsches Minnelied. Allzu leicht macht Hans Roelli es sich nur mit dem religiösen Problem, wo es denn doch gar nichts heißt, in der ältlichen larmoyanten Art Zschokkes ein paar Seiten zu raisonieren — darüber sollte ein Künstler von heute hinweg sein. Das muß stark betont werden. Otto Walter.

Lyrik

Sorge, Marte: Frauenlieder. 55 Seiten. Preis broschiert Mk. 1.50, gebunden Mk. 2.80. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1914.

Eine Vorkämpferin moderner Frauenbewegung! Das Buch ist im ganzen der künstlerische Ausdruck der kranken Psyche jener Art „moderner Frauen". Mit all dem Erotisch-Ungebändigten, dem maßlos Leidenschaftlichen und also Unschönen, das ihr eigen. Das Buch hat uns inhaltlich nichts zu sagen. Man täte ihm aber Unrecht, würde man nicht anerkennen, daß Marte Sorge lyrische Künstlerin und ganz besondere Meisterin deutscher Sprache ist und daß in ihrem Buche ein paar Lieder sich finden, die nicht nur ethisch edel und gesund, sondern auch von höchster und süßester dichterischer Schönheit sind. Das vermag leider eine Abweisung nicht zu beeinflussen. Otto Walter.

Jensen, Hans: Im Wandern der Tage. Gedichte. 80 Seiten Preis broschiert Mk. 1.80. Fritz Eckardt, Verlag, Leipzig.

Ein Büchlein, das nirgends oder wenig zum Widerspruch reizt, das man vielmehr in einer schönen, geruhigen Stimmung durchlesen kann. Es enthält in Hauptsachen formlich äußerst vollendete, mit

Digitized by Google

scharfem Ruck und starkem malerischem Können gezeichnete Naturbilder, unter denen geradezu einige Köstlichkeiten sind. Ich würde „Sinkende Sonne", „Südwind", „Der Pflug", „Vier Wolken" und ein schönes Bündelchen anderer gerne hier herausgreifen. Der starke, eigenwillige, nirgends titanenhaft sich gebärdende, aber recht stolze und fröhliche Wille zu Leben und Welt, der vor allem in dem zweiten Teil: „Buntes Gerank" pulst, ist die gesunde, heimat- und bauernstarke Linie des Büchleins. Und daß darin keine matte oder wilde Erotik, sondern nur zwei, drei, mit einer einzigen Ausnahme ganz ausgereifte, schöne volksliedhafte Liebesliedlein sich finden, macht das Buch zu einer fast singulären lyrischen Gabe. Otto Walter.

Schüler, Gustav: Gottsucher-Lieder. 4. und 5. Tausend. Erweiterte Ausgabe. Kartoniert Mk. 2.—, in Lederband Mk. 3.20. Stuttgart und Berlin 1914. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Der Gral hat auf dieses wertvolle Büchlein, das hier nun erweitert vorliegt, schon des öfteren hingewiesen. Wollte man Thrasolt mit Schüler in Vergleich setzen — und die Parallele drängt sich auf — es wäre zu gestehen: Thrasolt ist der leidenschaftlichere, stärkere, farbengewaltigere — und auch größere Dichter. Gewiß! Freilich wird das Knirschen des inneren Menschen bei Thrasolt dann und wann zur Selbstquälung — und seine Dichtung wird dann grüblerisch, düster, formlich zerhackt. Gustav Schüler dichtet im allgemeinen das religiöse Lied — das Melodiöse, Musikalische, das Klingende beherrscht seine religiöse Lyrik und zwar, von einigen starken Wiederholungen abgesehen, in sehr glücklicher Weise. Überhaupt: die dichterischen Qualitäten Schülers zu betonen ist längst überflüßig geworden und dieses Büchlein ist zweifelsohne ein starkes Dokument der zeitgenössischen religiösen Dichtung. Paul Maßdorf könnte recht haben, wenn er in seinem Gustav Schüler-Essay (Eckart III. Jahrgang 8) sagt, daß dieses Buch „vielleicht den Grundstock eines neuzeitlichen (evangelischen) Gesangbuches bilden könnte". Otto Walter.

Franke, Ilse: Deutsche Treue. Kriegslieder einer deutschen Frau. Unsern deutschen und österreichischen Helden gewidmet. 62 Seiten. Hesse & Becker Verlag, Leipzig. 80 Pfg.

Richard Kralik und Franz Eichert: Schwarzgelb und Schwarzweißrot. Kriegsgedichte. 72 Seiten. Verlag der katholischen Union für Österreich. 1914.

Wir können auf diese beiden aktuellen Neuerscheinungen heute nur noch sehr empfehlend hinweisen. Beides sind in jeder Zeile heißflammende, vom Herzblut wahrer Poeten durchglühte, die Zeit und ihre größten Gedanken kühn fassende „Schwertbüchlein". Greife vor allem die deutsche Jugend zu! Unser Aufsatz: „Das neue Lied", der nächstens im Gral die junge Kriegslyrik zusammenfassend besprechen möchte, wird sich mit den beiden Büchern eingehender zu beschäftigen haben. O. Wr.

Zeitschriften

Heliand. Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens für gebildete Katholiken. Herausgegeben von Hermann Hoffmann, Religions- und Oberlehrer in Breslau. Breslau, Verlag von G. P. Aderholz, Buchhandlung. Preis für den Jahrgang Mk. 4.—. Oktoberheft.

Die Zeitschrift befindet sich in erfreulichem Aufflieg. Im Oktoberheft schreibt Franz Tiez an Hand der Publikation von Dr. Remigius Stölzle über „Johann Michael Sailers religiöse

Digitized by Google

Entwicklung" einen kurzen interessanten Aufsatz unter dem Titel: „War Sailer zu allen Zeiten wahrhaft katholisch?", der wenn auch etwas karge, so doch sehr interessante Noten bringt. Über die jüngst wieder so verwunderlich aktuell gewordene Frage des Buddhismus referiert H. H. Kaplan Karl Jakubczyk, Breslau, in dem bedeutenden Aufsatz: „Die Grundgedanken des Buddhismus". Sehr beachtenswert ist auch die Studie über „Die politische und die religiöse Macht des Islam", die über das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg sich nicht durchaus optimistisch äußert. W.

Monatsschrift für katholische Lehrerinnen. Organ des Vereins kathol. deutscher Lehrerinnen. 9. Heft. 27. Jahrgang. September 1914. Ferdinand Schöningh, Paderborn. Verantwortliche Schriftleitung: Maria Schmitz in Aachen.

Das Septemberheft der vorzüglich geleiteten Revue bringt neben andern recht guten Beiträgen den in erster Linie bemerkenswerten Aufsatz: „Otto Willmanns Kleine Schriften" von Dr. Marie Speyer. Daneben ist auch mit Nachdruck auf die Studie über „Die Schule in den deutschen Kolonien" von P. Freitag-Stehl aufmerksam zu machen, die nun recht frisch aktuell geworden ist. W.

Verschiedenes

Habbels Kriegschronik. Illustrierte Geschichte des europäischen Krieges 1914 von Karl Aspern. Jeden Monat zwei Hefte à 40 Pfg. Regensburg, J. Habbel.

Für alle, die diese Kriegszeit mit durchlebt haben, ja für Kinder und Kindeskinder ist es ein Bedürfnis, die Erinnerung an die großen Ereignisse wach zu erhalten und das geschieht wohl am besten an der Hand einer übersichtlich geordneten Kriegschronik. Die Berichte der Tagespresse sind zu breit ausgesponnen und zu wenig übersichtlich, um daraus ein zusammenhängendes Bild zu gewinnen. Die vorliegende von J. Habbel-Regensburg herausgegebene Kriegschronik hat außer den Vorzug einer sowohl nach inneren als nach äußeren Gesichtspunkten, übersichtlich geordneten Darstellung auch den, daß sie, soweit dies bei der kurzen von den Ereignissen uns trennenden Distanz überhaupt möglich, bereits eine kritische Prüfung derselben anstrebt oder doch dieser Prüfung vorarbeitet. Wir möchten ihr auch, entgegen andern nur auf Sensation berechneten Darstellungen, eine gewisse literarische Bedeutung nicht absprechen, die sich einerseits in einer gewissen dramatisch-lebensvollen Behandlung und Sichtung des historischen Stoffes, andererseits in der erhöhten Sorgfalt, die der sprachlichen Darstellung gewidmet wurde, kundgibt.

Peinlich ist es uns, auch an diesem von einem katholischen Verlag herausgegebenen Werke, ganz wie bei den unzähligen Sammlungen von Kriegspoesien, die Beobachtung machen zu müssen, daß der Verfasser die eingestreuten poetischen Intermezzos fast ausschließlich (mit Ausnahme eines auch in die nichtkatholische Presse übergegangenen Gedichtes von P. Pöllmann und eines von Kralik) nichtkatholischen Quellen entnommen hat, daß er also die in katholischen Zeitschriften veröffentlichten Kriegslieder katholischer Dichter kaum zu kennen scheint.

Wolters, Friedrich: Hymnen und Sequenzen. Übertragungen aus den lateinischen Dichtern der Kirche vom 4. bis 15 Jahrhundert. 206 Seiten. Berlin, Otto v. Holten. Gebunden Mk. 4 50.

Wenn wir sagen: Wir nehmen diese Ausgabe mit gemischten Gefühlen entgegen, so kommt die Freude, der überreich fließenden Quelle

Digitized by Google

reinster katholischer Poesie der lateinischen Kirchendichtung des Mittelalters aus den dämmernden Verlusten der Bibliotheken hinaus ins volle Leben geleitet zu sehen, einzig auf Rechnung der ausgezeichneten Übertragung und der vornehm-geschmackvollen, würdigen Ausstattung; das Bedauern darüber, daß diese unsere ureigensten Schätze wieder von fremder Hand gehoben werden müssen, ausschließlich auf Rechnung unserer eigenen Fahrlässigkeit, die diese Schätze solange ungehoben modern ließ. Natürlich, wir hatten dazu nicht Zeit, denn unsere Federn hatten die große Aufgabe, der Welt zu beweisen, daß die katholische Gegenwartsdichtung unrettbar „inferior" sei. Doch weg mit diesen trüben Gedanken — wir sind doch so reich, daß wir uns den Luxus der Selbstberaubung gestatten können, ohne arm zu werden. Was ist doch an funkelnden Schätzen allein in diesem Buche niedergelegt, und die Hauptsache ist, daß das alte, gute Gold in der neuen Fassung uns besser in die Augen sticht, als in der alten Prägung mit ihrer, von uns Modernen vielfach verkannten Patina. Das hat Wolters gut verstanden, das alte Gold in moderne Formen umzugießen. Seine Übertragungen sind vielfach meisterhaft. Wir geben im Anfang dieses Heftes eine Probe, eine bessere Kritik gibt es nicht. Das Buch in seiner edelprächtigen Ausstattung ist ein würdiges Geschenk für Freunde alter katholischer Poesie.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Die Selbstvergiftung des katholischen Schrifttums.

Mit über zweimonatlicher Verspätung geht uns durch den Buchhandel das Septemberheft der Literaturrevue „Über den Wassern" zu. Darin findet sich eine kurze, mit äußerster materieller Sorglosigkeit geschriebene Antwort, die H. H. Dr. theol. Ignaz Seipel und Dr. Johannes Eckardt gemeinsam an die Adresse des „Gral" richten und die das Schlußwort dieser Herren darstellen soll in Sachen der bekannten, gegen „Über den Wassern" gerichteten Gralartikel: „Die Selbstvergiftung des katholischen Schrifttums."

Wir haben auf diese „Antwort" in Ruhe und Kürze das Folgende zu sagen:

1. Die materielle Richtigkeit sämtlicher von uns gegen „Über den Wassern" erhobenen Vorhalte wird selbstredend durch diese Antwort der Herren Dr. Seipel und Dr. Eckardt in keiner Weise berührt. Sie stellt sich als eine blos von persönlichen Spitzen getragene Auslassung dar, auf deren Ton wir begreiflicherweise nicht eingehen können.

2. Wenn H. H. Dr. Ignaz Seipel die Diskussion über literarisch und grundsätzlich äußerst ernste Dinge durch die Behauptung glaubt erledigen zu können, der verantwortliche Leiter des Gral habe sich in seinen oppositionellen Aufsätzen wissentlicher Fälschungen schuldig gemacht — das ist der kurze Sinn von Dr. Seipels Sätzen —, so verweisen wir unsere Leser in Ruhe auf die Lektüre und Vergleichung sämtlicher Ausführungen des „Gral" wie „Über den Wassern". Die Frage, wie der Moraltheologe es mit seinem Gewissen vereinbart, einen literarischen Gegner auf Grund von ganz unzutreffenden Vermutungen als

Digitized by Google

unehrlichen Opponenten hinzustellen, mit dem man ehrenhalber die Waffen nicht mehr kreuzen könne — müssen wir H. H. Dr. theol. Seipel überlassen. Unsern sachlichen Standpunkt kann diese Frage nicht näher berühren.

3 Wir stellen fest, daß die vollkommene grundsätzliche Richtigkeit des Gralstandpunktes in dieser Sache neuerdings durch ein unzweideutiges Schreiben des H. H. Bischofs Georgius von Chur an die Redaktion von „Über den Wassern" erhärtet worden ist, als jene Redaktion mit dem Ersuchen um Begründung des ersten Bischöflichen Wortes im Gral [Juli-Heft 1914] sich nach Chur wandte. Publizistische Noblesse hätte geboten, nach Erhalt dieses zweiten Bischöflichen Urteils — zu schweigen oder jene Wege der Rekurse anzutreten, zu denen das Schreiben aufforderte.

Im Übrigen überlassen wir die Dinge ruhig ihrer Entwicklung. Der Lauf der Geschehnisse und das kulturelle Ergebnis des Weltkrieges beweisen uns, wie Recht wir hatten, ohne Zweifel auf jener hohen und in festem Grunde versicherten Warte stehen zu bleiben, die das Kunst- und Kulturleben der Nationen nicht nach modischen, in Hauptsachen blos ästhetischen Maßstäben beurteilt, sondern die das Unvergängliche, das Ideelle, das Ethische zuerst in den Dingen sucht. Es ist ein trostvolles Schauspiel: gerade jene Literatur- und Kunstrichtungen morschen heute vor dem Weltkrieg, dem machtvollen Erwecker deutschen Wesens und gewaltigen Umgestalter unserer Kultur so jämmerlich zusammen, die uns noch vor wenigen Wochen von den Snobs und Berliner Pflasterästheten als die einzig „modernen" und wahrhaft Begnadeten gepriesen wurden. Und die — wir erinnern an Thomas Mann, an den Anarchisten und Deutschhasser Verhaeren! — auch in „Über den Wassern" ihre Tore suchten und — fanden! Man wird bei „Über den Wassern" die Hefte gründlich revidieren müssen. — Gral-Redaktion.

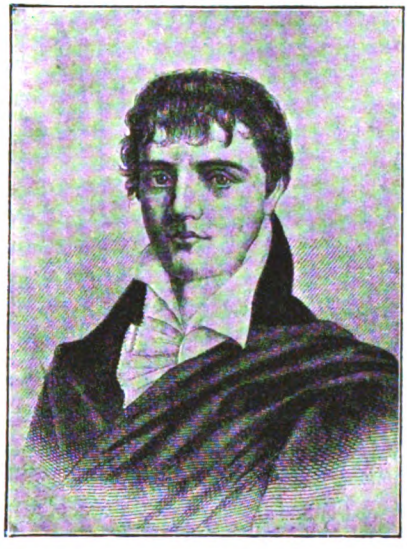
Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Der Romantiker Schenkendorf und das Werden des nationalen Gedankens

Von Dr. August Volpers

Seit Beginn der neuromantischen Literaturströmung bis auf den heutigen Tag steht die literarhistorische Forschung im Zeichen der Romantik. Manches Vorurteil hat sie weggeräumt. Wie befruchtender Regen über trockenen Acker war die Romantik nach den Jahren einer



Max v. Schenkendorf, geb. 1783, gestr. 1817

emanzipierten Aufklärung über das deutsche Land gekommen und hatte neues Leben gebracht mit neuen Ideen. Nicht nur für ihre Zeit. Die gesamte Literatur nach 1848, sagt Schönbach, ist eine Blüte der Romantik. Vor allem wissen wir heute, daß die Romantik vor hundert Jahren gerade für die Deutschen das getreue Spiegelbild ihrer Wünsche und Taten, ihres Denkens und Wollens war. Und als der Sturm losbrach und das Volk erwachte, fand die Entfesselung des Individuums als sichtbarer Ausdruck romantischen Geistes ihr stärkstes Echo in den Gedichten der Freiheits-

Digitized by Google

sänger. Aber nicht nur Arndt, Körner, Schenkendorf — auch der Programmatiker der romantischen Doktrin, Friedrich Schlegel selbst, zählt zu ihnen. Bei ihm war die nationale Dichtung als Ausfluß seiner politischen Gesinnung die Konsequenz seiner Entwicklung und als solche bedingt durch seine ästhetischen Anschauungen. Bei den übrigen Freiheitsdichtern ist dieser Prozeß schwer zu erkennen, obwohl sie fast alle persönliche Fühlung mit den Romantikern hatten. Darum erblicken wir gewöhnlich in ihrer lauteren Liebe zum Vaterlande, nicht zuletzt in der Art und Weise, wie sie ihr Ausdruck verleihen, ihre Verwandschaft mit ihnen. Ihre Vaterlandsliebe war ihre Romantik. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie Schenkendorf, der von allen Befreiungssängern wohl am meisten den Ideengehalt der Romantik in sich aufgenommen hat, in seinem politischen Nationalismus wesentlich beeinflußt war durch seine nationale Eigenart im ästhetisch-romantischen Sinne.

Es war um die Zeit der Auflösung der Frühromantik, der neuen „Kirche", wie sie Schlegel nannte, als Schenkendorf in den Jahren 1802/03 von seinem aufklärerischen Vater der akademischen Freiheit entrissen und einem Privatlehrer im einsamen preußischen Oberlande überwiesen wurde. Dieses Land, das er oft in seinem Unmut „Sibirien" nannte, sollte für ihn die Quelle einer segensreichen Entwicklung werden. Die Natur erschloß ihm den Reichtum und die Schönheit seines Gemütslebens. Sie war ihm, was sie jeder Romantik ist: eine notwendige Ergänzung und Widerspiegelung der Seele. Ausdrücklich verwahrte er sich gegen den Vorwurf der Schwärmerei mit den Worten, die an Hardenberg erinnern: „die mehrsten Menschen halten für Schwärmerei wenn man von einem vertrauten Umgang mit der Natur spricht." Wer die Natur so bewertet, muß sich zugleich klar sein über das Organ, mit dem die Seele die Natur erfaßt und sich in sie hineinfühlt. Und das war ja auch das Resultat der romantischen Frühspekulation, daß sie das Verhältnis des Intellekts zum Gefühl erörterte und auf gewonnener Grundlage alle weitere Spekulation aufbauen wollte. Wir wissen, daß die eigentlichen Begründer der romantischen Lehre, die Gebrüder Schlegel, das Gefühl als begrifflich-logischen Wert bestimmten, weil es ihnen an erster Stelle darauf ankam, ihre Erkenntnisse, mehr noch als es bei der Philosophie der Fall ist, gleichsam in das Licht der species aeternitatis zu rücken. Von dieser Auffassung trennten sich mehr oder weniger scharf Wacken-

Digitized by Google

roder, Tieck, Novalis. Für sie hatte das Gefühl psychologischen Wert, da sie in ihm den Träger persönlicher Erlebnisse erblickten. Diese den Unterschied einer subjektiv-psychologischen und objektiv-begrifflichen Gültigkeit kennzeichnenden Auffassungen verwischen sich bei Novalis. Denn es mußten auf dieser Grundlage die einzelnen Vertreter Stellung nehmen zur wissenschaftlichen Systembildung, sie anerkennen oder verurteilen. Und da sagt Novalis: „Es ist gleich tötlich für den Geist, ein System zu haben und keins zu haben, er wird sich wohl entschließen müssen, beides zu verbinden." Doppeldeutigkeit vermeidet Schenkendorf. Die psychologische Gefühlsgrundlage trieb ihn zur Negation des philosophischen Systembegriffs. „Sind es nicht gerade die einzelnen, verlorenen Töne, die bei der Äolsharfe auf uns wirken? Wir haben wohl Einsicht in manches, das über diese Erde erhaben ist, aber wir sollen diese Einsichten in kein System zu bringen versuchen, und das ist wohl das Felsenriff, an dem die mehrsten Sekten, an dem auch die neueste philosophische Schule scheitert."

Diese grundlegenden Fragen, die in der neuen Bewegung gleichsam zur Debatte standen und bei den einzelnen auf Für und Wider stießen, beschäftigten den Dichter in einem Milieu, das zum Teil nichts weniger als romantisch gesinnt war. Die Menschen dort oben, besonders die Großgrundbesitzer, in deren Familien Schenkendorf verkehrte, waren Landsleute des Königsberger Philosophen. Seine Lehre bedeutete für sie, die noch fest auf friederizianischem Boden standen, die theoretische Formel für alles, was sie an praktischer Lebensführung von ihrem königlichen Aufklärer ererbt hatten. Sicher war der Burggraf zu Dohna, Erbherr von Karwinden und Schlodien, ein echter Vertreter des preußischen Rationalismus. Weil er der Volkspoesie abhold war, berichtet Schenkendorfs Biograph Hagen, ersetzte er sie selbst in echt aufklärerischer Weise durch Lieder moralischen und belehrenden Inhalts. Für die Romantik, die eben dieser einseitigen Bevorzugung des Verstandes gegenüber die Harmonie aller geistigen Kräfte betonte, hatte er kein Verständnis. Anderseits begünstigte auch wieder das Leben unter diesen Menschen Schenkendorfs Entwicklung. Mit den Brüdern von Kanitz auf Gut Podangen schloß Schenkendorf Freundschaft fürs Leben. Selbst junge Künstler, weihten sie ihn in das Geheimnis der Kunst ein, der er zeitlebens treu geblieben ist. Das weibliche Gemüt lernte er zum ersten Male kennen in der Schwester des Grafen zu Dohna und jenem einfachen Mädchen, das er nicht nur verehrte und dessen er sich später

Digitized by Google

erinnerte: „Aus dem stillen Kreise kommt mein Hirtenkind, will der Welt beweisen, was es denkt und minnt."

Die Verbannung war für den Dichter eine Segensschule geworden, die ihm das Verständnis für den Genuß der Natur und Kunst und die Bedeutung der Liebe und Freundschaft erschlossen hatte. Feste Eindrücke entscheiden. Schenkendorf zum wenigsten hatten sie aufnahmefähig gemacht für romantische Neigungen und Anschauungen, insbesondere für die Wandlung, die in jener Zeit die Romantik selbst durchmachte. Es war eine Sammlung mittelhochdeutscher Dichtungen erschienen unter dem Titel „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter." Ihr Verfasser war Tieck, der in Erlangen von Wackenroder für die altdeutsche Dichtung gewonnen worden war. Während Tieck diese Bewegung durch Hardenberg in den Jenenser Kreis hineintrug, ordnete Wackenroder auch die altdeutsche Kunst in das romantische Programm ein. Das Neue war keineswegs die Pflege altdeutscher Kunst und Dichtung an sich; die hatten die Gebrüder Schlegel des öfteren rühmend hervorgehoben und als Erzeugnisse deutscher Kraft hingestellt. Das Neue war vielmehr die starke Idealisierung. Deshalb hielt Schlegel anfangs zurück. Sein Blick ruhte, wie Walzel sagt, noch zu sehr auf den Dingen, um eine Verklärung zuzulassen. Nachdem die Idealisierung aber einmal durchgedrungen, mußte sie das romantische Programm in wesentlichen Punkten beeinflussen, vor allem dadurch, daß sie von selbst auf das nationale Problem drängte. Deshalb führte der natürliche Entwicklungsgang der Romantik den Kosmopoliten Friedrich Schlegel zur deutsch-nationalen Politik, wobei die Tatsache stark mitwirkte, daß die Hoffnungen, die er auf Napoleon und Frankreich gesetzt hatte, sich als trügerisch erwiesen.

Auch bei Schenkendorf führt der Weg zur nationalen Politik durch seine ästhetischen Anschauungen. Das Studium der Klassiker Klopstock, Goethe, Schiller, das er als Praktikant in Waldau eifrig betrieb, mochte für ihn eine Vorbereitung auf die Königsberger Jahre sein, in denen er sich fast ausschließlich der Romantik zuwandte. Aus den Werken von Jakob Böhme, Schlegel, Tieck, Fouqué suchte er den Gehalt mittelalterlicher Mystik und neuerer Romantik in sich aufzunehmen. Dasselbe bezweckte sein Verkehr in den drei literarischen Vereinen, deren gemeinsames Bestreben darauf hinausging, das romantische Ideal, deutsche Art und Kunst kennen zu lernen. Auch wissen wir nach den neuen Publikationen von Paul Czygan, daß der Dichter während seines langjährigen Auf-

Digitized by Google

enthaltes in Königsberg bis 1812 fast dauernd literarisch an die Öffentlichkeit getreten ist, besonders durch viele Beiträge in den Zeitschriften, die er herausgab, oder deren Mitarbeiter er war.

Die Folge ist, daß „das Antike, das von der Schule an seinem Vorstellungskreis haftete, abstirbt." Wie Friedrich Schlegel einsehen mußte, daß eine Erneuerung der griechischen Kultur unmöglich eine Besserung seiner Zeit bringen könnte, so wurde auch Schenkendorf auf die Gegenwart zurückverwiesen. „Warum uns ewig sehnen nach Griechenland, das doch in keiner Hinsicht Ideal sein kann." Nicht nur Schlegel, auch Schenkendorf scheint von Schiller von der Unmöglichkeit jener Verpflanzung vollends überzeugt worden zu sein. Denn er gibt die Erklärung: „Das antike Leben, die unbefangene, naive Poesie ist in die sentimentale aufgelöst."

Daß sich bei Schenkendorf die Entwicklung der ästhetischen Ansichten beschleunigte im Vergleich etwa zu der Friedrich Schlegels, liegt in der Natur der Sache. Die Wege waren ihm geebnet. Darum bedeutete seine Abkehr von der Antike zugleich einen Hymnus auf die Dichtungen des Mittelalters. Seine Gedichte sind der beste Beweis. Mehr noch als seine Liebe zu Hans Sachs spricht für diese Tatsache die Übersetzung verschiedener Minnelieder, über die Wackenroders Stimmung ausgebreitet ist. Die Verklärung altdeutscher Kunst erweiterte dann, besonders in den späteren Jahren, die Romantisierung des deutschen Mittelalters. Hier können wir sogar die Entwicklung genau verfolgen. Schenkendorfs erstes literarisches Dokument ist ein Aufsatz aus dem Jahre 1803, der in einem Berliner Tageblatte, dem „Freimütigen", erschienen war und sich betitelte: „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen." Gleich Eichendorffs ungefähr 30 Jahre später erschienenem Aufsatz über die Marienburg forderte auch Schenkendorf die Erhaltung und Wiederherstellung des Schlosses und mißbilligte scharf die von der Regierung beabsichtigte Zerstörung. Wie Friedrich Schlegel noch vor dem Einfluß Hardenbergs und Wackenroders in der altdeutschen Kunst und Poesie die Herrlichkeit des deutschen Geistes sah, so auch Schenkendorf. „Die Kosten der Zerstörung wiegen die der Erbauung eines neuen auf. Und wenn dieses nicht der Fall wäre, wenn das Schloß ganz unnütz dastände, wenn niemand darin wohnen, wenn kein Gericht oder dergleichen sich darin versammeln könnte, so müßte man doch das Andenken der Väter ehren und nicht verwüsten." Als Romantiker sah er gerade in der Gotik die echte deutsche Kunstform, wie es einige Jahrzehnte früher

Digitized by Google

Goethe getan hatte beim Anblick des Kunstwerks von Steinbach in Straßburg. Freilich: von einer Idealisierung im Sinne Wackenroders ist in diesem Aufsatze noch nichts zu finden. Sie kam erst einige Jahre später, nachdem eine andere Seite ins romantische Licht gerückt war: die Religion.

Die kulturhistorische Konstruktion der Romantik, die Kunst und Wissenschaft auf die nationale Basis des deutschen Mittelalters gestellt hatte, mußte unvollkommen bleiben, solange sie sich nicht mit der Religion des Mittelalters auseinandergesetzt hatte. Ihre Verklärung vollzieht sich nun in der Religion des christlichen, des katholischen Mittelalters. Der Katholizismus ward Kulturprogramm und wir wissen, wohin der Weg die meisten Romantiker geführt hat. Gedanken, wie sie Novalis in seinem bekannten Fragment „Die Christenheit oder Europa" ausgesprochen hat, finden wir bei Schenkendorf in derselben Weise wieder. Er, der Protestant, beklagt, daß Deutschland durch die Reformation in zwei konfessionelle Parteien gespalten sei. Doch er hofft, daß „wie einmal Katholizismus und Protestantismus Deutschland leider! geteilt habe," der Streit „in der volkstümlich-germanisch katholischen Kirche aufhören werde." (!) Die Verbannung des Papstes veranlaßte ihn zu einem Gebete, in dem er die Rache des Himmels auf den Gewalttäter herabfleht. Er selbst aber sehnt sich nach der ewigen Stadt, dem Mittelpunkte der katholischen Christenheit.

Das Religiöse gibt der Poesie Schenkendorfs die romantische Weihe und erinnert stark an die schon Genannten, Wackenroder, Tieck, Novalis. Auch für ihn sollte das Lied eine Komposition sein. Gedanken und Inhalt treten zu Gunsten der Tonwirkung zurück, und erst dann ist der eigentliche Zweck erfüllt, wenn die Worte Töne und die Sätze ein Musikganzes darstellen. Zum Unterschied von Friedrich Schlegel, dessen scharfer Verstand eine solche Auffassung als Prinzip nie zugelassen hätte, will auch Schenkendorf in der Lyrik eine unmittelbare Auslösung der Gefühle erzielen — wie es in der Musik der Fall ist. Die psychologische Einfühlung soll eine direkte sein und nicht gestört werden durch irgendwelche Verstandestätigkeit. Die Mittel einer direkten psychologischen Einfühlung können technischer Art sein und in der Auswahl von Vokalen, in wechselndem Rhythmus und freiem Vers bestehen, wie es z. B. in folgendem, „Frühlingstrost" überschriebenen Gedichte ist:

Es weht um mich Narzissenduft,
Es spricht zu mir die Frühlingsluft:

Digitized by Google

Geliebter,
Erwach in rotem Morgenglanz,
Dein harrt ein blütenreicher Kranz,
Betrübter!

Diese erste Strophe des genannten Gedichtes ist bezeichnend für romantische Lyrik. Das Denken wird gleichsam durch die Inanspruchnahme der Gefühlsauslösung gefesselt. — Als weiteres Mittel, romantische Stimmung zu erzielen, könnte man auch aus dieser Strophe herauslesen das Ferne und Unbekannte und Geheimnisvolle, wie es in den Begriffen „Narzissenduft," „Frühlingsluft," „Morgenglanz" usw. liegt, im Gegensatz zu Begriffen, die etwas Klares, Nahes und Bestimmtes ausdrücken. Endlich stellen Religion und religiöse Begriffe ein vorzügliches Mittel dar, den Prozeß der psychologischen Einfühlung zu beschleunigen. Und da muß gesagt werden, daß fast über allen Gedichten Schenkendorfs ein gewisser religiöser Hauch liegt, der sie den Gedichten Hardenbergs nahe bringt. Ganz besonders ist dieses der Fall in seinen geistlichen Gedichten, in denen er ebenfalls wie Novalis als Protestant sogar der Gottesmutter seine Verehrung bezeugt:

Maria, süße Königin!
O Mutter, laß mich bei dir sein
In deinen Schleier hüll' mich ein! usw.

So vollzog sich die Entwicklung der Anschauungen Schenkendorfs ganz im Sinne der Romantik und lief auf einen Nationalismus hinaus, der in Religion, Kunst und Wissenschaft zum Ausdruck kam. Der erweiterten und an sich gesunden Grundlage des romantischen Programms entsprach leider eine Verengerung, die darin bestand, daß das gepriesene Mittelalter der Romantiker ein eingebildetes war, das nicht der Wirklichkeit entsprach. Immerhin war der Gewinn — und das ist maßgebend — die Betonung des Nationalen, das sich nun in entsprechender Weise gerade in der Politik auswirken mußte.

Der Beginn der politischen Entwicklung Schenkendorfs datiert in die Zeit seiner „Verbannung". Sein väterlicher Freund, der Erzpriester und spätere Professor Wedeke, suchte in ihm die Liebe zur Heimat zu wecken und das Verständnis für die Bedeutung des preußischen Volkes. Wie weit er die Ideen in sich aufgenommen hat, wissen wir nicht. Hagen, der den Nachlaß des Dichters genau kannte, sagt in der Einleitung der Gedichte Schenkendorfs über seine politische Gesinnung bis zum Eintritt in den Königsberger Kreis folgendes: „Nach den Gedichten zu urteilen, die in jener Zeit entstanden sein werden, vermochte Schenkendorf

Digitized by Google

damals noch den Begriff Vaterland von dem der Freiheit zu scheiden; diese begrüßt er, wo er unbelauscht sich im Schattenhain ergeht, und er kann noch ein Vaterland nach den Anden verpflanzt sich denken, ihm genügt ein in sich vergnügtes Hirtenleben, und ihn zieht es dahin, wo die Orangen blühn." Nach diesen Worten zu urteilen, stand Schenkendorf einem politischen Universalismus nicht fern und gleicht auch darin dem Kosmopoliten Friedrich Schlegel, wie auch Fichte, der in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" im Weltbürgertum das Heil sah „für uns selbst und für unsere Nachkommen, bis an das Ende der Tage."

Der Kosmopolit aber steht und fällt mit seiner Nationalität. Und so wird es auch bei Schenkendorf gewesen sein. Als die Not über das Vaterland kam und Preußen 1806 den Franzosen den Krieg erklärte, da machte sich der ästhetische Nationalismus um so kräftiger auch in politischer Beziehung geltend. Wie Friedrich Schlegel nach seiner Ernüchterung in Paris, so haßte auch er Napoleon Bonaparte, den die Romantiker vorher als den großen Kulturträger gefeiert hatten. Wir wissen, was Schenkendorf gegen ihn unternommen hat.

Seine Beziehungen zur „Morgenzeitung," deren Mitarbeiter er war, sowie die Geschichte der „Vesta", einer Zeitschrift, die er mit seinem Freunde Schrötter herausgab, zeugen von der patriotischen Gesinnung des Dichters, der in jener traurigen Zeit rückhaltlos seine Meinung äußerte und das Volk aufklärte — oft mit Gefahr seiner eigenen Person. Weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus hatte die „Vesta" die Arbeit der politischen Aufklärung im Volke besorgt, als Napoleon von Mailand aus ihr weiteres Erscheinen untersagte.

Bereits ein Jahr früher, nach der Kriegserklärung, hatte Schenkendorf ein Kriegslied geschrieben, das am 21. Oktober 1806 im Theater zu Königsberg vom Publikum gesungen worden sein soll. Als Volkslied, wie es der Dichter ausdrücklich nannte, hat es sich jedenfalls nicht bewährt. Ihn fesselte allein die Person des Königs, der sein Volk zu den Waffen rief. Und dasselbe war der Fall im Juni 1807, als er gelegentlich des Einzuges der Franzosen in Königsberg den Aufruf erließ: „Mitbürger! Große Unfälle bestürmen das Vaterland. Unser König blieb uns. Wie empfangen wir ihn?" Weiter aber ist es vor allem die Königin Luise, der er immer von neuem in Gedichten seine Huldigung darbrachte. Er nennt sie eine „Heilige, die Herz und Seele sanft beweget, in neuen Flammen zu erglühn." Fürwahr, eine Heilige war sie ihm und dem ganzen Volke

Digitized by Google

einige Jahre später, als die Trauerbotschaft von ihrem Tode durch das Land ging. —

Das Nationalunglück war die Veranlassung gewesen, daß sich in Schenkendorf die nationale Eigenheit auch in politischer Beziehung auswirkte. Freilich standen im Mittelpunkte seiner patriotischen Begeisterung nur einzelne Persönlichkeiten. *Gegen Napoleon — für König und Königin: das war sein patriotisches Grundempfinden*; und wir denken dabei an Kleist und besonders an Hardenberg, der derselben Empfindung Ausdruck gibt in „Glaube und Liebe oder der König und die Königin". Dasselbe Motiv trägt Schenkendorfs politische Gedichte der ersten Jahre. Sein patriotisches Empfinden war rein und ideal, es konzentrierte sich nur zu sehr auf die Einzelpersönlichkeit, und es fehlte ihm zu sehr das Empfinden für das gesamte Volkstum, auf das es doch wesentlich ankommt.

Wie bei Schlegel der Wendepunkt eintrat, als er nach Frankreich kam, so wurde bei Schenkendorf die Wandlung wenigstens vorbereitet durch die Veränderung seines Wohnsitzes. Mitte Juli 1812 brach er auf, um seiner Geliebten, der Witwe *Barckley*, nach Karlsruhe zu folgen, wo am 15. Dezember die Vermählung stattfand. Wenige Tage später schilderte er in einem Briefe an Frau von Auerswald Land und Leute. Das war ein Gegensatz zum nüchternen Osten! Auf den Bergen die Burgen, im Tale die Flüsse, allen voran der Vater Rhein: das paßte in das Bild, wie er es sich vom Mittelalter gemacht hatte! Und dann kam das denkwürdige Jahr 1813. Als die Kunde von dem Rückzuge Napoleons nach Deutschland kam und der Gedanke der Freiheit und Selbständigkeit eine elementare Begeisterung im Volke auslöste, da lebte in Schenkendorf die feste Überzeugung, daß die befreiende Tat nur von innen, d. h. aus dem Volke herauskommen konnte. Da wurden seine Kriegslieder zugleich Volkslieder. Jetzt dachte und fühlte er aus dem Volke und für das Volk. Im Sinne, d. h. in der Verklärung Wackenroders besingt er die Schlösser und Burgen und deutschen Helden, das „Vaterland" und die „Muttersprache". „Es klingt ein heller Klang, ein schönes deutsches Wort, in jedem Hochgesang der deutschen Männer fort." An den Franzosenhasser Arndt erinnert dieses Lied, in dem weich und doch in kräftiger Sprache der Rhein als ein Hüter deutscher Art singt:

„Du Sünder, wüte fort!
Bald ist dein Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wenn er soll.

Digitized by Google

Es wird in dir die Seele grausen,
Wann meine Schrecken dich umbrausen;
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art."

Mit dem Volke für das Volk: der Freiheitssänger wurde zum Freiheitskämpfer. Seine im Duell zerschossene rechte Hand hinderte ihn nicht, die Leier mit dem Schwerte zu vertauschen. Mit Fouqué und Schrötter, die das gleiche getan, nahm er an den großen Kämpfen der Völkerschlacht teil.

Der politische Kollektivismus Schenkendorfs findet seine psychologische Vertiefung im Sinne Fichtes. Die Befreiung des deutschen Volkes liegt begründet in seiner missionalen Kulturaufgabe: „Ein Volk ist hochberühmt vor allen weit und breit." Denn im Gegensatz zu Frankreich, wo das individualistische Prinzip der Herd des Internationalismus und Kosmopolitismus ist, lebt in Deutschland doch noch ein nationaler Charakter. „Das ist ein Volk der Treue, der Demut und der Kraft. Das ist die Gottesweihe, die Deutschlands Würde schafft." Darum fordert er mit Arndt die Einigung aller Stämme. So sehr er sein Preußentum immer hervorhebt, so will er doch keinen Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland und den einzelnen deutschen Staaten. Wie in der Zeit der alten Kaiserherrlichkeit soll an ihrer Spitze stehen „der Herrlichste der ganzen Welt, ein Priester und ein Rittersheld." Für alle Deutschen ergibt sich die Pflicht nationalen Fühlens und Denkens, kurz die Pflicht einer nationalen Erziehung. Deshalb schmerzte ihn das Treiben am Hofe in Karlsruhe, der unbekümmert um die Not des Volkes Festlichkeiten veranstaltete und französisches Wesen in die gesellschaftlichen Kreise hineintrug. Denselben Mangel an nationalem Fühlen mußte er als Bewaffnungs-Kommissar in Frankfurt nach der Leipziger Schlacht entdecken, wo man gegen die allgemeine Volksbewaffnung geradezu Gegenmaßregeln traf.

Die offene Mißbilligung dieser Zustände war eine nationale Tat. Lagen in dem Bewußtwerden der völkischen Eigenart und dem Glauben an jene Imponderabilien, an denen sich noch kein Feind ungestraft vergriffen hat, an sich schon sittliche Tendenzen, so sollten sie in der Erneuerung des religiösen Gefühls voll und rein zur Geltung kommen. Und da gebührt von allen Befreiungsdichtern Schenkendorf das Hauptverdienst. Seine Gedichte sind zum Teil Gebete. Am Morgen läßt er den Soldaten beten: „Ein Morgen soll noch kommen, ein Morgen mild und klar; sein harren alle Frommen, ihn schaut der Engel Schar. Bald scheint er sonder Hülle auf jeden deutschen Mann: o, brich,

Digitized by Google

du Tag der Fülle, du Freiheitstag, brich an!" — Der Kampf ist vorüber, das Tagwerk ist getan. Erschöpft ruht der Krieger aus. „So ruht, ihr müden Glieder — Vielleicht zum letztenmal; wie bald, so sinkt ihr nieder, verletzt von Blei und Stahl. Wir haben uns ergeben, Herr Gott, in deine Hand; nimm hin den Leib, das Leben für unser Vaterland". So weht durch seine Kriegslieder eine „herzliche Soldatenfrömmigkeit." Seine politischen Anschauungen erhalten durch die Erneuerung des religiösen Gefühls ihre eigentliche Weihe.

Eichendorff sagt in seiner „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" von der Romantik Schenkendorfs: „Es ist die Romantik, auf eine einzige große Tatsache: den Befreiungskrieg, angewendet. Als der eigentliche Sänger dieses Kampfes, tiefer und wahrer als Körner, ließ er alle romantischen Schlaglichter verklärend auf das eine Ereignis fallen." Diese Auffassung hat noch in letzter Zeit der Berliner Germanist Gustav Roethe geteilt in einer sehr lesenswerten Abhandlung: „Romantiker des deutschen Nordostens" im „Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts".

Dem deutschen Volke ist und bleibt Schenkendorf einer der volkstümlichsten nationalen Dichter, „der große Kaiserherold," wie ihn Rückert nennt. Diese Romantik des Vaterlandes aber scheint uns mehr, als man vielleicht annimmt, wesentlich abhängig zu sein von der Aufnahme der romantischen Ideen selbst. Nicht nur das. Trotz des geringen Quellenmaterials, das durch die bereits erwähnten Publikationen von Czygan dankenswert erweitert ist, glauben wir einen Entwicklungsgang der romantisch-ästhetischen und politischen Anschauungen Schenkendorfs feststellen zu können, der etwa dem Friedrich Schlegels in vielen Punkten analog ist. Damit wird er keineswegs zu einem Programmatiker. Eichendorffs Worte, der Dichter gehöre zu Jenen, die „weniger erfinden als das Erfundene innig nachempfinden," gelten vor allem von den Gedichten Schenkendorfs. Die zum Teil wörtlichen Entlehnungen aus Gedichten Friedrich Schlegels und Hardenbergs sind der beste Beweis. Sie gelten aber auch weiterhin von der Aufnahme der Romantik als solcher, die er in allen Elementen „getreu und ohne irgend einen trübenden Hauch von Ironie oder Affektation, in reiner Seele noch einmal wiederspiegelt."

Digitized by Google

Das Lied der deutschen Frau

Zeitgedichte

von

Ilse Franke, Elli Bilecki und Hedwig Kiesekamp

• • •

Mütter

Und wenn die Welt von Blut und Feuer raucht,
Wir Frauen hoffen doch, daß man uns braucht.

Wir treten still aus unserm engen Haus
Und strecken helfend unsre Hände aus.

Wir wissen, wie man Weh und Wunden heilt,
Wir sammeln, was verloren und zerteilt.

Wir trocknen Tränen und wir weinen nicht,
Wenn uns der Krieg das eigne Glück zerbricht.

Denn wir sind Mütter. Alle Kämpfer sind,
Wenn sie uns brauchen, unsrer Seele Kind.

Und das ist Trost, wenn eine Wunde brennt,
Wenn uns das Volk mit heiligem Namen nennt.

Treue um Treue! Wer sein Blut uns gibt
Der sei von uns mit Mutterkraft geliebt.

Ilse Franke

• • •

Gebet in den Stürmen der Zeit

Sieh, meine Seele steht zu jeder Stunde
Und hebt zu Dir empor das höchste Gut.
Sie opfert Dir als Kaufpreis Jesu Blut,
Das liebend strömt aus tiefer Herzenswunde.

Digitized by Google

Nimm es, mein Vater, für der Menschheit Sünden!
Laß Deine Rache, laß den Richterzorn!
Schenk uns Vergebung aus dem Gnadenborn —
Im Herzen Jesu laß uns Frieden finden.

Im Sakrament sei uns die Feuerwolke,
Die Deine Kirche führt zu Sieg und Ruhm.
Ruf uns Apostel in Dein Heiligtum!
Und nimm den Bruderzwist von Deinem Volke!

Und rüttle wach die schlafenden Millionen,
Daß sie auffahren aus der Dämmerung.
Die greisen Völker, mach' sie wieder jung
Und führe heim, die noch im Irrtum wohnen.

* * *

Bald dämmert deinem Volk zum zweiten Male
Gewaltig ein Jahrtausendmorgen auf.
Dann, weiße Hostie, steig aus dem Pokale,
Als Geistersonne nimm den Siegeslauf!

Dann blühen Jungfraun aus dem Liebesweine,
Märtyrer sprossen aus dem Himmelsbrot;
Dann steht vor Dir in makelloser Reine
Ein keusch Geschlecht, bereit zu Sieg und Tod.

Hosannah Dir! Schon ist der segenschwere,
Der heil'ge Same ausgestreut in's Land.
Schon stehen Kämpfer um die Hochaltäre,
Vom Sakrament geheiligt Herz und Hand.

Herolde sind wir, die die Wege bahnen
Der großen Zukunft, sei's mit unserm Blut, —
Bis sich erfülle, was wir freudig ahnen
In Dir, mit Dir, für Dich, Du höchstes Gut.

Elli Bilecki

Der Fahnenträger

Eine Kugel zerbarst ihm den Fahnenschaft,
Da hat er die Fetzen zusammengerafft.

Digitized by Google

Er hüllt in das Zeug seine Glieder ein:
Die Fahne, die Fahne muß Führer sein!

Vorwärts zum Sturm! Wir greifen an!
Die lebende Fahne stürmt allen voran — — —

Den Hügel am Wald noch! Dann ist es erreicht.
Er steht auf der Höhe. Er wankt und erbleicht — — —

„Sieg!" jauchzt er noch fallend. Ein Schauer von Blei
Reißt ihn und die Fahne blutig entzwei.

„Sieg!" murmelt's im Chore. „Helm ab zum Gebet!"
Der Held liegt im Grase. Die Fahne steht!

Die blutige Fahne, versengt und zerfetzt,
Jungblühendes Leben ward drangesetzt.

Was Tod und Leben! Was Blut und Blei!
Für Deutschland alles! Deutschland bleibt frei! Ilse Franke

• • •

Bei den masurischen Seen

Die Steppenwölfe wittern Blut.
Sie blähen die Nüstern im Wind.
Sie heulen hinein in die Abendglut,
Die flammend im Westen zerrinnt.

Sie stürmen dahin, wie die Windsbraut tost,
Ihr giftiger Atemhauch qualmt.
All was sie erspähn, hat den Tod erlost,
Wird zerbrochen, zerrissen, zermalmt.

Die Masurischen Seen umkränzt Sumpfland und Moor.
Dorn, Distelstrauch wuchern am Rain.
Schmal ist der Sumpfpfad, und wer ihn verlor
Den zieht's in die Tiefe hinein.

Die Steppenwölfe lechzen nach Blut . . .
Das ist ein vieledles Wild,
Dem heulend sie nachzieh'n in gieriger Wut,
Wo Masuriens Blutsee schwillt.

Digitized by Google

Sie brachen in furchtbarer Überzahl,
Aus den Öden Rußlands hervor.
Ihr Gefolge, Mord, Feuer, Verzweiflung und Qual
Schreit um Rache zum Himmel empor.

Sie haben die Dörfer, die Städte verbrannt,
Verwüstet Feld, Hütte und Haus.
Sie streckten die blutige, gierige Hand,
Nach den Frau'n und Wehrlosen aus.

Die masurischen Seen sind still und tief,
Ihre Wasser sind dunkel und kalt.
Hört ihr in den Höh'n nicht die Stimme, die rief:
„Ihr russischen Räuber, macht Halt?"

Hört ihr nicht ein donnerndes Rossegetrab?
Nicht ein brausendes, stolzes Hurrah?
Kanonen erkrachen: Auf tut sich das Grab
Euch Russen: die Deutschen sind da!

Nun singe mein Lied, von der glorreichsten Schlacht!
Dem Hindenburg juble den Preis:
Der hat zerbrochen die russische Macht;
Sie umklammert, mit ehernem Kreis . . .

Erschließt sich der schaurigen Unterwelt Tor,
Auf der stürmenden Sieger Gebot?
Sie schmettern die Wölfe ins gurgelnde Moor,
In den gleißenden See: In den Tod!

Und es weht in der Nacht wie ein Siegesgetön,
Wie ein Dankgebet weht's um die Seen:
Der ewig herrscht in den leuchtenden Höh'n,
Läßt die Seinen nicht untergehn!

Hedwig Kiesekamp

Im Argonnendom

Die kleine Aisnestadt ward zum Skelett.
Verbrannt, zerschossen, blind vom Pulverdampf.
Das Herz nur lebt, der Dom. Ein Lazarett — — —
Hier wohnt der Friede und hier schweigt der Kampf.

Digitized by Google

Viel hundert Betten in dem Dämmerraum.
Müd und zerschunden stöhnt die weiße Schar.
Die Kerzen schimmern wie ein Weihnachtstraum,
Und Meßgeräte funkeln vom Altar.

Es ist so still, so feierlich und gut.
Wie Beten wispert's durch den hohen Chor.
Die Fenster rötet dunkle Feuersglut.
Fern grollt es dumpf. Und horch, da rauscht's empor,

Jubelnd! „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!"
Die Orgel singt ein urgewaltig Lied.
Es brandet an der Pfeiler starken Wall,
Wie Schwerterssturm, der alles aufwärts zieht.

Der Herr des Hauses schweigt. Es klirrt wie Erz
Der Sang und alle Wunden stimmen ein.
Und wie es still wird, lacht noch jedes Herz:
„Lieb Vaterland, kannst ruhig, ruhig sein!" Ilse Franke

Schneenacht

Es stäubt der Schnee. Unsre Helden frieren.
Das ist ein Weh bei Menschen und Tieren.

Mein Zimmer ist warm. Die Lampe brennt.
Sie tappen auf Wegen, die keiner kennt.

Im Feuerregen, auf einsamer Wacht,
Im Schützengraben, bei Tag und Nacht.

Auf hartem Lager, durchtränkt von Blut,
In Qual und Schauern und Fieberglut — —

Und Heimatbilder an kahler Wand
Und keine linde, zärtliche Hand.

Kein banges Flüstern, das um sie klagt,
Und nur noch einmal: „Du Liebster" sagt.

Und endlich draußen ein Bett im Schnee — —
Wie tut mir die Wärme der Heimat weh!

Wie trüg ich gerne mein Licht durch die Nacht,
Zu einem Tapfern, der frierend wacht. Ilse Franke

Digitized by Google

Tiroler Freiheitskämpfer.
Nach einem Relief von Virgil Rainer, Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarisches Untertanenvolk

Von Pfarr-Rektor R. Mäder, Basel*)

Für zehn Rappen kauft man in der Stadt ein Traktätchen mit der Überschrift „Die Weltuhr". Auf dem Zifferblatt ist bald zwölf Uhr, d. h. Ende der Welt. Wir wollen heute auf diese sabbatistischen Träumereien nicht eingehen. Aber interessant ist die Frage immer: Wie spät ist's? Auf Deiner Uhr, auf meiner, auf der der Pfarrkirche? Wie spät in Paris, London, Petrograd, Konstantinopel, Rom? **Wie spät ist's auf den Uhren des Katholizismus, des Protestantismus, des Liberalismus, des Sozialismus, des Mohammedanismus? — Morgen, Mittag, Abend, Nacht?**

So viel ist sicher: Die Stunde ist da, wo wir vom Schlafe erwachen sollten. **Die Welt- und Religionskarte wird neu herausgegeben. Es ist eine Zeit der Gährung und Entscheidung. Könige und Propheten steigen von ihren reservierten Plätzen herunter. Andere kommen. Von allen Seiten drängen sich die Erben ans Krankenlager unserer Zeit.** Das Testament ist noch versiegelt. Wer aber die Geschichte des letzten Jahrhunderts studiert hat, der kennt die Haupterben. Wer in den einzelnen Ländern obenauf kommt, hängt sehr viel von **vier kritischen Tagen** ab, dem 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. Oktober.

Diese vier Tage sind bisher Tage der Schwachheit, der Charakterlosigkeit, der Grundsatzlosigkeit und des Verrates gewesen. Tage des Pilatus, des Herodes, des Judas, also für die Kirche Karfreitage. Ich rede deutsch, weil man in Sachen der Presse und Literatur erfahrungsgemäß nur gut deutsche Worte versteht.

Die meisten Katholiken sind immer noch an der Kost bei Fremden und das nenne ich ein Armutszeugnis. Sind wir so arm?

---

*) Die Preßpredigt: „Krieg, Literatur und Presse" von H. H Pfarr-Rektor R. Mäder aus Basel, die wir im Dezemberheft des Gral publicieren konnten, hat weiten und ungeteilten Beifall gefunden. Es freut uns, hier die Mitteilung machen zu können, daß Pfarr-Rektor Mäder auch in den folgenden Heften des Gral zum Thema: „Literatur, Presse und Volk" das Wort ergreifen wird. Wir machen mit dem in Blut und Feuer geschriebenen Aufsatz von heute den Anfang der hochbedeutsamen Artikelserie. Gralredaktion.

Digitized by Google

Wir haben eine Geschichte von 1900 Jahren. Wir haben eine unvergleichliche Literatur, wir haben die Könige der Architektur, der Malerei, der Musik. **Und wir sollten daheim nichts zu essen haben? Und wir sollten uns immer an fremde Tische setzen? Wir sollten betteln gehen? Sind wir so arm geworden?**

Wir haben ein Lehrgebäude, das mit seiner grandiosen Logik und Harmonie wie ein Riesengebirge dasteht gegenüber den Kartenhäusern menschlicher Weisheit. Und wir sollten vom Hochland der Wahrheit herniedersteigen und **Kammerdiener beim modernen Professor werden, der sich heute bläht und morgen in den Ofen geworfen wird?** Sind wir so arm geworden?

Wir haben eine Moral, mit der man Völker erziehen, Menschen zu Menschen bilden, Heilige schaffen kann. Wir haben das Quellwasser vom Sinai und sollten das Bazillenwasser vergifteter Romane trinken? Wir sollten die Kanzeln mit den Kiosken tauschen? Das ist es aber, was wir tun. **Wir sind ein geistig Bettlervolk geworden. Ein literarisches Untertanenvolk. Wir leben vom Brockenhaus.**

Beweis: unsere Hausbibliothek! Wie viel Eigenes, wie viel Katholisches auf dem katholischen Büchertisch? Beweis: die Zeitschriften! Viel Farbloses, viel Zweifelhaftes, viel Wertloses, viel Fremdes. Beweis: die Tagespresse! Was hat man bei den Andern? Gewächs aus eigenem Garten, Feuer vom eigenen Herde, Fische aus eigenen Flüssen. Was liest man bei uns? **Importiertes, Geliehenes, Eingeschmuggeltes, Freidenkerisches, Verbotenes, Fremdes.**

Wir haben Klöster verloren. Das ist nicht das Schlimmste. Wir haben Kirchen verloren. Auch das ist nicht das Ärgste. **Das Schlimmste ist, daß wir den Glauben an den Reichtum unserer Geschichte, den Reichtum unserer Wahrheit, unserer Kultur, unserer Poesie verloren haben, daß wir die eigenen Goldbergwerke verschütten lassen, daß wir uns selbst für Arme halten, daß uns der katholische Stolz fehlt, der nicht bettelt.**

Also mehr geistige Unabhängigkeit! Mehr Stehen auf eigenen Füßen! Mehr Graben auf eigener Erde! Mehr Bauen auf eigenem Boden! Mehr echten christlichen Stolz! Wir haben auch Gold. Wir haben auch Brot. Wir sind reich genug.

Aber, ihr wollt auch wissen, was die Andern sagen? Ihr sagt, man müsse sich allseitig umschauen. Die römisch-katholische Kanzel sei einseitig, beschränkt. Es sei noch viel Welt außerhalb von Rom.

Digitized by Google

Antwort! Erstens ist unsere Zeit kurz. Lebten wir zehntausend Jahre auf diesem Planeten, so möchten wir vielleicht auch Zeit für Überflüssiges haben. Aber wie eilt unser Leben dahin! Gestern noch ein Kind, heute ein Jüngling, dann ein Mann, morgen ein Greis, übermorgen gewesen. Unsere Zeit ist zu kurz. Es ist nicht wahr, daß wir ein Recht haben, vor jedem Fragezeichen stillezustehen. **Es ist nicht wahr, daß man auf allen Wegen wandeln, an allen Giften nippen, in allen Sümpfen waten muß und darf, um über alles reden zu können.** Es ist nicht vernünftig, einmal im Besitz der Wahrheit, allen Abfall der Welt- und Tagesliteratur zu durchwühlen, um noch ein neues Goldkorn zu finden. Es ist nicht weise, mehr Zeit auf das Studium der Irrtümer als auf dasjenige der Wahrheit zu verwenden. Die Zeit ist zu kurz, um Alles zu lesen, was die Andern sagen.

Zweitens! **Bevor ihr wissen wollt, was Andere sagen, wollet einmal zuerst wissen, was wir sagen.** Wahrlich, wir sind noch lange nicht in Gefahr, daß wir durch ausschließliche Lektüre von katholischer Literatur zu einseitig werden. Wenn wir nur einmal so weit wären, wir Katholiken selber, daß wir neben unserm liberalen Tageblatt auch ein katholisches, neben jedem gegnerischen Buch auch ein katholisches lesen würden! Es gibt eine Einseitigkeit und diese besteht darin, daß man überzeugte, grundsätzliche, katholische Schriften grundsätzlich nicht liest.

Drittens! Ich behaupte, daß katholisch nicht einseitig ist. **Katholisch ist Wahrheit für Alle, Liebe für Alle, Recht für Alle. Katholisch ist Interesse für alles Große, was in den Himmeln und unter den Himmeln ist. Katholisch ist nicht Ja zu Allem, aber Stellungnahme zu Allem. Katholisch ist also großzügig, weltumspannend, ewigkeitsumfassend.** Und wenn wir dennoch einseitig sein müssen, dann wollen wir es sein. Auch Gott ist einseitig. Denn es steht geschrieben: Ich bin der Herr dein Gott. Du sollst keine andern Götter neben mir haben. Du sollst sie nicht anbeten noch ihnen dienen. Denn ich bin dein Gott, der Herr, ein eifernder Gott. **Diese Einseitigkeit ist göttlich. Sie muß auch katholisch sein. Es ist die Einseitigkeit des Wahren gegenüber dem Falschen und des Guten gegenüber dem Schlechten.** In diesem Sinn sage ich: **Mehr Einseitigkeit! Mehr Charakter!**

Literarisches Untertanenvolk! Wann wird die Stunde schlagen, wo wir statt mit der Schlafmütze mit dem Degen aufstehen, diese Schmach von uns wegzublitzen? Wann werden wir, müd von den Kniebeugungen nach allen

Digitized by Google

Seiten, auf starken Sohlen stehen? Wann werden wir sie wieder haben, jene heilige, geistige Rücksichtslosigkeit, die mit Ritterlichkeit gegen den Gegner wohl vereinbar ist? Wann werden wir vom Geschlechte jener Männer sein in Israel, jener 7000 Aufrechten, die ihre Knie nicht gebeugt vor Baal und mit dem Munde ihre Hände nicht geküßt haben, ihn anzubeten? Wann kommt dieser Freiheitskrieg? Wann kommt der Heilige Geist, der Tag der geistigen Mündigkeitserklärung der katholischen Völker? Wann ist Firmung? Wann werden wir wieder allein an einen Gott glaubend, stolz, den Hut auf dem Kopf, ohne Kußhand und Kniebeugung am Götterbild der modernen, farblosen Literatur vorbeigehen? Wann?

Am Jahrestag

Von Franz Faßbinder

So tiefe Stille. — Nur ein leises Rauschen
Trägt aus der Stadt der Wind. — Ihr erstes Lied
Jauchzt eine Amsel. — Durch die Seele zieht
Ein süßrer Klang. Ich muß ihm selig lauschen.

Ich muß nur immer in den Himmel schauen:
So grau verhangen war er damals auch,
Und doch voll Wunder. — Und ein weicher Hauch
Kam düfteschwer aus fernen Märchenauen.

Und auch schon damals klang das Liebesklagen
Der Amsel süß und voll vom Garten her,
Auch damals war mein Herz von Wonne schwer
Und wußte kaum die Seligkeit zu tragen.

Und fragte bebend doch, was ihm geschehen,
Und blickte manchmal schauernd noch zurück
Und wagte nicht zu glauben an das Glück,
Dem wir nun Hand in Hand entgegengehen.

Digitized by Google

Anima

Ein Märchen / Von Elli Bilecki

(Fortsetzung)

Jetzt begann für Anima ein neues Leben. Langsam, unmerklich fast, verblaßte der Heimat Bild in des Kindes Seele unter den tausend neuen Eindrücken, die es täglich empfing.

So oft aber in stillen Stunden das Heimweh es faßte, suchte es seine äußeren Anzeichen zu unterdrücken aus kindlicher Dankbarkeit gegen die neue Umgebung.

Beata bot alles auf, um das Heimweh des Kindes zu bannen. Sie führte ihm fröhliche Gespielen zu und lehrte es, sich zu schmücken und Anderen zu gefallen. Da gewann Anima bald immer mehr Freude an lauten Spielen und lärmenden Festen und gab sich ihnen hin mit ganzem Herzen.

Manchmal sprach Anima zu Beata oder den Gespielen von Gott, dem König der Ewigkeit und erzählte ihnen, was sie von ihrer Mutter und Benedikta gehört.

Da lachten sie spöttisch und sagten, daß es ein Kindermärchen sei.

Zweifel und Weh schlichen sich nun in Animas junges Herz. Sie wußte noch nicht, wie schmählich die Menschen logen. Sie glaubte ihnen und versuchte gewaltsam das Märchen aus ihrer Seele zu reißen. —

Der unsichtbare Herrscher der Stadt, in welcher Anima wohnte, war Terror, der böse Geist, dem alle dienten.

Ein glühendes Verlangen, Anima zu verderben, ergriff ihn, als er sah, wie sie inmitten von Sünde und Gottlosigkeit so schön und so liliengleich blühte; und er sandte Dolus, seinen lügnerischen Knecht, daß er sie umgarne.

Der trat als schöner Jüngling in das Haus, wo Anima wohnte, und mischte sich unter die fröhliche Schar.

Mit falscher Bescheidenheit und verführerischem Liebreiz lockte er Anima an sich und senkte unter dem Scheine der Freundschaft bösen Samen in ihr Herz. —

Nur wenn Anima allein und einsam ging, war es ihr, als sei dieses wirre, bunte Leben nur Trug und Traum, eine Maskerade, die ein schauriges Nichts verdeckte.

Es sprach Einer zu ihrer Seele, ein Freund, den sie einst gekannt und den sie treulos verstoßen hatte.

Er sprach von einem verlornen Paradies, von einem vergessenen Märchen, das allein alle Wahrheit in sich trage.

Digitized by Google

So oft Anima aber am Tage bei Lust und Spiel etwas von dem heiligen Gottesmärchen aus ihrer Seele riß, ging ein Stück von ihrem Herzen mit.

Da fühlte sie, daß sie sterben würde, wenn sie es ganz verloren habe und wurde krank vor Zweifel und Furcht. —

War das denn Glück? Diese rauschenden Freuden, die blitzgleich kamen und am selben Tage erloschen in Unrast und Überdruß?

Eines Nachts ließ die Unruhe Anima nicht schlafen, und sie ging hinaus in den Garten, in dessen verworrenen Laubengängen das Mondlicht spielte. Die Springbrunnen flüsterten und die Bäume zeigten still und ernst nach oben, als wollten sie den Weg zur Heimat weisen.

Da wurde Animas Herz so schwer, so schwer. Ihr war, als schaue sie die Natur mit andern Augen an, wie einst, da sie noch als frohes Kind in ihren Räumen spielte.

Warum konnte sie mit Bäumen und Blumen nicht mehr in trauter Heimlichkeit verkehren? Redeten sie denn in einer fremden Sprache? Hatten sie nicht einst von etwas Großem, Süßem, Heiligem geredet, das sie nun verloren hatte?

Aber nun sprach niemand mehr davon oder man nannte es höhnend ein Kindermärchen. Und sie hatte es vergessen und wußte nicht, was es war.

Anima trat durch das niedere Pförtchen hinaus auf eine blumige Wiese. Als sie mit scheuen Rehaugen um sich blickte, glänzten ihre Blicke plötzlich wie in jähem Erkennen.

Eine große, schlanke Glockenblume, blau und leuchtend, stand vor ihr im Wiesengrunde und das Mondlicht webte einen süßen Glorienschein um sieben Glöcklein, die der Nachtwind bewegte.

Vor der Blume kniete Anima und begoß sie mit ihren Tränen. —

Was sie verloren und was sie einst beglückt, stand plötzlich vor ihr in greifbarer Klarheit und sie wußte nun, daß es kein Märchen sei, sondern unvergängliche Wahrheit.

Sie sah sich als Kind selig vor der blauen Blume knieen, die schwanken Glöcklein läutend für die Königin.

Eine stille, schöne Frau, die Anzillas verklärte Züge trug, trat in Schleiern von Silberglanz neben Anima und segnete sie mit den leuchtenden Händen.

„Mutter! Mutter!“

Anima wollte ihre Kniee umfassen. Sie aber entschwand lächelnd in den klaren Höhen.

Digitized by Google

„Fliehe, mein Kind! Die Königin ist mit dir."

Noch diese Worte hörte Anima. Dann sah sie die Mutter nicht mehr. Nur Benignus stand wie ein Richter neben ihr und forderte sie zu strenger Selbstprüfung.

Da sah sie, wie falsch und wie treulos sie war, und wie sie den König um ihre Liebe betrog, die ihm doch allein gehören sollte.

Mit Scham und Entsetzen sah Anima dunkle Flecken und Risse an ihrem Taufgewande, das bisher unter Tand und Flitter verborgen waren. Und es glänzte doch einst so rein und so licht wie Frühlingsblütenschnee.

Da erhob sich Anima und schaute sehnsüchtig in die Ferne.

„Ja, Mutter, ich will fliehen", sprach sie leise, „ich will fortziehen in ein fremdes Land, wo niemand mich kennt und liebt und wo man den König ehrt. Ich will mich bei ihm als Magd verdingen und ihm dienen ohne Lohn und Freude in Ewigkeit."

Noch einen Blick warf die Jungfrau nach dem weißen Marmorhaus und segnete im Herzen Beata und alle, die darinnen wohnten. Dann hüllte sie sich in ihren dunklen Mantel, pflückte weinend die Glockenblume und ging.

Der Mond begann schon hinter fernen Gebirgen zu sinken, und in dem seltsamen Zwielicht der ersten Morgenfrühe kam eine dumpfe Angst über Anima.

„Wohin, ach wohin soll ich mich wenden?" klagte sie.

Da sah sie lieb und helle im Osten den Morgenstern leuchten. Der schaute sie so milde an, als wolle er ihr Glück verheißen.

„Ach, lichter Stern, willst du nicht mein Führer sein?" fragte Anima leise, ohne eine Antwort zu erwarten, weil sie wußte, daß der Stern nicht reden konnte.

Und dennoch ward ihr Antwort. Weich und klar und muttermild klang eine Stimme an ihre Seele:

„Vertraue auf mich! Ich, Stella matutina will dich führen."

Da war Anima getröstet und wanderte in den erwachenden Morgen hinein, hoffend auf ihren Stern.

Hinter Gestrüpp und Buschwerk schlich wutschnaubend Dolus, Terrors wüster Knecht, und tat einen teuflischen Schwur, daß ihm Anima nicht entrinne. Dann schwang er sich auf sein nachtschwarzes Roß und ritt ihr voraus in die Dämmerung hinein, Zweifel und Zwiespalt auf ihre Wege zu streuen.

* * *

Digitized by Google

Nun wanderte Anima Tag und Nacht. Ihre Schuhe zerissen und sie mußte barfuß und barhaupt gehn und war doch nur an Pracht und Wohlsein gewöhnt.

Sie bat an den Türen um Brot, ihren nagenden Hunger zu stillen; aber viele Menschen waren hart und grausam und trieben sie mit Schande fort.

Da zog sie weiter mit blutenden Füßen und totwundem Herzen. Aber eines ließ sie nicht verzagen. Sie traute ihrem Stern.

Anima sah nicht, daß hinter ihr auf den öden Pfaden, die sie büßend ging, aus Blut und Tränen holde Blumen sproßten. Hinter ihr verjüngte sich das Land und wurde fruchtbar, und ein neuer Frühling stieg herauf.

Sie sah nicht, daß viele Andere kamen, bleich und schuldbeladen und suchend wie sie, die sich an dem Glanze dieses Frühlings erquickten und stark und mutig wurden zu neuer Pilgerschaft.

Manche zogen wohl auch hoffärtig mit Sang und Klang vorbei und fragten Anima: „Wohin gehst du?"

„In die Ewigkeit."

„Närrin du! Und was suchst du?"

„Brot für meine Seele."

Da lachten sie voll Hohn und übergossen sie mit der Lauge ihres Spottes, denn sie wußten nicht, daß Menschen eine Seele haben, die unsterblich ist.

Zur Nacht kam Anima einst in einen tiefen Wald. Der loderte um sie in tausend Farben, denn die Wipfel waren in Abendglut getaucht. Sie war müde, totmüde vom Wandern, und die Schönheit des Waldes fesselte sie und machte sie ihr Leid vergessen.

Da ließ sich Anima nieder und entschlief bald im wohligen Gefühl der Ruhe; und die Nacht kam.

Als der rötliche Mond groß und wunderbar aus schimmerndem Gewölk stieg, begann im nächtlichen Walde ein seltsames Leben und Weben.

Dolus, der Verfolger Animas, kam mit einer Geisterschar. Mit höllischen Künsten vertraut, woben sie um die Bäume ein magisches Licht, daß die Wipfel zu funkeln und zu leuchten begannen wie buntes Gold.

Hohe, schwanke Blumen mit flammenden Blüten wuchsen aus dem Grunde in verlockender Pracht und erfüllten die Lüfte mit berauschendem Duft. In der Ferne erwachte ein liebliches, verworrenes Klingen.

Da fürchtete Benignus für Anima und berührte die Schlafende und rief sie warnend beim Namen.

„Anima! Anima!"

Digitized by Google

Doch sie schlief und hörte ihn nicht.

Es wallte heran wie flimmernder Reigen. Aus dem Dickicht huschte es herbei, leicht und luftig und stieg aus den glühenden Riesenblumen und lockte und winkte so süß.

Aber Anima schlief und im Traume kam über sie eine flammende Sehnsucht. Blind von dem Glanz der Zaubernacht erhob sie sich und folgte den bunten, lockenden Gestalten. Noch einmal rief sie Benignus; doch sie taumelte berauscht von Lust im Zuge und hörte ihn nicht.

Tiefer und wirrer wurde die Wildnis. Riesenhafter reckten sich die Bäume hinan und mächtig erhoben sich ungeheure Felsblöcke am Wege.

Anima sah nichts von ihrer nackten, schaurigen Schroffheit, weil das süße Zauberlicht alles mit glührоten Rosen überspann.

Und jetzt gähnte der Abgrund am Wege, und der Führer des Reigens, der die Züge Dolus' trug, schwang sich hinaus in die leere Luft. Im Tanze schwebend über der bodenlosen Tiefe folgte ihm der Geisterreigen, als ginge es auf festem Grunde.

„Anima! Anima!"

Nun war sie verloren! Nun mußte der Boden unter ihr versinken und sie stürzte hinab in die schwarze Tiefe.

Da, in der höchsten Not rief Benignus die Königin.

Und sie kam. Sie hatte seinen Notschrei gehört auf ihrem ewigen Thron und nun stand sie, Anima noch unsichtbar, am Rande des Abgrundes, herrlich wie die Sonne, im blauen Mantel, das Haupt umstrahlt von Sternen.

Sie kam, und wie schmutzige Nebel zerrann der Reigen. Schwarz, von nackten Felsen umdroht, gähnte der Höllenschlund und kahl und fürchterlich hoben sich die dunklen Riesenbäume, in deren schreckhaft gestaltetem Wurzelwerk giftige Schlangen aufzüngelten.

Verstummt waren die Zauberklänge. Von jähem Schweigen erschreckt, starrte Anima in die grausige Wildnis hinein.

Allein, allein mit dem Tod und dem Schrecken der Hölle.

Aber eine Hoffnung war ihr noch geblieben. Sie blickte hinauf nach dem umwölkten Firmament.

„O Stella matutina, leuchte mir mit deinem reinen Licht!"

Da trat aus dunklen Wolkenschatten der Morgenstern hervor; und es war, als gieße er all sein klares Silberlicht über den Abgrund hernieder.

Aus dem Lichte trat Anima die Königin entgegen in himmlischer Schöne. Ihre Stimme war weich und mild und voll mütterlichem Erbarmen, als sie fragte:

Digitized by Google

„Seele, liebe Seele?"

Entzückt kniete Anima vor der Hohen.

„O holde Frau, wer bist du?"

„Ich bin Stella matutina, die du riefst. Ich habe viel schöne Namen; doch will ich jene segnen, die mich Immakulata nennen."

„Ja, du bist ganz schön und makellos," frohlockte Anima; „sage, Immakulata, wie soll ich dir danken, daß du mich errettet hast?"

Da lächelte die Königin. Und ihr Lächeln war hold und beglückend wie lichter Maiensonnenschein, der über schimmernde Blüten geht.

„Weißt du nicht mehr, Anima, daß ich gerne Glockenklingen höre? Denkst du nicht mehr, wie du als Kind mir zu Ehren geläutet hast? Ich will als Dank die Blume, die du trägst."

Wie Schleier sank es da von Animas geistigem Blick. Was ihr bisher noch unklar war und was sie vom heiligen Glauben der Kindheit vergessen hatte, trat klar vor ihre Seele.

Nun wußte sie, wer sie geschirmt und geführt und wer mit geheimnisvoller Macht tausend Gefahren von ihr gebannt. Sie erkannte Maria.

„O Immakulata, Mutter meines Königs!"

Demütig nahm sie aus ihrem Gürtel die welke Blume und legte sie zagend mit Tränen der Reue betaut in die lilienweiße Königinnenhand. Bei der Berührung tat die Blume ihre blauen Glocken auf und wurde neu und schön.

„Ich will sie meinem göttlichen Kinde bringen," sprach Maria. „Gehe nun, Anima, bis du dein Heil gefunden hast. Ich werde dich schirmen. Und glaube, keiner wird dein König sein, der dir nicht Brot gibt für deine Seele. Denn die Seele ist alles. Sie wird leben. Alles andere ist nur Schein."

Dann entschwand Immakulata, und Benignus führte Anima aus dem Wald.

* * *

Noch vielen Gefahren begegnete Anima auf ihrer Wanderschaft. Doch sie trat ihnen mutig entgegen, nicht in vermessenem Vertrauen auf ihre eigene Kraft, sondern weil sie nun wußte, daß Benignus immer mit ihr ging und daß die milde Königin in jedem Augenblick bereit war, sie zu beschirmen.

Wilde Tiere bedrohten sie. Räuber und Mordgesellen lauerten im Wald; aber Anima rief bloß Immakulatas Namen und die Bösen wichen zurück.

Digitized by Google

Nur ihr größter Feind, Dolus, trotzte dem Namen der Königin. Er zog vor Anima her und versuchte sie.

Wenn er sie müde sah, türmte er ein Truggebilde gleich einer herrlichen Stadt mit stolzen Palästen vor ihr auf. Spiel und Gesang lockten aus schimmernden Hallen und schöne Knaben mit glühenden Rosen bekränzt kamen herbei und schmeichelten süß:

„Komm mit, komm mit, du Holde! Der König wartet dein, dich zu beschenken."

„Was will er mir geben?" fragte Anima, aber ohne ihre Augen zu erheben.

„Gold und Seide und köstliches Geschmeide und alle Lust der Welt!"

„So ist er mein König nicht, und ich kann ihm nicht dienen."

Da sah sie hinter sich die Stadt zusammenbrechen, und aus wilden Klüften schallte ihr Hohnlachen nach. —

Oder Anima verirrte sich und ging durch tote Wüsten in weißem, brennendem Sand und war am Verschmachten. Da zauberte Dolus eine blühende Oase vor ihr in die starre Einsamkeit und legte tötliches Gift in den Born, der da unter wehenden Palmen entsprang.

Sehnsüchtig sah Anima das grüne Eiland in der Ferne leuchten; und der Hüter des Quells trat zu ihr wie ein Fürst und sprach:

„Komm, trinke aus meinem Borne. Ich bin der König der Oase."

„Was willst du mir geben, wenn ich dir diene?"

„Wissen und Macht," verhieß er.

„So bist du mein König nicht."

Weiter zog Anima und gewann im Siege über sich selbst neue Kraft. Die Oase zerann im glühenden Staub und Nebeldunst, und der Samum raste wie ein böser Geist hinter ihr durch die Wüste.

Oft war sie nahe am Verzagen. Doch Benignus sah es und legte in der Nacht einen trostvollen Traum in ihre Seele.

Sie sah einen einsamen Wanderer schreiten, das königliche Haupt von einem Dornenkranze umschlungen. Der Pilgrim trug ein Kreuz und sein Antlitz war geneigt in übermenschlichem Weh.

„Siehe," sprach Benignus, „dein König, welcher deine und aller Menschen Schuld auf sich genommen hat. Willst du dich freuen, die du gesündigt hast, während er, der Allereinste, so Großes für dich litt?"

Da wurde Anima stark und todesmutig, und kein Leiden war ihr mehr zu schwer und kein Büßen zu hart.

Digitized by Google

Einmal war Anima sterbensmüde vom Wandern und schaute sich um, wo sie rasten könne. Die Gegend, die so still und friedvoll in dem roten Abendscheine lag, mit den sanft geschwungenen Hügeln und den tiefen, weltfremden Wäldern kam ihr plötzlich so traut und anheimelnd vor, als kenne sie diesen Ort schon lange und als müßte sie hier ihren Frieden finden.

Wie in seligem Traume schritt sie dem silbernen Bach entlang. Kein Lärm und Geschrei entweihte dieses heilige Tal. Nur die Heimchen sangen im Grase, und die Immen flogen mit Honig beladen.

Am Hügelhange hielt still mit seiner Herde ein Hirt.

In der Ferne kam jetzt ein Hüttchen in Sicht, verwittert und leer. Doch der Abend wob darum seinen goldenen Schein, und Efeu und blühende Winde rankten bis zu dem niederen Dach hinauf. Rings um die Hütte wogte und rauschte das Feld, blau von Glockenblumen.

Wie es nun in der Ferne leise, leise zu läuten begann, warf sich Anima weinend auf der Schwelle nieder; denn sie erkannte das liebliche Geläute vom Feldkirchlein. Sie wußte nun, daß sie in der Heimat war, in der Hütte, wo die Mutter und Benedikta gewohnt.

Wohl war alles mit Staub und Spinnweb behangen. Sie sah es kaum. Sie sah nur an dunkler Wand in zerbrochenem Rahmen Mariens holdes Bild und darunter klein und halb verblaßt das Bildnis der Mutter und Benediktas.

„O Mutter, bitte für mich bei der Königin," bat Anima.

Dann saß sie selig rastend auf der alten Schwelle. Nun schien es ihr wie ein dunkler Fiebertraum, alle Angst und Qual, Hunger und Durst, die sie erlitten; so schön war alles und so traut voll gesättigter Ruh.

Etwas lag in dem Goldklang der Luft und rührte mit leisen, zitternden Schwingungen an ihr Herz, ein stilles, großes Erwarten, als sollte sie hier im Heimatland etwas wiederfinden, das sie verlor, einen köstlichen Schatz, der hier verborgen war.

Ein stummes Nachtgebet stieg aus dem Tale auf. Der Schimmer des Gebetes verklärte alles und steigerte die Lieblichkeit dieses Ortes zu feierlicher Schönheit.

In schwerer, scharfer Linie hob sich der Wald von dem glühenden Himmel ab, wie ein Altar von Opferflammen umloht. Das Silberbächlein zog dahin wie ein funkelnder Feuerstrom und überm Hügelkamme zeichnete sich scharf umrissen die Gestalt des Hirten ab, die einen riesigen, seltsamen Schatten über die Gegend warf. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Wahrheit der Dichtung

(Zur „Tendenzfrage")

Von Dr. Oskar Katann

II. (Schluß)

Die Frage nach der „Wahrheit der Dichtung" hängt nun aufs engste mit der Frage nach der Tendenz der Dichtung zusammen und zwar wie immer man den Begriff definieren mag. Alfred Klaar hat einmal (Literarisches Echo VII, Seite 537 ff.) den ganzen Widerspruch in dem Gebrauch dieses Wortes dargelegt, das bereits zu einem Schlagwort ersten Ranges geworden ist, das jeder gebraucht, aber jeder anders versteht. Und Paul Lang hat wie R. Hornich gelegentlich (Volkslesehalle III, 2. Heft Seite 27) berichtet, in seinem Buch „Jugendschrift und Tendenz" nicht weniger als zweiundzwanzig verschiedene Benennungen namhaft gemacht. Ich selber habe in einem vom „Gral" (7. Jahrgang, S. 749 ff.) ausgezogenen Aufsatz der „Reichspost" (Wien 1913, Nr. 476) ebenfalls eine Anzahl von Beispielen für die verschiedene Bedeutung des Wortes beigebracht.[1]) Kurz zusammenfassend kann man sagen: Manche verstehen unter Tendenz nichts anderes als was man sonst „Idee", „Gedanke" einer Dichtung nennt (und diese behaupten dann natürlich mit Recht, daß jede Dichtung Tendenz haben, tendenziös sein müsse). Wieder andere nennen tendenziös eine unwahre Schilderung geschichtlicher Ereignisse. Wieder andere reservieren den Namen für karikaturenhafte Vertreter einer Weltanschauung oder für Äußerungen über Weltanschauungsdinge oder Vorgänge, die aus dem Rahmen der Dichtung und ihrem Gefüge herausfallen (und diese letzten behaupten dann natürlich mit ebensoviel Recht wie die obigen, daß *keine* Dichtung tendenziös sein dürfe). Alle diese Fassungen des Begriffes, die ebensoviele Sprachen und ebensoviele Hindernisse sich zu verständigen sind, haben aber wenigstens das eine Gemeinsame, daß sie die Wahrheit oder Unwahrheit eines Erkenntnismäßigen bezeichnen. Dadurch ist klargestellt, daß der Begriff

[1]) Leider wurden auch einige der vielen Druckfehler der „Reichspost" mitabgedruckt. So ist natürlich statt Bruno Wilde „Wille", statt Willer „Schiller" zu lesen. In dem Zitate aus Witasek soll es statt „das ästhetische Verhalten" das „ethische Verhalten" heißen. Das von Eichert einer Stelle hinzugefügte Fragezeichen ist mit vollem Rechte dazugesetzt worden, da der von mir vorgebrachte Gedanke falsch ist.

Digitized by Google

der Tendenz mit der Frage nach der Wahrheit der Dichtung aufs engste zusammenhängt. Es handelt sich nur darum, welcher Sinn mit dem Worte verbunden werden soll. Es ist eine Frage der Namengebung, der Nomenclatur, die hier zu lösen ist. Zwei Gesichtspunkte müssen dabei besonders berücksichtigt werden: Keine der angegebenen Bedeutungen des Wortes erfreut sich allgemeiner Zustimmung; aber soviel kann gesagt werden, daß die überwiegende Mehrzahl der Fälle dem Worte eine ungünstige, tadelnde Nuance und eine Absicht unterschiebt. Es würde also derjenige Begriff am ehesten Aussicht haben allgemeine Anerkennung zu finden, der diese beiden Gesichtspunkte in sich vereinen könnte.

Aus beiden Gründen hat es keinen Sinn, das Wort „Tendenz" gleichbedeutend mit „Idee" zu gebrauchen. Absicht ist bei jeder Idee, wozu das betonen? Zudem ist es zwecklos, ein mit Idee gleichbedeutendes Wort zu schaffen; ist eine unwahre Idee vorhanden, so nenne man sie unwahr oder falsch, eine eigene Bezeichnung ist dafür umso weniger notwendig, als das Wort Idee durchaus eingebürgert ist.

Auch bei unwahrer geschichtlicher Darstellung sollte das Wort nicht Anwendung finden. Muß man denn annehmen, daß die Geschichte absichtlich gefälscht wurde? Gibt es nicht auch Meinungsverschiedenheiten in der geschichtlichen Auffassung? Wozu die Bezeichnung „unwahre geschichtliche Darstellung" durch eine andere ersetzen? Es liegt hier ganz derselbe Fall vor, wie beim Ersatz des Wortes „Idee". Es ist daher auch hier die Bezeichnung „Tendenz" abzulehnen. Weder ein Werk, das eine Idee zum Ausdruck bringt, die wir nicht teilen können, noch ein Werk, das eine falsche geschichtliche Anschauung vorträgt, verdient den Namen eines Tendenzwerkes.

Eichert hat sich nun (Gral, 7. Jahrgang, S. 752) gegen meine Darstellung gewehrt, als ob die im „Gral" vertretene Auffassung den Begriff der Tendenz mit dem der Idee gleichsetze. Er formuliert: „Wir verstehen unter der Tendenz, die ein Kunstwerk haben muß, vielmehr den Einfluß der Weltanschauung des Dichters auf die künstlerische Gestaltung der Idee, somit nicht die Idee selbst, sondern bloß das die Idee in bestimmter Weise gestaltende Element." Ich bin aber nicht der Meinung, daß sich diese Definition sehr viel von der ihr gleichgestellten unterscheide.[1]) Ob ich sage: Tendenz ist die Idee des Werkes, oder: Tendenz ist die Gestaltung der

[1]) Diese Meinung wird sich klären, wenn ich einmal Zeit und Gelegenheit finde, mich eingehender als es an jener Stelle geschehen konnte über die Tendenzfrage auszusprechen. Hier das Mißverständnis aufzuklären, würde zu weit führen. F. E.

Digitized by Google

Idee, es kommt ziemlich auf das Gleiche hinaus, was man sofort sieht, wenn man das Adjektiv tendenziös definiert. Tendenziös wäre dann der Eichertschen Definition zufolge jener Bestandteil der Dichtung, der die Idee ausdrückt oder ausdrücken hilft. Aber auch der Anhänger der anderen Definitionen müßte so sagen — oder er muß überhaupt verzichten, das Adjektiv anzuwenden. Daraus ergibt sich: der Unterschied zwischen beiden Definitionen ist lediglich darin gelegen, daß die eine Fassung mehr einer auf der Psychologie des Schaffens (Idee = Konzeption) aufgebauten Ästhetik entnommen ist, die andere eine sich auf dem Genuß aufbauende Ästhetik voraussetzt. Oder anders gesagt: die eine Definition spricht davon, daß die Idee ausgedrückt werden muß, um uns zu Bewußtsein zu kommen, die andere setzt das als selbstverständlich voraus. Aber nehmen wir einmal an, daß mit der Eichertschen Formulierung ein Tendenzbegriff zur Sprache gebracht worden sei, den ich noch nicht in Betracht gezogen habe und der mit keiner der angegebenen Begriffsbestimmungen übereinstimmt: er hat dann zum mindesten sehr starke Berührungspunkte mit meinem Eigenen (Seite 751 zitierten). Wenn ich dort Tendenz nenne „die in Unterordnung unter eine wahre oder falsche Idee gebrachten Weltanschauungsäußerungen eines Kunstwerkes, die ästhetisch (aus welchem Grunde immer) negativ wirken", so hat diese Definition mit der Eicherts („das die Idee in einer bestimmten Weise gestaltende Element") die Unterordnung eines Gedanklichen oder Vorstellungsmäßigen gegenüber der Idee gemein. Der Unterschied liegt darin, daß Eichert jedes derartige die Idee ausdrückende Element so nennt, während ich das Wort nur für die die Idee ausdrückenden untergeordneten Bestandteile angewendet wissen will, die ästhetisch negativ wirken, ästhetisch herausfordern. Der Grund dafür liegt darin, daß nun einmal im Munde der meisten Personen, die das Wort gebrauchen, das Wort einen tadelnden Beigeschmack hat. Aus diesem Grund empfiehlt es sich, das Wort für etwas ästhetisch Minderwertiges zu reservieren,[1]) von Tendenz also überall nur dort zu reden, wo von einem ästhetischen Fehler und zwar in Sachen der Weltanschauung gesprochen werden kann; mag der Autor eine Wahrheit oder Unwahrheit künstlerisch ungebührlich und aufdringlich in den

[1]) Gewiß wäre das wünschenswert, aber es steht eben nicht in unserer Macht, jene Kritiker dazu zu zwingen, welchen die Tendenzbeschuldigung als Mittel zur Bekämpfung der katholischen Literatur unentbehrlich ist. Die brauchen den Doppelsinn. Ich verweise nur kurz auf das, was ich an der zitierten Stelle über diesen Gegenstand gesagt habe. F. E.

Digitized by Google

Vordergrund stellen, entweder mit seinen Ansichten aus dem künstlerischen Rahmen herausfallen oder eine ganze Person aus diesem Rahmen herausfallen lassen. Was ich unter letzterem verstehe, hat sehr gut einmal Josef Weingartner anläßlich einer Besprechung von Thoma's „Magdalena" (Jahresbericht über die wichtigsten Erscheinungen der schönen Literatur, 4. Jahrgang, S. 71) formuliert; er sagt: „Nur der junge Kooperator, der der Todkranken Trost spenden soll, fällt arg aus dem Rahmen des Stückes heraus. Ich kenne mehrere hundert Kooperatoren, darunter auch viele »neue« und junge, aber so dumm und herzlos wie dieser würde sich keiner benehmen. Daß Thoma, der sonst einen so scharfen Blick für die Wirklichkeit besitzt, gerade die natürliche Art des Verkehrs zwischen Klerus und Volk in Süddeutschland entgangen sein sollte, ist schwer zu glauben. Er kann uns also in Benno Köckenberger keinen Durchschnittstypus zeigen wollen. Höchstens eine Karikatur, aber dazu fehlt hier jeder Anlaß, weil auch die übrigen Personen ernst genommen werden wollen."

Liegt nun aber — um zu einem anderen Tendenzbegriff zu kommen — vielleicht die Tendenz in der Stoffwahl? So war z. B. in der „Reichspost" (7. September 1913) in einer Besprechung zu lesen: „Gewiß hat es zu allen Zeiten schlechte Priester gegeben und niemandem fällt es ein, dies zu leugnen. Aber darin liegt das Tendenziöse, daß der Dichter diesen Stoff gewählt hat." Diese Redeweise halte ich für sehr mißverständlich. Welcher Stoff vom Dichter bearbeitet wird, ist wohl überhaupt gleichgültig. Es kommt zuletzt darauf an, wie der Dichter das Vorgefundene, d. i. den Stoff gestaltet hat oder anders ausgedrückt, wie es um den Inhalt der Dichtung (welcher begrifflich vom Stoff verschieden ist) bestellt ist. Bezüglich des Inhalts bin ich allerdings der Überzeugung, daß z. B. der Katholik an einem schlechten Priester oder an einer Zeit, in der die Katholiken sich nicht gemäß den Prinzipien ihres Glaubens und der Vernunft verhielten, nur Mißfallen finden kann. Auch eine geschichtlich wahre Darstellung kann nicht letzter Inhalt einer Dichtung sein, wenn sie ethisch häßlich ist, mag sie historisch noch so wahr sein. Sie darf nicht das letzte bleiben, was uns der Dichter zu sagen hat. Wie verhält es sich aber, wenn diese ethisch häßliche historische Wahrheit nicht letzter Inhalt bleibt, sondern etwa als Exposition, als Hintergrund, als Voraussetzung der eigentlichen Handlung und der Idee fungiert? Es handelt sich dabei streng genommen um einen ganzen Voraussetzungskomplex, wenn auch jene vor der Handlung liegenden Kräfte, die mit dem Weltbild der Dichtung, ins-

Digitized by Google

besondere den Ideen, enger zusammenhängen, die Hauptaufmerksamkeit auf sich lenken. Praktisch gesprochen: was ist von der sogenannten „ungleichen Kräfteverteilung" im Kampf zweier Weltanschauungsparteien zu halten? Wie das Personenverzeichnis vor dem ersten Akte steht, ist auch das Milieu, in dem der Held seine Aufgabe durchzuführen hat und sein Schicksal erleidet, etwas der eigentlichen Handlung vorausgehendes; es ermöglicht, es bestimmt die Besonderheit der Handlung; in diesem Sinne spricht man auch von einer Problemstellung. Man sollte nun glauben, wenn der Dichter sich die Voraussetzungen selbst wählen, wenn er sie ganz individuell gestalten kann, dann sollte ihm doch hierin die größte Freiheit zugebilligt werden dürfen; dann sollte ihm doch auch, da sie ja möglich ist, eine ungleiche Kräfteverteilung erlaubt sein; und umsomehr, wenn etwa diese ungleiche Kräfteverteilung historisch verbürgt ist. Tatsache ist aber, daß die verschiedene Kräfteverteilung zwischen Weltanschauungsparteien unangenehm empfunden wird. Allgemein gesprochen läßt sich etwa folgende Erklärung davon geben: je individueller die einzelnen Personen gestaltet sind, je individueller das Milieu selbst gestaltet ist, umsoweniger wird eine ungleiche Kräfteverteilung unangenehm empfunden. Sie wird umsoweniger empfunden, je weniger sie mit dem Weltbild und den Ideen verkettet ist. Insofern also in der Stoffwahl die Wahl einer ungleichen Verteilung der intellektuellen und ethischen Eigenschaften auf die kämpfenden Parteien eingeschlossen ist, gilt von ihr dieselbe Bestimmung wie vom ethisch und ästhetisch herausfordernden Inhalt überhaupt. Insofern kann die ungleiche Kräfteverteilung tendenziös genannt werden, denn hier ist ein in Unterordnung unter die Ideen ästhetisch verletzender Weltanschauungsgegenstand vorhanden.

In dieser Verwendung des Wortes Tendenz kommt auch gewöhnlich die ursprüngliche Bedeutung „Absicht" oder Streben zum Durchbruch. Man macht den Dichter für seinen Plan verantwortlich. In den Begriffsbestimmungen dagegen, die Eichert und ich entwickelt haben, fehlt jeder Bezug auf eine Absicht. Es scheint nun aber doch sehr fraglich, ob die Bedeutung des Absichtlichen, des Strebens je aus dem Begriffe wird hinweggetilgt werden können. Und zwar deswegen, weil wir das Wort ja oft genug nicht als terminus technicus gebrauchen, sondern im alten, ursprünglichen Sinne. Als Beispiel kann gleich Eichert selbst dienen, der ein paar Seiten nach seiner Definition der Tendenz (761) in einer Polemik das Wort Tendenz in diesem ursprünglichen Sinn verwendet („Besprechungen, die in ihrer Gesamtheit

Digitized by Google

eine gegen den Bestand der katholischen Literatur gerichtete Tendenz nicht verkennen ließen"). Dieser Einfluß der Sprache des gewöhnlichen Lebens auf die wissenschaftliche Sprache erklärt zum großen Teile das Schwanken des wissenschaftlichen Sprachgebrauches. Infolge dieses Einflusses scheint es aber auch unmöglich zu sein, eine Definition des Tendenzbegriffes zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, die nicht auch diese Bedeutung zum Ausdruck bringt. Dieses Bedenken spricht ebenso gegen meine als gegen Eicherts Definition, die sich zueinander ebenso verhalten, wie die in meinem seinerzeitigen Aufsatz gegenüberstehenden zwei großen Gruppen von Definitionsversuchen zu einander.

Es muß nun gesagt werden, daß zu beiden Begriffsdefinitionen auch die „Absicht" hinzugenommen werden kann. Aber gleichzeitig muß betont werden, daß es wenig praktischen Wert hat, da die Absicht immer nur angenommen, vermutet, aber selten gewußt werden kann. Die Dichtung ist ein ἔργον und jedem ἔργον entspricht eine ἐνέργεα; allem, was gemacht wird, entspricht eine Vorstellung, ein geistiges Vorbild, eine Absicht. Der Dichter schafft bewußt, „absichtlich". Aber welche Absicht ihn geleitet hat, kann wohl vermutet, aber nicht eindeutig bestimmt werden. Ob der Dichter erbauen oder Geld verdienen oder verletzen wollte, ist an und für sich dem Werke nicht zu entnehmen. Man kann also wohl definieren, Tendenz ist die „Gestaltung einer Idee", insofern sie vom Dichter beabsichtigt ist, oder Tendenz ist eine ästhetisch verletzende Gestaltung einer Idee, insofern die Verletzung vom Dichter beabsichtigt ist. Man kann mit Weingartner (a. a. O.) vermuten, daß Thoma für die Darstellung Benno Köckenbergers „außerhalb der Kunst liegende Gründe maßgebend waren", da man innere Gründe nicht finden kann, aber wissen kann man das nicht. Man kann weder wissen, ob außerästhetische Zwecke für den Dichter maßgebend waren, wie Erbauung, Kränkung, Eitelkeit, Geldsucht, noch auf genau entsprechende ästhetische schließen. Wer kann namentlich in untergeordneten Punkten behaupten, der Dichter habe den Eindruck erzielen wollen, den sein Werk wirklich erzielt? Man kann es vermuten, mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit annehmen, ja, aber wissen eigentlich nur, wenn es der Dichter selbst sagt. Wahrlich, es würde weniger gedruckt, wenn die Dichter von ihren Werken immer den gleichen Eindruck wie die Kritiker oder das Publikum hätten! Gar manche Szenen wären anders geschrieben worden, wenn der Dichter gewußt hätte, daß sie auf den Genießenden anders als auf ihn wirken. Daraus ergibt sich, daß es wenig Wert hat, die ursprüngliche Bedeutung von Tendenz (Streben usf.) in den

Digitized by Google

terminus aufzunehmen. Mit vollem Rechte anwenden könnte man den Begriff dann überhaupt nur in literar-historischen Untersuchungen, also dort, wo die Absicht des Dichters durch die Entstehungsgeschichte des Werkes aufgedeckt ist. In den anderen Fällen könnte man lediglich Vermutungen äußern und wäre bei gewissenhaftem Vorgehen gezwungen, den Vermutungscharakter des Begriffes stark zu betonen. Es empfiehlt sich daher, um den Begriff der Tendenz zu einem ästhetisch sicher verwertbaren zu machen, jegliche Absicht aus dem Spiele zu lassen, wie es bei Eicherts und meiner Definition geschieht. Wie immer man aber zwischen diesen beiden Definitionen wählen mag, ob man der positiven oder negativen Fassung zustimmt, das steht jedenfalls fest, daß die Frage nach der Tendenz mit der nach der Wahrheit der Dichtung eng zusammenhängt und ein noch nicht genügend als solches erkanntes, wichtiges Kapitel der Ästhetik ausmacht.

Der Mann

Von Heinrich Lersch

Ich habe den Himmel gestürmt,
Bin durch die Wolken gegangen,
Träume auf Träume getürmt. —
Was ist vergangen?
Der erste brausende Klang,
Der goldene Schein um die Dinge,
Der lockende Überschwang.

Doch —
Nun hebt sich die zwingende
Trotzige Schwinge
Höher im Sturme voraus,
Schwingt sich im kreisenden Ringe
Über die Erde hinaus! —

Digitized by Google

Moſes

Von Lorenz Peterſen.

Moſes ſtand auf. Er hatte eine Stimme gehört im Traum. Kein Zweifel! Sie klang ihm noch im Ohr wie Wächterruf um Mitternacht. Und leiſe trat er aus dem Zelt und wuſch im klaren Felſenquell ſein Antlitz und die Bruſt. Dann nahm er ſeinen Stab, warf ſich den Mantel um die Schultern und ſchritt fürbaß, vorbei an grauen Zelten. Der Wächter ſtand, an ſeinen Stab gelehnt und ſchlief.

's war tiefe Nacht. Draußen die Wüſte lag im Mondenglanz wie ein verſteinert Meer. Am Himmel flammten Millionen Sterne. Vor ihm wuchs aus der Nacht der Berg.

Er hatte dieſe Gegend nie geſehn und doch ſchien ihm der Weg ſeltſam bekannt, als wär' es Heimatland, darin er wandelte. Und weiter ſchritt er, weiter durch die Nacht. —

Die ſteile Lehne noch — dann war er oben. Wie lang er nun ſchon ging, er wußte es nicht. Geraume Zeit ſchon war der Mond verſunken. Mählich am Himmel blaßte Stern um Stern. Im Oſten krochs empor in ungewiſſer Helle, und in den Lüften lags wie Lerchenlaut. —

Noch dieſen Schritt! — Er war am Ziel. — Es war ſchon hell rings um ihn her; doch Morgennebel bannte ſeinen Blick und hüllte rings das Land in graue Schleier. Vom Lager drunten tönte Pferdewiehern und Waffenlärm in ſeine Einſamkeit. Und Moſes ſetzte ſich auf einen Stein und barg in ſeine Hand das graue Haupt und dachte ſeines Volks. —

Dort drunten lagen ſie, die er ſo oft verflucht, wenn über ihn Jehovas Eifer kam, und die er ſtets doch wieder lieben mußte in ihrer Schwachheit, ihren Fehlern, mit jener großen, heiligen Gottesliebe, die nicht ewig zürnen kann. Und faltete die Hände und ſenkte tief ſein Haupt und betete Jehovas Gnade hernieder auf ſein Volk.

Und abermals erklang die Stimme, die er im Traum vernahm: „Blick um dich, Moſes!" Und er hub ſeinen Blick, und ſiehe da: vor ſeinen Füßen lag im Sonnenlicht, als wie von rotem Golde überflutet, ein wunderherrlich Land, desgleichen er noch nie geſchaut! — Durch grüne Wieſen ſprangen

Digitized by Google

klare Bäche, in breiter Fülle ragte Halm an Halm, von schweren Früchten bogen sich die Bäume. Ganz hinten aber lief von Nord nach Süd ein silberblaues Band, der Fluß. Und über Allem spannte sich ein wolkenloser, ewig heit'rer Himmel. —

Moses schaute all die Herrlichkeit und schaute, schaute unentwegt, bis daß ein roter Nebel um ihn ward und seine Sinne schwanden. —

Und als er noch einmal die Augen hob, sah in dem roten Nebel er Jehova. Der beugte sich und küßte seine Stirn.

Doch Moses, als er Gott gesehen, schloß die Augen, neigte sich und starb.

Für den jungen Freund

Von R. Popp

Wer bin ich denn zu dir, daß du mich liebst?
Ein unbehauner Marmor möcht ich sein,
Dem du Gestalt nach deiner Liebe gibst
Und Leben, ganz wie deines heiß und fein.
So aber bin ich Trümmer und Vergangenheit
Und nicht mehr aufzubaun in diese fremde Zeit.

Der Tag muß kommen, der dich müde macht,
Mit Müdigkeiten einen Weg zu gehn.
Noch bist du wenig zu dir selbst erwacht,
Um deine tiefsten Wünsche zu verstehn
Und alle Ziele, die du einsam suchen mußt,
Und was nur dir gehört an Leid und Sieg und Lust.

An meinen Schläfen färbt sich Haar um Haar.
Ich will den welken Kranz von dannen tun
Und gehn. Von dir zurück zu dem, was war.
In Träumen alter Tage will ich ruhn
Und spielend Namen suchen ihrem Wert und Wahn.
Du aber geh das Leben unverwandt hinan.

Digitized by Google

Michel Angelo-Reminiszenzen

Von M. Herbert

Franzesko Granacci

Ich schrieb „Belezza" auf mein Wappenschild
Und hold war ich den goldnen Sonnentagen,
Dem Strom des Lichts und aller Freudigkeit.
Mir hatten Schmerz und Trauer nichts zu sagen.
Doch liebt ich den, der schwermutsvoll bekennt:
Mir ward als meine Zeit die Nacht gegeben
Und der zu wunderbarer Größe schuf,
Was uns bedrückt, das kleine arme Leben.
Ich war der Freund des Michel Angelo.
Was wollt ihr mehr? Ich hatte enge Schranken
Und leichtes Blut, den heißen Liebedurst,
Das schnelle Wort und wenige Gedanken.
Doch liebt ich einen Bogen aufzubaun,
Darunter stolze Ruhmeshelden schritten
Mit Genien, Früchtekranz und Lorbeerreif,
Fortuna auf dem Rade in der Mitten.
Ich liebte es, wenn der Magnifico
Mit Lächeln anhob für Florenz zu singen,
Vom Karneval — wie hold der Jugendreiz,
Wie Liebesfreuden ach so schnell verklingen,
Und wie der Morgen keinem sicher sei. —
Ich aber war es, der zuerst entdeckte,
Daß in der Seele Michel Angelos
Der größte Maler aller Zeiten steckte.

Die Pietà

Wo sind die großen Harmonien hin —
Die ersten Lieder meiner Frömmigkeit?
Als Ruhe noch in meiner Seele war,
Gefaßte Stille und Gelassenheit,
Da ward in Gnadenstunden offenbart,
Der große Adel und die keusche Huld

Digitized by Google

Der Gottesmutter, die das Leben litt
Und seine Qual, doch ohne eigne Schuld.
Da ward zu Schönheit mir der Schmerz verklärt,
Der Todesschmerz um den geliebten Sohn.
Erhaben wie der Ewigkeiten Flut
Drang mir ins Herz die heilige Passion. — — —
Jetzt, da ich tief durch Dantes Hölle ging
Und mit Verdammten und Dämonen rang,
Die Nacht und ihre Finsternisse schuf
Und Urweltriesen in die Kniee zwang,
Jetzt, einsam rastend auf verlass'ner Höh
In stillen Stunden, wie auf Golgatha
Wallt meine Seele nach Erlösung bang
Zum Jugendwerk der weißen Pietà.

Die Erschaffung des Adam

Das packte mich, wie der lebend'ge Gott
Den Menschen anrührt, daß er atmet, lebt,
Und sich aus Chaos und aus Nebelspott
Ein König, Gott und Herrscher frei erhebt.
Das riß an mir in Stunden banger Wacht.
Doch wie gestalten die Unfaßbarkeit?
Wie niederzwingen in die Menschenmacht
Der Schöpfergröße ganze Herrlichkeit?
Ich sah's am Tor des Domes von Florenz,
Wie es Ghibertis Meisterhand erschuf.
Doch war das nur wie Kuckucksschrei im Lenz
Ich aber hörte der Vollendung Ruf —
Und eines Tages war das Wunder da.
Reif und vollkommen stieg es an den Strand
Aus Abgrundtiefen. O wie dies geschah?
Gott selber gab mir's in die offne Hand.

Die Nacht

Der Totenvogel hütet deinen Schoß
Gewalt'ge Nacht, Du Herrin meiner Träume,
Uralte Riesin, die auch mich erzeugt
Und meiner wilden Leidenschaften Schäume.

Digitized by Google

Ich krönte dich mit einem Diadem,
Du dunkle Mutter tief verhüllter Horen,
Du Schicksalsfrau, die Lebensfäden spinnt
Dem flutenden Geschlecht, das sie geboren;
Ich gab dir, wissende Gebärerin,
Den Tröster Mohn, er wiegt dich ins Vergessen,
Daß du in ungeheurer Einsamkeit
Nicht laut aufweinst um das, was du besessen.
Du Parze, Zeugerin der schweren Tat,
Ausbrüterin der bittersten Gedanken,
Nimm deines Mondes rote Sichel hin,
Daß goldne Lichter in dein Dunkel schwanken.
O gran dolore! Wer ertrüge dich,
Wenn Mohn und Mond und Diadem nicht wären,
Schlaf, Licht und Ruhm — in Lebens Finsternis
Vergolden sie das strenge Glückentbehren.

Die Kuppel von St. Peter

Wer sie ermißt, die frei und selig schwebt,
Im ungetrübten Glanze der Vollendung,
Emporgetragen wie von Cherubs Macht,
Der glaubt an eines Glückberauschten Sendung.
Er sieht die reine, lichtgeborne Tat,
Die jauchzend aufschießt in die Helligkeiten
Des blauen Äthers und ein Zeichen ward
Der ew'gen Roma für die fernsten Zeiten.
Er denkt: Ein Stolzer drückte seinen Ring
Mit eignem Siegel auf die Stadt der Städte,
Ein Überwinder, den kein Joch gedrückt,
Kein schwerer Zwingbann, keine Sklavenkette.
Ich aber sage euch, die ihr erschaut
Sankt Peters Kuppel leuchtend schon von weiten:
Der sie erschuf, war alt und gramgebeugt
Und es geschah in tausend Bitterkeiten!

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Zu einer Ästhetik des ‚Gemeinen'[1])

Eine ungeheure Neuentdeckung hat das neunzehnte Jahrhundert gemacht: die des alten Gedankens vom lebendigen Organismus, daß das Ganze nämlich keineswegs gleich der Summe seiner Teile ist! Er beginnt schon die öde naturwissenschaftliche Verstandeskultur zu verdrängen. Als der alte Gedanke von der Vorherrschaft des Geistigen, Irrationalen äußert er sich heute wieder in einer brünstigen Betonung des Gefühlsmäßigen, Intuitiven gegenüber dem Intellekt. Das Leben siegt wieder mit seinen heißen Blutwellen. — Nur so erklärt sich unser Schrei nach Totalität; erklärt sich die Hochflut der Probleme, die einander zu Tode hetzen. Plakatstil! Alles ungeheuer fragmentarisch, abrupt. Aber auch ungeheuer anregend, lebendig, aktuell, blutvoll. Dampfendes Leben und Wirklichkeit, die aus allen unsern Tagesäußerungen blüht. Nur in die Kunsttheorie hat man den Gedanken des Organismus noch nicht eingeführt, d. h. man hat bis jetzt nur das Schöne beachtet. Eine Ästhetik des „Gemeinen" (wie Goethe damals alles Unkünstlerische zusammenfaßte) fehlt noch immer. Was schön ist, oder genauer: unter welchen Bedingungen etwas schön ist, haben wir übergenug erörtert. Damit ist das Gemeine noch lange nicht erklärt und gewürdigt. Über seine Funktion sind wir noch ziemlich im Unklaren. Obwohl doch das Schöne nur besteht, weil auch das Gemeine besteht (wenigstens als Begriff). Wir haben uns das Wandeln

[1]) Wir stehen nicht an, aus der zwar etwas aphoristischen, sehr kecken und jugendlich-temperamentvollen Zuschrift eines jungen Dichters und Schriftstellers die Hauptsätze hierher zu setzen. Sie enthalten die ehrlich-zornige Aussprache eines gesunden, geistig geraden Menschen über ein schwächliches Literaturgestammel, dem wir hier stets entgegentraten. Einigen lauten Überschwang und zwei, drei Übertreibungen wird der verehrliche Leser leicht korrigieren. — Nachdem wir eben diese Zeilen geschrieben, erhalten wir ein tief ernstes, erschütterndes Feldpostschreiben des jungen Autors. Derselbe kämpft nun als Kriegsfreiwilliger in den winterlichen Schützengräben bei Dixmuiden, das eiserne Kreuz auf der Brust. Er hatte wohl kaum daran gedacht, als er diese Zeilen von der gesunden Realistik in Dichtung und Leben schrieb, daß die eiserne und brutale Realität des Krieges sobald in sein eigenes Leben greifen sollte. Er hat den Mut gehabt, seine Worte durch die Tat lebendig zu machen. — Dank ihm! Schütze Gott diese Jugend — unsere Helden und unsere Zukunft! Gral-Redaktion.

Digitized by Google

auf der Menschheit Höh'n zu leicht gemacht. Die Ignorierung des Häßlichen und Gemeinen ist noch nicht das Schöne. Das will kämpfend ertrotzt sein. In ständigem Ringen, wie Jakob mit dem Engel. Bis wir es niederwerfen oder bis es uns segnet.

* * *

Denn es gibt ein Gemeines, das schlechthin die Voraussetzung aller Kunst ist: als Allgemein-Menschliches, Überindividuelles. Eine Idee ist tot, solange sie nur im Einzelnen wurzelt. Erst wenn sie in tausend Seelen die gleichen Flammen entzünden kann, wird sie geschichtliche Macht, Zeitethos, Wirklichkeit. Und ist dann realer als die stählernen Zwangsläufigkeiten unseres nüchternen Maschinenzeitalters. — Die Basis aller wahren Kunst ist das Normale. Wenigstens haben die Anormalen, die Übermenschlichen und Genies, erst ihre Anormalie zu rechtfertigen. Sie haben sich entweder als eine Summe von allgemein-menschlichen Werten, als „Maxima an Gemeinem", wenn ich so sagen darf, darzustellen und zu enthüllen. Wie die größten Dichter: Homer — Shakespeare — Goethe es vermochten, die geradezu Völker, Ausschnitte der Menschheit verkörperten. Die Persönlichkeit des Dichters, das Individuelle tritt erst bei Goethe fühlbar hervor. Aber auch Goethe hat sich selber eine „Entelechie mächtiger Art" genannt. Man möchte fast die Regel ableiten: daß das Maß von „Gemeinem" als Allgemein-Menschlichem über das Maß an Kunstgehalt entscheidet. — Oder die Anormalen haben durch Taten, durch faits accomplis, durch Gewalt einfach ihr Recht auf Individualität zu ertrotzen: wie all die Großen, die eben als feurige Persönlichkeiten groß sind. Allein durch unerhörte Inbrunst und Leidenschaftlichkeit wußten sie sich so in das Bewußtsein der Völker zu rammen, daß die Fiktion ihrer Unentbehrlichkeit, d. h. ihres Gehalts an Gemeinem, entstehen konnte. Was geht mich die Philosophie eines Fichte, eines Rousseau an! Allein, daß sie Enthusiasten der Tat, Willensathleten waren, allein das macht sie noch wert. — Sonst sind die Anormalen nur Episode. Die Masse hat nicht nur numerische Überlegenheit, sie ist die Menschheit, nicht die wenigen Unsozialen oben. Sie entscheidet letzten Endes über die Wertung der Großen. (Damit soll nicht gesagt sein: vox populi — vox Dei. Die „Souveränität des Volkes" war nicht nur in der Politik schädlich!) — Hier liegt die Wurzel unseres Zeitübels: unsern modernen Dichtern mangelt

Digitized by Google

das Gemeine, das Überindividuelle! Sie können die große Masse Volk nicht mehr begeistern und hinreißen, weil sie keine großen Worte, keine allgemeinen Werte mehr finden. Und dann lügt man uns vor: die Zeiten der Sänger, des Epos, der großen Inbrunst seien vorbei. Die großen Menschheitsideen: Heldentum, Religion und Schönheit, seien mit unserer Jugend gestorben. Wir seien heute zu vernünftig zur Begeisterung. Unser technisches Zeitalter sei unproduktiv in Religion und Kunst. — Als wenn Kultur immer nur mit Dekadenz erkauft sein müßte! Nein, an euch liegt es. Ihr Kranken, ihr faule, bedeutungslose Oberschicht! Das Volk, die Menschheit ist gesund. Sie kennt nur Aufstieg, zunehmende Kraft. Was geht uns euer kompliziertes Persönchen an, oder euer Leiden am „Tage", am „Weibe"! Euer Tasso- und Wertherтum! Ihr blutleeren Schemen! Was geht uns eure erotische Bedrängnis an, was eure Kaffeehausprobleme, ihr kleinen Gerne-Große! Wehe, wenn wir, vom harten Tageskampfe erbittert, euch unnütze Mägen und tatenlose Schreier an die Wände quetschen müssen! — Wir haben keine politische Dichtung. Wir haben keine Dichter, die nur Kunst schaffen und doch ausdrücken, was uns alle bewegt. Der moderne Held ist noch nicht entdeckt. Obwohl doch keine Zeit so von Problemen und jauchzender Kraft strotzt als unsere. Eine große Zeit findet ein kleines Dichtergeschlecht. Impotente, Artisten, Snobs, Feminine. Das Feminine wird noch die germanische Kultur zugrunde richten. Die willensstärkeren Romanen wußten sich des Femininen zu erwehren (nicht umsonst kam uns Logik und Askese aus dem Süden!). — Wir, die Masse, harren indessen unten, ob ein großes Wort fiele, auf daß unsere Herzen brennen. Aber es fällt keines, das mehr als Fachausdruck wäre. Inzucht! Man hat sich die Lebensader unterbunden: das Gemeine, Allgemein-Menschliche.

* * *

Doch das spezifisch Neue ist das nicht. Das sind des öfteren gehörte Gedankenreihen, die nur der Vollständigkeit halber hier aufgeführt sind.

Ganz anders aber das Gemeine im Sinne des Niedrigen, Häßlichen, Unkünstlerischen. Also eine Ästhetik des Unästhetischen! Das ist kein leeres Wortspiel. In Wirklichkeit: es steckt ein tiefes Geheimnis im Banalen und Alltäglichen. Letzten Endes ein metaphysisches Problem, wie das Prinzip des Bösen in der Welt! Das Gemeine als solches metaphysisches Problem

Digitized by Google

weist über die Grenzen der Menschheit hinaus. Und damit berührt es schon die christliche Idee des Leidens, das Leiden in Energie umwandelnd: zeitliches wird überzeitlich wertvoll, mitentscheidend für Ewigkeiten; Unzulängliches mitbestimmend für letzte Vollkommenheit. Nicht Umgehung, sondern Überwindung des Leidens, des Banalen! — — —

Das Gemeine war es, das der alten deutschen Kunst die herbe Realistik gab. Dürer, Grünwaldt, was hatten sie Mühe, um aus dem Spießbürgerlichen, Kleinlichen, Bäuerlichen sich loszuringen! Welch unschöne alltägliche Menschentypen unter ihren Gestalten! Wie viel Krimskrams, Ängstlichkeit, wie wenig Form, schöne abgerundete Form! Sie beneideten die Italiener um deren Idealgestalten. Aber wo die größere Kunst ist, ich weiß es nicht: ob bei den Italienern, die durch glattes Idealisieren zur Schönheit wollten — oder bei den Deutschen, die das Gemeine oft unverhüllt zeigten und nur, indem sie diese unschönen Spießbürgergestalten deutscher Kleinstädte in die christliche Geschichte, die Passion 2c. stellten als Repräsentanten der Menschheit, eben dies Gemeine überwanden! Sicherlich wirken sie ergreifender in ihrer hölzernen deutschen Unbeholfenheit. Es dünkt uns, die Italiener (oder doch sicherlich die Epigonen der drei Allsieger) haben sich den Weg zur Schönheit zu leicht gemacht.

Das Gemeine ist fast das einzige Mittel, um der größten Gefahr aller modernen Dichtung zu entgehen: dem Papiertode. Der Dichter vergesse alle gebildete Sprache, alle Abstraktionen! Vergrabe sich in das drängende rastvolle Alltagsgewühl. Und lerne staunen, mit weitaufgerissenen Kinderaugen. Er werde stumm, tauche körperlich-dinghaft ein in das drängende wortlose Dasein; vegetiere! Und wenn er sich vollgesaugt hat voll Realitäten wie ein Schwamm, dann treibt ihn die Überfülle zum Schaffen. Die Dinge geben ihm die Sprache zurück. Und welch eine Sprache! Er hat die gelernte Sprache vergessen, er redet eine lebendige. Die Dinge selber schreien aus ihm.

Eine Dramatik steckt im Gemeinen! Die noch so wenig ausgebeutet ist. Unsere Dichter zerbrechen sich die Köpfe um dramatische Fabeln auszuklügeln. Wo doch nur im Gemeinen, diesem Schutthaufen unserer Kulturabfälle, so mancher tragische Edelstein aufs Ausgegrabensein wartet. Denn das Gemeine ist Leben, und Leben ist Drama, Tat. — Im Gemeinen habt ihr eine unvergleichliche Folie für Ideales, Geistiges und Hohes, um es wirkungsvoll als Einziges abzugrenzen. — Und auch einen untrüglichen Maßstab, ein unerbittliches Scheidewasser für allen Kitsch, alle

Digitized by Google

faule Rührseligkeit. Neben dem Gemeinen, *das dasselbe ist wie das Lächerliche Lessings*, kann sich nur das Echte, Ewige behaupten. Grade wie neben blutigem Todesernst alle Mache abfällt. — Welch ein wunderbarer Kontrast: wenn plötzlich durch das Geknäuel und die Crapule alltäglicher, banaler Menschen ein höheres Wort aufflammt, wie ganz anders wirkt es da! Im Kreise eurer beliebten Geistesmenschen, die alle Kultur und Kunst gepachtet haben, wird auch das Höchste schal und stumpf. Man sieht nicht mehr, welch ungeheure Menge Menschenschweiß und — Blut an unsern Abstraktionen klebt. — — —

Das Gemeine ist das Sprungbrett zur Höhe. Es allein gibt den nötigen Rückstoß, den Schwung in der Stunde der Leidenschaft, der Tat, der grandiosen Rücksichtslosigkeit. Denn wo wollt ihr die ungeheure seelische Erregung, den Fanatismus herholen, wenn ihr schon vorher alles Gemeine und Banale abgeworfen habt. Es ist nicht gut, immer oben wandeln wollen, immer die Heldenpose innehalten; das ermüdet und macht lächerlich. Diese Stunden seligen Taumels, wenn das Menschtum in uns jauchzt; wenn alles Zufällige an uns abfällt wie mürber Zunder; wenn wir in völliger Blöße dastehn, allein mit unserm Gott, unserer Menschenkraft, unserm Menschenwillen, in gleicher Blöße wie auch der geringste Mensch; wenn die letzten Fäden und Wurzeln unseres Menschenwertes bloßgelegt sind; wenn wir an die Grenzen unserer Natur stoßen, so daß aller Schein, aller Modewert jäh zerbricht; das sind Augenblicke der Gnade, die durch harte Arbeitstage, durch mühseliges Sich-Herausschaffen aus der knietiefen Flut des Gemein-Unzulänglichen erkauft sein wollen. — Die meisten Dichter wollen immer solche Feiertage haben. Sie machen es sich zu leicht, umgehen das Gemeine und schwelgen auf recht billige Weise in Höhenluft. Und hüten sich schlau hinunterzusteigen. Denn das Gemeine würde die Mehrzahl von ihnen erschlagen. Das frißt wie eine ätzende Säure allen Kitsch nnd Modeflitter weg. Nur der Starke, der ganz große Dichter bleibt im Kampfe mit dem Gemeinen Sieger. — Wir wollen das Gemeine sehen. Wir wollen den *Kampf* des Dichters sehen, nicht nur den Sieg. Wir haben ein Recht darauf. Wie er mit demselben Gemeinen, das uns andere bändigt, ringt und es bezwingt. Sonst sagen wir: er sei ein Betrüger, der nur mit fremden Siegestrophäen uns blenden will.

Der *Naturalismus* der achtziger Jahre hat richtig die gewaltige Bedeutung des Gemeinen erkannt. *Aber er blieb im Gemeinen stecken! Das Gemeine ist, weil es das Wahre ist, noch lange nicht das*

Digitized by Google

(Kunst-) Schöne. Auf die Realistik muß dann der Kampf und die Überwindung derselben folgen. Denn nur dadurch wird aus der Alltagswirklichkeit eine neue, eben Kunst!

* * *

Das ist das tiefe Geheimnis des Gemeinen, des Unzulänglichen: daß das Geistige, das Höhere unter Menschen nicht ohne sein Gegengewicht, das Gemeine, bestehen kann. Daß der letzte Sinn alles Menschenseins Kampf und Ringen ist. Nicht Umgehung und Ableugnung des Häßlichen ist schon das Schöne. Ohne das Gemeine bleibt das Dichterwort ein papierner Buchstabe. Mit dem Gemeinen, wie ganz anders schwingt da ein ergreifender Ton mit von Blut und Schweiß, von Lasten und Plagen, von Enge und Erbärmlichkeit des Alltags; oft ein Ton von gerissenen Seiten. Erschütternd durch seine Wortlosigkeit. Das Gemeine redet selber, ohne das Raisonnement des Dichters. — Herbert Eulenburg hat neulich die Dichter aufgefordert, von unten rauf anzufangen als Feuilletonschreiber für Zeitungen. Ich finde das ganz in meinem Sinne. Nicht nur wird das „Unterm Strich" unserer Zeitungen „über den Strich" hochgehoben (bisher machte sich da oft jämmerlichste Afterkunst breit), nicht nur kann der Dichter festeren Boden unter die Füße bekommen (der Geheimrat Goethe wußte die festbesoldete Stellung sehr wohl zu schätzen), mehr noch: der Dichter wird hier zur Auseinandersetzung mit dem Gemeinen, dem hastigen Alltag gezwungen. Das wird dann jedesmal ein prächtiger Kampf. Die Engel beneiden uns Menschen um unser Gemeines. Es ist das Material unserer Tat. Und die haben wir allein.

Das Gemeine ist von einem tragischen Ernst umwittert. Oft wie eine grausige Groteske. Wie ein Rethelscher Totentanz.

Josef Müller, Trier.

Zur Belebung der geistlichen Festspiele

Richard von Kralik sagt in seiner Studie „Über geistliche Festspiele", die dramatische Poesie sei geeignet, das Erhabene am Erhabensten und das Gemeine am Gemeinsten darzustellen. Dieser Ausspruch kennzeichnet hinlänglich die Wirkung des Schauspiels. Selbst das Erhabene kann bekanntlich durch Zwischenfälle lächerlich gemacht werden, weil dazu nur ein Schritt ist. Im Mittelalter erreichte das geistliche Festspiel seinen Höhepunkt, um dann bei der Glaubens-

Digitized by Google

spaltung in Vergessenheit oder in Verfall zu geraten, wozu die protestantischen religiösen Anschauungen das meiste, wenn nicht alles beitrugen. Gewiß soll das Wort, der Unterricht die religiösen Wahrheiten vermitteln; aber die Lehre des Welterlösers bestand auch nicht in reinen Predigten und Vorträgen. Die Heilige Schrift berichtet oft genug von Rede und Gegenrede, also von einer Handlung, einer dramatischen Tat.

Was lag also näher, als die religiösen Wahrheiten im Auftreten von Personen zu veranschaulichen, soweit sich der Stoff dazu eignet! Das Christentum hat das Schauspiel bereits in der Antike vorgefunden. Die größten griechischen und römischen Dramatiker wollten in den mythologischen Schauspielen teils religiöse, teils philosophische, teils ethische Ziele erreichen, und es ist ihnen gelungen. Sie haben das Volk mit Idealen erfüllt, ohne die es nicht bestehen konnte. Die christlichen Festspiele trugen allerdings ein ganz anderes Gepräge. Ihr Stoff war vom Weltenschöpfer im Erlösungswerke selbst gegeben; darum standen sie unendlich höher, vollkommener und vollgiltiger da. Vermöge der Schlichtheit der evangelischen Darstellungen durfte auch das geistliche Festspiel einfach sein; aber gerade in der Einfachheit der Komposition liegt große Kunst und die Macht der Wirkung.

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts werden nun in Deutschland zur Belebung geistlicher Festspiele vor allem des großen spanischen Dichters Calderon de la Barca erfolgverheißende Versuche gemacht. Calderons Werke sind in Deutschland noch lange nicht genug bekannt und gewürdigt. Wenn man erwägt, daß der Dichter dreiundsiebzig „Autos sacramentales“ (Weihefestspiele) und einhundertsechs weltliche Schauspiele geschrieben hat, so wird man leicht einen Einblick in die Schaffenskraft des gewaltigen Mannes gewinnen. Die deutschen Romantiker erkannten den Schatz der Calderonschen Dramen, und A. W. v. Schlegel machte Calderons Namen in Deutschland zuerst bekannt. Weitere Übersetzungen durch Eichendorff, Lorinser, Pasch u. a. folgten; allein die Verbreitung der Calderonschen Werke in Deutschland muß als unzureichend bezeichnet werden.

Im Jahre 1905 hat auch Richard v. Kralik das geistliche Festspiel „Die Geheimnisse der heiligen Messe“ von Calderon ins Deutsche übertragen. Die Aufführung desselben auf dem Dreiundzwanzigsten Eucharistischen Weltkongreß zu Wien im September 1912 durch die Berliner Calderongesellschaft verfehlte ihre Wirkung nicht, und seitdem ist das Festspiel auch in andern deutschen Städten, so Neiße, Breslau, Köln a. Rh., Trier und am 19. April 1914 auch

Digitized by Google

in der alten Hansastadt Danzig mit großem Erfolge aufgeführt worden. Auf den Inhalt hier näher einzugehen, ist nicht der Ort. In Danzig fanden zwei Aufführungen statt, die so stark besucht waren, daß nicht alle Personen zu den Vorstellungen Karten erhalten konnten. Aus dieser überaus großen Beteiligung geht das Verständnis des Volkes für unsere Bestrebungen hervor. Die mustergiltige Darstellung und Szenerie gaben dem Ganzen ein durchaus edles, hohes und feierliches Gepräge.

In unserer Zeit des großen sittlichen Niedergangs, der Abfallbewegung von Ethos und Glauben und des Bankerotts der meisten modernen dramatischen Kunstbestrebungen ist das tatkräftige Aufgreifen der Ideen Richard v. Kraliks nicht bloß künstlerische, sondern in erster Linie auch kulturelle und religiöse Pflicht. Man dürfte erwarten, daß man sich dessen endlich einmal in weiteren Kreisen unseres Künstlertums bewußt werde und daß man sich zu Entschlüssen aufraffe. Wir mußten das hier — und hoffentlich nicht durchaus vergebens! — wieder einmal betonen.

H. Mankowski, Danzig.

Stimmen der Zeit

Bacon oder Shakespeare?

Unter diesem Titel schreibt August Lehmann im ersten Heft der „Schweizer-Rundschau" (Jahrg. 1914/15, S. 48 ff.) eine kleine instruktive Abhandlung. Er macht nachdrücklich darauf aufmerksam, wie ausgedehnt in gewissen Kreisen jene Bewegung schon geworden ist, die allen Ernstes die Autorschaft an den unsterblichen Dramen Shakespeares dem englischen Staatsmann und Naturforscher Francis Bacon zuschreibt. Der Beweis liege für jene Leute einmal in der auffallenden Verwandtschaft zwischen der Gedankenwelt von Bacons Werken und derjenigen von Shakespeares Dramen und dann vor allem in gewissen Geheimschriften, die mit Leidenschaft in den Dramen Shakespeares gesucht und entziffert werden und um die sich deutsche, englische und amerikanische Gelehrte mit einem erstaunlichen Aufwand von Spitzfindigkeiten durch alle möglichen Wort- und Satzzusammenstellungen mühen. Lehmann weist auf folgendes typisches Beispiel hin:

Digitized by Google

»So hat, um nur ein Beispiel für diese aufs erste Besehen hin verblüffenden Untersuchungen zu geben, der jüngst verstorbene Engländer Sir Edwin Durning Lawrence in seinem Werke „Bacon is Shakespeare" den Beweis für diese Behauptung unter anderem mit einem Zitate aus Shakespeares „Verlorener Liebesmüh" zu erbringen gesucht. Es findet sich da im fünften Akte das Wort „Honorificabilitudinitatibus", ein im 16. Jahrhundert allgemein, auch in England sehr gebräuchliches lateinisches Scherzwort. Der Scharfsinn Sir Edwins aber fand nun heraus, daß die 27 Buchstaben dieses Wortes durch Umstellung zu dem lateinischen Satze werden:

„Hi ludi F. Baconis nati tuiti orbi". — Auf Deutsch: „Diese Spiele, Francis Bacons Kinder, sind der Welt aufbewahrt worden." — Das heißt doch klar und deutlich, daß Francis Bacon die „Verlorene Liebesmüh" und somit auch alle anderen bisher Shakespeare zugeschriebenen dramatischen Werke gedichtet habe! — Der Entdecker dieser aufsehenerregenden Tatsache erklärt denn auch am Schlusse seines Buches, das die Hauptstützpunkte der „Baconianer" bildet, mit siegreicher Bestimmtheit: „Es ist nicht möglich, daß irgend ein Zweifel noch länger aufrecht erhalten werden kann über die offenbare Tatsache: Bacon ist Shakespeare."«

Mit Recht betont August Lehmann, daß sich mit diesen Träumereien, der Intensität wegen, mit der sie verbreitet werden, allgemach auch die ernste Shakespeare-Forschung werde beschäftigen müssen.

• • •

Vom Muttergottes-Bildnis

Eine äußerst beachtenswerte künstlerische Weihnachtsbetrachtung brachte in ihrer Nummer 626 vom 25. Dezember 1914 die liberal-protestantische „Berliner-Post". Sie setzte sich darin mit dem Schönheitsideal der antiken Kunst auseinander, die sich in glänzender aber unzulänglicher Plastik erschöpft habe und feierte die künstlerische Darstellung des Madonnen-Bildnisses, wie sie das Germanentum brachte, als die „große Verinnerlichung der Kunst", als die souveräne Überwindung des hellenischen l'art pour l'art-Standpunktes. Es ist jedenfalls ein strenges und neues Wort in unser modernes Kunsttreiben hinein, wenn ein protestantisches Blatt unsere Künstler an folgendes erinnert:

»Erst das Germanentum hat mit der ihm eigenen Verneinung der Außenform den Sinn für die Seelenwerte und ihre gebührende Einschätzung geschärft und bis zur letztmöglichen Vollkommenheit ausgebildet. Demzufolge hat es den Schönheitskult an sich nicht gelten lassen! Ausgenommen, wenn er als begleitende Äußerungsform tiefster untadeliger Seelenvorzüge erschien. In dieser Hinsicht nun bildete sich auch bei den schaffenden Völkern die Auffassung vom „Frauen-Ideal" um. Das Germanentum betonte also die Notwendigkeit des Seelenadels, wies dessen einzelne Erscheinungsarten dar und setzte gemäß seiner Neuwertebildung im gleichen Augenblick aus dem Schatze der ebenfalls

Digitized by Google

hauptsächlich von ihm getragenen Heilslehren ein erschöpfendes Vorbild vor die Augen der Menschen.

Das war das Madonnenbildnis.«

Das protestantische Blatt schließt mit den Worten: „Das war eine der größten Kulturtaten des Germanentums, daß es — die Mutter-Gottesgestalt auf den Thron erhob". Und es bedeutet wuchtig: „daher versuchen auch alle wahrhaft großen, im Volkstümlichen schaffenden deutschen Künstler die Kraft ihres Könnens an dieser Vorlage, die uns allen ein lebenskrönendes Motiv ist".

• • •

Doch immerhin Stimmungsbilder!

Wir machen uns hier keine Illusionen über die „kulturelle Erneuerung", die uns der Krieg bringen wird, wenn wir auch vertieften Ernst und eine neue Stimmung in unser ganzes Leben hinein von ihm erhoffen. Vorläufig erscheint es uns aber immerhin als wertvoll, mit Nachdruck auf gewisse Erscheinungen und Äußerungen hinzuweisen, die von uns sonst sehr gegensätzlichen Stellen kommen und die in manchen Teilen durch die Not gehämmerte Zugeständnisse sind zu Programmpunkten, wie sie die katholische Literaturbewegung schon längst aufgestellt hat

Der bekannte Berliner Mitarbeiter der „Neuen Züricher Zeitung" notiert seinem Blatt in einer geistreichen Epistel z. B. folgendes aus der Berliner Künstlerwelt:

»Am empfindlichsten fast hat der Krieg bis jetzt die Künstler- und Schriftstellerwelt getroffen; denn hier stockte mit einemmale der Verdienst, und nicht allzuviele sahen sich in der Lage, sich mit Ersparnissen über die Zeit der Not hinwegzuhelfen; auch hier hat jedoch der Geist der Solidarität sich hilfreich betätigt; es wurden Arbeitsnachweise errichtet und für bedürftige Künstler gibt es in Kunstausstellungsräumen billigen Mittagstisch, bei dem Damen der Gesellschaft sich als Aufwärterinnen nützlich machen; manche wohlbekannte Namen geben sich da Stelldichein, und an den ausgeprägten Künstlerköpfen ließen sich prächtige Studien machen; in dieser Gemeinde befinden sich begreiflicherweise mehr nervöse und erregbare Leute als anderwärts; doch die Mehrzahl trägt die unverschuldete Not tapfer und ohne falsche Scham, im festen Vertrauen auf eine bessere Zukunft, und zwar nicht nur in materiellem, sondern auch in künstlerischem Betracht. Man schämt sich jetzt ein bißchen mancher Modenarreteien der jüngsten Jahre; wie ein stummer Vorwurf grinsen die Schnörkel des Futurismus von den Wänden auf den Künstlermittagstisch herunter!«

Und der gleiche Schriftsteller fährt, selbst in einer kleinen Verwunderung fort:

»Überhaupt werden uns täglich überraschende Wandlungen beschert. In den von Cassirer herausgegebenen Künstlerflugblättern, die

Digitized by Google

teilweise ganz Hervorragendes von Liebermann, Heitner u. a. m. bringen, hat Julius Meier-Graefe, der bis jetzt nicht gerade als Herold deutscher Kunst anzusprechen war, sein neues Herz entdeckt. „Wir sind andere seit gestern", ruft er aus. „Der Streit um Wort und Programme ist zu Ende. Wir kämpften gegen Windmühlen, Manchem war die Kunst ein Zeitvertreib. Wir hatten Farben, Linien, Bilder, Luxus. Wir hatten Theorien. Was uns fehlte, der Inhalt, das, Brüder, gibt uns die Zeit. Seien wir ihrer würdig. Wehe dem Künstler, der heute nicht erlebt!"

So hat Julius Meier-Graefe das „l'art pour l'art" begraben. (!) Da ist ein anderer Kritiker, ein Kritiker des Theaters, Alfred Kerr. Der hat sich mehr als einmal, in Umkehrung des trutzigen niederdeutschen Spruchs, zu dem Wort bekannt: Leber Slav als dodt! (Lieber Sklave als tot!) Nun scheint auch ihm auf einmal die Erkenntnis seines Irrtums aufgegangen; heut, hoffentlich auch später noch, sieht er ein, daß das Leben doch der Güter Höchstes nicht zu sein braucht.

Wieviel von dem Erlebnis, das jetzt alle Gemüter und Geister durchrüttelt, einst künstlerische Frucht tragen wird, das muß man dahingestellt sein lassen. Vorderhand gilt's noch, allzuviel alte Schlacken zu beseitigen, ehe ein Neues wachsen kann. Vor allem bei der Bühne; nie ist die Tatsache, daß das Theater in Berlin nur ein Geschäftsunternehmen ist und fast keine Wurzeln im Volke hat, kläglicher in Erscheinung getreten als in diesen Tagen; (!) besser ist's, man spricht nicht davon; es ist ja im Grunde auch belanglos. Aber die Wandlung, die hier zu erhoffen ist, kann wohl nur von der freien Volksbühne ausgehen, nicht von dem Spekulantentheater. (!)«

Der Mann, der dieses schrieb, heißt nicht Richard von Kralik. Aber verkündete Jener nicht schon vor Jahrzehnten uns dasselbe, was nun als neueste Weisheit und Erkenntnis Trumpf gilt? Ich meine doch!

• • •

Vom Wiederaufblühen der Schlachtenmalerei

Das Wiederaufblühen einer neuen bedeutenden Schlachtenmalerei erhofft P. Josepf Kreitmaier S. J. im neuesten, zweiten Heft der „Stimmen der Zeit" (88. Band der Stimmen aus Maria-Laach, Seite 148 ff.) Er schreibt:

»Die letzten Friedensjahrzehnte waren der Schlachtenmalerei nicht günstig. Nicht nur, daß es den Künstlern an direkten Anregungen fehlte, auch die allgemeine Beurteilung dieser Kunstgattung litt unter dem Einfluß eines einseitigen theoretischen Extrems. Das Schlagwort l'art pour l'art spukte in den Köpfen der Künstler sowohl wie der Kritiker, und die früher so beliebte Historien- und Genremalerei begegnete nur mehr frostiger Ablehnung. Auf die Farbe konzentrierte sich alles Sinnen und Trachten; Stoffe, die in sich schon, von der künstlerischen Arbeit abgesehen, Interesse bieten, waren verdächtig. — — —

Digitized by Google

Die großen Welterschütterungen unserer Tage werden, wie mit vielem andern Ungesunden, auch mit diesem Extrem aufräumen. Die gewaltigen Wogen nationaler Erhebung werden auch die höher gelegenen Gestade der Kunst bespülen und ihren Boden mit neuen Keimen befruchten. Man wird wieder einsehen, daß ein großer Gegenstand die große Kunst nicht nur nicht ausschließt, sie vielmehr vor die größten Probleme stellt. — —

Eine der naheliegendsten Folgen des großen Völkerkampfes wird darum das Wiederaufblühen der Schlachtenmalerei sein. Viele Künstler stehen im Felde, und der künstlerische Ausdruck ihrer Erlebnisse wird für sie zwingendes Bedürfnis werden. Aber auch das Volk selbst wird nach solchen Bildern verlangen, die ihm die großen Ereignisse nahebringen.«

P. J. Kreitmaier fordert dann, daß die moderne Schlachtenmalerei das historische Erbe, das sie überkommen, ernst und bedächtig erschürfe und durch die hölzernen Geschminktheiten der Albrecht Adam-Epoche und die Süßlichkeiten des Rokoko durchstoße zur kraftvollen Gewalttätigkeit Raffaels, Dürers und Rubens. Er hofft, es werde der moderne große Schlachtenmaler, nachdem er sich bei jenen Meistern die geniale Linie geholt, anknüpfen etwa an dem durchgeistigten allegorisch-symbolischen Kriegsbilde Böcklins, Klingers und Stucks oder an der monumental zusammenraffenden Art Egger-Lienz's, der der große Meister der psychischen Konzentration genannt werden müsse. Zweifellos werde der neue Krieg, der mit seinen Riesenmörsern, majestätischen Panzerschiffen, Luftkreuzern und Flugzeugen ganz ungeahnte Phantasiebilder wecke, auch den großen souveränen Künstler finden, dessen Pinsel die große Zeit den spätern Enkeln wahrt.

• • •

Professor Dr. Decurtins über „Stephana Schwertner"

Professor Dr. Decurtins über den neuen Roman der Enrica von Handel-Mazzetti? Da wird nun doch aufzuhorchen sein, auch von denen, die dem greisen Schweizer Gelehrten nie grün waren, weil Temperament und Geist, soviel Geist und soviel granitne Grundsätzlichkeit heute immer noch auf die Nerven geben! Die Stellungnahme Decurtins gegen „Jesse und Maria" in einem offenen literarischen Brief ist noch unvergessen. Man erinnert sich, daß Decurtins gegen die psychologischen und grundsätzlichen Entwicklungen jenes Romans s. Z. schwere Bedenken erhob — und man lächelt oder schimpft heute noch! Trotzdem oder weil eine restlose Widerlegung seiner Ideengänge nicht gelang — Keinem! Und da war es stets die Art jener, die

Digitized by Google

Nietzsche grimmig „Bildungsphilister" schalt, Einen, der unbequem wurde, in allen deutschen Journalen totzuschweigen oder totzuschimpfen. Widerlegen, ganz und souverän widerlegen konnte Decurtins freilich nur Eine. Die Frau und Künstlerin, die „Jesse und Maria" schuf — Enrica von Handel-Mazzetti. Und die tat's! Tat's heute mit einem so epochalen, in der dichterischen, ethischen und psychologischen Linie kaum eines Komperatives mehr fähigen Werkes, daß die katholische Literatur der Gegenwart demütig vor demselben das Geständnis abgibt, sie habe damit die Paßhöhe ihrer Vollendung erklommen.

Decurtins tritt heute für die „Stephana Schwertner" ein, ehrlich, unbekümmert um das Echo im Publikum, wie er s. Z. über und gegen „Jesse und Maria" sich äußerte. Eine umfangreiche und geistvolle Studie, die er eben in der literarischen Beilage der Schweizer Wochenschrift: „Die Schildwache" (Nr. 17 vom 23. Januar) erscheinen läßt, würdigt vorbehaltlos und mit dem Pathos tiefster seelischer Anteilnahme den katholischen Kulturroman der großen Oesterreicherin. In weit ausholender Linie vergleicht er den Roman mit der für die katholische Kunst einer andern ganzen Epoche führenden und programmatischen Dichtung: den „Verlobten" von Manzoni und findet für die wundersam-flammende, innige und heilige Jungfraugestalt der „Stephana" keine andern Vorbilder und Vergleichspunkte mehr als die größten Träger und Heiligen der glühenden schönheitstiefen spanischen Mystik. Für Decurtins ist „Stephana Schwertner" der Handel-Mazzetti der katholische Kulturroman geworden, und er gesteht das ohne heißen Überschwung, ruhig, entschieden, aber mit starkem und gewichtigem Nachdruck und mit der Freude eines großen und glücklichen inneren Erlebnisses zu. Hören wir die sein Urteil in wesentlichsten Punkten zusammenfassenden Sätze:

»Wir dachten immer wieder an die „Verlobten", als wir Stephana Schwertner lasen. Auch die letzte Vergangenheit hat selbstbewußt jenseits von Gut und Bös sich ein übermütiges Zukunftsbild geschaffen, auch ihr genügten die schlichten Wahrheiten des Evangeliums nicht mehr und sie wollte die Lehre des Kreuzes durch ein tieferes Wissen, wie es aus der Geistesarbeit des letzten Jahrhunderts hervorgewachsen, ersetzen. In dem selbstbewußten kecken Bilde, das der gelehrte Sprecher des Modernismus von der katholischen Kirche der Zukunft entwarf, verlangte er laut die „Anpassung des Evangeliums an die wechselnde menschliche Lage". Es müsse die katholische Kirche ihre unvergleichlichen Hilfsquellen für das gewaltige Werk, die aufrichtige Versöhnung des alten Glaubens und des neuen Wissens verwenden. Am Ende des 19. wie am Ende des 18. Jahrhunderts überrascht uns derselbe kindische Optimismus, dasselbe unbegrenzte Vertrauen auf Menschenweisheit und Menschengüte. Und heute wie am Anfange des 19. Jahrhunderts fiel der Reif in die Frühlings-

Digitized by Google

nacht und zerstäubte wie ein neckender Nebel die erträumte Zukunft. Traurig, enttäuscht tasten die Menschen nach einer sicheren Stütze und erinnern sich des alten Glaubens, welcher ihnen Trost und Hilfe gebracht. Heute begegnet uns wieder als ein kulturhistorischer Roman ein freudiges überzeugendes Bekenntnis des alten Glaubens: Stephana Schwertner der Baronesse Enrica von Handel-Mazzetti. — — —

Wenn die „Verlobten" eine Apologie der katholischen Moral darstellen, so ist die Stephana Schwertner eine Verteidigung der katholischen Glaubenslehre. Sie ist wahrhaft ein Glaubensbekenntnis im edelsten Sinne des Wortes. Wir können uns keinen schärferen Gegensatz denken, als die gläubige katholische Gesinnung, die aus der Erzählung spricht und jene modernistische Auffassung, daß die Glaubenssätze nur der Ausdruck für die wechselnden religiösen Vorstellungen bedeuten. Die neukantische Religionsphilosophie, welche der Religion die volle, probehaltige Wahrheit abspricht, hat leider in der modernen Literatur einen viel zu allgemeinen und vielfältigen Ausdruck gefunden.

Das Bekenntnis des Glaubens und die Abschwörung der Irrlehre, die den Schluß der herrlichen Erzählung bilden, bedeuten einen Protest gegenüber jenen interkonfessionellen Bestrebungen, welche das Christentum durch einen vagen christlich gefärbten Deismus ersetzen. So manche Erscheinungen in der modernen katholischen Literatur ließen den Stimmführer der protestantischen Reformtheologie, Adolf Harnack, die Hoffnung aussprechen, auf der Zinne des „alten Schlosses" des katholischen Glaubens die verwaschene Fahne des interkonfessionellen Christentums aufzupflanzen und die Scheidewand, welche das 16. Jahrhundert zwischen dem katholischen Glauben und der Irrlehre aufgerichtet, zu entfernen.[1]) Unbefangene Wissenschaft, gesunde Philosophie und geschichtliche Kritik arbeiteten an der Kirche der Zukunft.

Das neueste Werk der mutigen katholischen Schriftstellerin zeugt von einem lebensvollen, frühlingswarmen Erwachen katholischen Glaubens, welches wie die Wiedergeburt des Katholizismus im 16. Jahrhundert die Pläne der Häresie — die vom alten Glauben nur den Haß gegen Rom bewahrt — zunichte macht.

Die Stephana Schwertner ist das hohe Lied der einzigen ungebrochenen Wahrheit, ein glänzender Kommentar zu den Worten des sterbenden Händel: „Credo in unam sanctam, catholicam et apostolicam ecclesiam" Auch in diesem Roman zeigt sich die gewaltige Wirkung, welche der Erlaß über die Kinderkommunion auf das religiöse Leben der Gegenwart gehabt hat. Es war eine Mannestat der genialen Künstlerin, ihren Glauben so hell und laut zu bekennen.

Möge die Stephana Schwertner wie die „Verlobten" zur Lieblingserzählung einer zukunftssichern und zukunftsfreudigen katholischen Jugend werden.«

Wir werden im „Gral" nächstens auf Leben, Persönlichkeit und die enzyklopädische Lebensarbeit des greisen Schweizer Gelehrten und katholischen Feuergeistes, der stets an Josef v. Görres uns gemahnt, zu sprechen kommen. Ueber diese Aussprache freuen wir uns nicht zum mindesten deshalb so sehr, weil da Einer, ein Großer, das Schauspiel uns bot, wie ein Leben ganz nur bestimmt wird von der

[1]) Protestantismus und Katholizismus in Deutschland, von Adolf Harnack.

Digitized by Google

Idee und ihren inneren Gründen: Decurtins beugt sich in neidloser, feiernder Huldigung vor der künstlerischen „Widerlegung" Enricas von Handel-Mazzetti. Diese Tatsache soll stehen bleiben!

• • •

Seien wir wahrhaft stark —

wie auf den Schlachtfeldern, so auch in unserer Kunst! Diesen Ruf erhebt „ein Österreicher" in den „Historisch-politischen Blättern". (155. Band, 2. Heft.) Er geht dabei aus von dem Ausspruche Macaulays, daß Völker, die ziemlich plötzlich mit Übergehung ihrer Nachbarn in die erste Reihe vorrücken, sich zunächst immer unbeliebt machen. (Das ist, nebenbei gesagt, gewiß der tiefste Grund der allgemeinen Unbeliebtheit der Deutschen, über deren Ursachen sich jetzt alle „führenden" Organe die Köpfe zerbrechen.) Und er meint — und gewiß mit Recht —, daß zu dieser Unbeliebtheit die plumpe Kraftmeierei in unserer Kunst nicht wenig beigetragen habe. Wie er das begründet, wolle man an Ort und Stelle nachlesen. Wir wollen den Genuß, den Wegen eines tiefen und starken Geistes zu folgen, nicht durch Exzerpte schwächen. Wie viele aus uns haben sich bisher Rechenschaft darüber gegeben, daß hinter der jüngsten Mode des plumpen, gekünstelten und protzigen Kraftmeiertums — der Autor führt als Beispiele das Leipziger Völkerschlachtdenkmal und das zerstörte Palais der deutschen Botschaft in Petersburg an — sich eigentlich die Schwäche unserer Kunst verbirgt, das hinter entlehnten, entseelten Formen sich verbergende Unvermögen steckt, wahre Größe zu bilden, für die das Gefühl unserer Schwächlingsgeschlechte verloren gegangen war. Denn „Schwächlinge sind immer die größten Renommisten" und hohles Pathos stellt sich ein, „wo oberflächliche Beobachtung oder Schalheit des Gemütes liebenswürdiges Eingehen in die Tiefen und den Reichtum der Seele nicht aufkommen lassen." Ja, da liegt — — bald hätten wir gesagt, der Hase im Pfeffer: Einem Geschlechte, dem die Tiefen des Seelenlebens, die nur demütiger Glaube uns öffnet, verschlossen sind, dem also der Sinn für wahre Größe fehlt, bleibt nur das Surrogat äußerlich großer Formen, die, weil sie nicht der Ausdruck innerlicher Größe sind, roh wirken; bleibt nur das Gewalt- und Herrenmenschentum in der Kunst. Und die Wirkung auf die Fremden? Unser Autor sagt: „Manchmal mußte ich mir da heimlich gestehen, die Fremden hätten eigentlich recht, wenn sie ein Volk, das die gesucht rohen, gekünstelten oder albernen und innerlich meist ganz unwahren

Digitized by Google

Werke, die andere zurückwiesen, so maßlos erhoben, wenn sie dieses Volk für Barbaren erklärten. In gewissem Sinne hatten sie also recht; unrecht hatten sie nur, wenn sie die kritiklosen Kritiker, die uns solche Werke aufschwätzten, für das deutsche Volk ansahen."

Also das bloße äußerliche Spielen mit dem Maßlosen und Kolossalen tuts allein nicht; wir müssen wieder zu den innerlichen Quellen unserer Kraft zurückkehren, müssen in uns erst wieder das sittliche Gefühl für wahre Größe wecken, müssen unsere kleinmenschlichen Maßstäbe wegwerfen und die göttlichgroßen, die uns der Glaube bietet, wieder zum Wort kommen lassen. Wir müssen erst wieder innerlich groß und kräftig werden, dann wird uns auch das Gefühl und die Kraft zu wahrer Größe in der Kunst wieder aufgehen. Oder mit anderen Worten: „Mehr innerlichen Reichtum und weniger äußerlichen Aufwand", dann werden wir wieder „eine Kunst haben, die nicht aufreizend wirkt, sondern versöhnend."

Auf was es ankommt . . .

Der besonders vom „Kunstwart" zu einem Dichter ersten Ranges hinaufgeschraubte Schweizer Karl Spitteler hat den gegenwärtigen Zeitpunkt für den geeignetsten gehalten, sich in einer Rede von allem zu entlasten, was er gegen Deutschland auf dem Herzen hat und seine deutschen Landsleute vor einer zu weitgehenden Anteilnahme an den Geschicken ihrer Stammesgenossen in Deutschland zu warnen. Daß er dabei dem Deutschtum hohes Lob zollt, ändert nichts an der Tatsache, daß der deutsche Schweizerdichter in dem Riesenkampfe, der dem deutschen Reiche aufgedrungen wurde, mit seinem Herzen jedenfalls nicht ganz auf jener Seite steht, auf der ihn seine Verehrer in Deutschland gesucht haben. So meint Karl Storck im „Türmer", auch der an den bisherigen ungeheuren Leistungen des deutschen Volkes nicht unmittelbar beteiligte Stammesgenosse, zumal wenn er Dichter ist, „müßte eine jubelnde Freude daran haben, wie hier durch gewaltigen Willen und eine ungeheure Kraftanstrengung hundert Millionen gegen zweihundertfünfzig fünf Monate lang siegreich bestehen." Zumal wenn der Betreffende sich leicht von dem Geiste, mit welchem unser Volk diesen Riesenkampf aufnahm, überzeugen könnte und es doch nicht tue, vielmehr die in reichstem Maße genossene Gastfreundschaft mit hämischer Verkleinerung lohne, dann habe der Angreifer sich selbst das Urteil gesprochen.

Digitized by Google

Uns interessieren am meisten K. Storcks Schlußworte: „Alle Feinkultur, der schärfste Geist, die überlegenste Ironie, sie langen im entscheidenden Augenblick nicht zu. Und durch alle Formvollendung offenbart sich in Stunden, in denen es auf das Wesen ankommt, die innere Armut an großem Empfinden."

Mit diesem Urteil ist der Nagel unserer ganzen Kunstnöte auf den Kopf getroffen. Was fehlte unserer Kunst bisher zur wahren Größe? Nicht Feinkultur, nicht Geistesschärfe, nicht Formvollendung — Gott bewahre, eher hatte sie ein Zuviel von dem allen im Verhältnis zum innern Wert. Ja, da innen hat's gefehlt — an großem, wahrem, tiefem Empfinden! — An Tiefe, an Größe gebrach es ihr. Darum der Notruf: Gebt unsern Künstlern große Gedanken wieder! Aber wo ist diese innere Größe und Tiefe zu finden? In unserer gottentfremdeten, äußerlichen Verstandeskultur? — Oder in den verschütteten Schatzkammern des alten Glaubens?

Vielleicht — nein, gewiß versteht man heute besser die tiefste, innerste Idee und Triebkraft unserer Gralbewegung, die nichts anderes will, als unserer Kunst die Kraft großer Gedanken und tiefen Empfindens wiederzugeben, den am äußeren Schliff und prunkender Formvollendung umschlossenen hohlen Raum in unserer Kunst mit dem Wesenskern innerer Größe zu erfüllen und diese dort zu suchen, wo sie einzig zu finden ist, in Gott, im Glauben, im ganzen katholischen Christentum!

Kritische Warte

Romane, Novellen, Erzählungen

* Frank, Emil: Im Ringen um das Luftmeer. Ein Fliegerroman. 306 S. Köln, J. P. Bachem. Mk. 4.—, geb. Mk. 4.80.

Emil Frank, der treffliche Schilderer westfälischen Bauernlebens, bewährt sich in diesem „Fliegerroman" wohl als gewandter Erzähler, der auch die Technik des Gesellschaftsromans trefflich meistert, aber es fehlt das Ursprüngliche, Frische seiner Heimaterzählungen. Kritisch ist an dem vorliegenden Roman, der zur Gattung der besseren Unterhaltungsliteratur gehört, sonst nicht viel auszusetzen, ebensowenig vom Standpunkte des ethischen Beurteilers. Wir glauben aber doch, daß Frank besser daran täte, sein ureigenes Gebiet nicht zu verlassen.

Herzog, Rudolf: Die Welt in Gold. Novelle. 114 Seiten. Stuttgart, J. Cottasche Buchhandlung. Mk. 2.50.

Herzog ist einer der erfolgreichsten lebenden Erzähler und er verdankt seine Beliebtheit hervorragenden Eigenschaften, von welchen wir

Digitized by Google

demnächst ausführlicher sprechen werden. Er ist der Dichter des deutschen Gemüts und als solcher rührt er auch in dieser Novelle an einer empfänglichen Saite der deutschen Seele, an der Studentenromantik — allerdings die Klippe einer flittergoldigen Sentimentalität nicht immer vermeidend. Was aber die Novelle trotz vieler Vorzüge für katholische Leser ganz ungenießbar macht, das ist die darin sich aussprechende ethische Lebensauffassung, die geradezu als eine antichristliche bezeichnet werden muß, wenn sie auch scheinbar als selbstverständlich und ohne jeden Ausfall gegen die christliche Ethik vorgetragen wird. Besonders die katholische Jugend müßte man vor solchen Büchern bewahren, die den gänzlichen Verfall christlicher Lebensauffassung unter Rosenhecken verbergen.

* Phillips, E.: Der fremde Prinz. Frei nach dem Englischen übertragen von K. Rybiczka. 287 Seiten. Köln, J. P. Bachem. Mark 4.—, gebunden Mk. 4.80

Die Zeitereignisse haben dazu beigetragen, diesem Roman ein Interesse zu verschaffen, das er zur Zeit seines Erscheines wohl nicht beanspruchen konnte. Er ist nämlich ein Gemisch von Detektiv- und Gesellschaftsroman und erzählt recht spannend, wie ein in England weilender japanischer Prinz aus jener Heimatsliebe heraus, die bei den Japanern als eine Art Götzendienst an Stelle der Religion tritt, einen Doppelmord begeht, um sich Dokumente zu verschaffen, die seinem Vaterlande im drohenden Konflikt mit Amerika nützlich sind, und wie sein Diener sich opfert und die Mordtaten auf sich nimmt, um den Prinzen zu retten. Eine sehr diskrete Liebesgeschichte verleiht dem Ganzen den stimmungsvollen Hintergrund. Der Verfasser ist wohl in der Idealisierung des japanischen Charakters zu weit gegangen, auch sonst sind seine Voraussetzungen durch die Tatsachen grausam überholt worden. Immerhin ist es aber interessant, wie auf Seite 267 ff. die voraussichtliche Nichterneuerung des Vertrages zwischen Japan und England motiviert wird, nämlich mit dem Mangel der Engländer an Vaterlandsliebe und der daraus wahrscheinlich sich ergebenden Widerstandsunfähigkeit des Landes in dem kommenden europäischen Kriege. Die Rücksicht auf ihren Welthandel, heißt es da, töte in den Engländern alle besseren Gefühle. In diesem Punkte scheint der Verfasser Recht zu behalten.

* Svensson, Jon: Sonnentage. Nonnis Jugenderlebnisse auf Island. Mit 16 Bildern. 293 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung Mk 3.50, gebunden Mk. 4.40.

Es ist immer etwas Schönes um das Aufsteigen von Jugenderinnerungen, und diese haben den Vorzug nicht nur fühlbarer Frische und Lebendigkeit der Darstellung, sondern auch einer gewissen Abenteuerlichkeit, die besonders in Jugend- und Volkserzählungen ein ganz notwendiges Element ist. In der Tat sind die Schilderungen des Ausflugs der beiden jungen Isländer in die Bergwelt, ihres Kampfes mit dem wilden Stier und ihres Nächtigens in der Höhle des Geächteten, oder des Begrabenseins und der Rettung im Schneesturm so lebhaft und packend, daß wohl Jeder sie mit Spannung liest. Zudem ist die Darstellung, die Sprache so kristallklar und frisch und von einem so reinen, frommen kindlichen Geist durchwebt, daß man mit dem Urteile: Ein Prachtbuch für die Jugend — wohl nicht zu hoch greift. Seltsam paßt nur der Titel „Sonnentage" zu dem echt nordischen, ahnungsdämmernden Helldunkel, das die meisten Geschichten durchzittert.

* Valdés, Armando Palacio: Aus den Papieren des Doktors Angélico. Autorisierte Übersetzung aus dem Spanischen von Franz Hausmann. 460 Seiten. Regensburg, E. Pustet. Mark 2 50, gebunden Mk. 3.80.

Kein gewöhnliches Buch, hoch hinausragend über die fade Unterhaltungsliteratur. Das Buch eines Denkers, eines Dichters. Ein Welt-

Digitized by Google

und Seelenspiegel, bald zart hingehauchte, bald mit psychologischer Schärfe sich eingrabende, bald erschütternde, bald trostvolle Bilder bietend. Ein Buch nicht so sehr zum Lesen, sondern zum Mit- und Nachempfinden, manchmal auch zum nicht mühelosen Nachprüfen, bald Gefolgschaft erzwingend, bald Widerspruch herausfordernd. Also ein Buch für denkende Leser zu seelischer Bereicherung. Mithin ein seltenes Buch.

* Wibbelt, Dr. Augustin: Auf dem Pennale. Tagebuchblätter. 152 S. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. Gebunden Mk. 2.—

Wir haben zur Genüge jugendliche „Entwicklungs-"Tragödien und Komödien, wobei die Entwicklung hauptsächlich in der „Meisterung" sexueller „Probleme" bestand, über uns ergehen lassen müssen; darum Heil dem katholischen Dichter, der uns hier das echte Frühlingslied einer reinen, dem Höchsten zustrebenden Jugend singt! Daß er dabei nicht durchwegs idealisiert, sondern den Jugendcharakter mit seinen Härten und Schwächen konterfeit, macht das Büchlein gerade wahr und darum wertvoll. Manchmal hat der Junge wohl auch ziemlich „moderne" Raupen im Kopf, aber das müssen wir nun einmal bei unserer Jugend mit in den Kauf nehmen. Schließlich klingt doch alles in die wohltuende Harmonie eines idealgerichteten, wissenschaftlich-religiösen Strebens aus. Der Hauptreiz des Büchleins scheint uns in der überall hervorquellenden Naturfreude zu liegen und hier kommt auch am meisten der echte Dichter zum Vorschein.

Das große Heimweh. Roman. Von Rudolf Herzog. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. Geheftet Mk. 5.—. In Leinen gebunden Mk. 6 —.

Der Zug nach Westen geht schon seit geraumer Zeit auch durch unsere Literatur. Es gehört zu einem modernen Dichter, daß er Amerika gesehen hat, — und sie alle, die die Heimat verlassen und den andern Weltteil aufsuchen, bringen ein Gastgeschenk mit heim, ein Gastgeschenk eigener Art. Fast ist es, als müßte die Schönheit der Großstadt erst jenseits des Meeres entdeckt werden, — und doch hat die Schönheit der deutschen Großstadt noch kein deutscher Dichter der Heimat als größte Gabe gebracht Vorarbeit ist reichlich geleistet; das zeigt die moderne Malerei, zeigt Endells kleine inhaltreiche Schrift: „Die Schönheit der großen Stadt" u. a. m. Für die Literatur gibt dieser Zug in die Fremde zu denken; er bedeutet gewiß eine Erweiterung des Gesichtskreises, gleichzeitig aber auch Verflachung, die nur dann Bedeutung gewinnt, wenn der Blick des Schöpfers für heimatliche Verhältnisse vertieft wird.

Gleichzeitig ist dieser Zug ein Zeichen der beginnenden Weltpolitik Deutschlands. Der Deutsche geht daran, friedlich die Welt zu erobern und trägt den Weltblick in die Enge der Heimat.

Hauptmanns „Atlantis" und Schaffners „Irrfahrten Jonathan Bregers" — letzterer Roman in höherem Maße — zeigen dieses Bestreben, wenn auch unbewußt.

Bewußt versucht Rudolf Herzog in seinem Roman „Das große Heimweh" den friedlichen Eroberungszug des Deutschtums im Auslande darzutun und stempelt dadurch sein Werk zum politischen Tendenzwerk, — das unter dem vorausahnenden Einfluß der großen Ereignisse der Gegenwart steht. Natürlich hat die Einheit des Ganzen als Kunstwerk darunter gelitten. Deutlich heben sich die drei Komponenten der Handlung von einander ab. Zunächst die Tendenz:

Der Deutsch-Amerikaner Willaert ist im Roman ihr Hauptvertreter. Sammlung des Deutschtums im Auslande, wirtschaftlich und politisch Dann ein Professor der Amerika bereist und diese Idee verbreiten hilft. Endlich eine Liebesgeschichte mit einer Frauengestalt, wie wir sie aus

Digitized by Google

Sudermanns Sodoms Ende, aus Hauptmanns Gabriel Schillings Flucht (Hanna) kennen.

Das einigende Glied ist die Tendenz. Alle Situationen des Romans scheinen nur dem Zweck zu dienen, Gespräche über Land und Leute in Amerika, über die Stellung des Deutschtums, seine Lage und Aussichten herbeizuführen Deshalb auch vermißt man die Nuancierung in der Sprache. Ob Professor Wegherr, ob Fräulein van Weert, ob des Professors Freund Wuppermann spricht, die Sprache ist, abgesehen von einigen schüchternen dialektischen Ansätzen, dieselbe.

Daher kommt es denn auch, daß die Reise des Professors von Stadt zu Stadt sich durchaus kinematographisch ausnimmt, trotz des Versuches in ihr eine Steigerung zum Ausdruck zu bringen. Der Tendenz muß sich auch die Liebesgeschichte fügen und Herzog ist diese Lösung psychologisch gelungen: denn der „überzeugte Teutone" Professor Wegherr gewinnt in Fräulein van Weert das Ideal einer deutschen Frau. Auch in diesem Roman ist Herzog der „ewige Rheinländer". Rheinwein wird bei jeder Gelegenheit getrunken und dazu wird natürlich stets gesungen — die Geschichte eines rheinischen Adeligen, die heute noch in Bonn umläuft, ist S. 42 erzählt. — Zwar charakterisiert diese studentische Lebensfreude die Stimmung großer Kreise des Rheinlandes, aber künstlerisch tief und erschöpfend ist diese Charakterisierung nicht

In allem ist das Buch von einem liebenswürdigen Optimismus getragen, dem allerdings der tiefe Grund fehlt; die besondere Bedeutung liegt in der Tendenz, die der lebendige Ausdruck politischer Strömungen der Gegenwart ist. Im Übrigen tragen die Bücher Herzogs, wäre auch die ethische Seite untadelig, alle doch zu wenig von der Kraft und Fülle wahrer „Kunst der Höhe", als daß sie wirklich eine Bereicherung sein könnten. Paul Bourfeind.

Lyrik

* Große, Martha: Wir Mädchen — — —. Gedichte in Prosa und Versgedichte. Zweite vermehrte Auflage. 118 S. Paderborn, Ferdinand Schöningh. Gebunden Mk. 3. –.

Dieses stille, tiefe, ausgetönte und beinahe feierlich-schöne Buch braucht kein Strichlein der Empfehlung mehr. Der Gral machte es sich schon zur Pflicht, mit allem Nachdruck für dasselbe einzutreten. (3. Jahrgang, S 192) Ich freue mich, hier sagen zu können, daß vor diesem Buch alle unruhigen Bedenken, die eine gewisse neuere und neueste Frauendichtung uns wachgerufen, schweigen und bis auf das letzte Restlein verflattern. Eine innige Ruhe und Ergriffenheit wächst einem aus diesem Buch in die Seele hinein, das ganz ein Frühsommermorgen ist mit allem Glanz und Duft der Frische und der zarten Melancholie der Schönheit. Ich glaube: reiner, inniger, tiefer hat keine Künstlerin — Martha Große's Sprache ist ein einzig Lied! — die Seele und die Empfindungen des werdenden Weibes erfühlt; — danken wir's ihr! Das Buch ist nicht das der Kinder und der Sechzehnjährigen — aber das der werdenden Frauen und werdenden Männer in gleicher Weise. Otto Walter

Goll, Ernst: Im bitteren Menschenland. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Julius Franz Schütz. 139 S. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Es ist eine eigene Sache um diese Gedichte. Der sie schrieb, hat sich mit fünfundzwanzig Jahren selbst den Tod gegeben. Das Buch ist sein geistiger Nachlaß, den J. F. Schütz herausgab und sichtete. Oder nicht? Jedenfalls bin ich mit seiner Auswahl in manchen Punkten nicht einverstanden. Gewiß: Ernst Goll war ein Künstler, wäre einer geworden

Digitized by Google

aus allen Wirrnissen einer unruhigen, verflatterten Seele heraus. Wem ein Gedicht gelang wie das einzig abgetönte „Erfüllung" (Seite 28) oder das starke „Trotzige Liebe" (Seite 30, dem ist der Adelstitel Talent nicht zu weigern. Aber ich glaube: der Tote hätte gegen jene Pietät sich aufgelehnt, die J. F. Schütz veranlaßte, neben einer starken Anzahl sehr gleichgültiger Gelegenheitsgedichte auch unreife Knabenverse zu publizieren, wie die Reimereien auf Seite 5, 6, 10, 16, 19, 55 ꝛc. sie darstellen. Diese hohe Meinung habe ich von Ernst Goll. Im übrigen können mir die doch sehr — jugendlichen Beurteilungen, die Schütz in seinem Einführungswort schreibt, auf keine Weise imponieren, und wenn er einmal mit der bekannten übertriebenen Herausgeberpose meint: wer dieser Psyche fühllos gegenüberstehe, für den habe jede Schönheit umsonst verblutet — dann sind das Naivitäten fürs Teekränzchen, aber nicht für ein ernstes Buch. Otto Walter.

Biographisches

Bettelheim, Anton: Biographenwege. Reden und Aufsätze. 237 Seiten. Berlin, Gebrüder Paetel.

„Plutarchide zu sein, auch nur als letzter, ist schön" — schreibt Anton Bettelheim eingangs seines neuen Buches. Er gesteht damit selber die fröhliche Lust und die starke Innigkeit zu, mit der jede Zeile in seinem Buch von seinen Helden, Künstlern und Freunden fabuliert. Anton Bettelheim ist der bedächtige, ruhige, mit herzlichem Genießen arbeitende Biograph der alten Schule, dem das blitzende, geistreichelnde Feuilleton von heute ein Greuel ist. Seine Porträts — und jedes ist ein künstlerisches Kabinettstück! — haben die klare, sichere, detaillierte und feine Art, wie die Meister der fünfziger Jahre in edlem Rahmen unsere Großeltern malten. Das soll nicht heißen, daß er je zeitabgewandt und gegenwartsfremd abseitige Wege ging. Im Gegenteil! Sein neues Buch langt mit tapferen, sicheren und vollen Händen in die jüngere politische und künstlerische Geschichte Österreichs hinein und beweist, wie ungeheuer reich an bedeutenden geistigen Geschehnissen und markigen und bunten Persönlichkeiten die so unendlich unverstandene und doch so herrliche Donaumonarchie ist, der selbst ein Treitschke fassungslos gegenüberstand. Seine Beiträge zur Biographie des Siegers von Lissa, Wilhelm von Tegetthoff, werden der noch zu schaffenden großen Tegetthoffgeschichte allerwertvollste Fingerzeige geben; sein Heinrich Friedjung-Aufsatz, der dem Vielgescholtenen und Vielbekämpften ehrliches Recht erstreitet, wird von keiner Darstellung jüngster österreichischer Zeitgeschichte umgangen werden können; sein Aufsatz über Marie von Ebner-Eschenbach, der das feine Buch Bettelheims über die „Comtesse Marie" wieder in frische Erinnerung ruft; seine Studien über J. V. Widmann, über Auerbach und Anzengruber, über den Herausgeber der deutschen Rundschau, über Alfred Berger und über Ernst Juch und den Freundeskreis der „Anzengruber", der nebenbei ganz köstliche und wohl nicht weitum bekannte Juch-Karten vorlegt, — alle diese bringen neben lange Bekanntem doch so viel neue Daten, persönliche, wertvolle Reminiszenzen und intime Köstlichkeiten und Anekdoten, daß uns erst durch sie das geistige Leben Österreichs und Wiens der letzten Jahrzehnte so recht lebendig und blutvoll wird. Man mag in manchem, sehr wichtigem Punkte die Ansichten Bettelheims nicht teilen, man mag seine leicht begreiflichen Exkursionen in das Gebiet der Judenfrage nicht mitmachen, mag schon gar nicht seinen politischen Ideen, die diejenigen des josefinistischen Österreichs sind, Recht geben und mag auch in der Beurteilung

Digitized by Google

Auerbachs und Anzengrubers stark anderer Meinung sein — und man muß doch den Hut lüften vor diesem Buch und seinem Autor, der einen seltenen Kopf und ein noch selteneres junges verstehendes und blühendes Herz hat. Otto Walter.

Aus unserer Tagesmappe

Am 26. Januar feierte in aller Stille der Dekan des Stiftes Disentis. H. H. P. Maurus Carnot, seinen 50. Geburtstag. Die literarische Schweiz gedachte bei diesem Anlasse seiner doch in etwas dürftiger Weise! Der Gral wird nächstens des feinsinnigen Bündner Dichters Schaffen zusammenfassend umschreiben.

* * *

Der heilige Vater, Benedikt XV. hat unter dem 22. Dezember 1914 den H. H. Dr. Paul de Mathies, der bisher schon Geheimkämmerer Sr. Heiligkeit war, unter besonderer Betonung seiner schriftstellerischen Verdienste in Verteidigung der katholischen Wahrheit zur Würde eines eigentlichen Hausprälaten Domus Pontificalis Präsul erhoben. Der Gral beglückwünscht den geistvollen Vorkämpfer der katholischen Idee in Literatur und Politik zur hohen päpstlichen Anerkennung aufs wärmste.

* * *

Die katholischen literarischen Vereine aller Gegenden Deutschlands, Österreichs und der Schweiz mühen sich nachdrücklich, bei den allseitig veranstalteten Sammlungen von literarischen Liebesgaben für die Truppen im Feld nicht zurückzustehen. Die Aufrufe, diese Vereinigungen durch Zuwendung guter katholischer Literatur zu unterstützen, finden, wir hoffen es, auch aus unsern Kreisen recht werktätige Mithelferschaft.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Dante als Erzieher

Von Prälat Dr. P. von Mathies

I.

Im Mai des Jahres 1915 werden sechshundertfünfzig Jahre hochbedeutsamer Völkergeschichte verflossen sein, seitdem Dante (Durante) Alighieri, der größte christliche Dichter aller Zeiten, zu Florenz das Licht der Welt erblickte. Wie vieles ist in der alten und der von Dante nur geahnten „neuen" Welt geschaffen und wieder vernichtet worden! Dantes Ideale scheinen ewig jung geblieben zu sein — mit der einzigen Ausnahme seiner reinpolitischen Hoffnungen, die sich niemals erfüllen sollten. Ob es größere Dichter gibt oder gegeben hat als Dante, darüber mag sich streiten wer Lust dazu verspürt. Mit Homer, Sophokles, Virgil, Shakespeare, Goethe gehört er wohl zu den ganz Großen. Aber die sogenannten Dichterfürsten sind zumeist Heiden, alte oder Neuheiden, oder Eklektiker. Als ausgesprochen christlicher Dichter besitzt Dante mehr Seelenverwandtschaft mit einem Calderon, Racine und allenfalls Shakespeare. Und doch ist er von allen dreien grundverschieden. Wenn Alfieri singt, mit Venedig lasse sich nur Venedig vergleichen, so kann man auch von Dante sagen: Du gleichst nur dir allein! Als einsamer Weltenpilger, ohne glänzendes Gefolge, ohne lauten Jüngertroß, erscheint der Dichter Dante gleichsam im Glorienscheine auf den höchsten Höhen des mystischen, christlichen Parnassos — fast eine überirdische Vision. Und dennoch kennen wir den Menschen Dante als leidenschaftlichen Parteipolitiker, der sich schließlich — wiederum als notwendig „Einsamer" — philosophisch über alles wandelbare Weltgetriebe zu erheben weiß, gerade in seiner echten, unverfälschten Menschlichkeit so genau, daß uns niemals der Gedanke kommen könnte, ihn persönlich zu kanonisieren. Eine Goetheapotheose war möglich, weil man den Alltagsgoethe geflissentlich hinter dem Dichterfürsten verschwinden ließ. Eine Danteanbetung hat es niemals gegeben und kann es auch garnicht geben, weil Dantes Erdenwallen eine Kette von Enttäuschungen war, nicht — wie bei Goethe — eine Parade von Erfolgen im Angesichte staunender Zeitgenossen.

Dante ist für uns ein „ganz Großer", vornehmlich als Sänger jener „Commedia", welche die Nachwelt begeistert

Digitized by Google

die „göttliche" nannte. Und die Commedia wiederum gilt uns als erhabenste Dichtung, weil sie in ihren drei Teilen (Inferno, Purgatorio und Paradiso) das Hohelied der göttlichen Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Liebe ist. So hell der Ruhm des Dichters auch strahlt und so gewiß sogar ein Dante des eignen Dichterruhms froh zu werden verlangt hat — der Sänger dieses Liedes hätte sich in Demut dagegen empört, als „Olympier" vergöttert zu werden oder als Weltorakel zu posieren. Dante hat seinen gewaltigen Genius völlig dem Dienste des sich in Christo und in der Kirche offenbarenden selbstmächtigen Gottes gestellt. Darum ist er ein Aufbauender, ein Architekt nicht bloß des dichterischen, sondern auch des sittlichen Gedankens. Darum haben sich an Dante bis auf diesen Tag zahllose Seelen nicht bloß ergötzt, sondern geradezu „erbaut". Für viele ist er ein Licht in der Finsternis geworden, weil er als Dichter mit dem Psalmisten zu Gott sprechen konnte: „Bei Dir ist der Quell des Lebens, und in Deinem Lichte schauen wir das Licht". Dante ist kein himmelanstürmender Titan; denn er weiß, daß sein Gott ewig ist, die Titanen aber nicht. Dante ist auch kein Prometheus, der den Himmlischen das Feuer stiehlt; denn er weiß, daß Gott selber ein Feuer auf die Erde geworfen hat und daß er will, daß es brenne. Er zeigt uns das strafende, das läuternde und das beseligende Feuer, wie es höchste Liebe entzündet hat. Dante selbst ist niemals zum Halbgott geworden, selbst für seine begeisterten Verehrer nicht. Vor diesem Schicksal hat ihn der Umstand bewahrt, daß er die Wahrheit über den gefallenen Menschen zu sagen wagte. Dante schmeichelt uns niemals, darum kann er uns wahrhaft zum „Erzieher" werden. Er verlangt von uns keine Bewunderung, sondern Einkehrstille und Läuterung. Er will uns nicht unterhalten, sondern erheben. Aber er tritt nicht als trockener Moralist oder entrüsteter Prediger vor uns. Nein, er will uns „schauen" lassen, was uns zu wissen not tut. Und das ist ein dreifaches: Was wird mit der Seele, die sich endgültig gegen den höchsten Weltwillen empört hat? Was mit der Seele, die zwar verirrt und verblendet war, aber sich Gott doch noch, ehe es zu spät war, zurückschenkte? Was geht mit der Seele vor, die sich der gewaltigen Weltbewegung, die wir „Liebe" nennen, schon eingegliedert weiß, so daß sie mit den kreisenden Sphären dem unaussprechlichen Ziele nahe ist? Ja, wir sollen das Mysterium unsres Lebens „schauen"! Die Commedia ist ein Riesenschaugemälde. Aber keines, das wir bloß von außen zu betrachten hätten. Nein, es ist ein dramatisch

Digitized by Google

bewegtes Gemälde, und wir sollen an der Hand des Meisters in seine Welt eintreten und diese mit ihm *erleben*. Auf dieser Wanderung durch die drei Reiche der Hölle, des Reinigungsberges und des Paradieses erleben wir aber vor allem — uns selbst. Keiner, der Dantes Sprache wirklich versteht, kann sich selber entfliehen. Sind wir als Pilger mitgegangen, so hat es sich nicht einzig um Reiseeindrücke gehandelt. Wir kommen anders wieder heim, als wir in die Fremde zogen. Wir sind wie jene Europäer, die längere Zeit in fernen Erdteilen gelebt und gelitten haben. Wir haben uns den „universalen Blick" für die Menschen und die Dinge angeschafft. Und bei aller Liebe zum engeren, heimatlichen Kreise — eine Liebe, die ja niemals völlig erlischt — ist uns doch ein gewisses Verständnis für die Bedeutung des „Ganzen" aufgegangen. Unser Horizont hat sich erweitert. Wir urteilen milder über Personen und strenger über Grundsätze. Das Wichtigste aber ist: wir sind für uns selber weise geworden und *leben* vorsichtiger.

Dante wirklich kennen gelernt zu haben, ist ein Glück. Kein anderer Dichter hat einem gläubigen Christen so viel zu sagen wie er. Und er bietet uns um so mehr, je eifriger wir ihn zu erschöpfen suchen. Dante ist eine *Welt*. Aber für viele ist diese „Welt" leider mit Brettern zugenagelt. Oft mit den Brettern ihrer Vorurteile. Viele wähnen, Dantes Dichtungen seien „geistliche" Poesie, etwa im Stile von Klopstocks „Messias", von dem männiglich behauptet, niemand lese ihn zu Ende. Andere meinen, die Commedia sei nichts anderes als scholastische Schulweisheit in gebundener Form. Wieder andere halten sie für abgeschmackte, christlich zugestutzte Mythologie. Die meisten aber lassen sich von der Lektüre Dantes durch die Erkenntnis abschrecken, daß sie einen Dichter vor sich haben, der es ernst meint und der eben *nicht* bloß „fabulieren" will. Man sieht es ja schon den Porträtbildern des Florentiners an: Hier ist etwas Größeres als ein bloßer Liebling der Musen. Zuzugeben wäre freilich, daß Dante *jedem* Anfänger größere Schwierigkeiten bereitet, als die meisten anderen Dichter, die griechischen Tragiker vielleicht ausgenommen. Wir haben deshalb die Absicht, in einem folgenden Aufsatze zunächst eine *praktische Methode zum Danteſtudium* vorzuschlagen. Wir hoffen, damit weitere Kreise zu solchem Studium zu *ermuntern*. Denn Dante ist der tiefgründige, ideal gerichtete, sittlich-ernste, aufrichtig katholische Dichter, der uns gerade in diesen schweren Zeiten zur *Verinnerlichung* helfen kann. Alighierius noster est, Dante Alighieri gehört uns Katholiken, betonte Papst Benedikt XV.

Digitized by Google

am 28. Oktober 1914 in einem Schreiben an den Erzbischof von Ravenna, der Stadt, wo des Dichters sterbliche Überreste ruhen. Dantes Dichtung ist auch für uns keine ausländische Poesie, sondern echtes, christliches Heimatsgut. Um die Danteforschung hat sich gerade der deutsche Länderkomplex besondere Verdienste erworben. Ebenso zählen Deutsche zu den besten Danteübersetzern und Danteerklärern. Es erübrigt nur noch, daß Dante bei uns etwas volkstümlicher werde. Wir möchten jedem gebildeten deutschen Jünglinge wünschen, vor allem Dante, Eichendorff und Schiller nicht bloß zu lesen, sondern als Vertraute zu gewinnen. Die Freundschaft dieser drei würde dann später, wenn so viele Buben locken, einen sichern Rückhalt bieten. Ein Dichter muß als Erzieher der Seele Wahrheit und Güte im Glanze der Schönheit erstrahlen lassen. Leider wählt man jedoch viele zu Jugendbildnern, die entweder nichts von der ewigen Wahrheit und Güte wissen, oder die das Höchste durch ihre pedantische Behandlung jeglicher Schönheit berauben. Nach der geistigen Erneuerung Deutschlands dürfte der wahnwitzige Nietzsche wohl abgewirtschaftet haben. Ein Goethe wird nach wie vor zu den Allergrößten gerechnet werden. Aber vielleicht wird man sich nach mancherlei Erfahrungen doch einmal fragen, ob er sich nicht zum „Erzieher" herzlich schlecht geeignet hat. Der einzige Shakespeare wird infolge der politischen Konstellation wohl auf einige Jahre bei uns etwas an Gunst einbüßen. Die bedeutenden Klassiker der Griechen und Römer können erst dann wieder ihre Erziehungsrechte geltend machen, wenn die in vielen Kreisen herrschende törichte Angst vor der „unpraktischen" humanistischen Bildung aufgehört hat. Das deutsche Nibelungenlied und andere nationale Epen, so schön sie sind, kommen kaum als erstklassige „Erzieher" in Betracht, weil sie zu arm an großen Motiven und zu unvollkommen in der Kunstform sind. Die spanischen Klassiker stehen uns zu fern, und in die französischen wollen sich die Meisten aus verschiedenen Gründen garnicht einleben. Dante hingegen wäre uns leicht erreichbar, wenn wir ihn nur haben wollen. Seinem Stoffe und seinem dichterischen Empfinden nach erscheint er uns nicht als Ausländer, vielmehr als ein Übernationaler, wie der alte Homer, nur in einem etwas anderen Sinne. Außerdem ist er ein Reicher, der stets mit vollen Händen zu geben vermag. Die Religionswissenschaften, Philosophie, Philologie, Geschichte, Kunststudien, ja sogar Naturbeobachtungen können an Dante anknüpfen, zumal wenn man außer der Commedia noch seine übrigen Schriften heranzieht. Uns däucht, Dante

Digitized by Google

könne wirklich ein Erzieher für viele werden. Für einige ist ers seit mehr denn einem halben Jahrtausend gewesen. Wer Dante einmal begriffen hat, der läßt nicht wieder von ihm. Freilich, nicht jeder, der zu Dante greift, begreift ihn auch. Daran ist durchaus nicht immer der Leser und noch viel weniger der Dichter schuld. Das Haupthindernis des Dantestudiums liegt unsres Erachtens in der falschen Methode, in einer jener falschen Methoden, die uns den Wald vor Bäumen nicht sehen lassen. Damit müssen wir zu allererst abholzen, damit der Ausblick frei werde. (Fortsetzung folgt.)

Heiliger Krieg

Von Lorenz Krapp

Du Kaiseraar, der spannte
Die Riesenschwingen aus,
Flieg über Meer und Lande,
Schirm unsrer Heimat Haus!
Durch Wunden, Brand und Sterben
Flieg, Deutschlands Adler, flieg!
Gott läßt uns nicht verderben
In diesem heil'gen Krieg!

Ihr dort auf Flanderns Feldern,
Wo schwer die Sturmflut braust,
Und ihr in Polens Wäldern,
Von Schnee und Eis umsaust,
Harrt aus! Schon bricht in Scherben
Der Feinde Macht und Neid.
Gott läßt uns nicht verderben
In diesem heil'gen Streit!

Wohl wird manch Grab gegraben
Im blut'gen Abendrot
Für manchen blonden Knaben,
Der noch so frisch und rot.
Und doch: aus Blut und Sterben
Rauscht endlich doch der Sieg!
Gott läßt uns nicht verderben
In diesem heil'gen Krieg!

Digitized by Google

Wie die Fahne zurückkam

Kriegs-Skizze von M. Herbert

Wer so für Gott und Vaterland gefallen,
Der lebt im Herzen seines Volkes fort.
Und kämpft sich oben in das ew'ge Leben
Und gehet ein in Gottes Herrlichkeit.

Zrinyi/Körner.

Morgen Sturmangriff! Wie eine helle, schmetternde Fanfare, in der Gewalten von Sieg und Tod miteinander ringen, tönte der eiserne Befehl in der Seele des Mannes nach.

Er lag auf nasses Stroh gebettet, mit nassem Mantel bedeckt auf der Tenne einer Scheuer, deren Dach von Granaten zur Hälfte weggerissen war. Durch die Holzsparren und zerschmetterten Ziegeln leuchteten die Sterne Gottes auf ihn nieder — klar und hell, wie sie ihm in den Tagen ahnungslosen Friedens geleuchtet hatten, da das Leben sicher war und die Zukunft eine Hoffnung auf persönliches Glück und persönlichen Erfolg. „Die Sterne Gottes strahlen auch jetzt, da mein bißchen Sein auf des Schwertes Scheide gestellt ist", dachte er und blickte zu den goldenen Zeichen anderer Welten, anderer ferner und fremder Reiche Gottvaters empor. Eine Jugendmelodie ging ihm dabei flüchtig durch den Sinn, von der Strömung der Erinnerungen willkürlich dahergetragen:

Ihr lichten Sterne habt gebracht
So manchem Herzen schon hienieden
Der Engel Eigentum, den Frieden. —

Ja — der Engel Eigentum!

Waren die Sterne wirklich Besitzer des höchsten Völkergutes? Lebte dort schon der ewige Burgfrieden Gottes, von dem die Menschen unseres Weltteils seit Jahrtausenden träumen, um ihn nie verwirklicht zu sehen? Um den sie täglich in kleinen Kirchen und stolzen Domen beten:

Dona nobis pacem! —

Wer konnte es wissen, vielleicht zerfleischten auch dort die Völker sich wie Löwen im Käfig um schnöden Besitz? Ohne Antwort harrt die tastende, suchende Seele. Als Unwissende allen großen Geheimnissen Gottes gegenüber gehen wir durch unsere Tage, bis wir vor der letzten Pforte ankommen; vor der letzten Pforte in das dunkle Land, vor

Digitized by Google

der doch die himmlische Verheißung steht vom Lichte, das uns leuchten wird ohne zu verlöschen.

Der Mann lag da mit seinem Tornister unter dem Nacken hart gebettet und todmüde nach achtzehnstündigem Marsch über regendurchweichtes, unebenes Gelände und doch ohne Schlaf. Eine seltsame Helligkeit war in seiner Seele. Er wußte genau, daß dieses seine letzte Erdennacht sei, er hatte schon den klaren Blick der Sterbenden. Er war wie einer, der bereits losgelöst ist, der allen Ballast der Erde über Bord warf. Ihm war es nicht leid um die tausend Versprechungen eines reichen Lebens, das er hinter sich ließ. Er wußte, daß er zu einer Generation gehörte, die für kommende Geschlechter das stolze Recht eigener nationaler Entfaltung mit ihrem Leben erkaufen muß. So war ihm aus der Hand Gottes das Los gefallen. Er wußte, daß sein Blut wie das Tausender seiner Mitbrüder fließen mußte, auf daß Millionen und Abermillionen Kommender in Freiheit und Größe emporstreben dürfen.

Sein Sterben würde kein Tod der Vernichtung — es würde ein schöpferischer Tod sein.

Diese Erwägungen waren die Kraft des Mannes, mit der er sich dem nahenden leiblichen Untergang entgegenstemmte. Vielleicht auch war es leichter für ihn zu sterben — als für Tausende. Er besaß weder Weib noch Kind und sein Mütterlein hatte die Augen längst für immer geschlossen. Wohl ihr! Denn dieses waren die harten Zeiten der Mutter. Wieder erneuten sich die Greuel des Kindermordes von Bethlehem. Die Gedanken des Wachenden eilten dem kommenden Ereignisse zu, seine Seele hatte sich aufgemacht, den Willen Gottes feierlich zu begrüßen. Das frühe Morgengrauen würde ein beinahe tollkühnes Wagnis bringen, den Ansturm auf das feindliche Fort, das schon so lange widerstand, entgegen dem Brüllen der Mörser, entgegen dem roten Verderben, das sie aus ihren Schlünden spieen. Tod oder Ruhm und Sieg würde die Losung sein, und er, der Freiwillige, der vorige Woche zum Unteroffizier befördert wurde, war ausersehen, die Fahne voranzutragen.

Er wußte, was das heißt, Fahnenträger sein — das heißt aufrecht stehen zwischen denen, die sinken; das heißt das Zeichen des Mutes, der Tapferkeit hoch halten, so daß alle es in der Gefahr des Todes erschauen können — das heißt ein großes Ehrenamt ausfüllen. Es heißt aber auch zur Zielscheibe gemacht werden für das feindliche Geschoß und den Blutpreis zahlen.

Der Freiwillige Caspari liebte die deutsche Fahne. Ihre kraftvollen, stark und klar neben einanderstehenden Farben.

Digitized by Google

Das entschiedene charaktervolle Schwarz-Weiß-Rot erschien ihm in seiner Dreigestalt ein Lebenssymbol zu sein. Es sagte ihm: Wer das reine Weiß der makellosen Treue hält, wer im glühenden, flammenden Rot der Liebe steht, der braucht das tiefe Nachtschwarz des Todes, das alle Lebensfarben in sich schließt, nicht zu fürchten. Damals, als Johannes Caspari seine Schwurhand auf den Schaft der Fahne legte zum unverbrüchlichen Treueid, schwor er ihr seines Herzens letzten Tropfen zu. Nun verlangte sie die Einlösung, nun wartete die Braut auf den Hochzeitstag.

Ein Fahnenträger!

Als Knabe hatte Johannes Caspari jene Bilder geliebt, die zeigen, wie ein starker, heldenhafter Mensch das Kriegsbanner schwingend den Seinen voranstürmt in das Gefecht. Groß, mächtig und mutvoll war ihm das erschienen.

Und mit scheuer Ehrfurcht hatte er vor den zerfetzten, zerschossenen, den blutbefleckten Fahnen gestanden, die in Zeughäusern und Arsenalen, in Kirchenchören und Ehrensälen aufgehoben werden zum Andenken an große nationale Erhebungen. Nun sollte er selbst ein Fahnenträger sein. Aus dem Jugendlande kam sein Traum und war Ernst des Lebens geworden.

An der Scheunenwand angelehnt blinkten die Gewehre der Mannschaften im klaren blauen Lichte der Nacht. Läufe und Bajonette blitzten und gleißten. Die furchtbaren Waffen standen da bereit, den Tod zu bringen. Der Lauf sendet die Kugel in die Brust, das Bajonett gräbt sich in das zuckende Herz, der Kolben saust nieder auf die Stirn — hinter der vielleicht große Gedanken kreisten! —

Caspari wendete die Augen ab von den furchtbaren Instrumenten der Schlacht. Er richtete sich auf und betrachtete die Gesichter seiner schlafenden Kameraden. Ach — die meisten halbe Kinder! Achtzehnjährig — zwanzigjährig! — Von der Schulbank aufgesprungen und in heller Begeisterung in die Reihen geeilt. Vielen sproßt der erste weiche Flaum auf der Oberlippe. Die Blüte des Vaterlandes, die Kommenden!

Da war manches Antlitz, dem das Leben noch nicht die Weihe der Unschuld stahl, nur die heiligen Küsse der Mutter liegen auf diesen weichen Wangen, nur der Traum heiliger Jugend auf der schattenlosen Stirn. Ach, ein Kind zum Lieben und Hüten.

Alle aber sind schon gezeichnet von Übermüdung und schrecklicher Anstrengung, von Entbehrung und Schlaflosigkeit, als hätte die Hand des Todes sie angerührt. Den dreißigjährigen Starken überkommt ein tiefes Mitleid. Er

Digitized by Google

muß an den Kinderkreuzzug denken! Auch diesen blutjungen Kameraden war im Herzen der Ruf ertönt: Gott will es.

Und sie waren wie Kinder, die ein großes heiliges Lied anstimmen hören, dessen Tiefe und Ernst sie noch nicht begreifen können. Sie fallen ein in den brausend daherstürmenden Choral der Liebe zum Vaterland und ahnen nicht, welch ein übermenschliches Bündnis mit Not und Tod sie schließen. —

Der Mann sieht es noch vor sich, wie diese halben Kinder gestern Abend einen Schein blasser wurden, als die Idee des Todes, der Vernichtung, des Schmerzes sie packte, sieht sie noch eilig Adressen und Botschaften austauschen: „Kamerad, du schreibst es meiner Mutter, wenn ich falle." — „Kamerad, du bringst ihr meine letzten Grüße." — Es ist kein Weinen und Zagen in den jungen Stimmen gewesen.

Auch sie gehen zum Tode, wie zu dem höchsten Ehrenfeste des Lebens. — Nur daß sie nicht ahnen, wie bitter er ist! Gut, daß sie nicht wissen, wie wehe das Sterben tut! Nun schlafen sie süß und tief wie in den Armen der Engel. —

Der Mann fühlt seine Augen feucht werden. Er faltet die Hände: „Herr, wenn die große Stunde deines Befehls über uns sein wird — lasse sie uns groß und mutig finden! Herr, nimm das Opfer unseres Lebens in Gnaden an und schütze das Reich!"

* * *

Blutrot steigt der Morgen herauf. Gleich einer feurigen Kugel, wie es der Schlachtensonne ziemt, steht der Flammenball über dem Gebirgskamm und durchglüht die schwarzen Föhrenwälder hoch da droben.

Da ziehen die deutschen Kolonnen durch das noch schlummernde Gelände dahin — nur die Krähen scheint ihr Schritt zu wecken, nur die Kolkraben stören sie auf. Wie schwarze Schicksalsvögel flattern die über den Weg. Tief in den Dörfern und Meiereien krähen die Hähne — ganz ferne läutet ein Glöcklein zur Frühmette — schnell — hastig, als gälte es das Gebet für einen Sterbenden. — Den Soldaten voran schreitet der Fahnenträger. Seine hohe Reckengestalt gleicht Sankt Georg, dem Drachenstreiter. Mit seiner breiten Brust und dem starken Arm ist Johannes Caspari geschaffen ein Fahnenträger zu sein: Weitausschreitend, hält er das teure Kleinod — die Fahne hoch. Seine gewaltigen Fäuste umklammern den Schaft. Über seinem erzenen Antlitz strahlen die gesegneten Farben Deutschlands — Schwarz-Weiß-Rot. Rot wie Blut die Liebe. Weiß wie Schnee, die makellose Treue. Schwarz, streng und ernst, die Nacht

Digitized by Google

des Todes. So umwehen sie sein schönes, aufrechtes, blondes Haupt.

Er geht dahin, ein Gleichnis seines ungebeugten Volkes, das in Sturm und Wettern besteht, das die Blitze nicht töten und die Feinde nicht zerschmettern können, das siegen oder sterben will; das im ungleichen Kampfe ringt wie David mit Goliath.

In tiefem ungebrochenen Schweigen geht der Marsch dahin, das Feldgrau der Uniformen verschwimmt im Grau der Dämmerung. Noch ruht der Bann des Schlummers über Heide und Tann, der Nebel sprüht nieder und steigt und windet sich; in gespenstischen Umrissen geistern Baum und Strauch aus den weißen Dämpfen und Schwaden. Frühreif hängt silbern am Ried. Über den Himmel streut der Morgen die goldenen Rosen. —

„Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod. —
Heute noch auf stolzen Rossen,
Morgen durch die Brust geschossen — —
Ach, die Rosen welken all."

Das uralte schwermütige Soldatenlied ist in der Seele der Marschierenden, die schweigen müssen.

Da urplötzlich die erste Salve. — Scharf und gellend zerreißt sie die Stille.

Die Geschütze erheben die unbarmherzige Sprache tödlichen Hasses. Eine Granate heult hyänenhaft über die Baumwipfel daher. Sausend schlägt sie im Jungholz ein. Sie wühlt die lehmige Erde auf wie ein angeschossenes, wütendes, verendendes Raubtier. — Steine und junge Bäume fliegen in die Luft. Nun brauchen die Soldaten nicht länger Stillschweigen zu halten. „Singen", wird kommandiert und seltsam, fast schaurig klingt der so oft gesungene Marsch durch das Revier:

„Wir wollen es noch einmal wiederholen:
Der Tod im Feld ist doch der schönste Tod!"

Ach — viele wiederholen es zum letzten Male.

Goldener Himmel — steigender Tag — Morituri te salutant —.

Jetzt geht es einen steilen, kahlen, nur von Wachholder bestandenen Hang empor. — Dort oben — im blauen Dunst — ferne noch und doch durch die Geschütze so entsetzlich nahe die Wälle und Schanzen des zu erstürmenden Forts. „Vorwärts — vorwärts!" Wolfsgruben werden überquert, ein Verhau von Stacheldrähten bezwungen; noch

Digitized by Google

eine und noch einer! Kameraden sinken hin — und raffen sich wieder empor. „Ach — nur eine Schramme!" Fährten von Blut bezeichnen den Weg der jungen Menschenkinder, das eigene Artilleriefeuer schirmt den Ansturm.

Nun sind sie mitten im dichten Kugelgeprassel. In weißen Rauchwolken umschwebt, umtanzt, umkreist sie der Schlachtentod. Der stürzt und der stürzt zum Nimmeraufstehen. „Lebt wohl, Brüder! In einer andern Welt wieder!" Hände strecken sich aus und können nicht gefaßt werden zum letzten Druck. Der Bannerträger hält das heilige Panier hoch. Hoch flammt das Rot im Morgenlicht, mutig grüßt das Weiß unter dem schwarzen Streifen. — Unerschrocken schreitet der Träger vorwärts in dem mörderischen Regen von Schrapnell und Granate. Die jungen Freiwilligen scharen sich nahe um die Fahne, in deren Zeichen sie kämpfen, als sei bei ihr Schutz und ihre Rettung.

„Ausschwärmen! Oder ihr seid verloren!"

Sie schwärmen nicht aus, sie halten sich dicht bei einander im Voranrücken. — Sie sind noch so jung, so unerprobt — in Menschennähe stirbt sichs leichter! Mutter, wo bist du? Da werden sie hingemäht wie Halme auf den Wiesen.

Auf den Knäuel von Menschenleibern, über dem die Fahne ragt, richtet der Feind die Kanonen. Sie fallen, fallen, fallen! In hellen Strömen fließt das deutsche Blut. Der große Opferherd des Vaterlandes raucht zu Gott empor.

Nun sinkt auch der Fahnenträger und viele, viele über ihn her. Er ist ins Herz getroffen. In das Gebrüll der Geschütze tönt eine verlöschende Stimme: „Vater, in deine Hände" — —

Er hat das leuchtende Symbol senken müssen — vom Tode überwältigt. Die andern decken es mit ihren zuckenden Herzen. Tief verborgen liegt die Fahne unter einem Hügel Verblutender — Zerrissener.

Neben diesem Denkmal seines Volkes steht der deutsche Genius und weint: „Vater im Himmel! So viel herrliche, kaum erblühte Kraft! Vater im Himmel! So viel leuchtende Zukunft!" — Heiß weht die Klage hinüber ins deutsche Land — wo Mütter beten, die stolz und stark sind wie die Mutter der Makkabäer war. —

Am Abend der Schlacht kommen französische Soldaten auf die Walstatt, um die Toten zu begraben.

Unter dem Hügel der Gefallenen, unter Toten, die sich noch kameradschaftlich umschlungen halten, finden sie die Fahne. — Die erste deutsche Fahne, die in ihre Hände gerät! Sie ist nicht mehr Schwarz-Weiß-Rot — sie ist von könig-

Digitized by Google

lichem Purpur. Ganz blutgetränkt ist ihr Tuch bis auf den goldenen Knauf. Da entblößen die feindlichen Krieger das Haupt und ihr tapferer Oberst sagt: „Diese Fahne soll den Deutschen zurückgegeben werden. Wir haben kein Anrecht darauf."

So kehrt das stolze Zeichen zu den Seinen zurück. Von dreihundert Freiwilligen leben noch vierzig. Kniend empfangen sie die blutgetränkte Fahne, deren Seide schwer und dunkel darniederhängt, weil Fluten des heiligsten Lebens sie durchströmten.

Der Tod im Feld

Von F. Schrönghamer-Heimdal*)

Wir haben's oft gesungen
Das Lied vom schönsten Tod,
Und jetzt hat sich erschwungen
Die schwere Zeit der Not.

Und jetzt ist sie gekommen
Die Not der schweren Zeit.
Wir haben's all' vernommen,
Wir alle sind bereit.

Und wenn auch Stürme wehen,
Die Welt in Wettern kracht,
So soll es auch geschehen,
Was einem zubedacht.

Und wenn im Blitzelodern
Dich trifft der reine Strahl,
So mußt du nicht vermodern
In morscher Zeit einmal.

Klagt nicht um Heldenleichen,
Jetzt und zu keiner Frist:
Am schönsten fällt die Eichen,
Wenn sie am stärksten ist.

*) Auch unser sehr verehrter Mitarbeiter F. Schrönghamer-Heimdal liegt als Verwundeter im Garnisonlazarett zu München. Wir werden eine Reihe seiner Lieder aus dem Felde hier veröffentlichen. Was so aus dem Heldenblut sprießt — das wird zum Segen und zur Weihe deutscher Kunst werden! Gral-Redaktion.

Digitized by Google

Ein System der Symbole / Versuche und Anregungen von Hans und Gabriele Eibl

Die folgenden Betrachtungen und Vorschläge sind hervorgegangen aus der Erwägung, wie größere monumentale Räume, etwa Kirchenhallen, aber auch Bauten weltlichen Zweckes, würdig, gefällig und bedeutungsvoll geschmückt werden könnten. Die Art der Phantasie, die darin waltet, wird Kennern der Heiligen Schrift, namentlich des Alten Testamentes, Kennern, die sich beim Lesen der unerreichbar erhabenen Gottes-Visionen überhaupt etwas vorgestellt haben, nicht befremdlich sein. Das Wort „System" möge nicht gepreßt werden; es soll Auswahl und Ordnung bedeuten, nicht mehr. Alles Vergängliche ist Gleichnis, alles zum Ausdruck eines Geistigen brauchbar. Aber diese unendliche Menge läßt sich nur durch Reduktion und Zusammenfassung in Gruppen bewältigen. Daß damit etwas Subjektives in die Betrachtung kommt, ist unvermeidlich, schadet aber auch nicht. Denn schauen kann nur einer, der den Blick dazu hat. Dann allerdings schaut er mit seinen eigenen Augen. Andrerseits gibt es eine Verständigung über Gesichte, gibt es die Möglichkeit, Visionen anderer annähernd zu erfassen, andere zu ähnlichen Visionen anzuregen.

Dionysius Areopagita sagt einmal über die Prädikate und Bilder, unter denen in den Heiligen Schriften von Gott geredet wird, daß sich in allen Wesenheiten der Natur göttliches Abbild offenbare; er zählt dann die neuplatonische Hierarchie der Seinsstufen auf und zeigt, von unten beginnend, daß die materiellen Elemente, die niederen und höheren Organismen, die seelischen Phänomene, kurz alle Dinge, ein jedes besondere Merkmale der göttlichen Allwesenheit an sich gerafft haben und darin glänzen. Seinem Gedankengang wollen wir folgen und die neuplatonischen Wesensstufen von unten hinaufsteigen, eine jede prüfend, ob sie vielleicht etwas von dem offenbare, was sie an bedeutsamer Schönheit birgt. Bei der Materie ist zu beginnen. —

Trotz aller modernen Chemie besteht für die Kunst der Stoff aus den alten vier Elementen: Feuer und Luft, Wasser und Erde! Das Feuer ist zweideutig. Um dies in extremen Bildern auszudrücken: Feuer ist der Geist

Digitized by Google

Gottes, Feuer ist die Hölle! Das Feuer strahlt Licht und Wärme aus, das Feuer zerstört und verzehrt aber auch. Beide Vorstellungen vereinigen sich in dem Begriffe der *Macht*. Feuer mag leuchten oder brennen: stark ist es in beiden Fällen. Deshalb wird es im alten Testament häufig als *Symbol der Gottheit* verwendet. Die Stellen, an denen Gott geschildert wird, wie er gleichsam ein Glutblock sich aus der Ewigkeit heraus senkt — und die zeitlichen Dinge zerschmelzen an seiner Berührung wie Wachs und stürzen flüssig geworden zur Tiefe wie Wasserströme — diese Stellen gehören zu den schönsten der Heiligen Schrift. Die Flamme als Sinnbild für die Gottheit ist ein Motiv von allergrößter malerischer Kraft. Doch scheint es, daß sich bisher die abendländische Kunst noch nicht recht daran gewagt hat. Die überzeugende Form ist noch nicht gefunden. Es bieten sich gemäß dem zweifachen Charakter der Flamme zwei Möglichkeiten. *Milder und freundlicher*, also für die Darstellung von Gnade und Erleuchtung, wäre ein Feuer von welligem Umriß — in der welligen Linie müßte die Bewegung von oben nach unten erkennbar sein — und von zarten Nüancen in Blau, Rosa und Grün. *Das Furchtbare, Unheimliche, Unwiderstehliche, Vernichtende des göttlichen Zornes* kann ausgedrückt werden durch Flammen mit gradlinigen und spitzen Formen und von schweren dunkelroten und dunkelgelben Farben. Die natürliche Bewegung des Feuers ist die von unten hinauf, entgegengesetzt der Richtung des Wassers. Dadurch eignet sich die Flamme auch zum *Sinnbild der Sehnsucht*. Gerade für dieses aufstrebende Feuer, das sich vom Erdenstoffe nährt, paßt auch eine dunkle leidenschaftliche Farbe und die spitze Form. Die Sehnsucht gleicht einem Pfeil. Suggestiv ist die Ansicht Platons, der in seiner geometrischen Konstruktion der Krystalle, aus denen die Elemente bestehen sollen, dem Feueruratom die geometrische Gestalt der Pyramide zuweist. Man muß sich aber die Feuerseele als eine steile und hohe Pyramide denken. Der gotische Stil hat mit dieser Form Verwandtschaft. Eine Halle im altchristlichen oder byzantinischen Stil, die an den Wänden mit Feuerpyramiden aus Mosaik geschmückt wäre, würde einen gotischen Eindruck machen. Noch prachtvoller als in Mosaik lassen sich Flammen in Glasfenstern darstellen: das *durchgehende* Licht würde zu seiner glühenden Natur noch besser passen als das *auffallende*. Aber groß soll der Künstler das Feuer der göttlichen Macht oder der menschlichen Sehnsucht malen, so groß, daß eine Flamme durch ein ganzes Kirchenfenster hinauf leckt oder vom Boden der

Digitized by Google

Basilika bis zum Gebälk reicht. Wo kleinere Flächen zu zieren sind, lassen sich auf dunklem Grunde mit guter Wirkung blitzartige Feuerschlangen verwenden. Das Symbolische geht so in ein Linienornament allmählich über, welches nur mehr durch seine glühende Farbe an den Ursprung erinnert. — Das Licht versinnbildet in weißer Reinheit die Heiligkeit des Geistes, durch seine Farben aber auch die Verschiedenheit der Seelenzustände. Die phantastische Vorstellung der Aura, die nach Behauptung mancher Visionäre jeden Menschen umgeben soll, ist malerisch sehr brauchbar. Gewiß lassen sich die verschiedenen Seelenzustände durch Farben symbolisch andeuten.

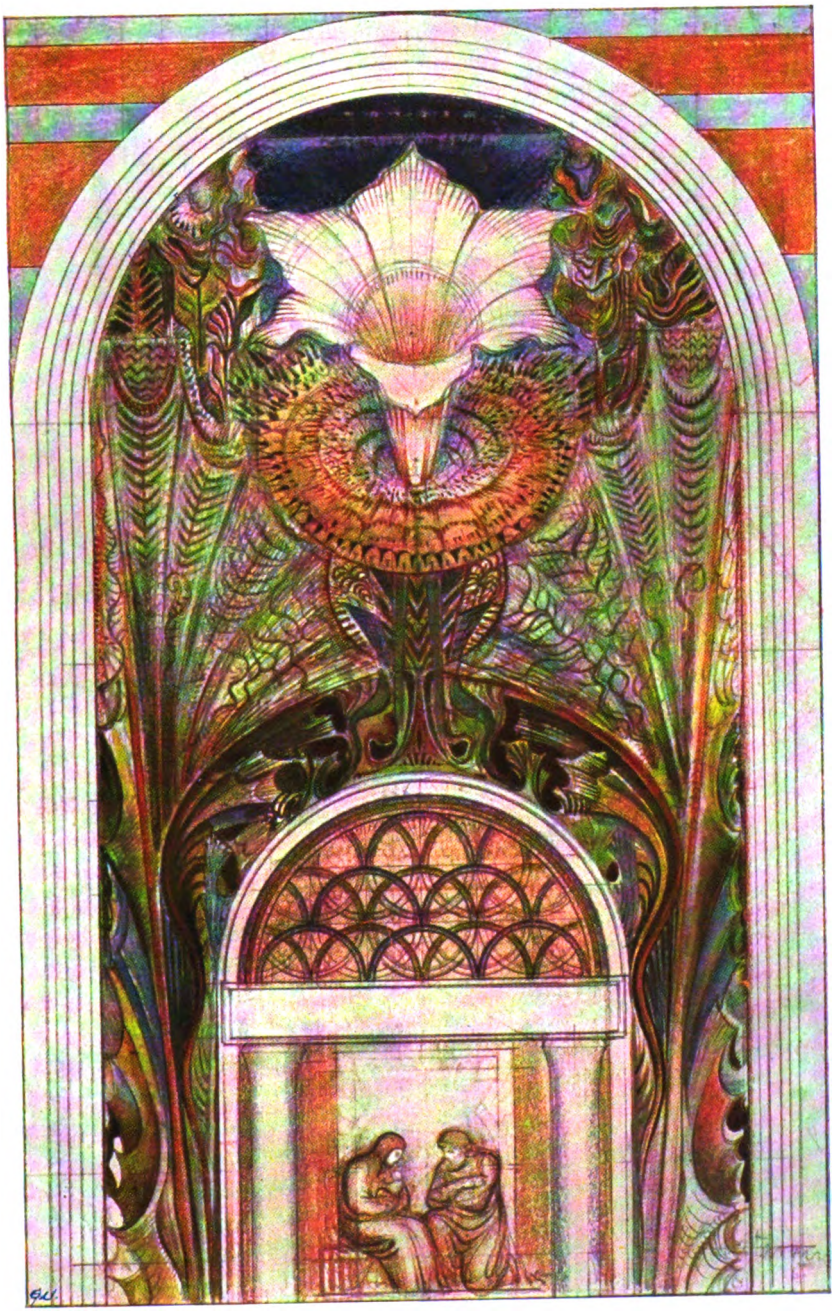
Auf christlichen Bildern wird die Aureole meistens gelb, weiß oder golden gemalt, eine unnötige Beschränkung, man kann sie auch mit Blau, Grün oder Violett füllen. Auf den neuesten Heiligenbildern umgibt die Aura nur das Haupt; auch das ist eine Einschränkung, die überwunden werden kann. Wie das Haupt, so kann die Aura auch die ganze Gestalt umwallen. Schön heißt es in einem alten Weihnachtsliede an Maria: Der Glanz, der Dich umfließet, verkündet uns den Herrn. Dieser umfließende Glanz ist sehr selten dargestellt worden. Die zweispitzige Mondorla auf den italienischen Bildern des 15. Jahrhunderts ist geradezu unschön. Die umwallende Aura kann verschiedenste Farben annehmen. Überhaupt gestattet die Darstellung des Lichtes den ganzen Reichtum der ungebrochenen Lazurfarben zu entfalten und eignet sich deshalb besonders gut für Glasgemälde, während die Erdfarben als Mosaiken oder Wandgemälde am schönsten sind. Lichtpunkte, Sonnen und Sterne, mit kleinen Regenbogen umgeben, sind auf dunklem Grunde ein schönes und freundliches Flächenornament für Mosaik. — Die Formen der Wolken müssen scharf umrissen sein, die Farben sollen sich durch dünne Striche von einander abheben. Eine gut gezeichnete und gemalte Wolke im dekorativen Stile gleiche geschliffenem Achat. Was die Formen der Wolkenbildung betrifft, so haben sich die großen dekorativen Stile bisher in der Darstellung gespalten; die romanische und die gotische Kunst lieben krause und wellenförmige Ballen, die japanische zeichnet gerne horizontale an den Seiten abgerundete weiße Streifen. Ein künftiger Stil kann beide Formen neben einander verwenden und sie durch neue vermehren, wie ja auch die Natur in ihren atmosphärischen Bildungen große Abwechslung liebt. Die symbolische Kraft des Gewölkes ist gering, deshalb können Wolken für sich allein kaum Verwendung finden. Wolken aber, die vom Horizont flach und sachte gegen den Himmel aufsteigen, sehen aus wie Brücken zur Ewigkeit.

Digitized by Google

Die Luft ist für die Malerei der neutrale Hintergrund. Man denke sie sich meistens blau, und so wird sie auch am öftesten gemalt. Aber auch purpurne, violette, braune, goldgelbe Luft ist schön. Die Vorstellung der Luft ist für die Kunst verwandt mit der des Leeren. Auch das Leere kann indes als Symbol Inhalt gewinnen. Die negative Theologie der Neuplatoniker und des Dionysius Areopagita verwendet die sukzessive Ausschaltung der Merkmale, bis das Nichts übrig bleibt, dazu, um die Unvorstellbarkeit des Absoluten zu verdeutlichen. Gott ist die Wüste, der Abgrund. Gestalt gewinnt er, immer dichter werdend, durch den Geist, durch die Seelen, durch die Materie. Dieser Prozeß läßt sich durch Farben veranschaulichen. Den Abgrund kann man sich als purpurne Finsternis gemalt denken, den Geist in stärkstem Kontrast dazu weiß, oder grün, violett und blau in hellen Nüancen, die Seele blau, rot, gelb oder grün, aber viel dunkler, die Materie in verschiedenen Farben, aber dem Schwarz genähert, braun, purpurn und damit kehrt wie bei Plotin das Ende zum Anfang zurück. Man stelle sich nun diese Farbenreihe in großen Dimensionen architektonisch aufgebaut vor: aus der düsteren Materie steigt dämmernd das Licht durch dunkle und helle Farben bis in eine strahlende Spitze, die sich wieder von einem dunklen Grunde abhebt. Freilich, um sinnvoll zu wirken, müßten die gefärbten Flächen selbst wieder durch den dargestellten Gegenstand Bedeutung haben. Es soll bald ein Beispiel für dieses Farbenschema angegeben werden.

Das Wasser ist das Element der Reinigung. Es liegt in seiner Natur, Bewegungen energisch auszudrücken. Seine Zusammenfassung im Meere ist ein altes Sinnbild des Unendlichen. In dieser Bedeutung ist es, trotz aller Beweglichkeit im Einzelnen, im Ganzen ruhig. Das Meer ist an und für sich malerisch verwertbar. Man denke sich eine hohe Wand oder ein Fenster von oben bis unten mit horizontalen Wellenlinien bedeckt, die oben in kleinen Abständen von einander und feingekräuselt und dünn gezeichnet wären, indes nach unten die Wellenlinien kräftiger und die Kurven höher und länger würden. Auch die Farben senken sich von silbergrauer Helle in blaugrünes Dunkel. Wie malerisch reizvoll diese Komposition sein könnte, soll hier nur angedeutet sein und der Hauptakzent auf die symbolische und ornamentale Gesamtwirkung gelegt werden. Um die erdrückende Menge des Unendlichen recht deutlich empfinden zu lassen, müßte am oberen Bildrande ein Himmelsstreifen mit sehr kleinen Wolken frei bleiben. — Die natürliche Be-

Digitized by Google



Weihnachtsgrotte mit Mosaikumrahmung
Entwurf von Hans Eibl.

Deutwort: Uns ist ein Reis entsprungen —
Aus einer Wurzel zart.

Digitized by Google

Digitized by Google

wegung des Wassers ist der Fall. Wenn das Niveau, aus dem das Wasser herabstürzt, über der Ebene liegt, in welche die Phantasie den Menschen, das Mittelwesen in der Schöpfung, versetzt, dann drückt die Herabkunft des Wassers das Nahen einer höheren, entweder segnenden oder furchtbaren Gewalt aus, je nachdem diese Bewegung als belebendes Herabträufeln oder als unwiderstehlicher Katarakt empfunden wird. Beide Motive sind an und für sich dekorativ und symbolisch verwendbar. Als Beispiel sei wieder ein derartiges Bild beschrieben. — Aus einer regnenden Wolke — wie Wolken dargestellt werden müssen, ist bereits erwähnt — aus einem breit ausgedehnten durch achatförmige Ringe ornamentierten Gebilde mit einem hellweißen und einem dunklen Rand, fließen parallele, stellenweise auch sich überkreuzende Silberlinien durch einen stark kontrastierenden Grund, der etwa purpurn oder dunkelbraun sein mag, auf sehr hellgrüne nicht hohe Hügelwellen herab, die von blauen Rändern umsäumt sind. Das wäre eine ornamental wirksame Stilisierung des Frühlingsregens. Der Wasserfall ist wie gesagt ein Symbol der hinreißenden unwiderstehlichen Bewegung, und deshalb geeignet, die göttliche Kraft zu veranschaulichen. Für die Art der Zeichnung sind Darstellungen japanischer Künstler unübertreffliche Vorbilder. Auch dieser Gegenstand ist durch Formen und Farben bedeutend genug, um eine größere Fläche würdig zu zieren. In diesen beiden Fällen kommt das Wasser aus der Höhe herab und veranschaulicht die Ankunft eines Göttlichen. Wird aber das Niveau, aus dem sich das Wasser herab bewegt, nur wenig über der Ebene angenommen, in welcher der Mensch steht, dann ist der Katarakt, der in der Tiefe bodenlos sich ergießt, ein Sinnbild des Unterganges ohne Rettung. Von ähnlich furchtbarer Wirkung wäre die Stilisierung des Gewitters. Man kann Michelangelos jüngstes Gericht als einheitliche Komposition begreifen, wenn man es in große Linienbewegungen auflöst, die sich dem Chaos eines Gewittersturmes ähnlich empfinden lassen. Ob freilich eine solche bloß lineare und ornamentale Komposition, auf eine größere Fläche projiziert, symbolisch verständlich wäre, kann zweifelhaft erscheinen. Denn das Leben eines Gewitters ist doch schon zu dramatisch, als daß es durch bloße Linienführung deutlich genug ausgedrückt werden könnte; Meereswellen hingegen, Regenwolken, Katarakte geben für sich ornamental und inhaltlich befriedigende Flächenfüllungen. — Das Wasser läßt sich auch in seiner natürlichen Form einer architektonischen Umgebung mit guter symbolischer Wirkung einordnen. Welche belebende Wirkung geht schon von einem

Digitized by Google

Brunnenbau in schön gewölbter Halle aus! Die altchristliche Kunst hat sehr gut verstanden, sich diese Idee dienstbar zu machen, und die Architektur des Islam hat zu ihrem großen Vorteil diesen alten Bestand religiöser Symbolik beibehalten. Man könnte übrigens auch das fließende Wasser als Mosaik, nach Stellen bei Ezechiel und in der Apokalypse, vom Altar einer Kirche durch den Fußboden der ganzen Halle führen, auf beiden Ufern mit Blumenornamenten umsäumt, und von Wassertieren belebt.

Aus der Menge von Bildungen, zu welchen die Plastikerin Natur das Element der Erde geschaffen hat, seien zwei heraus genommen: der Krystall und der Berg. Der Krystall interessiert durch die reinen Formen und die Farben. Seine Schönheit ist von der dekorativen Kunst stark vernachlässigt worden. Wie prächtig wäre doch etwa die Form des Bergkrystalls in weißem Marmor nachgebildet! Solche Stücke könnten an gotischen Steintürmen die Stelle der Krabben vertreten, selbst der griechischen Architektur ließen sie sich einfügen. Noch schöner und feiner wären große geometrisch reine Formen, aus bunter Glasmasse geschliffen. Rein malerisch als Glasfenster oder Mosaik ist der Krystall dadurch eine erfreuliche Erscheinung, daß er gestattet, an ihm die Schönheit geometrischer Proportion anschaulich zu machen. Sein symbolischer Gehalt aber ist gering. Umso größer ist der des Gebirges. Das Gebirge kann zweierlei ausdrücken: der einzelne Berg versinnbildet ähnlich wie die aufsteigende Flamme die Bewegung nach oben, die Gebirgskette drückt das Trennende aus.[1]) Die Farben sind die der Erde, daher ist der Berg als Wandgemälde besser noch in bunten Marmorplatten und Porzellanstücken darzustellen; nur der Gipfel, sei es, daß er im Lichte des Morgens oder des Abendrotes erglühe, oder daß er mit Schnee und blaugrünem Eise bedeckt sei, leitet aus den Farben der Erde zu denen des Himmels hinüber. Es wäre doch etwas ganz Wunderbares, eine große schmale Wand so zu schmücken, daß über einem polychromen Grund von Tieren und Pflanzen erBergespyramide in Rot, Braun, Grau und Schwarz sich die höhe und mit spitzem hellen Gipfel sich in einen dunklen Himmel hinein bohrte! Zu solchem Bilde wäre die Farbenkomposition zu verwenden, durch die oben das plotinische Weltgleichnis veranschaulicht worden ist. Aber da muß noch ein ganz gewaltiges Gleichnis angeführt werden, das sich bei Duns Scotus findet. Der scholastische Denker spricht von einer

[1]) In diesem zweiten Sinne, als Scheidewand zwischen Zeit und Ewigkeit, ist das Gebirge auf dem Hintergrund des olympischen Christus verwendet (Gral, Oktober 1914).

Digitized by Google

Pyramide der Wesen, die in die Gottheit reicht. Sie ist in Stufen gegliedert, also ähnlich vorzustellen, wie die von Sakkara. Der Philosoph nimmt nun an, jede tiefere Stufe reiche durch ihre oberste Schichte in die nächsthöhere hinein; man könnte dies so darstellen, daß die Farbe dieser Interferenzfläche durch Mischung der beiden aneinander stoßenden Stufen entstünde: so wachsen die Schichten in einander, jede tiefere erzeugt als ihre höchste Sehnsucht die nächsthöhere und auf der letzten Stufe ruht eine hohe und steile Pyramide, ganz von der Gottheit durchglüht, Christus, durch den die materielle und seelische Natur in Gott hinein wächst. Auch dieses Bild müßte wegen der Großartigkeit seines Gedankens große Dimensionen haben. Es hat neben der religiösen auch eine rein typische Bedeutung. Wie der Erlöser von der Gottheit durchweht am Gipfel der Geschöpfe steht, die ihn zu ihrer Ergänzung brauchen, so jeder Heros auf der Masse der Menschen, jede Idee über dem Haufen der Vorstellungen. — Soviel von den vier Elementen der unbelebten Materie.

Nun kommt die organische Natur an die Reihe. Ihre tiefer stehenden Formen, so die Pflanzen im allgemeinen und die pflanzenähnlichen Tierarten, sind als Ornamente ohne weitere Stilisierung herüber zu nehmen: denn schon die Natur scheint sie zu Ornamenten gebildet zu haben. Vergleicht man den Linienschmuck der Ägypter und Griechen mit nur wenigen Tafeln von Häckels Kunstformen der Natur, dann sieht man, wie ärmlich die menschliche Kunst ist neben der schöpferischen Phantasie, welche die Natur schon auf so tiefen Stufen verschwendet hat. Während die aus der anorganischen Schöpfung herübergenommenen Ornamente zum größten Teil malerisch waren — erst mit dem Krystall beginnt das Plastische — ist hier der plastische Reichtum schon bedeutend größer. Denken wir uns z. B. die Traufrinne einer antiken Architektur statt der Palmetten mit stilisierten Seeanemonen geziert. So regen auch die Blätter- und Blütenformen zu bildhauerischer Nachahmung an. Aber gleichwohl, auch die blumenartigen Naturwesen werden in der überwiegenden Mehrzahl besser zum malerischen Schmuck verwendbar sein. — Die Blumen werden zur Symbolik seelischer Zustände benützt. Was sie im einzelnen bedeuten, darüber gibt es mehr als einen durch Konvention festgesetzten Kanon, verschieden nach den Kulturkreisen, schon wegen der andersartigen Flora. Besonders reich ausgestaltet ist er bei den Japanern, von denen man auch, ebenso wie von den Ägyptern, für die Zeichnung der Pflanzen vieles lernen kann, mehr vielleicht als von den Griechen. Denn in der griechischen Kunst ist die Zahl der

Digitized by Google

Pflanzenornamente, in denen der organische Ursprung noch empfunden wird, ziemlich gering, die Mehrzahl der klassischen Ornamente ist rein linear und verbirgt die Herkunft aus der Natur hinter erstarrten Formen. Die Ausbildung des symbolischen Pflanzenkanons darf man nicht nach orientalischer Art zu weit treiben. Ein paar Blüten genügen. Auf unsre Phantasie wirken am stärksten die Lilie, vollendet in Form und Farbe, die Rose, sowohl die gefüllte wie die wilde, und vor allem die blaue Blume. Will man die symbolische Kraft der Blüten wirksam fühlen lassen, dann muß der Künstler sie sehr groß darstellen, womöglich nur eine einzige auf eine Bildfläche. Der ästhetische Reiz der Komposition würde auf dem Farben- und Formenkontrast zwischen der großen Blüte und dem vielverzweigten und bunten Blätter- und Astwerk liegen, aus dem sie sich erhebt. Die Gesamtheit der Pflanzen bildet das Paradies. Am wirksamsten dürfte es sich in teppichartiger Anordnung darstellen lassen. Will man, wie es sich für den Begriff des Paradieses gebührt, die Pflanzen rein als Ideen von organischen Gebilden darstellen, so wird es sich als ein drastisches Mittel empfehlen, auf ihre natürlichen Größenverhältnisse gegen einander nicht Rücksicht zu nehmen: sondern Leberblümchen, Anemonen, Lilien und Rosenblüten dürfen eben so groß sein, wie stilisierte Bäume. Die Idee, die dem Paradiese zugrunde liegt, nämlich die Gesamtheit der Lebewesen, läßt sich auch durch den Baum darstellen: ein altehrwürdiges Symbol von großer sinnfälliger Schönheit. Die Edda kennt es, ebenso Pherekydes, und Philon von Alexandrien deutet in einer seiner besten Allegorien den Paradiesesbaum kosmisch aus. Duns Scotus nimmt das Gleichnis auf und empfindet die ganze Schöpfung als einen Baum, dessen Wurzel die allen geschaffenen Wesen gemeinsame Materie ist, dessen Stamm sich dann in die verschiedenen Arten der Kreaturen verzweigt. Mit demselben Gleichnis sprechen wir von Stammbäumen der Pflanzen, der Tiere, der Menschen. Der christlichen Kunst ist dieser gigantische Baum als Stammbaum Christi bekannt; ein solcher schmückt als Mosaik die linke Querwand im Markusdome. Das Material und die Größe des Bildes sind sehr zu loben, aber die Darstellung selbst ist nicht glücklich. Denn in aufdringlicher Allegorie will das Bild Wurzeln und Äste als Menschen aufgefaßt wissen, und so wächst denn der Baum aus der Menschengestalt des Jesse hervor und seine Zweige enden in Menschen. Diese unvereinbare Vermengung zweier himmelweit verschiedener organischer Bildungen stört um so mehr, als der Baum ein Wunderwerk organischer Gliederung ist.

Digitized by Google

Madonnenstatue auf Mosaikhintergrund
Entwurf von Hans Eibl

Deutwort: Der Glanz, der Dich umfließet
Verkündet uns den Herrn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit den höheren Tieren nähert sich die Darstellungsform immer mehr der Plastik. Wie manche Blume, so haben auch gewisse Tiere eine feste psychologische Bedeutung. Die Fabeldichtung hat daran gearbeitet, sie zu eindeutigen Symbolen ethischer und intellektueller Charaktere zu verdichten. Der mittelalterlichen Kunst waren diese Typen vertrauter als der modernen und sie hat davon vorbildlichen Gebrauch gemacht. Dabei ist weniger an die grotesken Wasserspeier zu denken, als an erzählende Friese, die mit Bildern aus der Fabel geschmückt sind. Noch Leonardo da Vinci hatte für die Tiere als Forscher, Künstler und Fabulist großes Interesse. — Insofern die Charaktere der Tiere feststehen, können diese Geschöpfe aufgefaßt werden als psychische Automaten, die sich mit beneidenswerter Sicherheit in einer bestimmten Umgebung zurechtfinden. Das Starre, Nicht-Entwicklungsfähige der Tierpsychologie kann dann als wünschenswerter Zustand erscheinen, das Tier als ein Symbol inneren Gleichgewichtes. Wollte man diese Idee der Tierheit monumental darstellen, so ließen sich kaum gewaltigere Formen finden, als die, welche die ägyptische Kunst geschaffen hat. Was ist so ein Horusfalke aus Granit von übermenschlicher Größe, mit einer hohen Tiara gekrönt, auf der Zinne eines Tempels stehend, für eine majestätische Schöpfung! — Aber diese Starrheit hat auch eine andere Seite. Die Eigenschaften der Tiere werden von Menschen unwillkürlich ethisch beurteilt; wir sehen dann in den gewalttätigen Tieren Bilder schuldloser Sünde und in den schwachen Bilder verdienstloser Geduld und Leidensfähigkeit. In beiden Fällen hat das Tier etwas Tragisches und Rührendes. Dann blickt uns aus seinen Augen, mögen sie nun grausam funkeln oder verzweifelt starren, die Sehnsucht der nicht vollbewußten Natur an, die unabänderlich leidet und das Glück der Gottheit vergeblich ersehnt. Es hat zu allen Zeiten bei tief-religiösen Menschen als ein Postulat der sittlichen Weltordnung gegolten, daß auch die Tiere gerecht behandelt werden. Paulus und große Heilige haben nicht nur Gnade bei Gott und den Menschen, sondern auch bei den Tieren gefunden. Künstlerisch verwertbar ist das Tier in allen drei Fällen, als geschlossener in sich ruhender Organismus, als ethischer Typus, aber noch tiefer als erlösungssehnsüchtiges Leben. Es läßt sich eine plastische Gruppe von großer Wirksamkeit denken, ähnlich aufgebaut wie die Pyramide der Geschöpfe und von gleicher Bedeutung, nämlich ein Pylon, gebildet aus Tieren übereinander, auf dem wie auf einem Sockel der Logos in Menschengestalt segnend steht. — Der reichgegliederte Körper der Tiere erlaubt auch plastische

Digitized by Google

Verwendung zu kunstvollen Geräten. Wie die Pflanzen vom Baue der Doldengewächse, möchten sich die Tierleiber am besten zu metallenen Beleuchtungskörpern verwenden lassen: das Licht soll über der Natur schweben. Schön wären schwebende Ampeln in Gestalt von Tauben, Pfauen, Paradiesvögeln und Phönixen. Denn für den symbolischen Künstler sind auch die Tiere der Mythologie lebendig. Die ausdrucksvollsten sind wohl Zentauren, Tritonen und Nymphen, welche die Sehnsucht der Tierheit zur Menschwerdung ausdrücken, dann Sphinxe, von denen die ägyptische Form das Geheimnisvolle, die griechische wegen ihres Zusammenhanges mit der Ödipussage das Unheimliche der Natur ausdrückt, endlich der Greif, der von Dante zum Symbol harmonischer Vereinigung der höheren und tieferen Natur, zum Symbol Christi, gefestigt worden ist. —

Vom Menschen scheint es, ist nicht mehr viel zu sagen, so viel ist über ihn schon geschaffen und gesagt worden. Er ist ja ohne Unterbrechung seit jeher der höchste Gegenstand der Kunst: und so ist es besser, zuerst von den Göttern zu reden. Sie stellen ungleich herrlicher und verklärter als der tierische Organismus es tun kann seelische Typen dar. Auch die innere Geschlossenheit bringen sie deutlicher zum Ausdruck als es der einseitige Automatismus des tierischen Gliederbaues vermag. Die Olympier sind zwar von Individuum zu Individuum verschieden, aber innerhalb jedes göttlichen Einzelwesens ist eine harmonische Existenzform erreicht. Wenigstens gilt dies von den höchsten Göttern des griechischen Pantheon, das für die Symbolik noch immer lebendig ist und es auch bleiben wird. Wie ein tragischer Grundton klingt freilich durch das Schicksal einiger Götter, so des Dionysos und der Demeter, der Schmerz des Todes oder der Trennung von seinem geliebten Wesen durch den Hades. Stärker ist dieser tragische Klang in dem Schicksal der Dämonen, wie Eros und Psyche solche sind, und der Heroen. Doch auch sie gehen schließlich zu den Olympiern ein. Durch die Überhöhung der seelischen Typen, wie sie der griechischen Kunst gelungen ist, können die Göttergestalten auch zu kosmogonischen und theogonischen Symbolen werden. Es kehrt dann das höchste, das geistige Leben in den göttlichen Abgrund zurück, der Geist geht im Einen auf und unter, um mit Plotin zu reden. Diese theogonische Bedeutung der Götter haben die Stoiker empfunden und Schelling hat sie in seiner Kunstphilosophie grandios in ein System gebracht. Was die Olympier für die griechische Kunst sind, das sind für die christliche die Heiligen. Das bei manchen griechischen Göttern, Dämonen und Heroen

Digitized by Google

anklingende Motiv eines Durchganges durch Leiden ist hier verstärkt, zugleich aber auch die Erhöhung zu himmlischer Seligkeit. Daraus erwächst der Kunst die schwierige Aufgabe, eine stärkere Spannung zwischen Qual und Glück darzustellen. Zwei Gegensätze, die durch Hoffnung und Sehnsucht verbunden werden. Die christliche Kunst hat, wie es eben bei Reaktionen zu geschehen pflegt, im Gegensatz zum antiken Ideal harmonischer Ruhe, den psychologischen Realismus in den Himmel der Verklärung eingeführt. Schon der Christustypus der byzantinischen Kunst zeigt leichte Spuren des Grames. Die höchsten Gegenstände der christlichen Kunst — und der Kunst überhaupt — sind Christus und Maria. Die Spannung erreicht in ihnen den höchsten Grad. Das Problem des Christustypus besteht darin, eine vollkommene Synthese empirisch entgegengesetzter Seelenphänomene durch den Zauber ästhetischen Scheines evident zu machen. Heroische Arbeitskraft und Wirksamkeit, die größte Liebe voll Zartheit und Güte, Leidensfähigkeit und wirkliches Leiden bis zur Seelenangst der Verlassenheit und zur Qual des Todes, das alles soll ebenso deutlich zu ahnen sein wie die Meeresstille tiefen Seelenfriedens und das sichere Bewußtsein, mit Gott Eines zu sein. Begreiflich, daß die Künstler diese schwere Aufgabe so lösten, indem sie sie in eine Reihe von Aufgaben zerlegten. Aber in dem Christus aus Michelangelos jüngstem Gerichte ist eine ähnliche Synthese gelungen, allerdings, indem äußerliche Mittel zuhilfe genommen sind. Die Wucht des Körpers ist herakleisch, die Kraft des Gottes noch durch die energische Handbewegung betont, die hohe Stirn läßt einen Geist voll Weisheit ahnen, die großen, durch die Lider halbverschlossenen Augen müssen wohl mit unergründlicher Güte blicken und der untere Teil des Gesichtes mit dem feinen Mund und dem kleinen Kinn macht fast einen knabenhaften Eindruck. Auf den ersten Blick und von Ferne gesehen, wirkt der Richter wie ein Gott des Zornes. Wenn man aber mit Hilfe guter Photographien die Einzelheiten des Gesichtes prüft, ist man überrascht von der komplizierten Synthese, die der ahnungsvolle Geist des großen Künstlers leisten wollte.

Im Marientypus muß die innere Glut der Liebe und Sehnsucht, die den Logos inkarniert, das Glück der Mutter über den göttlichen Sohn, der freiwillig gewählte Schmerz über seinen Verlust, die Entschlossenheit ihn zum Wohle der Menschen hinzugeben, und endlich eine Würde und Zurückhaltung erkennbar sein, die sowohl die Sehnsucht wie die Qual verbirgt. Möglich, daß auch hier die entgegengesetzten seelischen Phänomene sich beim Versuch, sie künstlerisch dar-

Digitized by Google

zustellen, zu bewegungsloser Starrheit zu neutralisieren drohten; aber diese Starrheit wäre viel mehr als die olympische Ruhe der Götter, sie würde erschüttern, wenn es gelänge, durch irgend welche Mittel das heftige seelische Leben erraten zu lassen, das sich zu dieser Unbeweglichkeit aufgehoben hat. Soviel von den Heiligen. Die Menschen selber aber, die Mittelwesen des Kosmos, die sollen als Karyatiden gesehen werden, die mit dem Stein verwachsen sind, und diese Symbolik wäre von ähnlicher Wirkung wie die Pyramide der Geschöpfe, nur daß hier das Menschenhaupt selbst als der leuchtende Gipfel hervortreten muß, zu dem die Natur aus dem Stein hinauf strebt. Das ist auch der Unterschied von den Olympiern: diese stellen ein in sich ruhendes Dasein dar, auch wenn es, wie in Christus und Maria, an intensivster Spannung fast bis zum Zerspringen reich ist. Darum sollen ihre Gestalten möglichst wenig mit der Masse der schweren Materie zusammenhängen, das Postulat ist, die Materie soll ganz in Form aufgegangen sein: schon der Sockel auf dem sie stehen, der Thron auf dem sie ruhen, ist eine allerdings unvermeidliche Konzession. Freies Himmelslicht soll sie rings umgeben. Der Mensch aber wurzelt in der Materie mit klammernden Organen, einem Baume vergleichbar. Darum ist die aus dem Steine sich mühsam und nie ganz befreiende menschliche Gestalt das ausdrucksvollste Gleichnis des empirischen Menschen. Die Antike hat diese ästhetische Idee nicht dargestellt. Zu sehr ist ihre Phantasie von den Bildern der Olympier ausgefüllt; erst die Gotik hat es entdeckt: sie läßt in ihren Kathedralen Mensch und Tier und Pflanze aus dem Stein heraus wachsen. Aber der erste, der die moderne Form gefunden — auch er hat sie mehr zufällig gefunden —, ist Michelangelo, der Schöpfer der für das Juliusgrab bestimmten Sklavengestalten: gerade die unvollendeten sind die symbolisch stärksten. Was in ihnen an geistigem Gehalt verborgen liegt, hat indes die auf ihn unmittelbar folgende Zeit nicht gehoben. Erst das letzte Jahrhundert, dessen Wissenschaft stärker als es die Philosophie früherer Epochen vermochte, den Menschen in den Zusammenhang mit der übrigen Natur zurück geworfen, hat diese mit der Erde ringenden, von der Erde sich loslösenden tragischen Menschen entdeckt. Nur sollte die moderne Kunst, zur Ergänzung ihres plastischen Pantheons, auch die stoffbefreiten Gestalten der Himmlischen verehren lernen. Aber das ist nicht der einzige Ideengehalt der Karyatide. Bisher ist sie betrachtet worden, wie sie aus der steinernen Masse heraus wächst. Sie kann aber auch in der Funktion verwendet werden, in der sie

Digitized by Google

von den Griechen entdeckt worden ist, als Trägerin des Gebälkes. Diese Karyatide steht zwischen den olympischen Göttern und den der Erde entwachsenden Menschen. Ihre Idee läßt sich nämlich nach zwei Seiten hin wenden. Das Gebälk kann empfunden werden als eine drückende Last, welcher der tragende Mensch fast erliegt, oder als eine Aufgabe, die zwar angespannte Kräfte fordert, aber doch siegreich geleistet wird. In dem ersten Falle ist das Tragische des menschlichen Schicksals stärker veranschaulicht, im zweiten das Heroische. In Assisi ist ein Bild von Giotto, den Traum des Papstes Innozenz darstellend. Da sieht man, wie der heilige Franz mit starker Schulter die wankende Lateranbasilika stützt. Aber nicht er allein, alle großen Heiligen tragen die Kirche. Das könnte man auch bauen: eine Kirchenhalle, die nicht von Säulen und Pfeilern sondern von großen, vom Boden bis zum Gebälk reichenden Heiligengestalten getragen wird. Und so heben überhaupt durch Anspannung aller Kräfte, aber doch erfolgreich die Heroen des menschlichen Geschlechtes den Bau menschlicher Kultur.

Gesegnet

Von Otto Walter

Herr, Deine Hand ist hart und schwer gewesen
Und Deine Feuer brannten tief und bitter.
Sie haben mir das stolze Herz zerlesen
Und drin verbrannt den eitlen Tand und Flitter.

Herr, Deine Hand ist hart und schwer gewesen,
Doch Deine Huld hat gnädig mich geleitet.
Nun sind die Wunden wiederum genesen —
Denn Friede wird, wo Deine Liebe schreitet.

Digitized by Google

Weimar

Aus einem deutschen :: Goethebuch ::

Von Johannes Jörgensen[1])

II.

„O liebe Lotte wenn ich dich nicht hätte, ich ging in die weite Welt."

Diese „liebe Lotte," die Goethe in Weimar festhielt, war Charlotte von Stein. Goethes Liebe zu ihr, von dem Jahre, als er nach Weimar kam, bis zu seiner Flucht nach Italien, durch die er alle Bande zerriß, war für ihn ein „religiöser Kultus". Diese Frau war für ihn, was Beatrice für Dante, was Emilia Viviani für Shelley war; sie ist diejenige, zu der er fleht: „Vollende dein Werk, mache mich recht gut! Du kannst's!"[2])

Und somit besteht Goethes damalige „Religion" aus dem Vertrauen auf eine väterliche Vorsehung, auf eine höhere, ihm wohlgesinnte Macht und aus der Liebe zu einem idealen Wesen, um dessentwillen er danach strebt, gut zu werden, und dessen Wohlgefallen, dessen Beifall, dessen Anerkennung sein Lohn ist. Goethe mag sich nicht selbst Gesetz sein, nein, ihr Wille ist ihm Gesetz, und nur dadurch, daß er diesem Willen gemäß lebt, hofft er, ein anderer und besserer zu werden als er jetzt ist.

Charlotte von Stein war, als Goethe nach Weimar kam, dreiunddreißig Jahre alt, also sieben Jahre älter als Goethe. In ihrer elfjährigen Ehe mit dem Stallmeister von Stein hatte sie sieben Kinder geboren, von denen sie vier zu Grabe geleiten mußte. Goethe hatte auf der Rückreise aus der Schweiz bei dem hannoveranischen Leibarzt Zimmermann in Straßburg Frau von Steins Silhouette gesehen; mit dem ihm von Lavater überkommenen Interesse für Physiognomik hatte er diese studiert und folgendes Urteil über das Original gefällt: „Sie sieht die Welt wie sie ist

[1]) Vergleiche Novemberheft 1914. Die Serie mußte auf kurze Zeit unterbrochen werden. Gral-Redaktion.

[2]) Brief vom 12. März 1781.

Digitized by Google

und doch durch das Medium der Liebe." Ein Brief von demselben Zimmermann an Lavater gibt folgenden Kommentar zu dem Bilde: „Sie hat überaus große schwartze Augen von der höchsten Schönheit. Ihre Stimme ist sanft und bedrückt. Ernst, Sanftmut, Gefälligkeit, leidende Tugend und feine tiefgegründete Empfindsamkeit sieht jeder Mensch beym ersten Anblick auf ihrem Gesichte. Die Hofmanieren, die sie vollkommen an sich hat, sind bei ihr zu einer seltenen hohen Simplicität veredelt. Sie ist sehr fromm und zwar mit einem rührend schwärmerischen Schwung der Seele. Aus ihrem leichten Zephirgang und aus ihrer theatralischen Fertigkeit in künstlichen Tänzen würdest du nicht schließen, was doch sehr war ist, daß stilles Mondenlicht und Mitternacht ihr Herz mit Gottesruhe füllt. Sie ist einige und dreißig Jahre alt, hat sehr viele Kinder und schwache Nerven. Ihre Wangen sind sehr rot, ihre Haare gantz schwartz, ihre Haut Italiänisch wie ihre Augen."

Trotz ihres südländischen Außern stammte Frau von Stein mütterlicherseits aus Ultima Thule, ihre Mutter war eine Schottin aus streng puritanischer Familie. Und das schottische Blut in ihren Adern, das Fremdartige, Kühle in ihrem Wesen erklären vieles in Goethes Verhältnis zu Frau von Stein.

Am 6. Dezember 1775 sah er sie zum erstenmal; es war auf dem Steinschen Besitztum Kochberg bei Rudolstadt. Sie sollten zusammen in einer Dilettanten-Komödie auftreten, und Goethes erster Brief an Frau von Stein ist aus diesem Anlaß geschrieben. Schon im Januar des folgenden Jahres nennt er sie „Lieber Engel," „liebes Gold" und redet sie mit „du" an.

Sehr wahrscheinlich ist es, daß in dieser plötzlichen Verliebtheit mehr von der alten „Schattenleidenschaft" enthalten war, als er selbst wußte. Wiederum befindet er sich in love vith love. Allein der Umstand, daß sie Lotte hieß, mag ihm genügt haben; wie reizend war es doch, wieder „liebe Lotte" schreiben zu können!

Frau von Stein bewahrt dieser plötzlichen Leidenschaft gegenüber eine ruhig abweisende Haltung. Bei einem Be-

Digitized by Google

ſuch im März 1776 verbietet ſie ihm, ſie zu duzen; er ſpringt wütend auf und läuft davon. In einem Brief an Zimmermann kritiſiert ſie Goethes „unanſtändiges Betragen zu Euch und pöbelhaften, ſimplen Ausdruck", den er auch den jungen Herzog lehrt. Sehr fein äußert ſie: „Seine Art und Weiſe, mit meinem Geſchlecht umzugehen, ſagt mir nicht zu; er iſt eigentlich kokett zu nennen."

Im April 1776 ſendet Goethe ihr das ſchöne Gedicht „Warum gabſt du uns die tiefen Blicke," worin er ſie als diejenige bezeichnet, die ihn ganz verſteht und die ſein wildes Blut zu bezähmen vermag; das Band aber, das er zwiſchen ſich und ihr fühlt, erklärt er als die Erinnerung an ihre Zuſammengehörigkeit in einem früheren Daſein.

Ach, du warſt in abgelebten Zeiten
meine Schweſter oder meine Frau!

Wie ſeine Schweſter ſteht ſie ihm vor der Seele, während er ihr wie ein umherirrender Bruder vorkommt, dem ſie gerne helfen möchte.

Goethe fühlt dies und ergibt ſich dieſer milden und doch feſten Frauenhand. Er verläßt ſich auf ſie wie auf ſeine „Vorſehung." Wie früher an Auguſta von Stolberg, ſo ſchreibt er jetzt ein Tagebuch in Briefen an Frau von Stein. Karl Auguſt hat ihm die Direktion der Bergwerke übergeben, und ſo hat er amtlich viele Reiſen zu machen. Oberhalb von Ilmenau entdeckt er eine romantiſche Wald- und Berggegend; hier ſtreift er oft umher; „ich führe mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Waſſerfällen, bey den Unterirdiſchen," ſchreibt er an Herder. Er ſitzt gerne in einer Höhle unterhalb eines mächtigen Porphyrfelſens und zeichnet und ſchreibt an ſein fernes Ideal: „Ich hab auf der andern Seite angefangen was zu zeichnen," heißt es in einem Brief im Sommer 1776, „es geht aber nicht, drum will ich lieber ſchreiben in der Höhle unter dem Herrmannſtein meinem geliebten Aufenthalt wo ich möcht wohnen und bleiben. Liebſte ich habe viel gezeichnet, ſehe nur aber zu wohl daß ich nie Künſtler werde . . . Es regnet ſcharf im tiefen Wald. Wenn du nur einmal hier ſeyn könnteſt es iſt über alle Beſchreibung und Zeichnung.

Digitized by Google

. . . Addio, ich will mich an den Felsenwänden und Klippen umsehen. — Es regnet fort —." Später ist auf dem Papier hinzugefügt:

„Im Regen sitz ich hinter einem Schirm von Tannenreisern . . . Die Thäler dampfen alle an den Fichtenwänden herauf. (N.B. das hab ich dir gezeichnet). In der Höhle unter dem Herrmannstein 22. Juli 1776."

In einem Brief desselben Jahres heißt es: „Ich seh dich wie man Sterne sieht! dencke das durch."

So wie ein unerreichbares Bild schwebte Charlotte von Stein Jahre hindurch vor Goethes Blicken, „das Ewig Weibliche," das uns „hinan" zieht, „zu hoher Väter reinen Sphären," wie es im zweiten und im ersten Teil des Faust heißt, auf dem letzten Blatt und einem der ersten Blätter der großen Dichtung. . .

Auf tausend Arten sucht er sich einzureden: welche veredelnde, umwandelnde Kraft seine Liebe zu ihr habe. Das herzogliche Schloß in Gotha hieß Grimmenstein, wurde aber niedergerissen und unter dem Namen Friedenstein wiederaufgebaut. „Machen Sie's gut mit mir und schaffen Sie gottselig den Grimmenstein in Friedenstein um," ruft er ihr zu. Ein Band, das sie ihm geschenkt hat, bindet er sich um die Hand, wenn er ihr schreiben will, wie ein rechtgläubiger Jude den Gebetriemen. „Die Juden haben Schnüre mit denen sie die Arme beym Gebet umwickeln, so wickle ich dein holdes Band um den Arm wenn ich an dich mein Gebet richte; (!) und deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld theilhafft zu werden wünsche. Ich bitte dich fußfällig, vollende dein Werk, mache mich recht gut: du kannsts." „Das danck ich dir Liebste alle Tage daß ich dein geworden bin und daß du mich aufs rechte gebracht hast." Zur siebenten Wiederkehr des Tages seiner Ankunft in Weimar wünscht er: „Mögte ich doch auch mit heute eine neue Epoche meines Lebens und Wesens anfangen wodurch ich dir immer gefälliger würde!"

Digitized by Google

Die Mystik des Islam

Von Dr. Wilhelm Oehl

Leben quillt mir perlend aus dem Untergang.
O wie lang bin heimatlos ich, o wie lang!
Wie der Fremdling aus der Fremde heimwärts zieht,
Aus der Vielheit so der Geist zur Einheit flieht.
Dschellâl-eddîn-Rûmî.

Ich wähnt', ich träfe außer mir dich an,
Ich träfe erst am Ziel dich meiner Bahn.
Nun ich dich fand, nun weiß ich erst gewiß,
Daß ich beim ersten Schritt dich schon verließ.
Dschâmî.

Einleitendes.

Eine Geschichte der muhammedanischen Mystik zu schreiben, etwa so wie Preger die der deutschen Mystik versuchte, ist heute noch nicht die Zeit. Ist doch nicht einmal eine Geschichte der deutschen Mystik möglich, wie wir jetzt, lange nach Pregers unzulänglichem Unternehmen, klar erkennen; hier muß erst noch viele philologische Arbeit geleistet werden, bis dann die theologische Forschung einsetzen kann. Noch weitaus ungünstiger liegen die Verhältnisse für die Darstellung der islamitischen, überhaupt der ganzen orientalischen Mystik. Bevor das ungeheure Handschriften-Material veröffentlicht ist, das in den Bibliotheken des Escurial, zu Berlin, London, Paris, Wien, Leyden, Kairo, Konstantinopel und anderwärts liegt, ist an eine innere Geschichte dieser ungeheuren Geistesströmung nicht zu denken. Da müssen noch Generationen von Orientalisten in selbstloser Kleinarbeit vorarbeiten, und mit ihnen ein ganzer Stab von Theologen und Philosophen, bis wenigstens das notwendige Material zur Verfügung steht. Das kann freilich noch hundert Jahre dauern. Bis dahin darf man höchstens eine äußere Geschichte des Sufismus versuchen.

Ein solcher Versuch, teilweise nur eine Skizze, liegt hier vor. Ich habe diese Arbeit im Jahre 1907 verfaßt, ursprünglich bloß für mich selbst: ich wollte die Grundzüge der islamitischen Mystik kennen lernen und fand nirgends eine solche Darstellung. Trotz mehrjährigen Studiums der arabischen und persischen Sprache und Literatur bin ich kein

Digitized by Google

Orientalist von Fach; für zünftige Arabisten und Iranisten habe ich nicht geschrieben, sondern bloß zu meiner eigenen Belehrung. Den Meistern habe ich also wohl kaum etwas zu sagen. Es ist keine streng „wissenschaftliche" Arbeit im eigentlichen Sinne, und ich bin der vielen Mängel mir wohl bewußt. Dennoch dürfte dieser Versuch — er ist wahrscheinlich der einzige seiner Art — den Freunden der Philosophie und der Poesie einiges Bemerkenswerte bieten. Was mich zur Veröffentlichung des längst beiseite gelegten Manuskriptes ermutigte, war das günstige Urteil meines hochverehrten Kollegen P. Gallus Manser O. Pr., eines gründlichen Kenners der scholastischen und der orientalischen Philosophie, der diese Arbeit las, ihre theologischen Mängel verbesserte und ihre Drucklegung befürwortete, wofür ihm hier herzlichst gedankt sei.

Der I. Teil (Die arabische Mystik) ist der am meisten skizzenhafte und am wenigsten „literarische", aber die notwendige historische Grundlage; das poetische Interesse wird dafür im II. Teil (Zur Charakteristik der islamitischen Mystik) und besonders im III. Teil (Die persische Mystik) vollauf Befriedigung finden. — Überflüssigen Gelehrsamkeits-Ballast habe ich ganz beiseite gelassen. Freilich stellt der Stoff schon an und für sich keine geringen Anforderungen. Und die fortwährende Parallele, in der ich den Sufismus mit der christlichen Mystik vergleiche, vermindert die Schwierigkeiten des ausgedehnten Materials keineswegs. Aber gerade diese Vergleichung christlicher und außerchristlicher Mystik lag mir ganz besonders am Herzen, durchaus im Sinne des Kralikschen Kulturprogramms. Denn so sehr ich die Poesie der Sufi-Mystik bewundere, so ist mir doch noch weit mehr an unserer christlichen, zumal an der deutschen Mystik, gelegen: im Christentum hat die Mystik ihre reinste Form, ihr vollendetstes System gefunden und die reichste Kulturwirkung gewonnen. Wohl ist die islamitische, indische und chinesische Mystik oft ein Wundergarten von Tiefsinn und Schönheit; aber ebenso oft oder noch öfter ist sie ein chaotisches Labyrinth von Irrtum, Unsinn und Entartung. Sie ist einerseits ein Beweis dafür, daß — wie das katholische Dogma lehrt — die menschliche Vernunft und Natur auch außerhalb des Christentums zu vielen natürlichen Erkenntnissen und sittlichen Leistungen kommen kann, — das ist das Gute und Schöne, was orientalische und christliche Mystik gemeinsam haben; sie ist aber anderseits auch ein Beweis dafür, daß selbst das edelste und ernsteste Streben nach Wahrheit ohne die christliche Offenbarung nicht ans Ziel kommt, ja nur zu oft scheitert und

Digitized by Google

in gefährliche Irrtümer fällt, — das sind die kennzeichnenden Besonderheiten, derentwegen die morgenländische Mystik so vielfach hinter der christlich-abendländischen zurückbleibt. (Zwar sind auch der christlichen Mystik die gefährlichsten Irrwege nicht erspart geblieben; aber das war dann stets die Folge des Abweichens von Vernunft und Offenbarung.) Das Studium der orientalischen Mystik hat mir die klare Erkenntnis und feste Überzeugung gebracht, daß die religiös-philosophisch-künstlerisch-praktische Naturanlage zur Mystik *allen* Menschen jeder Zeit, jeder Zunge und jeder Zone gemeinsam ist, daß sie aber im positiven Christentum und auf dem Fundamente der platonisch-aristotelisch-scholastischen Ideen- und Logos-Lehre die höchste Vollendung erreicht hat. Die vergleichende Religionswissenschaft wird stets, in der *rechten* Weise betrieben, das Christentum als die religiöse Vollendung der Menschheit und die katholische Kirche als alleinigen unerschütterlichen Hort des ganzen, wahren, reinen Christentums erweisen. —

Als Grundlage und Richtschnur für das Studium der Mystik im Allgemeinen möchte ich das sehr lehrreiche Buch von Josef Zahn: „*Einführung in die christliche Mystik*" (1908) warm empfehlen; hier ist das Wesen der reinsten Mystik, das ist eben: der christlichen Mystik, sehr schön dargelegt. Ein wahres Schatzkästlein der Mystik ist dann das mit Recht berühmte Buch von *Scheeben-Weiß*, „*Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade*" (10. Aufl. 1913), das ich jedem Christen, jedem Wahrheitsucher ans Herz legen möchte. Anders geartet, aber auch wieder von unvergleichlicher Schönheit ist das „*Geistliche Leben*" von Heinrich *Denifle* (jetzt in 6. Auflage), eine Anthologie aus den schönsten Schriften der altdeutschen Mystiker des 12.—14. Jahrhunderts, ein wahrer Blumenstrauß süßester Poesie. Endlich seien dem Freunde der Mystik die altberühmten Bücher empfohlen, die seit Jahrhunderten die Pflanzschulen der edelsten Mystik in ganz Europa, ja der ganzen Welt sind: Thomas a Kempis „*Nachfolge Christi*", Ignatius von Loyolas „*Geistliche Übungen*", Franz von Sales' „*Philothea*", die Schriften *Seuses*, *Teresas*, *Johannes' vom Kreuz*. Wer auf diesen Grundlagen aufbaut, der hat den rechten, den unfehlbaren Weg zur mystischen Erkenntnis und zum mystischen Leben. Das Studium der außerchristlichen, zumal der morgenländischen Mystik ist nur dem anzuraten, der sich in den eben genannten Büchern oder in ihresgleichen eine sichere Grundlage erworben hat. Der umgekehrte Weg kann nur zu leicht in die Irre führen, — ich habe das leider an mir selbst er-

Digitized by Google

fahren. Fast möchte ich sagen: wer jene obenerwähnten Hauptwerke der christlichen Mystik — es wäre übrigens noch gar manches Buch hinzuzuzählen! — kennen gelernt hat, braucht sich gar nicht mehr um die außerchristliche Mystik zu kümmern. Unsere christliche Mystik und mystische Poesie wiegt an philosophischem Wert die ganze Sufi-Mystik weitaus auf und kommt ihr an Schönheit gleich: in dieser ist das göttliche Licht vielfach gebrochen und getrübt, in jener leuchtet und wärmt es in reiner Glut.

Noch ein Wort über die Quellen dieser Arbeit! — Unsere Kenntnis der muhammedanischen Mystik schöpfen wir zunächst aus den vielen Sammel-Biographien, die uns verschiedene Sufi-Schriftsteller hinterließen. Die wichtigsten davon sind die Tadkiret-ul-aulijâ („Lebensläufe der Heiligen") des Persers Ferîd-ud-dîn Attâr († 1230), der z. T. auf Grund eigener Forschung das Leben von 97 berühmten Mystikern beschreibt, und das noch größer angelegte Werk seines 1492 verstorbenen Landsmannes Abd-ur-rahmân Dschâmî, Nafahât-ul-uns („Hauche der Vertraulichkeit"), worin 612 Sufi-Biographien enthalten sind. Noch umfassender ist das Sammelwerk des Abd-ur-ruuf ul-Menawî († 1610), das den langen Titel führt „Die glänzenden Wandelsterne in den Lebensbeschreibungen der Sufi" und 878 Biographien bietet. Außer diesen Hauptwerken gibt es noch einige ähnliche Sammlungen, so von Abdul-wahhâb Scharânî († 1565), das Buch Lawâkih-ul-anwâr, und viele Einzelbiographien. Auch Selbstbiographien haben wir, so von dem eben genannten Scharânî, von Schihâb-ud-dîn Abû'l Abbas († 1493) und von Mustafa ul-Latifî († 1714). Von zwei Autoren haben wir biographische Sammlungen mit dem Titel Tabakât-us-sûfijje („Klassen der Sufi-Scheichs," d. h. Sufi-Äbte), nämlich von Muhammed ben Alî († 966) und, hundert Namen enthaltend, von Abdur-rahmân Sullamî († 1021). — Grundlegend nicht nur für die reiche Sufi-Literatur, sondern für die Literaturgeschichte des ganzen Islam überhaupt, sind die „Lebensbeschreibungen berühmter Männer", ein vier Folianten umfassendes Werk des bedeutenden Historikers Ibn Challikân (geb. 1211, gest. 1282 zu Damaskus), und endlich das riesige „Bibliographisch-enzyklopädische Lexikon" des türkischen Polyhistors Hadschi Chalfa, eigentlich Mustafa ibn Abdallah (gest. 1658 in Konstantinopel). — Zahllos sind dann die Kommentare und Glossen, die zu jedem bedeutenderen mystischen Buche verfaßt wurden.

Von den Werken europäischer Forscher aus neuerer Zeit, die ich zum Teil sehr eingehend benutzt habe, seien

Digitized by Google

folgende genannt: F. A. Tholuck, Ssufismus sive theosophia Persarum pantheistica; Berlin 1821. — Tholuck, Blütensammlung morgenländischer Mystik; Berlin 1825. — Hammer-Purgstall, Gülschen-i-raz, Das Rosenbeet des Geheimnisses; Pest 1838. — Hammer-Purgstall, Das arabische hohe Lied der Liebe, d. i. Ibn ol Farids Taijet. — Sylvester de Sacy, La poésie philosophique et réligieuse chez les Persans; Paris 1857. — De Sacy, Notices et extraits de la bibliothèque etc; Band XII. — A. Sprenger, Notes on the oldest work on Sufism; 1858 (in: J. A. S. B. vol. 25.) — E. H. Palmer, Oriental Mysticisme; Cambridge 1867. — A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islam; Leipzig, 1868. — J. Brown, The derwishes or oriental Spiritualisme; London, 1868. — H. Ethé, Der Sufismus und seine drei Hauptvertreter in der persischen Poesie; Leipzig 1870 (in: Morgenländische Studien). — A. Merx, Idee und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik; Heidelberg, 1893. — Ethé, Die neupersische Literatur (in: „Grundriß der iranischen Philologie", II). — Horn, Geschichte der persischen Literatur (in: „Literaturen des Ostens"). — Carl Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur (in: „Literaturen des Ostens"). — Carl Brockelmanns zweibändige „Geschichte der arabischen Literatur", 1898. — Ferner Aufsätze von Fleischer, Haneberg, Trumpp, Goldziher und Schreiner in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft"; Goldzihers Muhammedanische Studien; de Boer's Geschichte der Philosophie im Islam; A. Baumgartners Geschichte der Weltliteratur I.; Daumers und Bodenstedts Hafis-Übersetzung; Schacks Omar Chayyâm; Rückerts Dschellal-eddîn-Übersetzung; de Slane's Challikân-Übersetzung, und andere Schriften. — Welzer und Welte's Kirchenlexikon bietet auffallend wenig über unser Thema, ebenso auch die speziellen Darstellungen der christlichen Mystik, wie z. B. Zahns sonst vortreffliches Buch, das von der islamitischen Mystik nur ganz Weniges, und dies zum Teil falsch, bringt. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Schützt die Grenzen!

Von Pfarr-Rektor R. Mäder, Basel

Ein Jahrhundert seit der Großmachterklärung der Presse! Angesichts dieser Tatsache jetzt erst Vorträge halten über die Bedeutung der katholischen Presse und Literatur kommt mir vor wie eine **Generalbeicht schwerer Unterlassungssünden der katholischen Völker.** Wir — ich rede von den katholischen Ländern im allgemeinen — wir kommen hier eigentlich im großen Ganzen **hundert Jahre nach Abfahrt des Zuges. Und das heißt viel im Fahrplan der Weltgeschichte.**

Unsere Gegner brauchen keine Preßreferate mehr. Sie haben schon längst auf allen festen Punkten im Lande die Schnellfeuerkanonen des Geistes aufgepflanzt. Man hat von der Inferiorität der Katholiken gesprochen. Hier ist der Vorwurf Wahrheit. Gewiß! Wir haben manche Fleiß- und Fortschrittsnote gebessert in unserm Notenbüchlein. Aber zu einem I langt's noch immer nicht. Unsere Presse ist noch immer rückständig: Auf der vierten Seite, besonders aber auf der ersten, in der Verteidigung und im Angriff, in der Tendenz- und Zielsicherheit der großen Artikel, in der Raschheit der Bedienung, in der Propaganda. **Und Rückständigkeit, Inferiorität, das dürfen wir nie vergessen, ist die Todsünde in den Augen der Modernen.** Man verzeiht uns alles, nur nicht ein gewisses Hinterwäldlertum und Nachzüglertum mit Krücke und Radschuh.

Wir werden uns bessern. Wir werden in Eilmärschen rastloser Arbeit das Versäumte nachholen. Wir sind es müde, uns immer nachrufen zu lassen, daß wir nicht auf der Höhe der Zeit sind. Wir werden eine große, starke, gesunde Presse schaffen. **Die Presse der Weltkirche muß Großmachtgeist und Großmachtziele haben.**

Wir haben die Geschichte von Moses Montefiore gelesen. Anfangs der Vierziger Jahre war es. Die hervorragendsten Gelehrten unter den Juden waren nach Krakau berufen, um nachzudenken, wie dem jüdischen Volke aufgeholfen werden könne. Alle möglichen Vorschläge wurden gemacht. Da trat ein gewisser Moses Montefiore auf und sagte: Das ist alles nichts. Mein elftes Gebot, das ich von Krakau, meinem Sinai, aus gebe, lautet: Du sollst

Digitized by Google

keine fremde Presse über dir dulden, auf daß du lange herrscheſt über die Gojim!

Haben wir's gehört? **Zeitungen haben iſt noch nicht viel. Wenn das katholiſche Volk ſeinen verlorenen Einfluß auf die Gegenwart zurückerobern will, dann braucht es eine tonangebende, imponierende, herrſchende, katholiſche Preſſe.** Ich bin kein Moſes. Dieſe Tribüne iſt kein Sinai. Und doch klingt es ernſt und majeſtätiſch wie **ein Gottesgebot: Du ſollſt keine fremde Preſſe über dir dulden, auf daß du lange herrſcheſt über den Erdkreis. Wir haben lang genug gedient. Wir wollen wieder einmal herrſchen.** Und die katholiſche Preſſe die moderne Feſtung auf dem Sinai zum Schutz des Dogmas und der Sitte! Und wenn man vom Sinai ſpricht, ſpricht man von Pflichten. **Es handelt ſich heute für unſer katholiſches Volk in der Preß- und Literaturfrage nicht um evangeliſche Räte. Es iſt eine Lebens- und Gewiſſensfrage.**

Preßdienſt iſt Grenzſchutz! Grenzſchutz und Feſtungsdienſt! Wenn man aber von Grenzſchutz ſpricht, dann heißt das zweite Wort Geld. Vor einigen Jahren hat ein Redaktor in der „Allgemeinen Rundſchau" geſchrieben: „Die katholiſche Preſſe Öſterreichs iſt faſt ausſchließlich auf falſcher Grundlage gegründet worden: mit **viel Idealismus und wenig Geld.** Man überſah, daß ein Preßunternehmen nur gedeihen kann, wenn es nach kaufmänniſchen Grundſätzen geleitet wird und zu dieſen Grundſätzen gehört vor allem ein ausreichendes Betriebskapital".

Es iſt ein größeres Unglück für die katholiſche Preſſe, wenn ſie viel Geld und wenig Idealismus hat. Und an dieſem größeren Unglück leidet heute zum Schaden des katholiſchen Volkes ein Teil unſerer Preſſe. Sie wird niemals vergeſſen dürfen, was Paulus an alle und darum auch an katholiſche Preßunternehmungen geſchrieben hat: Die reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Fallſtricke des Teufels und viele unnütze und ſchädliche Begierden, welche die Menſchen in Untergang und Verderben ſtürzen. 1 Tim. 6, 9. Man überſieht oft, daß **ein katholiſches Preßunternehmen nur gedeihen kann, wenn es nach katholiſchen Grundſätzen geleitet wird und zu dieſen Grundſätzen gehört vor allem ein ausreichendes Betriebskapital von unverwüſtlichem Idealismus!**

Aber auch das andere iſt wahr, daß nämlich **Idealismus und Geld ſelten unter einem Dache wohnen.** Man klagt oft, daß auf katholiſcher Seite zu wenig Geld ſei. Ich beſtreite das. Es gibt Geld genug auch in der katholiſchen Welt. Geld genug ſowohl in Frankreich als in

Digitized by Google

Deutschland, sowohl in Österreich, in Italien als bei uns. Geld genug — unter uns gesagt — für die Finanzierung einer lebensfähigen Groß- und Provinzpresse auch in manchen reichen Klöstern. **Aber das katholische Kapital leidet vielfach ein bißchen am Gegenteil von dem, was Alban Stolz in seiner drastischen Art die Diarrhöe des Geldes genannt hat.**

Es gibt zu viel Güter toter Hand unter uns. Es gibt so viele, die nicht einmal das ABC des Geldwesens kennen. „Aller Besitz ist nur wertvoll, insoweit man ihn verwenden, verwerten, verbrauchen kann. Außerdem nicht. Tot ist die Hand, die nichts mit ihrem Reichtum anzufangen weiß. Tot ist die Hand, die ihren Besitz nur für das dem Tod verfallende Leben zu verwenden weiß". **Geld ohne Gebrauch ist ein Unsinn.** Geld ohne Nutzbarmachung ist Widerspruch. Geld als Selbstzweck und nicht als Mittel ist nach der Schrift Götzendienst.

Das Privateigentum und der Reichtum haben jetzt schwere Stunden. Was sie nicht freiwillig für die Presse geopfert, das werden sie tausendfach an den Kulturkampf, die Kriegsfurie oder die soziale Revolution abliefern müssen. **Das Geld ist rund. Das katholische sei am rundesten.** Es will fort. Es will umgegossen sein in Lettern und auf dem Schlachtfeld der Presse, Gefechtslinie an Gefechtslinie, Soldat an Soldat, kämpfen für Wahrheit und Recht. **Das elfte Gebot ist eine Lebensfrage für unsere Besitzenden. Das Eigentum soll die Presse retten und die Presse wird das Eigentum retten.**

Ein anderer Gedanke! **Unsere Wohltätigkeit ist zu konservativ.** Sie kennt die Mansardenstube, das Waisenhaus, das Spital, den Paramentenschrank der Kirche, in neuester Zeit vielleicht auch das Negerkind. Aber sie vergißt gar gerne, daß es auch sieben geistliche Werke der Barmherzigkeit gibt, daß in manchem Kopf größere Armseligkeit herrscht als in der Dachwohnung und in vielen Herzen schwerere Wunden brennen als in den Spitälern. Und dann habe ich das Gefühl, daß **die moderne Charitas zu sehr Baumeisterin geworden ist.** Wir errichten zu viel Anstalten, zu viel kostspielige Häuser, die Riesensummen verschlingen.

Studieren Sie einmal die Voranschläge unserer Staaten. Wohin wandern ungezählte Millionen und Milliarden? An die Grenze, zum Schutz der Landesmarken, für Kanonen, Gewehre, Festungen. Mit einem Worte: **Die Budgets stehen im Zeichen des Militarismus.**

Das hat man zur Zeit in Frankreich und ein bißchen überall vergessen. Frankreich war das klassische Land der

Digitized by Google

oeuvres catholiques, der katholischen Schulen, Patronate, Waisenhäuser, Spitäler, Klöster, Kirchen. Mit einer einzigen Abstimmung hat die französische Regierung zehntausende von diesen Schulen und Wohltätigkeitsanstalten hinweggefegt. Und warum? **Dem katholischen Frankreich fehlten die Festungen zur Verteidigung seiner Werke. Sie haben drauflosgegründet und drauflosgebaut. Sie haben getan, als ob es keine Feinde gebe. Sie haben zu wenig Opfer für die Grenzen gebracht.** Wohlan, die Geschichte hat ihr Urteil über diese einseitige veraltete Opferwilligkeit gefällt. **Auch unsere Budgets müssen mehr im Zeichen des Militarismus stehen.** Katholische Völker, schützt eure Grenzen! Und Grenzdienst ist Preßdienst.

Der Journalismus, hat Montalembert gesagt, das ist der Krieg. Ebensowenig als man Siege erficht, ohne Soldaten zu opfern, kann man in der Presse den Platz behaupten — sans tuer les ecus, ohne die Taler zu töten. Das sind die Gefallenen, über deren Leichen hinweg wir schreiten müssen, wenn wir die Fahne des Erfolges und der Sicherheit auf unsern Werken aufpflanzen wollen. Ist's schad dafür? Nein! Aber schad für jede verlorene Seele, schad für jeden verlorenen Posten, **schad für jedes Opfer, das wir gebracht, wenn wir nicht sofort ein zweites bringen, das erste zu verteidigen. Katholische Völker, schützt eure Grenzen!**

Das großartigste Schauspiel im Völkerkriege ist der **Enthusiasmus des Opfers.** Wir wissen es jetzt: wie es ohne Opferung keine Messe gibt, keinen katholischen Gottesdienst, so gibt es auch keine Wandlung im Völkerleben ohne Opferleib und Opferblut. Diese Messe hat kein Ite missa est. Das Opfer für die geistigen Güter des Volkes darf nie aufhören, bis wir das consummatum est sprechen auf dem Kalvarienberg des Sterbebettes. Also immerwährendes Opfer!

Und allgemeines Opfer! Auch auf dem Schlachtfeld der Presse gilt die allgemeine Wehrpflicht oder wenigstens die allgemeine Militärpflichtersatzsteuer. Die katholischen Preßvereine müssen Volksvereine werden. „In den katholischen Preßverein," schreibt Universitätsprofessor J. Beck, „gehört alles, Jung und Alt, Bürger, Arbeiter und Bauern, Jungfrauen und Jünglinge . . " Ohne das Opfer der Kleinen ist in der Christenheit noch nie etwas Großes zustande gekommen. Wir wollen in unsern Preßvereinen auch den Proletarier, die Fabriklerin, die Dienstmagd. Wir werden mit dem gleichen Stolze hinweisen auf den Heller der armen Witwe wie auf die Banknote des Reichen.

Digitized by Google

Ja, wir freuen uns ganz besonders des Opfers, das am Munde der Armut gespart worden ist. Denn wir glauben, daß der größte Rechnungsfehler jeder modernen katholischen Unternehmung darin liegt, wenn sie nicht den Segen Gottes als kaufmännische Grundlage genommen hat. Und Opfer bringt Segen.

Die Heilsarmee hat ihre Selbstverleugnungswoche. Man kann darüber spotten. Aber die Grundidee ist ebenso christlich wie praktisch. In ernsten Zeiten wird das Fasten- und Abstinenzgebot zur nationalen Notwendigkeit. Ein großes Volk kann auch einmal im Interesse seiner Zukunft ein bißchen Hunger leiden. Und in der Tat: Die Völker haben wieder fasten gelernt für ihre nationale Unabhängigkeit. Es muß auch die Zeit kommen, wo wir fähig sind zu einer katholischen Selbstverleugnungswoche für die arme katholische Presse.

Katholische Völker, schützet eure Grenzen!

An die deutsche Nation

Zeit-Aphorismen

„Es ist ein schöner deutscher Charakterzug, das Fremde zu schätzen."

Kralik R. v.: Kulturfragen.

*

„Nur die Denkweise begründet den Vorrang des einen über den andern."

Domanig K.: Die Fremden.

*

„Die Deutschen werden niemals die Franzosen an nationalem Chauvinismus, die Engländer an nationalem Eigennutz, andere Nationen an anderen eigentümlichen Vorzügen ähnlicher Art überflügeln. Das einzige, was sie vor allen jenen voraus haben können, Kraft höherer Schickung, kann nur der Idealismus, die Universalität sein, jene Eigenschaften, die sie vor allen anderen zu Erben der Weltherrschaft, zur Advokatur der Kirche berufen haben."

Kralik R. v.: Kulturstudien.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

„Kriegsarbeit"

Der Dürer-Bund ist in manchem zu uns sehr gegensätzlich. Wir müssen aber anerkennen: er arbeitet mit einem vorbildlichen ungeheuren Fleiß. Und mit fröhlichem, echt deutschem Draufgängertum für seine Ideen. Uns empfiehlt man nun auf allen Linien das Zurücktretenlassen des Spezifisch-Katholischen, Aufgeben der prononziert katholischen Kulturarbeit. Nun wohl! Ferdinand Avenarius fordert gerade jetzt im „Dürer-Blatt" (35. Blatt, Dezember 1914, Seite 865 ff.) seine Gemeinde zu nachdrücklichstem Aufmarsch für die Dürer-Bund-Ideen auf. Entrollt ein ganzes Programm für die „Kriegsarbeit" des Bundes und schreibt lapidar:

> „Gerade jetzt darf unsere Kulturarbeit nicht unterbrochen werden, gerade jetzt ist es wichtig, daß der literarische und künstlerische „Markt" von unsern Gedanken mitgeleitet wird."

Mitleiten! Also auch bei uns: vollste Auswirkung und rückhaltloseste Predigt der katholischen Prinzipien und Ideen ins deutsche Volk hinein, auch jetzt, und jetzt erst recht! Auch jetzt wahrhaft tatkräftige und energische katholische „Kriegsarbeit"! Damit aus dem „Mitleiten" einst das „Führen" wird! Denn dieses wollen wir und müssen wir wollen!

• • •

Deutsche Kunst ist Ausdruckskunst

Wenn es gilt, unserer erniedrigten Kunst die Wege zu weisen zu jenem neuen Aufflieg, den die Zeit verlangt und von dem wir gesprochen oder — geträumt haben, dann gilt es vor allem jene Werte festzustellen, die der deutschen Kunst ihren wesenhaften Charakter, ihre Eigenart verleihen. Das versucht Joseph Kreitmaier S. J. in den „Stimmen der Zeit" und kommt zu dem Ergebnisse: „Deutsche Kunst ist Ausdruckskunst. Im Seelischen liegt das Wesen des deutschen Kunstgeistes, nicht im Formalen. Im Zierlichen, Eleganten, Leichtfüßigen . . . . läßt er sich gern von andern übertreffen. Sein Sinn geht in die Tiefe, durch den Schein hindurch zum Sein. Auge und Ohr gelten ihm nur als Zwischen-

Digitized by Google

stationen auf seinem Wege zur Seele. Darum ist ihm auch die bloße Wirklichkeitskunst zu wenig, und je tiefer er deutsch fühlte, um so mehr wehrte er sich gegen den Ansturm des Impressionismus, und er wollte sich nicht in den Zwang fügen, ein fremdes Idiom zu sprechen, das er doch nie mit all seinen Feinheiten zu beherrschen versteht . . . . . Mögen unsere Künstler technische Anregungen von außen schöpfen, soviel sie wollen, Großes werden sie nur leisten, wenn sie die fremden Formen mit deutschem Geist und deutschem Empfinden beseelen . . . . Heute beklagt man sich bei uns, daß deutsche Kunst im Auslande nicht mehr jene Beachtung findet wie früher. Aber wer wollte es dem reichen Amerikaner verargen, daß er französische Kunst lieber an der Quelle kauft als bei den deutschen Nachahmern? . . . Eine peinliche Gewissenserforschung tut not, Umkehr und Einkehr, Erlösung unserer Kunst vom internationalen Joch. Auch unserer Kunst gilt der Befreiungskampf, gelten die Opfer an Gut und Blut."

Der Umstand, daß die „Stimmen aus Maria Laach", jetzt „Stimmen der Zeit", die seit dem Ableben des großen Literaturhistorikers P. A. Baumgartner von dem Wirken des „Gral" in keiner Weise mehr Notiz genommen haben, sich jetzt in so entschiedener Weise für die Innenkunst und gegen die Außen- und Formkunst erklären, kann uns nur freuen. Wenn wir dann noch hören werden, daß diese deutsche Ausdruckskunst *vor allem* berufen ist, das herrlichste Juwel deutschen Seelenlebens, dessen Sinnbild eben der Gral ist, immer neuschaffend zu gestalten, und daß sie umso sicherer immer wieder zur Oberflächenkunst herabsinkt, je mehr dieses Juwel des christgläubigen deutschen Gemütes durch Schein und Talmi hohler Phrasen verdrängt wird — dann hoffen wir auch in den „Stimmen der Zeit" den vollen Durchbruch der eine Zeitlang zurückgehaltenen, bewährten Traditionen der Baumgartner-Kreitenschen Glanzperiode mit freudiger Zustimmung begrüßen zu können.

• • •

Sieg der Jenseitskultur

Der entscheidende Sieg war unsern Waffen auf den Schlachtfeldern noch nicht beschieden, obwohl schon das bloße Standhalten gegen eine so ungeheure Übermacht, das Zusammenbrechen aller Angriffe der Feinde an unserer ehernen Front als großer Sieg zu bewerten ist. Umso entscheidender ist auf dem Kampfplatze der Geister der bisher siegreich vordringende Feind der christlichen Kultur geschlagen worden,

Digitized by Google

die seelenlose, hochmütige Diesseitskultur. Die Welt hat kaum einen ähnlichen Wandel von tiefster Erniedrigung der Seelenwerte zu siegreicher Erhöhung erlebt, einen Wandel, an dem nicht nur der mit Blitzeseile sich vollziehende Verlauf fast wunderbar erscheint, sondern noch mehr die verblüffende Selbstverständlichkeit, mit welcher ihn die Welt hingenommen hat. Was wäre zu andern Zeiten über eine Drehung der geistigen Weltachse nur um ein hundertstel Grad des jetzigen Ausschlages geredet, geschimpft, geschrieben und geschmiert worden — unter den Schauern des Weltkriegs vollzog sich der Wandel so selbstverständlich und natürlich, wie das Ausschlüpfen des Schmetterlings aus der Puppe. Man ist fast geneigt sich zu fragen: Ja, was ist denn eigentlich geschehen? So frägt R. von Nostitz-Rieneck S. J. in den soeben neu umgetauften „Stimmen der Zeit" (früher „Stimmen aus Maria Laach"): „Ist die vielberedete Umwertung der Werte eingetreten? Etwas ähnliches vielleicht, aber doch eigentlich anders zu fassen. Im Nu und in einem stillen Augenblick verschwanden Berge von Falschwerten wie in einer Versenkung. Ein lautloses und selbstverständliches Weltgericht fuhr über die ausschließlichen Diesseitswerte dahin, verwehte sie wie Spreu und Staub. Die ewig echten Jenseitswerte lagen vor allen Augen und fanden sich in allen Seelen. Die Jenseitswerte des Geisteslebens graben der Volksseele ihre Empfindungstiefe; die des sozialen Lebens ihre Spannweite und Brüderlichkeit; die des ewigen Lebens ihre religiöse Innigkeit und Andacht."

Nun bewegt uns die bange Frage: Wird diese Wandlung in unserm Geistesleben auch die ersehnte neue große Kunst uns schenken? — Die Antwort kann nur lauten: Gewiß, ohne Zweifel — wenn die jetzige Erhebung der Volksseele auch nach dem Kriege andauern, wenn die Erhebung der Diesseitswerte zur einzigen Kulturgrundlage mit Ausschluß der Jenseitswerte nicht nach dem Kriege wiederkehren wird. Wenn es gelingt, den Triumph der Jenseitskultur über die ausschließliche Diesseitskultur, oder wenigstens die Gleichberechtigung beider auch nach dem Kriege dauernd zu sichern, dann wird und muß die Kunst der neuen Entwicklung folgen. Denn all das, was unsere Kunst so leer, so klein, so oberflächlich gemacht hat, war eine Folge des unerbittlichen Gesetzes, daß die Kunst eines Volkes als Ausstrahlung seiner Geisteskultur, seiner Weltanschauung notwendig seiner geistigen Entwicklung folgt.

Die Aufgabe aller Geister, die eine Wiedergeburt unserer Kunst und Literatur im Zeichen des Grals ersehnen, ist also klar gegeben: Setzen wir alles daran, um die Er-

Digitized by Google

höhung der Volksseele, aus der jetzt nach Wegräumung des irdischen Staubes und Schuttes durch den Weltorkan das tiefe, innere Leuchten der nicht erstorbenen, nur verschütteten Jenseitswerte hervorbricht, möglichst lange zu erhalten und in den Frieden hinein zu retten — dann wird auch unsere kranke Kunst zu neuem, herrlichen Leben wieder gesunden.

• • •

„Der Krieg als konfessioneller Erzieher"

Ein Hochschulprofessor schreibt unter diesem Titel in den „Historisch-politischen Blättern", (155. Band, 2. Heft, Seite 87 ff.) eine eherne Betrachtung. Wir setzen die markigsten Sätze, die eine große heute sehr oft verkannte Wahrheit beleuchten, hierher:

„Ja, der Krieg hat uns wieder zu praktisch-religiösem Leben, zur Hochschätzung der Religion und des Glaubens erzogen, den Katholiken zu der Erkenntnis und Liebe seines katholischen Glaubens, den Protestanten zu der Wertschätzung und Hingabe an seine protestantische Konfession. Jetzt entdeckt man zugleich bei treuestem patriotischem Zusammenhalten die bisher verborgenen, unbeachteten singulären und ganz speziellen Schönheiten und Kostbarkeiten seiner Konfession und ist beglückt und beseligt durch sie. Jetzt ist man ganz und voll katholisch hier und ganz und voll protestantisch dort.

Da ist es unseres Erachtens nicht angebracht, wenn diese patriotische Einigkeit, dieses treue Zusammenhalten, Zusammengehen und Zusammenkämpfen der Katholiken und Protestanten gegen die Feinde in Ost und in West in speziell katholisch sein wollenden Zeitschriften und Zeitungen wieder dazu benützt werden will, um in alter Weise zu predigen und aufzufordern zum Zurückstellen des Dogmatischen, des religiös Trennenden, zum Betonen des religiös Einigenden. Die so reden, brächten uns, wenn man ihnen folgte, um einen der schönsten Gewinne des verflossenen Kriegshalbjahres, um die wiedergewonnene volle Erkenntnis und Liebe zum konfessionellen Bekenntnis, verbunden zugleich mit der treuesten und freudigsten Verbindung der Konfessionen in Vaterlandsliebe und Patriotismus."

Die alte Wahrheit: wir sind um so patriotischer, um so deutscher, je mehr wir auf jedem Kulturterrain der katholischen Idee dienen! Die Forderungen des extremsten Ultramontanismus — man schalt uns doch stets als dessen Vertreter! — der ausländischen nihilistischen Literatur, der eigenen Talmikunst und den Schädlingen des deutschen Kulturlebens gegenüber sind heute auch von den liberalsten Revuen als sehr — modern und einzig notwendig gepriesen. Wie sind wir doch nun überhaupt plötzlich wieder so modern geworden! Aber eben: warten können — —!

• • •

Digitized by Google

Erneuerung der Künstlerseele

Sehr viel wird für die Entscheidung der Frage, ob der seelische Aufschwung unseres Volkstums in diesem Kriege auch eine neue Kunst erzeugen wird, davon abhängen, ob und inwieweit die Künstler selbst an diesem Aufschwunge teilnehmen. Es ist klar, daß vor allem die Künstler, um die Erhöhung, den Aufschwung der Volksseele künstlerisch zu gestalten, *selbst* davon ergriffen sein müssen. Man kann dies sowohl vom rein nationalen Standpunkte aus, wie Theodor *Lamprecht* in einem Aufsatze „der deutsche Krieg und die deutsche Kunst" (Erfurter Allg. Anzeiger Nr. 302), als auch allgemein vom kulturellen und insbesondere vom religiösen Standpunkte als unerläßliche Vorbedingung einer neuen Kunstblüte bezeichnen. Lamprecht macht die Antwort auf die Frage, ob und wie der große Krieg die Kunst in andere Bahnen lenken werde, abhängig von der andern, ob und inwieweit auch die Künstler an der inneren Erneuerung unseres ganzen Volkes teilhaben werden. Diese Erneuerung versteht er aber nur im politischen Sinne: „Es ist Lebensgebot: wir alle und unser Schaffen und Tun müssen auf lange, noch gar nicht absehbare Zeit hinaus politisch in dem Sinne sein, wie eben angedeutet wurde (d. h. in der auf Erhaltung, Förderung, Stärkung unseres Volkes gerichteten Tätigkeit aller Volksglieder). Und das gilt meines Erachtens auch für den Künstler. Auch der Künstler muß nach dem aristotelischen Worte ein ‚politisches Geschöpf' werden. Er muß sich als Bürger und Staatsbürger fühlen lernen, er muß Leid und Freud seines Volkes mitempfinden — nicht ebenso stark wie die andern Volksgenossen, sondern viel stärker, viel intensiver, da er dazu berufen ist, dem noch Ungestalteten Gestalt, dem noch Unausgesprochenen Stimme zu geben. Wenn sich bei den Künstlern eine Erneuerung in diesem Sinne vollzieht, dann werden auch ihre Werke eines neuen Geistes voll werden. Sie werden politisch, national in einem höchsten Sinne sein. . . . Eine nationale Kunst kann das deutsche Volk nur aus der nationalen Erneuerung der Künstlerschaft gewinnen."

Gewiß wird es keinem vernünftigen Menschen einfallen, die selbstverständliche Feststellung, daß die Wiedergeburt einer nationalen Kunst die nationale Wiedergeburt der Künstlerschaft voraussetze, anzuzweifeln. Nun setze man aber im Sinne des Gralprogramms an die Stelle des Wortes „*national*" das Wort „*katholisch*" und beantworte sich dann die Frage, warum wir jede Verwässerung

Digitized by Google

des katholischen Denkens und Empfindens, besonders in der katholischen Literatenwelt, im Hinblick auf unser Ziel bekämpfen, warum wir die kraftvolle Erhöhung dieses Denkens und Fühlens anstreben müssen!

Kritische Warte

M. de Wulfs Grundriß einer neuscholastischen Ästhetik

Die Bestrebungen der Löwener neuscholastischen Schule, die sich unter Kardinal Mercier und de Wulf und Nys so großartig entwickelte, werden ohne Widerspruch zu finden als wahrhaft vorbildlich für die Neuscholastik überhaupt bezeichnet, und wer solch oft gehörten Worten nicht recht Glauben schenken will, dem bestätigen es die in England, Spanien und Italien durch ihre Veranlassung entstandenen Geistesbewegungen und das Echo, das die Schule seit einigen Jahren auch in Deutschland findet, wo die Zeitschriften Hochland, Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie, Theologie und Glaube und andere orientierende Artikel brachten und vorzügliche Werke von Mercier und Sentroul durch Übersetzung einem weiteren Kreise zugänglich gemacht wurden. Bei dieser Lage der Dinge muß den katholischen kunstphilosophisch interessierten Kreisen auch ein Einblick in die von der Löwener Schule vertretenen Hauptgrundsätze der Ästhetik erwünscht sein, der wohl am besten durch Übersetzung des einschlägigen zusammenfassenden Kapitels aus M. de Wulfs vorzüglicher „Einleitung in die neuscholastische Philosophie" (Introduction à la philosophie néoscholastique, Louvain 1904) verschafft wird, umsomehr als der Philosophiehistoriker de Wulf an dem Löwener Institut auch die Ästhetik vertritt und als solcher „Über die ästhetische Bedeutung der Sittlichkeit in der Kunst" (1892) geschrieben und „Geschichtliche Studien über die Ästhetik des heiligen Thomas von Aquin" (1896) veröffentlicht hat. In diesem Kapitel (§ 31) seiner Einleitung (S. 303—309), zu dem er anmerkungsweise bemerkt, eine Ästhetik im Geiste der Neuscholastik sei erst noch zu machen, sucht er den Hauptgrundriß der Fragen zu geben, die eine neuscholastische Ästhetik seiner Meinung nach umfassen muß, und gibt, wie das folgende zeigt, insbesonders was den Leitspruch „Vetera novis augere" betrifft, geistreiche Aufstellungen:

„Das Mittelalter hat dem Studium der Schönheit keine Spezialabhandlungen gewidmet. Die Gedanken, die man über diesen Gegenstand bei den Scholastikern findet, sind unter metaphysischen oder psychologischen Untersuchungen zerstreut, oder etwa auch in Kommentaren, z. B. in den Kommentaren des Traktates des Areopagiten Pseudo-Dionysus über die göttlichen Namen.

Die Ästhetik erscheint erst seit Leibniz als philosophisches Spezialfach. Ihrer Etymologie nach müßte sie eine Wissenschaft der sinnlichen Wahrnehmung (αἰσθάνομαι, empfinden) sein und nach dieser Wortbedeutung richtet sich die transzendentale Ästhetik Kants, da diese Be-

Digitized by Google

nennung eine Lehre bezeichnet, die über Zeit und Raum und das durch die Empfindung Gegebene hinausgeht. Baumgarten bediente sich zuerst des Wortes „Ästhetik", um die Wissenschaft des Schönen zu bezeichnen. Er blieb damit in Einklang mit der Etymologie, da die Wissenschaft des Schönen für Baumgarten und sein Jahrhundert fast ausschließlich eine Wissenschaft der Zustände des Empfindens und des Fühlens war.

Man braucht sich an diese eingeschränkte und verstümmelte Fassung nicht zu halten. Das Schöne bleibt in der neuscholastischen Philosophie wie im Mittelalter ein zusammengesetzter Begriff, „ein Eindruck, der in einem Objekt begründet ist, das geeignet ist ihn hervorzubringen." Die vollständige Ästhetik muß daher eine zweifache oder sogar eine dreifache Reihe von Fragen in sich fassen: sie muß sich mit den subjektiven Elementen des Schönen beschäftigen, mit seinen objektiven Elementen und mit der Übereinstimmung beider. So begriffen erscheint die Ästhetik in der Gesamt-Gruppierung der philosophischen Untersuchungsgebiete mehrseitig zugeteilt: der Psychologie entlehnt sie einen Komplex von den Eindruck oder die Auffassung des Schönen erklärenden Begriffen; der Metaphysik all das, was dem Wesen der Dinge angehört, denen wir den Vorzug der Schönheit zuteilen. Diesem allgemeinen Teile entsprechend läßt sie dann einen speziellen Teil zu, der den großen Offenbarungen des Schönen in Natur und Kunst gewidmet ist. Wir wollen im folgenden das Schema dieser Fragen festhalten.

Der Eindruck ist dem Schönen wesentlich; er stellt ein Doppelphänomen dar und zerfällt in eine erkennende W a h r n e h m u n g und einen spezifischen G e n u ß.

Nun kann zwar jede bewußte Tätigkeit, wenn sie gewisse Bedingungen der Intensität und Dauer erfüllt, eine Quelle des Gefallens werden; aber nicht jedes Gefallen kann, wie es der Positivismus mit Unrecht lehrt, einen ästhetischen Charakter annehmen. Denn der Genuß des Schönen ist eine Begleiterscheinung einer Wahrnehmungs- oder Erkenntnistätigkeit (quae visa placent); und wenn man die objektiven Elemente berücksichtigt, deren Einfluß den Genuß hervorbringt, so muß diese Wahrnehmung der intellektuellen Ordnung angehören. Sie liegt formell in einer uninteressierten Betrachtung, einer „Luxus"-betätigung (Spencer), einem „Spiel" ohne direkten Nutzen (Schiller). Und handelt es sich um das sinnlich Schöne, so baut sich die Abstraktion, die auf der Stufe der intellektuellen Wahrnehmung steht, auf den angenehmen Empfindungen auf und so ist das Gefallen der Sinne mit dem Gefallen des Verstandes verbunden.

Eine eigentümliche, unbeschreibliche Wesensruhe quillt aus der Betrachtung der Schönheit. Das ästhetische Gefallen des sinnlich Schönen ist zur selben Zeit ein harmonisches Gefallen, das den ganzen Menschen leise überkommt. Harmonisch aber kann es nur dann sein, wenn es auf die fundamentale Hierarchie Rücksicht nimmt, die die Natur zwischen unseren vielfachen Fähigkeiten aufgerichtet hat.

Das Objekt dieser subjektiven Wahrnehmung ist die vollständige Ordnung eines Dinges (unde pulcrum in debita proportione consistit). Diese verlangt eine Vielfältigkeit von Teilen (integritas, magnitudo), deren relative Bedeutung von dem Wert ihrer Leistungen gegenüber dem Ganzen abhängt (debita proportio, aequalitas numerosa, commensuratio partium). Die Sinnesform muß die Faktoren ihrer inneren Ordnung festigen; daher ist die Form das Prinzip ihrer Einheit; denn ein Ding ist vollkommen, wenn die Gruppierung seiner Teile die durch seine Natur verlangte Beschaffenheit adaequat realisiert.

Die griechische Ästhetik beschränkte sich fast ganz auf die objektiven Elemente der Schönheit, sei es daß sie ihr Gebiet einzig auf die proportionierten und in ihrer Komposition harmonischen Dinge einengte (platonische und aristotelische Schule) oder daß sie der Schönheit einen

Digitized by Google

transzendentalen dem Sein als solchen zugeteilten Vorzug gab, und konsequenter Weise ebenso dem einfachen wie dem zusammengesetzten (neuplatonische Schule).

Im Gegensatz dazu macht die moderne Ästhetik bei fast allen ihren Repräsentanten aus der Schönheit ein rein subjektives Phänomen, das durch eine aprioristische Form geregelt wird (kantische oder nachkantische Schule) oder einer Art minder bewußten Tätigkeit gleichkommt (leibnizische Schule) oder sogar jeder angenehmen oder nützlichen sinnlichen Wahrnehmung folgt (Positivismus, Nützlichkeitsästhetik).

Die glänzende Überlegenheit der neuscholastischen Ästhetik liegt in der innigen Wechselbeziehung, die sie zwischen der Ordnung des Seins und dem Eindruck aufstellt: jene wird angestrebt, um diesen hervorzubringen. Sie vervollständigt den griechischen Gesichtspunkt durch den modernen und umgekehrt. Etwa so: die objektiven Elemente der Ordnung müssen Ursachen darstellen, die der betrachtenden Tätigkeit des erkennenden Wesens angepaßt sind.

Das heißt jedoch nicht, um über dieses ursächliche Verhältnis Rechenschaft zu geben, man dürfe den zusammengesetzten Begriff der Schönheit mit dem rein metaphysischen Begriff der Vollkommenheit vertauschen. Eine große Menge von Elementen, die zur objektiven Vollkommenheit notwendig sein kann, ist in dem Kunstwerk schädlich, sobald sie eine Ermüdung der wahrnehmenden Tätigkeit hervorruft; vielmehr reicht es zur ästhetischen Vollständigkeit aus, daß das erkennende Subjekt den Eindruck der Vollständigkeit hat und ein beabsichtigtes Weglassen oder ein einfaches Andeuten gewisser Partien ist ein wohlbekanntes Verfahren der Künstler, wodurch sie die Tätigkeit der Betrachtung anregen und den Zuseher oder Zuhörer ihrer Schöpfung nahe bringen. Die claritas pulchri, von der die Scholastiker sprechen, ist der Ausdruck dieser tiefen Lehre, denn sie zielt ganz auf jene „Eigenschaft der Dinge, vermöge welcher die objektiven Elemente ihrer Schönheit, nämlich Ordnung, Harmonie, Proportion, sich mit Deutlichkeit offenbaren und im Geiste ein angenehmes und vollkommenes Schauen hervorrufen" (M. de Wulf, Études historiques sur l'esthètique de saint Thomas d'Aquin, Louvain 1896, pag. 28.).

Die wirkenden Ursachen eines Kunstwerkes sind die schöpferischen Fähigkeiten des Menschen, vorzüglich die Einbildungskraft und der Verstand, welche die Technik in ihren Dienst zog. Diese verwendet die sinnlich wahrnehmbaren Stoffe (materielle Ursache des Kunstwerkes) und formt sie dergestalt, daß ein Ideal realisiert wird (formelle Ursache des Kunstwerkes).

Das künstlerische Ideal ist nicht ein verschwommenes Hirngespinst, sondern ein konkretes Bild, in dem der Künstler alle objektiven Elemente, die er im Werke niederzulegen sucht, so angeordnet hat, daß die funktionelle Rolle eines jeden von ihnen zu dem Eindruck beiträgt, den er hervorbringen will. Dieser Eindruck wird von der resplendentia formae oder der „Form", die der Künstler in seinem Werke zum Ausdruck zu bringen gedenkt, abhängen. Da es sich um die „substanzielle Form des Seins" handelt, oder besser um jene „akzidentelle Form", die der Wille des Künstlers wählte (Taines caractère dominateure), so wird, jemehr das Prinzip der Einheit sich entwickelt und erstrahlt, umso angenehmer und angespannter die Erkenntnis davon sein — und umso mächtiger der Eindruck. So bewahrheitet sich die Formel eines Scholastikers, der sich an den großen Systemen des 13. Jahrhunderts bildete: „Pulcrum in ratione sua plura concludit: scilicet splendorem formae substantialis vel accidentalis supra partes materiae proportionatas et terminatas" (Opusc. de pulchro et bono, ed. Uccelli, S. 29).

Digitized by Google

Soll diese Kunstphilosophie fruchtbar sein, so wird sie aus der Beobachtung der hervorragendsten Werke selbst sich ergeben müssen. Die Geschichte der Kunst und der künstlerischen Kritik liefern das Material, aus dem der Ästhetiker seine Theorien ableitet, sie bedeuten für die Ästhetik das, was die Wissenschaft der unorganischen Natur für die Kosmologie, die Biologie für die Psychologie bedeutet. Ahmen wir in diesem Punkte das Beispiel des Positivismus nach, der in den Untersuchungen über die Probleme des Schönen von der Analyse der Meisterwerke ausgeht. Diese Methode steht, wie man auf den ersten Blick sieht, vollkommen in Einklang mit der peripatetischen Ideenlehre. Sie bildet sodann für den neuscholastischen Ästhetiker eine entscheidende Probe, da seine Prinzipien, wenn sie wahr sind, die durch die großen Meister erreichten Fortschritte müssen erklären können.

Es wäre noch der Zweck der Kunst anzugeben. Ihr wesentlicher Zweck ist die Hervorbringung des Schönen selbst, aber man kann sich fragen, welches ihr äußerlicher Auftrag ist: Hat die Kunst soziale oder pädagogische Bedeutung, muß sie sich an die Menge wenden oder das Privileg einer Klasse Eingeweihter bleiben? — Mit welchem Recht würde man ihr eine Rolle im moralischen Leben des Individuums und der Gesellschaft absprechen, vorausgesetzt daß man dabei den grundlegenden Unterschied zwischen dem finis operis und dem finis operantis sorgfältig festhält? Aber das sind ja Fragen, die mehr die Moral und Soziologie als die Ästhetik interessieren.

Wir schließen: Die Ästhetik hat ihren fest umgrenzten Platz in einem vollständigen Kursus der neuscholastischen Philosophie; denn sie ist der wirkliche Ausläufer ihrer Psychologie und Metaphysik. Eine neuscholastische Ästhetik wird eine sehr vollkommene Erklärung aller modernen Probleme, die die Schönheit aufgibt, liefern; sie wird außerdem einmal den bedeutenden Zusammenhang aller organischen Lehren der alten mittelalterlichen Philosophie und deren wunderbare Elastizität erweisen".

O. K-n.

Literaturkunde

* Hense, Dr. Josef: Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit literarhistorischen Übersichten und Darstellungen. Erster Teil: Dichtung des Mittelalters XI und 263 Seiten. 6. und 7. Aufl. Freiburg, Herder. Gebunden Mk. 3.30.

Das „Deutsche Lesebuch" von Hense ist in Deutschland längst gut eingeführt und allgemein geschätzt. Der I. Teil steht bei der 7., der II. bei der 4, der III. bei der 2. Auflage. Der vorliegende Teil I behandelt in guten Charakteristiken und reichen Textproben die urdeutsche, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Zeit. Die alten Texte und Dichtungen sind zum Teil in neuhochdeutscher Übersetzung, zum Teil in der alten Urform gegeben, zum Teil endlich, so besonders bei Walter, stehen das mittelhochdeutsche Original und die neuhochdeutsche Übertragung neben einander, — eine sehr zweckmäßige Einrichtung. Das Hildebrandslied, die zwei Merseburger Zaubersprüche, das Wessobrunner Gebet und das Muspilli sind vollständig samt ihrer Übersetzung abgedruckt und aus dem Waltharius Ekkehards 10 Seiten in Übersetzung, — das ist recht erfreulich viel. Dennoch aber wäre noch zu wünschen, daß wenigstens je ein paar Verse aus Heljand und Otfried hinzugefügt werden, was ja auf einer halben Seite bequem geschehen könnte. Daß Nibelungen und Kudrun, teils Urtext, teils Übersetzung, ein Hauptstück des Buches bilden, gerade 100 Seiten, ist in bester Ordnung. Daß dagegen die Dietrich-Epen mit 2 Seiten abgetan werden, ist schade; ein paar Seiten Text aus Laurin oder Rosengarten oder Alphart wären wohl am Platze.

Digitized by Google

Hartmann bekommt 12, Wolfram 14, Gottfried 5, Walter 32 Seiten, — alles glücklich gewählt. Bei Walter fehlt ein klarer Hinweis auf seine politische Verblendung, Ungerechtigkeit und verleumderische Gehässigkeit als Parteimann; diese literaturgeschichtliche Tatsache wird bei uns stets viel zu wenig betont. Was Hense Seite 201 und 221 darüber sagt, ist viel zu matt und zahm. So wenig wie bei Goethe, ebensowenig brauchen wir uns bei Walter zu scheuen, die Wahrheit zu sagen, wenn sie auch manchen Ohren unlieb ist. — Mit dem Schlusse des im Ganzen ausgezeichneten Buches bin ich nicht zufrieden: was über Volkslied, Drama und Prosa des 14. und 15. Jahrhunderts gesagt wird, ist sehr dürftig. Das Volkslied müßte mindestens auf ein paar Seiten in passenden Proben vorgeführt werden, (etwa so wie es Golther in seiner „Deutschen Dichtung im Mittelalter" Seite 478 ff. tut!), und die herrliche Mystiker-Prosa, die vom ästhetischen, literaturgeschichtlichen u. geistesgeschichtlichen Standpunkt so hochwichtig ist, muß etwas mehr Platz bekommen als — ½ Seite! Wie dürfen wir uns über das protestantische Deutschland beklagen, daß es die altdeutsche katholische Mystik nicht kenne, wenn selbst die Lehrbücher des katholischen Deutschland so unglaublich wenig Gewicht darauf legen! Also her mit ein paar schönen Kapiteln aus Seuses oder Taulers Prosa! Ausgaben und Übertragungen der altdeutschen Mystiker sind genug vorhanden, und die Auswahl ist ein Leichtes. Wir deutschen Katholiken müssen da selbständig und allein unseren Weg gehen, wir müssen Bahn brechen und unseren Schülern jene altdeutschen Literaturschätze darbieten, die eine protestantische Germanistenzunft der Nation seit vielen Jahrzehnten vorenthält oder geradezu unterschlägt. — Hense gibt Seite 238–263 einen Abriß der mittelhochdeutschen Grammatik und ein mittelhochdeutsches Glossar zu den Texten, wobei im einzelnen manches zu bessern ist, sowie auch in den früheren Teilen des Buches. Z. B. Seite 1: Das Armenische ist keine iranische Sprache; Seite 8 Anmerkung 2: „Geatenheld" (Beowulf!) ist nicht „Gotenheld"; die Aufteilung der fränkischen, schwäbischen, sächsischen Mundart auf Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch Seite 9—11 ist ganz irrig; die lautgeschichtlichen Ausführungen Seite 11 z. B. sind falsch, so wenn es da heißt: „lîsan wird mittelhochdeutsch lesen"; Seite 10 sind im altniederdeutschen Paternoster die Längenzeichen mehrfach falsch; Seite 183 ist falsch „gotisch leikan" statt richtig „laikan"; Seite 227 steht unglaublicherweise noch immer, daß Tauler der Verfasser eines Hauptwerkes „Nachfolge des armen Lebens Jesu" sei, — das ist doch längst abgetan durch Denifle; und einem protestantischen Autor würde man wegen dieses argen Schnitzers begründete Vorwürfe machen! —; falsch ist ebenda die Angabe, Tauler sei Domprediger gewesen; Seite 239 f. sind in den Anmerkungen die althochdeutschen Flexionsendungen zum Teil mit falschen Längen bezeichnet; Seite 246 in dem metrischen Abschnitt heißt es falsch: „Die Hebung gilt als lang." Und so weiter. Doch fällt diese Fehlerliste bei der Güte des sonst trefflichen Buches nicht schwer in die Wagschale; hoffentlich können sie bald in einer Neuausgabe ausgemerzt werden. Prof. Dr. W. Oehl.

Kämpfer, Ernst: Richard Moritz Meyer. 26 Seiten. Im Buchhandel durch die Firma K. & Th. Scheffer, Berlin-Steglitz. Preis Mk. 0,60.

Ich hätte mich auch bei Lebzeiten des Berliner Literaturhistorikers nicht hinter Ernst Kämpfer stellen mögen. Trotzdem vom Gralboden aus Grund genug war, das hier angegriffene Buch R. M. Meyers ernstlich schlimm zu taxieren. Aber man kommt Männern von Geist auf die Dauer nicht durch — Gekläff bei. Und das Buch Ernst Kämpfers ist Gekläff, so gut wie seinerzeit Arno Holz's Schrift: „R. M. Meyer: Ein literarischer Ehrabschneider", es war. C'est le ton, qui fait la

Digitized by Google

musique — Herr „Kämpfer"! Diese triviale Wahrheit zu vergessen, rächt sich. Sie hätten vermeiden müssen, daß aus jeder Zeile Ihres Buches der Neid schreit und die persönliche Gereiztheit lärmt, wollten Sie uns zwingen, Ihre Vorwürfe gegen den Berliner Professor ernst zu nehmen — die gewiß sachlich in manchem ihr Recht hätten. — Nachdem nun aber auch am 8. Oktober vorigen Jahres R. M. Meyer zu den Toten ging, erübrigt es sich vollends, von dieser Streitschrift hier zu sprechen. Lassen wir die Toten ihre Toten begraben!

Otto Walter.

Jiriczek, Dr. Otto L.: Die deutsche Heldensage. Vierte erneut umgearbeitete Auflage. Mit fünf Tafeln. 216 Seiten. (Band 32 der „Sammlung Göschen".) Berlin und Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gebunden 95 Pfg.

Unter den vielen guten Bändchen der „Sammlung Göschen" ist Jiriczeks „Deutsche Heldensage" eines der allerbesten, und die Notwendigkeit einer vierten Auflage — es ist eigentlich die achte Ausgabe des 1894 zuerst erschienenen Buches — spricht zur Genüge für den Wert des ebenso kleinen als inhaltsreichen Bändchens, das auch ins Englische übersetzt ist. Es ist die beste neuere Darstellung, die wir heute auf diesem Gebiete überhaupt haben. Die ganze Fülle der deutschen Heldensage ist hier in unübertrefflicher Klarheit und Knappheit behandelt. Der Inhalt der einzelnen altbochdeutschen, altnordischen, mittellateinischen und mittelhochdeutschen Heldengedichte, die historischen und mythischen Grundlagen der einzelnen Sagenstoffe und deren kultur- und literaturhistorische Zusammenhänge und Wanderungen sind meisterhaft dargestellt. Zwar sind ja noch viele Fragen dunkel und umstritten, so daß von einem „consensus communis" der Forscher noch lange keine Rede ist; aber Jiriczek ist einer der anerkanntesten Fachleute auf diesem Gebiete der Germanistik, und sein Wort ist auf jeden Fall von Bedeutung. — Besonders wertvoll sind auch die sehr zahlreichen Literatur-Angaben zu den einzelnen Abschnitten und das vierfache Register. Es ist natürlich kein Buch zum Blättern oder zum Naschen, sondern zum Studieren, und jede Seite ist sozusagen der Extrakt aus zehn älteren Werken. Trotz dieses wissenschaftlichen Reichtums will das Büchlein aber nicht ausschließlich für einen engen Fachkreis vorhanden sein, sondern das Interesse der breitesten Öffentlichkeit erringen, als nationaler Kulturfaktor wirken. Und so sei das ausgezeichnete Büchlein jedem Gebildeten, jedem Freunde altdeutscher Sage und Dichtung aufs allerwärmste empfohlen, vor allem natürlich dem Studenten und dem angehenden Germanisten, der hier eine vorzügliche Einführung in ein Hauptgebiet seines Faches findet. Bücher wie das vorliegende gehören in die Bibliothek jedes gebildeten Deutschen.

Prof. Dr. W. Oehl.

Versdichtung

Martens, Kurt: Verse. 15 Seiten München, Verlag Heinrich F. S. Brachmair.

Wir sind froh in der Hoffnung, der deutsche Krieg werde Verse, wie diese Gedichte sie geben, endgültig vergraben — im Höllenloch der Phrase. Wortkunst um erotische Brunst und Blasphemien! Hand weg!

Otto Walter.

Sternberg, Leo: Ausgewählte Gedichte. 19 S. Hamburg und München, Genzsch und Heyse.

Sternbergs Dichtung ist der Gralgemeinde nicht unbekannt. Sie kennt seine farben- und stimmungsgewaltige, hymnenhafte, reiche und dunkle Art. Man müßte vor diesen paar „Ausgewählten Gedichten"

Digitized by Google

die in sehr vornehmer aber unhandlicher Ausgabe sich präsentieren, in bewunderndem Schauen und festlichem Genießen stehen, wenn nicht oft eine stark pantheistisch schillernde Grundidee alle Freude über den Haufen würfe. Das ist schade, sehr schade. Kennt einer zum Beispiel in der gesamten jüngern Dichtung viele bessere Stücke als das prächtige, knappe, ganz in Klang und Farbe nordischer Mythen einherschreitende: „Der Blütenbaum":

„Von dem breiten Blütenbaum der Sterne,
Der bis auf die Erde hängt,
Glitzernd überwölbt ist alle Ferne.

Schlafversenkt
Ruht die Nacht unter dem Weltenbaume
Und die Schöpfung — dicht darumgedrängt.

In der Wurzel singt die Quelle ihren Silbersang im Raume . . ."

Wenn Leo Sternberg's Ideen über Gott und Welt einmal ganz die Wahrheit finden, dann müssen wir ihn als einen Großen feiern.

Otto Walter.

Hellmann, Oskar: Napoleon im Spiegel der Dichtung. Mit dem Bilde des Kaisers nach Delaroche und drei Kopfleisten von Hans Bloch. 144 Seiten. Glogau und Leipzig, Verlag Hellmann. Kartoniert 2 Mk., Leinenband 3 Mk.

Die Sammlung darf Interesse erwecken — vielleicht heute ein erhöhtes. Da das Buch auch die Streitdichtung gegen Napoleon nicht ausschloß und nicht erschöpfend sein will, hat die Kritik nicht sehr viel mehr zu sagen. An Ausstellungen haben wir zu machen: In der sonst flott geschriebenen Einleitung hätte der Vergleich zwischen Christus, Luther und Goethe wegfallen sollen. Solche Heinische Liebhabereien nützen niemandem etwas. Das Gedicht „Die Pest" von A. M. Barthélemy und Jos. Mery auf Seite 46, das in seinen Schlußzeilen den Kaiser als Wunder- und „Heilgott" für die Pestkranken feiert, hätte füglich unterdrückt werden können, ebenso die Gerhard Hauptmannsche Reimerei auf Seite 107, die eben — Reimerei ist und nichts mehr. Die im allgemeinen doch recht hölzernen Dichtungen von Franz von Gaudy hätten nicht in diesem Umfange eingesetzt werden sollen — ihre zu ausgiebige Heranziehung ist wohl auf das Bestreben Hellmanns zurückzuführen, die Laufbahn Bonapartes in ihren Hauptdaten chronologisch aus der Dichtung sprechen zu lassen. Darunter hat der künstlerische Gesichtspunkt öfters gelitten; das grandiose Dehmelsche Gedicht „Anno Domini 1812" hätte sonst nicht vergessen werden können. Mich dünkt freilich: eine Anthologie der Napoleon-Dichtung so oder so müßte auf jeden Fall in der ungeheuer-gewaltigen Prosadichtung ausklingen: „Napoleons Proklamation an die Völker Europas vor seinem Abzug auf die Insel Elba", die Josef von Görres im Mai des Jahres 1814 im „Rheinischen Merkur" schrieb. Tiefer, durchdringender hat kein Dichter, auch kein gallischer die Wesenswucht des Korsen durchschaut und durchdrungen als Görres, und seine „Proklamation" überragt jede Dichtung.

Otto Walter.

Kellin, Hans von: Lenau's Braut und andere Gedichte. 36 S. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbüro Kurt Wiegand.

Es ist ein Zeichen — trübster Geschmacklosigkeit, daß solche Bücher stets noch Verleger finden. Eine dumme hölzerne Reimerei, mit der man den Namen Lenau nicht einmal nennen dürfte. Ein weiteres ist nicht zu sagen.

Otto Walter.

Digitized by Google

Verschiedenes

* Klimsch, Mgr. Dr. Robert: Spaniens Städte, Land und Leute. Mit dem Bilde des Verfassers, 176 Textillustrationen und 1 Karte. 438 S. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Mark 6.—, gebunden Mk. 7.—.

Mit diesem Buche hat der Verfasser eigentlich eine abgerundete, in gewissem Sinne erschöpfende Darstellung der Pyrenäenmonarchie, ihrer bedeutenden Geschichte, ihrer Entwicklung, ihrer Landschaften, ihrer Städte und Bewohner geboten. Es handelt sich also nicht um ein Reisewerk im gewöhnlichen Sinne, sondern um eine die Geschichte, die Kultur des Landes miteinschließende Monographie auf populärwissenschaftlicher Grundlage. Daß Klimsch dabei als katholischer Priester dem Charakter des katholischen Volkes besser gerecht wird als die meisten anderen Reisebeschreiber, ist naheliegend und eigentlich selbstverständlich, zumal er sich überall als scharfer, selbständig urteilender Beobachter erweist, der es aber nicht verschmäht, besonders in der Schilderung der Kunstwerke, auch andere Urteile sprechen zu lassen.

* Netzhammer, Raymund: Aus Rumänien. Streifzüge durch das Land und seine Geschichte. 2 Bände, 440 und 352 Seiten. 2 Vollbilder, 4 Karten, 223 Textbilder. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Gebunden Mk. 7.— und Mk. 6.40.

Rumäniens Stellung im gegenwärtigen Weltkriege ist für Fernstehende schwer verständlich. Die vorliegende in jeder Beziehung mustergiltige, erschöpfende Darstellung aus der Feder eines berufenen Kenners gibt wohl manchem den Schlüssel zum Verständnis des rumänischen Rätsels in die Hand, für Katholiken insbesonders gibt es kein besseres Werk zur Orientierung. Es sei darum wärmstens empfohlen.

* Künsberg, Sophie von: Das sektische Derndl und andere Erzählungen. 210 Seiten. Einsiedeln, Benziger & Co. Broschiert Mk. 2.20, gebunden Mk. 3.—.

Ein liebes Buch! Das ist das Beste, was ich über diese neuen Bergerzählungen der Sophie von Künsberg sagen kann. Soviel herzinniges, tiefes, warmes und wahres Gemüt, daß man manche Seite nur mit feuchten Augen lesen kann! So viel ungetrübte, starke katholische Glaubensinnigkeit und Herzensfrömmigkeit, daß man von ihm aufsteht, mit einem ganzen geruhigen und feierlichen Sonntag in der Seele! Und so viel schlichte und unvermodelte gesunde Kunst in Darstellung und Sprache, daß man unbesonnen und mit ehrlicher Freude dem katholischen Volke sagen möchte: Hier ein Buch für deine schönsten Stunden! Laß es dir nicht entgehen! Otto Walter.

Aus unserer Tagesmappe

Einen äußerst lehrreichen und gehaltvollen Aufsatz: „Panslavismus und Katholizismus" veröffentlicht Dr. Paul Fleischer in Nr. 18 der „Petrus-Blätter" vom 26. Januar 1915. Der Aufsatz beleuchtet die Stellung F. H. Dostojewski's zum Katholizismus in sehr scharfer Weise.

* * *

Digitized by Google

Es hat sich unter dem Vorsitz des Komponisten und Schriftstellers Dr. Hugo Duffner in Berlin eine „Neue Deutsche Dantegesellschaft" gebildet, deren Leitung neben Professor Dr. Karl Vossler in München auch die Herren Gehm. Hofrat Dr. Hermann von Grauert in München und K. K. Hofrat Professor Dr. Ludwig Pastor, Direktor des österreichischen historischen Instituts in Rom, angehören. Die Frage der Dante-Gesellschaft soll bei Gelegenheit hier besprochen werden.

* * *

Das italienische Aktionskomitee zur Förderung der Jahrhundertfeier Dantes, (14. September 1921) an dessen Spitze der Erzbischof von Ravenna steht und dessen Ehrenkomitee zehn Kardinäle als Ehrenpräsidenten zählt, hat einen „Internationalen Wettbewerb anläßlich der Jahrhundertfeier von Dante Alighieris Todestag" ausgeschrieben. Das Thema heißt: „Darlegung der philosophischen und theologischen Doktrinen Dante Alighieris unter besonderer Berücksichtigung ihrer Quellen." Die Arbeiten, welche italienisch, französisch, deutsch, englisch und lateinisch abgefaßt sein dürfen, müssen bis zum 31. Januar 1920 eingereicht sein. Der Preis beträgt 5000 Lire.

* * *

Anfang Dezember 1914 starb im Kloster St. Anna in München H. H. Pater Hartmann von an der Lan-Hochbrunn O. F. M., an dem die katholische Kirchenmusik der Gegenwart einen ihrer bedeutendsten Vertreter verliert. Sein Schaffen schenkte uns eine Reihe hervorragender geistlicher Oratorien: „St. Petrus", „St. Franziskus", „Das letzte Abendmahl", „Der Tod des Herrn", „Die sieben letzten Worte Christi am Kreuze" u. a. Er war der Sprosse eines alten Tiroler Adelsgeschlechtes zu Salurn bei Bozen.

* * *

Der Dürer-Bund hat an das preußische Ministerium eine Eingabe gerichtet wegen des Wiederaufbaues zerstörter Bauten in den deutschen Grenzlandschaften. Es möchte durch Einrichtung von Bauberatungsstellen dafür gesorgt werden, daß das Gesamtwerk des Wiederaufbaues in gleicher Weise den Anforderungen der Zweckmäßigkeit, der sozialen Fürsorge wie den künstlerischen Gesichtspunkten des Naturschutzes und der Heimatpflege entspreche.

* * *

Über Bertha von Suttner's Leben, Persönlichkeit und literarisches Schaffen schreibt Margareta Hiemenz im Organ des katholischen Frauenbundes „Die Christliche Frau" (13. Jahrg. Heft 1, Seite 12) einen sehr lesenswerten Aufsatz, der die Träume dieser geistvollen Frau als — Träume gelten läßt, aber die seelische Wucht und den Idealismus, der im Wesen Bertha von Suttners für die einmal erkannte Idee aufbrach, uns glühend verlebendigt.

* * *

Am 17. Januar 1915 wurde in München am Königlichen Residenztheater bei ermäßigten Preisen Frank Wedekinds: „Der Marquis von Keith" gegeben. Das Stück ist ein Faustschlag ins Antlitz der Moral und daß es jetzt aufgeführt wurde, eine Besudelung des deutschen Volkes, das doch heute aus allen geistigen Verirrungen der

Digitized by Google

letzten Jahre heraus seine große seelische Würde und die Kraft seines gesunden Volkstums wieder gefunden. Es ist himmeltraurig, daß heute eine Hofbühne nicht weiß, was sie der in einem beispiellosen Weltkampf ehrlich und ernst ringenden Nation schuldet und daß gerade sie in vulgären Schamlosigkeiten machen darf, wo wir alle aufatmeten, daß die große reinigende Stunde uns die kraftvolle und demütige Umkehr der Kunst aus den Verirrungen und Entgleisungen jüngster Epoche schenkte! Trost ist, daß die katholische Presse Münchens sich in dieser Sache mutig gegen die Leitung des Königl. Residenz-Theaters wendet.

* * *

Die Innsbrucker Stadtbühne hat neu in ihr Repertoir aufgenommen Richard von Kraliks „Maximilian" und Karl Domanigs „Idealisten".

* * *

Ein monumentales Bild vom Lebenswerk, den Ideen und der Persönlichkeit des hochseligen Heiligen Vaters Pius X. entwirft Universitätsprofessor Dr. Joseph Beck-Freiburg in der „Monatsschrift für christliche Sozialreform" (September- und Oktoberheft). Der Aufsatz markiert kraftvoll wie wenige Publikationen die Bedeutung der grandiosen Papstgestalt für die Gesamtkultur unserer jüngern Epoche.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

An L. v. P. Geht leider nicht. Immerhin besten Dank und freundliche Grüße.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dante-Darstellung
Von einem unbekannten Künstler.

Digitized by Google

Die richtige Temperatur

Ein Wort der Aufmunterung

Von Pfarr-Rektor R. Mäder, Basel[1])

Wir wollen Geld. Der Kaufmann muß bei unsern katholischen Presseunternehmen auch gehört werden. Aber der Kaufmann ist nicht die Hauptsache. Der eigentliche Daseinskampf des modernen Menschen, hat ein Moderner gesagt, ist der nicht materielle, sondern sittliche Kampf gegen das Geld. Es handelt sich hier um einen heiligen Krieg und zugleich um das höchste aller sozialen Probleme. Es handelt sich um den Kampf der Seele gegen das Seelenlose.

Es ist das eine erste Voraussetzung für große geistige Eroberungen. Um ein Menschheitseroberer zu sein, muß man den gleichen Weg einschlagen wie vor 1900 Jahren. Damals hat man es so gemacht: Voraus ging mit der Fahne der Emanzipation vom Gelde der arme Johannes, dann kam der arme Christus, die arme Maria, der arme Joseph, dann der arme Petrus mit seinen Genossen. Die haben die Welt erobert. Aus nichts hat Gott die Welt erschaffen. Mit nichts hat er sie erlöst. Das ganze Betriebskapital für dieses Riesenunternehmen war die Liebe.

Wir wollen die Welt erobern, sie herausreißen aus Irrtum, Jammer, Not und Sünde, die soziale Frage und hundert andere Fragen lösen. Wir können es. Aber die verachtete sturmzerrissene Fahne der Emanzipation vom Königtum des Geldes muß wieder ans Tageslicht. Wir dürfen den Reichtum nicht anbeten. Wir dürfen den Reichtum nicht fürchten. Wir haben nicht so viel Geld wie die andern? Mag sein! Aber wir haben die Wahrheit. Wir haben den Geist. Und Geist regiert die Welt. Geist und Herz!

Wir wollen also Geld, aber wir wollen noch mehr: wir wollen ein für die Idee begeistertes Geschlecht. Die katholische Presse muß die große Leidenschaft unseres Volkes

[1]) Nachdem die Presse-Aufsätze von H. H. Pfarr-Rektor R. Mäder in verschiedenen Zeitungen und Revuen ohne genaue Quellenangabe aus dem „Gral" abgedruckt wurden, müssen wir hier ausdrücklich betonen, daß der Abdruck sämtlicher Gralartikel nur im Einvernehmen mit der Redaktion erfolgen kann. Gral-Redaktion.

Digitized by Google

werden. Wenn man von ihr spricht, dann muß es uns warm werden ums Herz.

Wie unendlich langweilig ist der moderne Fischblutkatholizismus, der alles glaubt, was man glauben muß, aber nicht mehr lieben kann und nicht mehr zürnen kann. Was nützt uns die Wahrheit? Ein Gedanke, eine Meinung, eine einfache Zustimmung des Geistes sind nach J. de Maistre nur was sie sind. Aber wenn ein hinreichender Grad von Wärme sie gleichsam in den Zustand von Dampf übergehen ließ, alsdann werden diese so ruhigen Grundsätze Enthusiasmus, Fanatismus, mit einem Worte Leidenschaft (im guten oder schlechten Sinne) und unter dieser neuen Form können sie Berge in die Luft sprengen.

Ich ehre die Abstinenz. **Aber es gibt eine Abstinenz der Geister, die wir mit aller Energie bekämpfen müssen. Auf geistigem Gebiete immer nur die Wasserflasche, das hält auf die Länge kein Volk aus.** Wenn wir etwas leisten wollen, dann müssen wir trinken vom Feuerwein der Begeisterung. **Erst wenn die Ideen die richtige Temperatur haben, erst wenn sie die Herzblutwärme erreichen, dann ist der Augenblick da, wo große Taten geboren werden.**

Das gilt auch von der Wiedergeburt der katholischen Literatur. **Erst bei 36 Grad beginnt das echte Leben und der Aufschwung unserer Sache. 36 Grad katholische Glaubensfreudigkeit, das ist die richtige Temperatur, wo katholische Liebe und katholischer Zorn an die Arbeit gehen.**

Katholischer Zorn! Wer ihn nicht kennt, der wird uns nie verstehen. Das Apostolat der Presse bleibt ihm ein Rätsel. Er kann es nicht begreifen, daß man sich ob solchen Dingen aufregen kann. Der Irrtum ist ihm nicht das große Unglück, sondern ehrenwerte fremde Überzeugung, die man respektieren muß! Die Sünde ist freies Menschenrecht, das in den Schranken der Verfassung sich ausleben mag! Das nennt man objektiven Weitblick, verständnisvolles Sichhineinleben in die Psyche der Gegenwart. Dieser Standpunkt empfiehlt sich erstens, weil man in diesem Falle nicht zu denken braucht, zweitens, weil es für die Verdauung und den gesunden Schlaf zuträglicher ist, drittens, weil es geschäftlich vorteilhafter ist, viertens, weil es Andere auch so machen, fünftens, weil es ja doch nichts nützt, sich aufzuregen. So spricht das Heldengeschlecht von heute. Diese langweilige, unendlich nüchterne prosaische Rasse von feigen Schweigern! Sie braucht keine katholische Presse.

Katholischer Zorn! Jeder Ehrliche weiß, was wir damit meinen. Herwegh hat ein Lied vom Hasse geschrieben: „Wer noch ein Herz besitzt, dem solls — Im Hasse nur sich

Digitized by Google

rühren. — Allüberall ist dürres Holz, — Um unsre Glut zu schüren. — Die ihr der Freiheit noch verbliebt, — Singt durch die deutschen Straßen: — Ihr habet lang genug geliebt, — O lernet endlich hassen." —

Der Sozialismus verdankt einen großen Teil seines mächtigen Einflusses dem Umstand, daß er das psychologische Bedürfnis nach einem starken Männerzorn berücksichtigt hat. Er ist dabei Wege gegangen, die wir nie einschlagen dürfen. Er ist zum Menschen-, Autoritäts-, Religions- und Eigentums-Hasser geworden. Aber darin hat er Recht, daß **große Bewegungen nie ohne großen Haß, besser gesagt, ohne großen Zorn, zu Stande kommen.** Der Zorn, den wir predigen, ist der Zorn gegen alles Unrecht, alle Niedertracht, alles Unwahre und alles Schlechte. Der Zorn, der aufstürmt, wie jener alte Sachsenfürst, dem man die Kreuzigung des Herrn erzählte und der schwur: Wenn ich dabei gewesen wäre, ich hätts nicht geduldet! Die katholische Geduld ist recht, aber sie darf nicht ausarten zu stumpfer Gefühllosigkeit. Unempfindlichkeit für Schmerz ist ein Zeichen der Auflösung, auch im religiösen Leben.

Wir Katholiken gelten schon lange in allen Ländern als geduldiges Schafvolk. **Wir müssen einmal bei aller Liebe und Noblesse im Kampfe die Partei der Ungeduldigen, der Ungemütlichen werden. Wir müssen empfindlicher werden für die Beleidigungen.** Dann werden wir aufstehen wie Christus im Tempelvorhof, um das Land zu reinigen. Dann werden wir sagen: Nun ists genug; wir duldens nicht mehr! Dann wird der Grabstein zerschmettert! Dann kommt Ostern!

Katholischer Eifer! Katholische Liebe zur katholischen Weltkirche! Also wiederum: **Sorgen wir zuerst für die richtige Temperatur, dann erst wird das Verständnis für die katholische Literatur- und Pressebewegung sich einstellen.** Ohne Schwächung des kirchlichen Geistes wäre überhaupt der unwürdige Zustand geistiger Abhängigkeit in Literatur nnd Presse nicht möglich gewesen. Den Ägyptern reichen wir die Hand und den Assyriern, um sie zu sättigen mit Brot. Knechte herrschen über uns. Niemand errettet uns aus ihrer Hand (Lament. Jer. 5, 6, 8).

Liebet und ihr werdet stark sein! Liebet aus ganzem Herzen und ihr werdet alles vermögen! Macaulay hat in seinem bekannten Aufsatz vom Jahre 1840 darauf hingewiesen, daß von den vielen Ursachen, denen die römische Kirche am Schlusse des 16. Jahrhunderts ihren Triumph verdankte, die hauptsächlichste in der tiefsten Staatskunst lag, womit sie den Enthusiasmus solcher Personen wie der

Digitized by Google

heilige Ignatius und die heilige Thereſia waren, zu verwenden wußte. „Die römiſche Kirche weiß, daß religiöſe Gefühle, wenn ſie einmal das Gemüt vollſtändig beherrſchen, auch eine erſtaunliche Energie verleihen, daß ſie den Menſchen über den Einfluß von Leid und Freud erheben, daß Verleumdung zum Ruhme wird, daß der Tod ſelbſt nur für den Anfang eines höheren glücklicheren Lebens gilt. Sie weiß, daß der Menſch in dieſem Zuſtande Dinge tun und leiden wird, von denen es im Vorteil der Kirche iſt, daß ſie jemand tut oder leidet, aber vor welchen ruhige und nüchterne Menſchen zurückſchrecken würden."

Gott hat noch immer zur rechten Zeit ſolche Feuerbrände auf die Erde geworfen, Enthuſiaſten und Martyrer einer großen Idee und einer großen Liebe. Unſer Gebet muß dahin zielen, daß uns die Vorſehung bald den Heiligen der Preſſe ſchickt, den Konfeſſor und Martyrer, der das Feuer anlegt am erloſchenen Herd, bis es auflodernd zum Wahrzeichen wird im Lande.

Unterdeſſen laſſet uns beten, ſchreiben und Geduld haben! Laſſen wir uns nie durch die um uns herrſchende Kälte entmutigen! Es gibt, um noch einmal mit dem geiſtvollen de Maiſtre zu ſprechen, nichts ruhigeres als ein Pulvermagazin eine halbe Stunde, bevor es in die Luft ſpringt. Und das Feuer, das haben wir!

Mein Weg

Von Oswald Menghin

Ruhig geh' ich meine Bahn,
Feſt für mich entſchloſſen,
Greife hart den Gegner an,
Der auf mich geſchoſſen.

Rechts die Hacke, links das Schwert
Bauen meine Hände.
Toren, prüft des Werkes Wert,
Wenn es erſt zu Ende!

Digitized by Google

Weimar / Aus einem deutschen :: Goethebuch ::

Von Johannes Jörgensen

III.

Es hat auf der Fahrt von Frankfurt durch Hessen und Thüringen geregnet. Nun wird es Abend, und wie es so oft zu dieser Zeit geschieht, der Regen läßt etwas nach. Der Himmel klärt sich auf, und längs des fernen Horizontes breiten sich die Wolken wie eine Alpenkette mit sonnenroten Schneezinnen.

Das Land ist flach, den Wegen entlang stehen Obstbäume. Ich muß an Heines Erzählung von seiner Audienz bei dem großen Goethe denken, und wie er, als er schließlich vor des Olympiers Angesicht stand, nichts anderes zu sagen wußte, als daß längs des Weges von Jena nach Weimar wohlschmeckende Pflaumen wüchsen.

Auch ich nähere mich also Weimar, gleich wird der D-Zug halten, — nur zwei kurze Minuten. Viele dürfen nicht aussteigen wollen, und viel Gepäck darf man auch nicht haben. Aber das ist ja bei mir auch nicht der Fall, ich habe nur mich und meine Handtasche. Bald habe ich in Weimar ein Zimmer gefunden, und dazu noch in dem alten Gasthof „Zum weißen Schwan", unmittelbar neben dem Goethehaus, auf dem Frauenplan. Natürlich ist ein „Goethe-Wort" an dem Haus angemalt, ein paar Zeilen aus einem Brief des alten Meisters an Zelter: „Der weiße Schwan breitet seine Flügel aus, um dich zu empfangen!" Der weiße Schwan breitet auch seine Flügel aus über meiner bescheidenen Handtasche und meiner nichts weniger als olympischen Person. Ich bekomme sogar das Zimmer, worin Zelter gewohnt hat; da steht noch ein Nähtisch, woran der Berliner Musiker vielleicht gesessen hat, um sich eigenhändig einen Knopf an seiner Hose anzunähen. Berühmte Männer halfen sich damals, so gut sie eben konnten. . . Übrigens hege ich den leisen Verdacht, daß

Digitized by Google

Zeiter in allen Zimmern des „Weißen Schwans" gewohnt und in ihnen allen seine Unaussprechlichen ausgebessert hat. . .

Ich gehe ein wenig aus, bevor es ganz dunkel wird, um noch etwas von Weimar zu sehen. Das Goethehaus ist also dicht neben meinem Hotel; der lange, dunkelgelbe Bau macht keinen besonderen Eindruck auf mich. Das kommt noch, — später. Jetzt gehe ich weiter in die Stadt hinein. Die „Schillerstraße" ist die Hauptpromenade; da spaziert man auf breiten Gehsteigen unter großen Ahornbäumen. Gelbe Blätter liegen in den Schmutz getreten; Leute gehen in den hellerleuchteten Läden aus und ein, Studenten machen jungen Mädchen den Hof, das versagende Licht des schwindenden Tages und das der eben entzündeten elektrischen Bogenlampen mischt sich unter den Baumkronen zu geheimnisvollem Zwielicht. An einer Biegung der Straße rieselt ein Brunnen, eine weißgemalte, halbrunde Bank schimmert an der Ecke aus dem Halbdunkel hervor. Frauen gehen vorbei, die kleine Kinder, in ein Tuch gebunden, an der Brust tragen, wie die Wilden in den Urwäldern Afrikas. . .

Und ich gehe nach Hause und esse in der Gaststube des „Weißen Schwans" mein Abendbrot, wo genau für zwölf Personen Platz ist, — oder für zwanzig. An den Wänden entlang stehen Bänke mit braunen, blankgeschliffenen Lederüberzügen; die Fenster sind klein, an den Fensterpfeilern hängen winzige alte Spiegel. In einem Winkel sitzen die Stammgäste, kloppen Karten, trinken „Dunkles" und schielen nach dem Fremden. „Der Herr sieht fremd und unzufrieden aus", sagt Siebel im „Auerbachs-Keller".

Am nächsten Morgen scheint die Sonne, und ich gehe nach dem Schloß und dem Schloßpark. Die Vorderseite des Schlosses sieht aus wie das alte Christiansborg-Schloß in Kopenhagen, die Hinterseite erinnert an das dänische Schloß Frederiksberg, von der Roskilder Landstraße aus gesehen. Karl August in Bronze, mit römischer Toga, zu Pferd. Und der Park erinnert an „Söndermarken" und an den Frederiksberg-Garten; die Ilm ist nicht um vieles breiter als die Kanäle in den Kopenhagener Parkanlagen.

Digitized by Google

Ich komme zu dem „römischen Haus", der Sommerresidenz Karl Augusts. An der Vorderseite zerbröckelt das Basrelief des Frontons, an der Hinterseite verblassen die Fresken. Im Hintergrunde sind feuchte Tuffsteinfelsen, zwischen denen Treppen hinunter führen; das erinnert den alten Rompilger ein wenig an die Klüften und Schluchten bei Tivoli. Ganz unten ist Goethes Anrufung an die Nymphen, die an dieser Stätte hausen, eingehauen. Der Dichter bittet sie, dem Traurigen Mut einzuflößen und den Zweifelnden zu belehren:

„Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten:
Jedem, der euch vertraut, hilfreich und tröstlich zu sein."

Ich setze mich etwas abseits auf eine Bank und überdenke diese Worte des Dichters. Meinte der alte Meister, was er sagte? Unzweifelhaft. Er war der ehrlichste Mensch der Welt. Schiller zeigt oft in seinen Briefen diplomatische Gaben, wenn es gilt, einen Anstoß zu vermeiden oder dergleichen; bei Goethe, dem Höfling, ist das nie der Fall. Und wie in seiner Korrespondenz, so in seiner Dichtung. Seine ganze Poesie will ja nichts anderes sein als ein Wahrheits-Sagen, ganz das Gegenteil von dem Begriff, den man gewöhnlich mit dem Worte „Dichtung" verbindet. Er meinte tatsächlich, was er sagte, und ich verstehe wohl auch, was er mit der Anrufung jener „heiligen Nymphen" meinte, „die in Felsen und Bäumen hausen". Goethe hatte, als er diese Verse schrieb, seine leidenschaftlich bewegte Jugend hinter sich. Er war von dem, was er Religiosität nannte, ergriffen gewesen, hatte aber das Christentum wieder abgetan. „Ich bin ein entschiedener Nicht-Christ", schrieb er nach jener Krise an Lavater; „aber", fügte er hinzu, „ich bin kein Antichrist." Goethes Standpunkt war der, mit dem Menschlichen und Natürlichen allein auszukommen, ohne die Stütze irgend welcher Offenbarung, aber auch ohne die Schranken, die die Offenbarung aufrichtet. Der entschiedene Unwille, den er in seinem Mannesalter gegen die Gothik hegte, steht hiermit in genauem Zusammenhange; die gothische Kathedrale, für die er mit zweiundzwanzig Jahren schwärmte, kommt ihm

Digitized by Google

jetzt übertrieben vor, viel zu mannigfaltig und zusammengesetzt, viel zu kompliziert und unvernünftig. Seine ganze Liebe wendet sich jetzt der Antike zu, — den einfachen und leicht verständlichen Formen des griechischen Tempels. Dieselbe leicht faßliche Klarheit sucht er auf religiösem Gebiet und glaubt, sie in dem heidnischen Hellas und Rom gefunden zu haben. Und aller Trost, den eine solche Religion gewähren kann, ist bei den Nymphen der Steine und Bäume zu finden; einen andern Trost gibt es hier nicht. „Den gebildeten Jüngling, den werdenden Mann entriß die Parze", heißt es auf dem Grabmal, das Anna Amalia im Park bei Tiefurt ihrem zweiten und letzten, zu früh verschiedenen Sohne voll Trauer setzte. Uns allen droht die unbarmherzige Parze, nebenher jedoch gibt es die freundlichen Nymphen, die gerne helfen und trösten wollen; aber ob sie es auch können?

Ich sitze auf der Bank in der Nähe des „römischen Hauses" und sehe vor mich hin. Der Tag ist grau und still, die Bäume stehen unbeweglich, die meisten noch grün, nur einzelne Zweige ganz außen sind schon in das Gold des Herbstes getaucht. Auf der weiten, grünen Wiese vor mir blüht die lila Herbstzeitlose. Weiter fort ist ein Steg, auf dem ab und zu Spaziergänger erscheinen, alle kommen von einer Seite, so wie im Theater, wo die Statisten im Hintergrund über die Bühne gehen, von einem Kulissenbaum zum andern.

Es ist Friede in diesem Ausblick, Friede in dieser Stille. Und sieh! Jetzt blickt die Sonne durch das Gewölk und erfüllt den Wald mit goldenem Licht und grünem Schatten. Ein paar Kohlmeisen lassen ein leises Freudenpiepsen hören.

Nun bin ich nicht mehr allein auf meiner Bank. Zwei Damen haben sich, etwas von mir entfernt, auf das andere Ende der langen, halbrunden Bank gesetzt; die eine ist alt und weißhaarig, die andere ist jünger, wohl eine Fünfzigerin. Die alte Dame führt das Wort, und sie spricht so laut, daß man unbedingt jede Silbe hören muß.

Sie spricht über die Jugend, erst im allgemeinen, lamentiert, wie das Alter zu allen Zeiten über die Jugend

Digitized by Google

lamentiert. „Die Jungen gehen ihre eigenen Wege, sie wollen sich nichts sagen lassen, wollen durchaus selbst ihre Erfahrungen machen" usw. Die jüngere Dame antwortet ablenkend, besonnen. „Nur die Erfahrungen, die man selbst macht", meint sie, „können von Bedeutung für uns sein. Die Erfahrungen anderer nützen uns nichts."

Da aber bricht die Dame in ihre eigentliche Klage aus, in die Klage über die fürchterliche Einsamkeit, die das Los des Alters ist. „Sie werden es verstehen, wenn Sie in meine Jahre kommen", sagt sie. „Selbst wenn man ein Schock Kinder und Kindeskinder hat, man ist doch allein, allein, mutterseelenallein!" „Sie meinen die seelische Einsamkeit", bemerkt die andere gedämpft. „Ja, ich meine die seelische Einsamkeit", bestätigt die alte Dame mit Nachdruck.

Ich stehe auf, und im Vorübergehen blicke ich nach Goethes Inschrift... Ihr guten Nymphen, könnt ihr hier nicht helfen?

(Fortsetzung folgt.)

Drum sterben viele so allein...

Von M. F. Eisenlohr

Es können nur vier Männer sein,
Die einmal mich zu Grabe tragen —
Wollt ich die Welt zu Freunden haben
In meiner Lust und meiner Pein,
Es können nur vier Männer sein.

Es können nur vier Bretter sein,
Vier Bretter nur zu einer Truhen,
Um hundert Jahre auszuruhen,
Und länger noch und ganz allein,
Es können nur vier Bretter sein.

Drum sterben viele so allein,
Weil sie die ganze Welt zu Gaben
Und alle Welt zu Freunden haben
Und Glanz und Flitter, Tand und Schein,
Drum sterben viele so allein.

Digitized by Google

Trier, eine Stätte der Kultur und Kunst durch zwei Jahrtausende

Von Sophie Görres, Wien

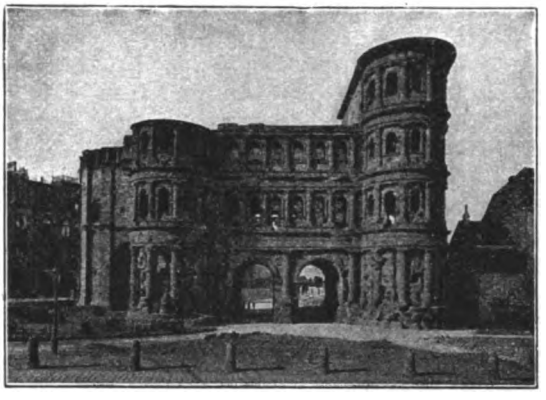
Trier ist ohne Zweifel die älteste Stadt diesseits der Alpen, nur Solothurn könnte noch in Frage kommen, doch reicht die Schweizerjura-Stadt an Bedeutung an Trier nicht hinan. Religion, Kunst und Wissenschaft sind in der Geschichte Triers so eng miteinander verknüpft, daß man sie nicht trennen kann, ohne den Zusammenhang zu zerreißen. Die Kunst- und Kulturgeschichte Triers ist einer Alpenkette vergleichbar, die sich vom klaren Morgenhimmel abhebt; wenn man sie so in beschränktem Raume darstellen will, darf man nur die höchsten Gipfel berücksichtigen, und sich nicht im Detail verlieren.

Die schöne Fabel von der Gründung Triers durch Trebeta, den Sohn des Ninus und Stiefsohn der Semiramis, nach welcher Trier um dreizehnhundert Jahre älter wäre als Rom, ist freilich vor dem Lichte der Forschung zerstoben wie eine farbenprächtige Fata Morgana. Das stolze Gefühl, daß hier eine uralte Stätte der Kultur ist, darf auch heute noch die Bewohner Triers mit Ehrfurcht vor der Vergangenheit und mit Liebe zur Heimat erfüllen.

In anderer Weise freilich, als die früheren Generationen dachten, hat sich die Sage, daß hier ein uralter Kulturboden sei, bestätigt. Die Funde von Messern, Pfeilspitzen, Werkzeugen aus den verschiedenen Perioden der Steinzeit beweisen, daß die Ureinwohner in den Moselgegenden ihre Jagdgründe hatten. Die Ausgrabungen förderten aber auch Schmuckgegenstände und Waffen aus der Bronzezeit zu Tage, die uns allmählich an die Grenze der historischen Zeit führen. Römische Kunst und Barbarentechnik berühren sich da; häufig gehen sie in einander über, wie man namentlich an den Fibeln und Gürtelschnallen und anderem Goldschmuck beobachten kann. Jedenfalls waren die Trevirer, ein Volk gallo-germanischer Mischung, keine wilden Horden mehr, als sie mit den Römern zusammenstießen. Die Druiden, ihre Priester, die mit der größten Zähigkeit an ihrer alten Religion hingen, waren gewiß die Träger nationaler Überlieferungen, die sie in ihren Gesängen und Liedern fortpflanzten; ihre Orakelsprüche mögen, ähnlich

Digitized by Google

wie die der Griechen und Römer, manche Urväter-Weisheit enthalten haben. Für einen gewissen Grad von Kultur spricht die Schnelligkeit, mit der sie, nach der Unterwerfung des Landes durch die Römer die Staatsreligion annehmend, sich in die Rolle römischer Opferpriester fanden; noch mehr, daß sie als Lehrer der Philosophie und Rhetorik an den zahlreichen Universitäten in Gallien wirkten, denen sie zur Zierde gereichten. Auch Trier hatte eine solche



Porta Nigra

Universität, welche junge Leute vornehmen Standes aus den fernsten Ländern durch ihren Ruf herbeizog. Wenn auch Trier in vorrömischer Zeit schon eine bedeutende Ansiedlung gewesen sein mag, so darf man sich doch darunter noch keine eigentliche Stadt denken.

Unter Kaiser Augustus (30 v. Chr. bis 14 n. Chr.) wurde Trier gegründet und erhielt den Namen Augusta Trevirorum. Zur Kolonie wurde es aber erst unter Kaiser Claudius (41—45 n. Chr.) erhoben. Die älteste gefundene Inschrift weist auf Lucius Cäsar, den Enkel und Adoptivsohn des Kaisers Augustus, hin.

Münzen, Grabmäler, Ziegelfunde, Schmuck- und Gebrauchsgegenstände zeugen für die Anwesenheit der Römer. Eigentlich bedeutende Stücke aber sind nur aus der spätrömischen Zeit vorhanden. In allen diesen Funden tritt das militärische Gepräge nur wenig hervor; es scheint, daß sowohl die römische Bevölkerung, wie auch die einheimische; sich hauptsächlich mit Ackerbau, Weinkultur und Handel

Digitized by Google

beschäftigte, wie denn von den römischen Göttern vor allem dem Merkur Verehrung gezollt wurde.

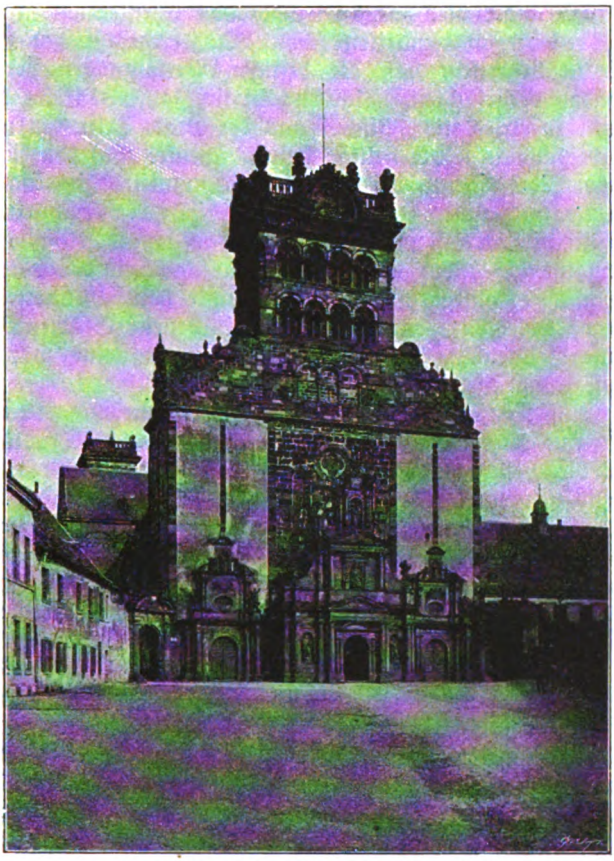
Unter Hadrian (117—158) wurde Trier zur Hauptstadt der Gallia belgica erhoben. Im Jahre 285, als das römische Reich in eine östliche und westliche Hälfte geteilt wurde, erhielt Trier den Rang der Hauptstadt der Belgica prima, während Reims die vornehmste Stadt der Belgica secunda wurde. Zur ersten Stadt in ganz Gallien wurde Trier als es die römischen Kaiser zu ihrer Residenz wählten.

Jetzt erst begann Triers eigentliche Blütezeit, die freilich nur bis ungefähr 400 n. Chr. dauerte. Konstantin der Große brachte die ersten zehn Jahre seiner Regierung in Trier zu; nach ihm residierten die Kaiser Valentinian I., Gratian, Valentinian II. und Maximus in Trier. Nun entfaltete sich hier eine wahrhaft kaiserliche Pracht. Die Hauptstadt, das zweite Rom, erhielt ihren Tempel, ihren Kaiserpalast und köstlich ausgestattete Thermen. Forum, Basilika und Amphitheater durften nicht fehlen. Von diesen Bauten sind noch sehr bedeutende Ruinen übrig; die Basilika ist noch fast ganz erhalten, heute in eine protestantische Kirche umgewandelt. Die Porta nigra, der großartigste Torbau diesseits der Alpen, ist ein Wahrzeichen Triers geworden. Noch immer werden Funde aus römischer Zeit gemacht. Statuen, Porträtbüsten und Werke der Kleinplastik, welche die Wohnungen schmückten, kommen zu Tage. In den Thermen wurde ein herrlicher Amazonentorso gefunden, die Kopie eines Originals von Phidias. Die Römer erbauten auch eine Brücke über die Mosel. Das Grabmal der Sekundiner, einer reichen Gutsbesitzerfamilie, die sogenannte Igeler Säule, steht noch heute auf ihrem alten Platze. Die Reliefs, mit denen das Denkmal geschmückt ist, unterrichten uns über das Leben der wohlhabenden Klasse im römischen Trier. Vom Luxus der Römervillen zeugen die schönen Mosaikfußböden, die zu verschiedenen Zeiten entdeckt wurden. Die Stadtbibliothek besitzt eine antike Kamee, aus einem großen Onyx bestehend, welche in den Deckel der Ada-Handschrift eingefügt ist. Die Porträtgruppe, die darauf vorgestellt ist, wird wohl eine Cäsarenfamilie darstellen. Aus diesem Kleinod läßt sich schließen, daß in Trier auch Steinschneidekunst geübt wurde. Die Kaiser, welche in Trier residierten, standen mit hervorragenden Gelehrten in Beziehung.

Konstantin der Große berief den berühmten Dichter der „Mosella" aus Nicomedien als Lehrer seines Sohnes Crispus. Kaiser Valentinian I. beauftragte den später als Kirchenschriftsteller berühmten Firmianus Lactantius,

Digitized by Google

ſeinen Sohn Gratian zu unterrichten. Die römiſchen Legionen ſchlugen Brücken über die Flüſſe Germaniens und Galliens, ſie bauten Straßen in wilden, urwaldlichen Gegenden; ihnen folgten auf dem Fuße die apoſtoliſchen Pilger nach, um



St. Matthiaskirche. Außenanſicht mit dem Portal.

das Evangelium zu verkünden. Wir wiſſen, mit welchem Eifer die Apoſtel die Lehre Chriſti in aller Welt verbreiteten; da darf es uns nicht wundern, daß ſchon im erſten Jahrhundert nach Chriſtus Glaubensboten nach Trier kamen. Eucharius, Valerius und Maternus ſind nach der Tradition Schüler des heiligen Apoſtels Petrus, welcher ſie von Rom nach Gallien entſendete.

Jedenfalls müſſen ſchon vor dem Anfange des vierten Jahrhunderts zahlreiche und eifrige Chriſten in Trier gelebt

Digitized by Google

haben, weil zugleich mit einer Schar, die der thebanischen Legion angehörte, im Jahre 285, der Trierer Senator Palmatius und viele Christen den Martyrertod erlitten haben. Außer Zweifel steht, daß Rictiovarus, vom Kaiser Diocletian beauftragt, unter den damaligen Christen ein furchtbares Blutbad angerichtet hat. Obgleich das Christentum in den zwei ersten Jahrhunderten schon Wurzel gefaßt hatte, ist doch zu begreifen, daß die heftigen Verfolgungen großen Schaden verursachten. Agritius ist im Jahre 314 auf dem Konzil zu Arles als „Bischof aus der Stadt Trier" urkundlich beglaubigt. Die heilige Helena schenkte ihm den ungenähten Rock Christi, die „Tunica inconsutilis" des Evangeliums und andere große Reliquien. Das vielumstrittene Silvesterdiplom ist zwar in der auf uns gekommenen Form unecht, allein es ist doch ein Nachhall der wahren Tatsache. Konstantin der Große und seine Mutter, die heilige Helena, erbauten in verschiedenen Städten des römischen Reiches Kirchen und sorgten für eine würdige Ausstattung derselben.

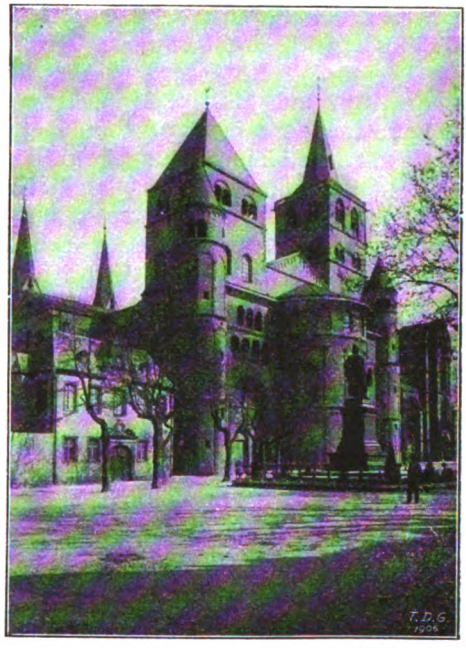
Auf Konstantin und Helena werden mehrere Kirchenbauten in Trier zurückgeführt, namentlich meldet die Tradition, daß die heilige Helena ihr eigenes Haus einem solchen Zwecke gewidmet habe. Vielleicht handelt es sich auch nur um eine Prachthalle ihres Palastes. Von alters her wird der Dom als das Haus der heiligen Helena bezeichnet. Die Kritik behauptet freilich, der Kern des Domes sei eine römische Gerichtshalle, allein die Urteile sind so schwankend, daß es wohl erlaubt ist, sich auf die Seite der Tradition zu stellen. In Bezug auf den heiligen Rock und den Dom von Trier verweisen wir auf die Werke von Stefan Beißel, S. J.: „Trierer Kirchen und Kunstschätze" (zwei Teile) und auf Willems, „Der heilige Rock". Trier 1891. Der Domschatz besitzt eine Elfenbeintafel, eine Prozession darstellend. Zwei Bischöfe, auf einem römischen Wagen sitzend, halten einen Reliquienschrein. Am Eingange einer Kirche empfängt eine kaiserlich gekleidete Frau, das Kreuz im Arme, einen Kaiser, der mit seinem Gefolge Urkundenrollen übergibt. Bis auf neuere Zeit wurde die Darstellung auf die Trierer Reliquien und die heilige Helena gedeutet. Die moderne Forschung (Strzykowski) will darin einen Vorgang in Konstantinopel sehen. Die Gründe sind nicht überzeugend. A. Kuhn, in seiner Kunstgeschichte, erklärt bestimmt, die Tafel sei germanischen Ursprungs.

Zahlreiche Elfenbeinschnitzereien, welche auf Trier zurückgehen, beweisen, daß dort vor dem zehnten Jahrhundert diese Technik geübt wurde. Zu Ausgang der klassischen

Digitized by Google

Epoche waren die Diptychen sehr beliebt, ebenso wurden Buchdeckel und Reliquiare vielfach mit Elfenbeinschnitzereien verziert, das gab dann den Anlaß zu dieser Kunstübung.

Im vierten Jahrhundert wurde die Kirche von Trier durch die Anwesenheit großer Heiligen verherrlicht. Auf den heiligen Bischof Agritius folgte, im Jahre 332, der heilige Maximin. Seinen Namen bewahrt die Abtei St. Maximin. Der Heilige erwarb sich die größten Verdienste durch seinen Kampf gegen den Arianismus. Der heilige Athanasius nennt ihn den gefeierten Bischof von Trier.



Der Dom. Westfront.

Der große heilige Athanasius weilte in Trier im Jahre 335, als ihn Konstantin wegen seines Auftretens gegen Arius, zum ersten Male in die Verbannung sandte. Trier besaß im vierten Jahrhundert die berühmteste theologische Lehranstalt Deutschlands. Hier begann der heilige Hieronymus, als junger Mann, von Rom kommend, seine ersten theologischen Studien. Auch der Name des heiligen Augustinus ist mit Trier verknüpft. Er selbst erzählt in seinen Bekenntnissen (C. 8. 1), daß den Anlaß zu seiner Bekehrung die Erzählung seines Freundes Pontitian gab. Dieser lustwandelte mit seinen Gefährten in der Umgebung von Trier; sie kamen zu einer Einsiedelei, die Behausung frommer Christen, dort fanden sie ein Buch, das Leben des heiligen Einsiedlers Antonius enthaltend; der Eindruck, den sie dadurch empfingen, veranlaßte die Gefährten Pontitians der Welt zu entsagen. Ein dritter der großen lateinischen Kirchenväter gehört Trier durch seine Geburt an. Der heilige Ambrosius war der Sohn des Statthalters von

Digitized by Google

Gallien, der hier seinen Sitz hatte. In Trier verlebte der Heilige seine Jugendzeit bis zum Tode seines Vaters im Jahre 354.

Der heilige Paulinus, Bischof von Trier, büßte seine mutvolle Verteidigung der rechtmäßigen Lehre gegen die Arianer mit der Verbannung nach Phrygien, wo er 385 starb.

Sein dritter Nachfolger, der heilige Felix (386—389), ließ den Leichnam nach Trier bringen und bestattete ihn ehrenvoll. Über seinem Grabe erbaute er eine prachtvolle Basilika, die in den Stürmen der Völkerwanderung zerstört wurde. Der Sarg wurde zweimal eröffnet, im Jahre 1402 und 1883. Die Lade war aus Zypressenholz vom Libanon; die silbernen Beschläge und eine Platte aus Gold mit dem Monogramm Christi sind für die Archäologie und Kunstgeschichte von höchster Bedeutung. Sowohl der Sarg wie auch die Gebeine waren mit den feinsten Seidengeweben umhüllt, von denen sich noch Reste erhalten haben. Der heilige Martinus von Tours hielt sich 384—385 in Trier auf. Bekannt ist seine vergebliche Verwendung um die Begnadigung der verurteilten Priscillianisten bei Kaiser Gratian.

Als die Römer Trier nicht mehr vor dem Andringen der Barbaren schützen konnten, wurde der Sitz des Präfektus nach Arles verlegt, um das Jahr 418.

Die Stürme der Völkerwanderung brausten über die unglückliche Stadt hinweg, viermal wurde Trier im fünften Jahrhundert zerstört. Vielleicht war keine der Verwüstungen vollständiger als die letzte, die der Normannen im neunten Jahrhundert. Das Feuer verzehrte alle Holzbauten, selbst die aus Stein gebauten Kirchen fielen der Verwüstung zum Opfer. Eine zwei Meter tiefe Schicht Asche bedeckte die Trümmer der Stadt. Wahrscheinlich bestanden damals schon klösterliche Niederlassungen in ihren Anfängen, allein die Bewohner derselben wurden ermordet. Was die Überlebenden in den Ruinen vorfanden, waren kümmerliche Reste, die aus der Asche herausgelesen werden mußten. Mit der Gründung des fränkischen Reiches durch Chlodwig I. begann auch für Trier die Herrschaft der Merowinger. Chlodwigs Bekehrung zum Christentum, 496, gereichte den ihm unterworfenen Ländern zum größten Segen. Langsam hob sich Trier wieder aus Schutt und Asche empor. Als der große Bischof Nicetius, 527—566, in die Stadt einzog, fand er nur einen Trümmerhaufen. Der Dom hatte sehr gelitten, obwohl noch Abhilfe möglich war. Nicetius ließ Bauhandwerker und Künstler aus Italien kommen. Die Granitsäulen waren durch die Glut des Feuers zersprungen,

Digitized by Google

die Decke und die Bogen waren eingestürzt. Die Säulen wurden durch neue aus Kalkstein ersetzt. Die Bogen wurden neu aufgeführt. Venantius Fortunatus, der letzte

Paulinskirche. Innenansicht.

römische Dichter, besang die Wiederherstellung des ehrwürdigen Gotteshauses in einer schwungvollen Ode. Auf Nicetius folgte der ebenfalls segensreich wirkende heilige Mognericus, gest. 596.

In der römischen Basilika, die auch nach den Verwüstungen noch aufrecht stand, residierten nun die merowin-

Digitized by Google

gischen und fränkischen Fürsten, wenn sie sich in Trier aufhielten. Wenn auch sicher schon im dritten und vierten Jahrhundert in Trier Kirchen und Friedhöfe bestanden, wie viele altchristliche Inschriften und Grabsteine beweisen, so mußte doch alles wieder hergestellt und aufgebaut werden. Die eigentlichen Klostergründungen beginnen mit der Merowinger Zeit. Die Bewohner dieser Klöster befolgten anfangs die Regeln der Heiligen Basilius und Pachomius, im neunten Jahrhundert hatten wahrscheinlich schon alle die Regel des heiligen Benedikt angenommen. Die wichtigsten Abteien, in Bezug auf Wissenschaft und Kunst, sind St. Maximin und St. Eucharius-Matthias, die letztere hieß so von den Reliquien, die sie bewahrte. (Schluß folgt.)

Der unbestellte Brief

Von Peter Bauer

Mein Brief an Dich ward mir zurückgesandt.
Durchstrichen war die Aufschrift und darüber stand
So hart und weh und blutbeströmt das Wörtchen nur:
Gefallen!
Als krachte eine angelehnte Tür ins Schloß,
Hinhallend durch den breitgefliesten Flur —
So trafs mich.
Du langer Jahre treuer Weggenoß,
Du Bester, Liebster, — tot!
Und glaubten doch: von gleichen Zielen, gleichen Sternen überloht
Gemeinsam Glück und Zukunft uns zu schmieden. —
Nun fandest Du am Weg schon frühen Frieden. — —
Betret ich jetzt mein Zimmer, wo Dein Bild mir unter vielen
Das liebste ist, liegt's wie ein Leuchten auf den Dielen,
Und flutet heimlich rings von allen Wänden,
Als ob sie schütteten mit Sonnenhänden:
Sie wollen ihre Freude sagen,
Daß sie das Bildnis eines Helden tragen.

Digitized by Google

Dante als Erzieher

Von Prälat Dr. P. von Mathies

II.

„Dante als Erzieher" — das heißt natürlich nicht ‚Dante als Schulfuchser'. Mancher von uns hat auf dem Gymnasium deshalb den Wald vor Bäumen nicht gesehen, weil ihm an Homer, Horaz und Sophokles zunächst das Philologische gedeutet und gleichsam als Wurzel, Blüte und Frucht poetischen Schaffens eingetrichtert wurde. Wenigstens ging das vor dreißig Jahren auf Deutschlands hohen Mittelschulen vielfach so. Vielleicht ist es jetzt anders, und wahrscheinlich war es auch nicht überall so. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat erst lange nach seiner „Reifeprüfung" ordentlich Latein und Griechisch gelernt und Geschmack an den alten Klassikern gefunden. Es kommt eben alles auf die Methode an. Das gilt nun ganz besonders vom Dantestudium. Man muß gut italienisch und mehr als die moderne Konversationssprache verstehen, will man Dante sofort im Urtext genießen. Sonst bleibt die Danteleküre elende Schulfuchserei und wird bald wieder aufgegeben. Sogar manche Italiener verstehen Dante nicht auf den ersten Anhieb. Ein gebildeter Venezianer erzählte dem Verfasser, ihm sei Dante inhaltlich zuerst durch die Übersetzung und den Kommentar des amerikanischen Dichters Longfellow nahegebracht worden! Es gibt nun freilich sehr viele Wege, die nach Rom führen. Für einen Katholiken deutscher Zunge wird es sich u. E. empfehlen, vor jeder Beschäftigung mit dem Texte dantischer Dichtungen und Prosaschriften, Franz v. Hettingers ‚Die göttliche Komödie des Dante Alighieri' zu studieren. Das Buch stellt tatsächlich, wie sein Untertitel es verspricht, die Commedia ‚nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter' dar und ist ein ‚Beitrag zu deren Würdigung und Verständnis'. Auch das Leben des Dichters und seine Umwelt lernen wir aus dem gedankenreichen und stilistisch sehr vornehmen Werke wenigstens insoweit kennen, als solches für den Neuling wünschenswert ist. Sehr geistvoll, doch etwas schwerer verständlich ist ‚Die göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri' von dem verstorbenen Jesuitenpater Gerhard Gietmann, dessen dankbarer Schüler der Schreiber dieser Zeilen war. Desselben Verfassers ‚Beatrice, Geist und Kern der Danteschen

Digitized by Google

Dichtungen' lieſt man jedoch erſt dann mit Nutzen, wenn man zuvor die Commedia, die Vita nuova und das Convito (oder Convivio) wenigſtens einmal ganz durchgearbeitet hat. Berühmt iſt F. X. Kraus, ‚Dante, ſein Leben und ſein Werk, ſein Verhältnis zur Kunſt und Politik'. Aus dieſem ſehr anziehend ausgeſtatteten hochwiſſenſchaftlichen Werke kann man immer wieder lernen, ſo oft man es zur Hand nimmt. Man muß ſich jedoch bei einzelnen Kapiteln des Buches daran erinnern, daß Kraus' kirchenpolitiſche Haltung in manchen Punkten romfeindlich war. Sie ſpiegelt ſich auch in ſeinem ‚Dante' wider. Ein wahres Arſenal für jeden Danteleſer, ſei er nun noch Novize oder ſei er bereits Mitglied des hochwohlweiſen Rates der Alten, ſind die deutſch und italieniſch erſchienenen Werke des Graubündner Danteforſchers Giovanni Andrea Scartazzini. Beſonders ſeine dreibändige Enciclopedia Dantesea gibt über alle ‚Realien' bei Dante klare und zuverläſſige Auskunft. Obwohl Scartazzini dem reformierten Bekenntniſſe angehört, finden ſich bei ihm nur wenige Schnitzer in Bezug auf katholiſche Dinge. In die theologiſche und philoſophiſche Gedankenwelt des Dichters führen jedoch mit noch größerer Sicherheit ein: die Anmerkungen zu der allbekannten Überſetzung von Philalethes (Pſeudonym für König Johann von Sachſen). Ganz neue Kommentare proteſtantiſcher Autoren, wie z. B. den des Münchner Profeſſors Karl Voßler oder die Bücher von Karl Federn bieten zwar dem Dantekenner und Danteliebhaber eine Fülle wertvoller Anregungen, ſind aber nicht ſelten gefährliche Fußangeln für ſolche Katholiken, die keine Theologie und Philoſophie ſtudiert haben. Dante iſt übrigens von Männern aus allen gelehrten und ungelehrten Berufsklaſſen ‚erklärt' worden, (ſogar von den ‚Schumachern' Hans Sachs und Jakob Böhme) und einige ‚Erklärer' haben ihn eher verdunkelt. Wie einfach, ungeſucht, trotz aller Myſtik und Allegoriſtik überzeugend interpretieren ihn beiſpielsweiſe einige der Alten wie Landino oder Velutello, verglichen etwa mit der modernen, ſonſt recht geſcheiten Elſe Haſſe, dem ſchnell mit dem Worte fertigen Engländer F. J. Snell, dem als Philoſoph von der Natur gar ſtiefmütterlich behandelten Max Willert oder dem faſt tobſüchtigen Freiheitsſchwärmer Ugo Foſcolo! Zu warnen wäre wenigſtens der Anfänger vor gewiſſen zwar originellen aber doch wohl in verkehrtem Sinne äſthetiſierenden Überſetzungen eines Stefan George und ähnlicher Dolmetſcher, die mir Dante zu emphatiſch als Kunſtdichter — oder beſſer als Kunſtſtückdichter — zu behandeln ſcheinen. Auch andere Moderne, deren Namen ich verſchweigen möchte,

Digitized by Google

weil es mir um einen Federkrieg nicht zu tun ist, zeigen ihn uns keinenfalls als den Geistesrecken, der er doch war, als den Riesen, der, zuerst in die blutigen Fehden und Händel seiner Zeit verwickelt, schließlich über die politischen Menschlein und ihre Menschlichkeiten hinausgewachsen ist, sondern eher als einen neumodisch gekleideten aber altmodische Stoffe rezitierenden Salondichter. Auf diese Weise kann sogar ein Dante Alighieri zum Don Quijote werden. Nicht jeder Dantekommentar, der im Buchhandel angepriesen wird, ist ein Kommentar zu Dante. Vielleicht sollte, wer über Dante schreibt, des Dichters Spuren auch in Italien nachgegangen sein. Wir können in einem kurzen Aufsatz nicht alle Dante-Erklärer und -Übersetzer anführen. Ihre Aufzählung würde überhaupt Bände füllen. Soweit die deutsche Danteliteratur der letzten dreihundertundfünfzig Jahre in Betracht kommt, findet der Leser alles Wissenswerte zusammengetragen und übersichtlich geordnet bei Richard Zoozmann, ‚Dantes Werke', besonders im vierten Band. Zoozmann ist einer der besten Dantekenner und Übersetzer der Gegenwart, seine ‚Einleitungen' befriedigen jedoch den Katholiken nicht in alleweg. Großes Verdienst hat er sich durch die schöne (bei Herder erschienene) ‚En-regard'-Ausgabe erworben, die seinen deutschen Text mit gegenüberstehendem italienischen Originaltext enthält. Jeder Deutsche, der Dante in Angriff nimmt, sollte diese Ausgabe besitzen. Sprachlich recht empfehlenswert sind auch die Übersetzungen von Otto Gildemeister und die von Rudolf Pfleiderer neu herausgegebene des verstorbenen Karl Streckfuß. Beide sind von Anmerkungen und Erklärungen begleitet, welche zwar als Hülfsmittel zum Studium der Commedia dienen können, aber oft gerade dann versagen, wenn der Gedanke des katholischen Dichters erfaßt werden soll. Weil Dante die Sünden und Fehler der Geistlichen, ja sogar der Päpste freimütig tadelt und weil er von einem christlichen Kaiser die Heilung der politischen Schäden seiner Zeit erwartet — eine Hoffnung, die ihn allerdings arg betrog! — so liegt für nichtkatholische Erklärer Dantes immer die Versuchung nahe, den Dichter zum Papsttum in Gegensatz zu stellen. Sogar ein Jesuit des 18. Jahrhunderts, der P. Pompeo Venturi, sucht in seinem dreibändigen Kommentar der Rechtgläubigkeit Dantes am Zeuge zu flicken. Wir werden später zeigen, worin Dante geirrt hat. Unfehlbar war der Dichter nicht. Aber seine Orthodoxie haben die Päpste selbst immer anerkannt. Die zwei letzten Päpste Leo XIII. und Pius X. sowie jetzt wieder Benedikt XV. haben ihn uns sogar als durchaus christlichen Dichter warm empfohlen — und

Digitized by Google

das im Zeitalter des Rationalismus und Modernismus! Ehe wir nun zu Dante als ‚Erzieher' übergehen, noch ein Wort zum Kapitel ‚Übersetzungen'. Schiller, Tieck und Schlegel haben Shakespeare gut übertragen, d. h. so, daß auch derjenige, dem die englische Sprache fremd geblieben, die schöne Form des Originals in etwa mitverkosten kann. Aber die beiden Sprachen Deutsch und Englisch sowie die Vorstellungen der Germanen und Britten sind sich auch innerlich verwandt — obgleich uns das bei der augenblicklichen politischen Lage fast märchenhaft anmutet. Italienisch und deutsch hingegen sind sozusagen inkommensurable Größen, nicht bloß für das musikalische Ohr, nein auch für das, was man als ‚inneren Formensinn' bezeichnen könnte. Die Klangfarbe beider Sprachen ist grundverschieden, ihre metrischen Gesetze und Bedürfnisse sind grundverschieden, ihre Bilderästhetik ist — wenn auch nicht gerade grundverschieden, so doch recht verschieden. Darum kann Dante niemals würdig in's Deutsche übertragen werden — ebensowenig wie Goethes Faust italienisch oder französisch wiederzugeben ist. Den ganzen Zauber des ‚dolce parlare toscano', der ‚lingua del Si' empfinden wir beim deutschen Dante niemals. Auch seine Vergleiche wirken anders in der fremden Sprache. Vor allem geht das Tonmalerische, das Onomatopoietische, das bald Grausig-Wilde und Wuchtige, bald Sanft-Anmutige und Friedliche, bald wieder wie süße Sphärenmusik klingende der kunstvollen Terzinendichtung uns gänzlich verloren. Es war daher eine überaus glückliche Inspiration, daß Paul Pochhammer die Commedia in deutsche Stanzen (mit männlichem Reim) übertrug. Pochhammers Übertragung ist nach unserm Gefühl denn auch die einzige, in der man Dante's Commedia, wenn man sie noch nicht kennt, zunächst von Anfang bis zu Ende einmal durchlesen sollte, ohne sich um die einschlägige Theologie, Philosophie oder gar italienische Lokal- und Parteigeschichte des 13. und 14. Jahrhunderts zu kümmern. Auf diese Weise gewinnt man erst einmal einen Gesamteindruck von dem Wunderbau. Nachher studiert man die drei Schiffe des Tempels, dann tritt man der Reihe nach in die teils sonnenhellen, teils in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Seitenkapellen ein, betrachtet alle Einzelheiten, alle Schätze, alle Kleinodien, wagt sich ferner in die verborgene Krypta hinab, wo noch so viel Unentdecktes, Unerklärtes schlummert und steigt zuletzt auf das hochragende Dach des Gebäudes, um sich nun den wahren Überblick über das Ganze zu verschaffen. Dante läßt sich nicht ‚verschlingen', nicht in ein paar Sitzungen erledigen. Er ist eine Welt, die man sich

Digitized by Google

Schritt für Schritt erobern muß. Schon deshalb ist er ein Erzieher. Der Hausdichter oberflächlicher Leute wird er niemals werden. Den ‚Simplizissimus' oder die ‚Lustige Witwe' kann er nicht ersetzen. Auch der Gebildete wird, wenn er die ersten Schritte über die Schwelle der „allegorischen" Dichtung tut, eine Zeitlang das Gefühl nicht los, in eine gänzlich neue Gedankenwelt und Literaturgattung einzutreten. Tore, die man nicht sieht, tun sich auf, und Pforten, an die man ungeduldig anklopft, bleiben verriegelt. Das Licht scheint manchmal drohender als die Finsternis, und das Dunkel selbstverständlicher denn der sonnige Tag. Die meisten werden darum von Anfang an nach einem Führer verlangen. Wir weisen sie noch einmal an Hettinger, oder auch an Alexander Baumgartner, der im 6. Bande seiner ‚Geschichte der Weltliteratur' sehr klar und sinnreich, wenn auch nicht gerade besonders begeistert, über ‚Dante', die ‚Divina Commedia' und ‚Dantes Epigonen' geschrieben hat. Wer sich die erste Mühe nicht verdrießen läßt, der wird finden, daß kein Dichter dankbarer ist als Dante. Je älter wir werden und je mehr wir selber über Menschen und Menschengeschichte nachdenken, desto weiser erscheint uns der große Verbannte, der getrost der ‚Apostel des Geistes' unter den Dichtern genannt werden darf. Bei ihm ist die schöne Form ganz in den Dienst der höchsten Ideen gestellt — er predigt mit keiner Zeile den Triumph des Fleisches, besingt niemals die Verwesung, feiert nirgends den Toren, der in seinem Herzen spricht: ‚Es ist kein Gott.'

Darum soll er uns zum Erzieher werden, zumal er — wie bereits betont worden ist — trotz seines hohen Geistesfluges ein heißblütiger, echt menschlich empfindender Erdensohn bleibt. Freilich ist er kein Erzieher für die Philister, die Denkfaulen, die Sittlich-Trägen, die Oberflächlichen und die Selbstzufriedenen. Ihnen allen ruft er zu:

„O Ihr, die Ihr zu lauschen meinem Singen,
Im kleinen Boot dem Schiffe folgt, habt acht!
Kehrt um! Das Wagnis kann Euch nicht gelingen,
An's Ufer eilt, wo heim'sche Sonne lacht!
Verliert Ihr mich, muß Euch das Meer verschlingen,
Mich treibt für Euch zu weit der Götter Macht:
Minerva haucht, Apoll führt in die Ferne,
Und alle Musen weisen mir die Sterne.

Ihr wen'gen andern, die nach Himmelsspeise,
Die nährt, nicht satt macht, früh die Hand gestreckt,
Willkommen als Gefährten meiner Reise!
Ich weiß, daß Euch der Ozean nicht schreckt,
Lernt mir zu folgen nur die rechte Weise:

Digitized by Google

Nehmt meine Kielspur, eh' die Flut sie deckt!
Bald staunt Ihr mehr, als die auf Jasons Zuge,
Die einst die Feuerstiere sahn am Pfluge."
(Paradiso, 2. Gesang 1. 2. übers. von Pochhammer).

Nachschrift der Gralredaktion: Mit heute schließen wir den allgemeinen Teil einer umfassenden Dantestudie des H. H. Prälaten Dr. de Mathies, die sich über die künstlerische, philosophische und theologische Bedeutung Dantes nach pädagogischer Richtung verbreiten wird. Das Juliheft soll mit der Publikation des zweiten Kapitels beginnen.

Anima

Ein Märchen / Von Elli Bilecki

(Fortsetzung)

Dann erloschen mählich die Farben. Die Flammen verglühten. Wald und Hügel versanken in blauem Duft; und der bleiche, rosige Mond kam herauf und blies auf seinem Horne die Sterne herbei.

Sie kamen erst einzeln und zaghaft; dann immer mehr, immer zahlreicher, leuchtender bis sie den ganzen, mächtigen Dom erfüllten, wie ein einziges, großes, funkelndes Heer.

Langsam wuchsen Wald und Hügel, die eine Weile in der Dämmerung zu verschwimmen schienen, wieder in schärferen Linien in das bläulich klare Licht hinein.

Das Bächlein rauschte so sacht, so sacht und schien zu staunen und vor sich selbst zu erschauern, weil es heute ein feuriger Glutstrom gewesen und war doch sonst nur ein schmales, harmloses Wiesenbächlein.

Anima lehnte das Haupt an den morschen Türpfosten und träumte so süß.

Hinter dem Hügelkamme, wo der Hirt mit seiner Herde vorhin entschwand, stieg ein Silberglanz herauf. Sie sah ganz deutlich, ganz klar, als sei ihr Auge nur für die Nacht geschaffen.

Ein jugendschönes Haupt von goldlichtem Haar umweht erschien über dem Berge, eine Stirn so klar wie der Mond, Wangen wie Morgenrot, Augen wie milde Sonnen. Zwei schimmernde Flügel wehten darüber durchsichtig aus Nebelglanz gewebt, und eine goldene Harfe glänzte durch die Nacht.

Carus, der Engel des Südwindes, denn er war der lichte Knabe, setzte sich auf der Höhe nieder und sein großes, wunderbares Auge schweifte hinüber zu Anima und zu seinem Freunde Benignus, der neben ihr stand und wachte.

Wieder war eine Sonntagsnacht und wieder wie einst kamen aus dem Walde geflügelte Lichtgestalten, heilige Sabbathruh über den seligen Stirnen.

Digitized by Google

Von den Bergen kamen sie, aus den schweigenden Wäldern und herab von den Wolken und Sternen. Sie sangen Geisterlieder, die Menschenohren nicht vernehmen können, zum Preise des Königs der Ewigkeit.

Viele ließen sich lauschend am sanften Hange des Baches nieder, denn der Knabe am Hügel stimmte seine Harfe, und ihre ersten weichen Klänge wehten säuselnd über das stille Tal. Carus sang dazu:

Nun läutet im Tale ihr Glöcklein zart,
Laßt klingen die Jubellieder!
Die Königsbraut nach irrender Fahrt
Fand nun ihre Heimat wieder.

Sie wollten ihr die Königstreu'
In der sündigen Fremde rauben;
Doch sie kehrte zurück voll liebender Reu'
Zum seligen Kinderglauben.

Und morgen, wenn rosig das Frührot tagt,
Tritt sie scheu zu dem Königsportale,
„Als deine Sklavin, als ärmste Magd
Laß mich dienen beim bräutlichen Mahle."

Während Carus noch sang, hatte Benignus ein Grabscheit ergriffen und begann vor der Hütte zu graben. Und sieh, bald glänzte es ihm entgegen, golden und perlengeziert, Animas Harfe, die er einst hier verbarg.

Er hob sie ans Licht, daß sie geheimnisvoll funkelte. Dann beugte er sich zu der träumenden Anima.

„Nimm hier deine Harfe, die ich für dich bewahrte. Singen sollst du, was dein König an dir getan. Das ist sein Wille. — Weil du selbst geirrt, sollst du nun andere zu ihm führen."

Da freute sich Anima so sehr, daß sie darüber erwachte. Der Morgen küßte mit warmen Purpurlippen die Erde wach und flocht ihr den Sabbathschmuck von köstlichen Diamanten ins Haar.

Die Lerchen jauchzten und tausend Glockenblumen läuteten im Tal.

Neben Anima lehnte strahlend die Harfe im Morgenlicht. Da grüßte Anima voll hoher Freude ihren unsichtbaren Freund und dankte ihm. Und er hieß sie die Harfe nehmen und führte sie in den lichten Morgen hinein.

* * *

Schauernd und tiefgeneigt betrat Anima das Feldkirchlein und warf sich schweigend und weinend vor dem Zelte des Königs nieder.

Digitized by Google

Sie empfand, daß es alle menschlichen Begriffe übersteige, was Gott nun tat, und was sich da vor ihr auf dem Altar vollzog.

In geheimnisvoller, unblutiger Weise erneuerte sich hier das Opfer der Erlösung.

„Das ist mein Leib, — das ist mein Blut," sprach der Greis am Altare.

Da öffnete sich der Himmel, und flammend von Liebe stieg Gottes Sohn herab, sich aufs neue zum Staube erniedrigend. Die göttliche, unermeßliche Majestät hüllte sich in die winzige Brotsgestalt und gab sich dahin für die schuldbeladene Menschheit.

„Siehe, mein König," betete der Priester, „ich bringe dir Jesus, deinen göttlichen Sohn in der Meinung, in welcher er selbst auf allen Altären sich opfert, um dich als unsern Herrn und Gott zu ehren und anzubeten, um für unsere Schuld genugzutun.

Sieh wie er sich ganz vernichtet und dahingegeben hat. O Vater, könnte dir je ein größeres Opfer dargebracht werden? Oder könntest du selbst, der du alles besitzest, mir mehr geben, als was du in deiner ewigen Güte mir zu geben erlaubst?

Nein, Vater, du könntest es nicht, denn er ist dein Sohn, eins mit dir und dem Heiligen Geiste, mein Herr und mein Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Bebend vor Ehrfurcht kniete Anima da, wie vernichtet vom Bewußtsein ihrer Schuld und der Größe des Opfers. Sie wußte, was hier geschah. Alle Lehren, die sie von Anzilla und Benedikta in der Kindheit empfing, standen im Lichte des Glaubens klar vor ihrer Seele.

Sie fühlte sich unwürdig, opfernd und lobpreisend vor Gott hinzutreten und rief demutsvoll Immakulata als Mittlerin.

„O milde Königin", betete sie, „in deine reinen, mütterlichen Hände lege ich all mein Leid und meine große Schuld. Wasche mich im Blute Jesu rein und schließ mich ewig ein in sein göttliches Herz. Und schließ auch da hinein alle Herzen, die arm und betrogen, irrend und suchend sind wie das meine.

Und wenn du uns da geborgen hast, bringe Jesu Herz dem himmlischen Vater dar, damit er uns segne."

Nun kam die Vollendung des Opfers, die völlige Vernichtung der Opfergestalten, die Erneuerung des Todes Jesu.

Mit heiligem Neid und übermächtiger Sehnsucht sah Anima arme, gebrechliche Menschen hintreten zum Tisch des

Digitized by Google

Königs, zum göttlichen Liebesmahl und sah sie zurückkehren als lebendige Tempel Gottes.

Sie sah ihn, der alles geschaffen, den Herrn des Weltalls, den Himmel und Erde nicht einzuschließen vermögen, sein größtes Wunder wirken. Er stieg hinab in kleine, staubgeborene Menschenherzen, sie ganz zu erfüllen und zu beseligen und in sich umzugestalten.

Da wollte glühende Sehnsucht ihr das Herz zerbrechen. Sie durfte ja nicht hinzutreten, unbereitet, unwissend und unwürdig, wie sie sich sah.

Der göttliche Gastgeber aber liebt mit besonderer Liebe alle demutvollen Seelen, weil er selbst sanft und demütig von Herzen war.

Er sah Animas glühendes Verlangen nach dem lebendigen Brote und trat unsichtbar zu ihr und vereinigte sich in bräutlicher Umarmung mit ihrer Seele.

Da wurde sie rein. Da schmolz ihr Herz in Liebe; und sie warf sich zu Füßen des Geliebten nieder und weinte und schwieg. Doch ihr Schweigen sagte ihm mehr als Worte.

So verharrte Anima lang. Und weil sie nicht reden konnte, nahm sie ihre Harfe, und während ihr Auge sehnsüchtig an seinem Antlitz hing, spielte sie ihm ihr erstes Liebeslied.

„Ich habe dir die Treue gebrochen", klagte das Lied, „und ich bin nicht wert, deine Magd zu sein. —

Du aber hast mein Herz entzündet, und nun liebt es dich ewig, liebt dich über alles, unaussprechlich, übermächtig und sehnt sich zu Tode, daß es dich nicht größer lieben kann."

So sang die Harfe. Immakulata und Benignus, Anzilla und Benedikta und die Scharen der Seligen, die sie unsichtbar umgaben, vernahmen das Lied mit Wonne.

* * *

Nun kamen Tage sehnlichen Harrens für Anima. Cölestin, der Priestergreis, der sie einst am Gnadenborn der Taufe reingewaschen vom alten Fluch, unterwies sie mit väterlicher Milde und bereitete ihr Herz zu dem bräutlichen Liebesbund, den Jesus mit ihr schließen wollte.

In strenger Selbstanklage bekannte Anima tiefdemütig ihre Schuld und zeigte dem väterlichen Freunde offen und vertrauend wie ein Kind ihre irrende, suchende, schuldige und doch so herrliche Seele.

„O wie schön", sprach der Priester, „daß du dein weißes Kleid noch nicht verloren hast. Wohl hat Immakulata, der ich dich einst weihte, dich behütet.

Digitized by Google

Zwar ist dein Kleid zerrissen und befleckt. Doch nun hast du es reingewaschen in reuigen Tränen und im Blute des Gotteslammes; und es ist wieder neu und schön."

Anima arbeitete nun unermüdlich, um ihr Herz für den Geliebten zu schmücken. Tagsüber diente sie bei den Menschen und erwarb sich in harter Alltagsfron ihren Unterhalt; aber nichts vermochte sie innerlich von dem Geliebten zu trennen.

Sie sandte Benignus zu der Königin, damit er ihr himmlische Blumen als Festschmuck erbitte. Dann reinigte sie die Hütte von Spinnweb' und Staub, daß sie wieder licht und traulich wurde und tat um das Bild der Königin einen neuen Rahmen.

Als Anima endlich nichts mehr hatte, ihre Wohnung zu bereiten, nahm sie in goldnen Abendstunden ihre Harfe und ging an die Türen guter Menschen, die den König liebten, und spielte liebliche Lieder zu seinem Ruhme.

Da erglühten alle von heiliger Liebe und gingen vor das Haus und baten Anima, hineinzukommen und mehr von dem Könige zu singen.

Als Anima dann schied, gaben sie ihr um seinetwillen Speise, Holz und Stroh und Linnen für ein Lager.

Einige gingen mit der Jungfrau und bauten über ihre Hütte ein neues Dach, weil das alte morsch und zerborsten war, und eine neue Schwelle.

Nachts kamen im Sternenscheine die Engel, die die Flur bewachten und rührten mit ihren lichten Händen die rosigen Winden an, daß sie die Hütte in herrlicher Fülle überblühten.

Sie segneten den kleinen Garten mit seinen Glockenblumen, und der laue Sommerwind, den Carus seiner Harfe entlockte, streute neuen, edlen Samen hinein.

Benignus aber brachte aus dem Garten der Königin himmlische Blumen in verschwenderischer Fülle, die niemals welken sollten, solange Anima treu war.

Als nun der Abend kam, da alles bereitet war, standen Anima und Benignus in süßer Erwartung und Freude auf der neuen, weißen Schwelle und überschauten staunend den kleinen Raum. Wie war er doch so licht und so traulich geworden.

Lang ruhte Animas liebender Blick auf dem Kreuze über dem armen Lager von Stroh und Linnen. Über der blanken Truhe gegenüber hing Mariens liebliches Bild, und vom kleinen Herd grüßte das milde Antlitz Josephs, ihres keuschen Bräutigams.

Digitized by Google

Blendend weißes Linnen deckte auch den Tisch in der Mitte des Raumes. Da prangte ein blühender Strauß Rosen, Lilien und Veigelein und erfüllte die ganze Hütte mit seinem köstlichen Duft.

Dann kam die Nacht, die letzte Nacht des Harrens und überwältigender Sehnsucht für Anima.

Süße Kindlein mit Libellenflügeln im schneeweißen Hemdlein stiegen aus den Glockenblumen und trieben um Anima ihr himmlisch schönes Spiel.

Sie spannen Silberfäden aus Mondenlicht und reihten daran Animas reuige Tränen zu schimmernden Perlenketten auf, die Jungfrau damit zu schmücken. —

Als die Herolde der Sonne das Morgenrot entfachten zu lodernder Glut, sah Benignus Scharen seiner Brüder vorüberwallen, Lilien Gottes, festlich angetan und mit strahlenden Mienen.

Sie stimmten ihre Harfen und schienen alle etwas Großes, Herrliches zu erwarten. Über die leuchtenden Hügel breiteten sie Perlenschleier aus und streuten tausend Blüten auf den Weg zum Feldkirchlein.

Sie warfen ihre goldenen Ringlein in den Bach, daß er in allen Farben zu sprühen und zu leuchten begann. Dann weckten sie die träumenden Heimchen im Feld und die Vöglein in den Bäumen und luden sie ein, recht schön zu musizieren. Denn die verirrte Königsbraut sei wieder heimgekehrt und sollte sich heute dem König vermählen zu ewigem Bunde.

Als Anima im Hochzeitskleide mit Benignus vor die Hütte trat, stand an der Pforte die Königin. Ihr Mantel war blau wie der Himmel, ihr Haupt umstrahlt von Sternen, ihre Augen voll seliger Güte.

Da fiel Anima der Hohen zu Füßen und bat sie um ihr Geleite. — Anzilla und Benedikta in Glorienlicht gekleidet waren im Gefolge der Königin, und weit hinaus glänzte und jubelte eine große, lichtverklärte Schar.

Die Geisterharfen klangen in entzücktem Jubel.

Die Vöglein jauchzten, und alle Heimchen sangen, und tausend Blumen lachten auf den Wegen, als Anima dem Bräutigam entgegenzog.

* * *

Dann kniete sie in dem Tempel vor seinem verschlossenen Zelte und alles versank und verging in schweigendem, seligem Erwarten.

Digitized by Google

Leise, leise erwachten nun die Harfen. So leise, daß die andern Menschen, die in dem Tempel waren, sie nicht vernahmen, weil es Stimmen waren aus der Geisterwelt.

Nur Cöleſtin, der Prieſtergreis am Altare und Anima vernahmen ſie:

„Siehe, dein König kommt zu dir!"

Und er kam. — Menſchenaugen ſahen eine weiße Hoſtie in des Prieſters Hand. Animas Seele ſah Ihn, ihren Herrn und Gott, den ſie unausſprechlich liebte, Ihn, die Erfüllung all ihrer flammenden Sehnſucht, ihre einzige Liebe, ihr Leben.

Er kam. — Der Bräutigam kam und gab ihr das Ringlein ſeiner Treue an ihre reine Hand.

Die Königin führte Anima dem Geliebten zu und legte die Braut in ſeine göttlichen Arme. Sie ſang dabei den jubelnden Hochgeſang der Liebe:

„Magnificat Anima mea Dominum. Et exultavit spiritus meus in Deo salutari meo."

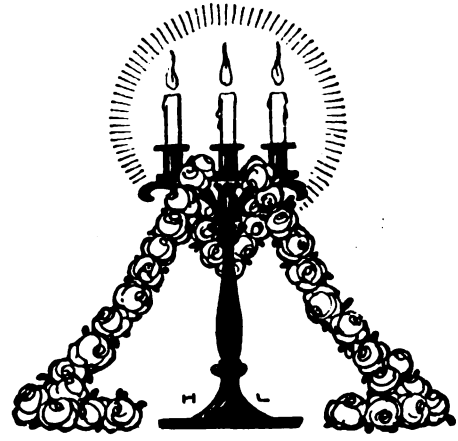
Da umfing Er Anima und ſie Ihn, wunſchlos glücklich im himmliſchen Liebeskuß. —

Nun war es ſo ſtill. Still, wie es über ſchimmernden Meeren iſt, wenn Abendſonnen darin verſinken.

Da weitet ſich das Meer, aus den Tiefen wunderbar leuchtend, und kein Laut, kein Bewegen geht über die ſpiegelglatte Fläche.

Stumm und weit lauſcht es in die Unendlichkeit hinaus, und das letzte Licht bebt nur noch aus ſeinen Tiefen herauf wie ein ſtilles, großes Erſtaunen vor ſich ſelbſt.

(Fortſetzung folgt.)



Digitized by Google

Die Mystik des Islam

Von Dr. Wilhelm Oehl

I.

Die arabische Mystik

Schon im ersten Jahrhundert der Hedschra entfaltete sich bei den muhammedanischen Arabern mystisches Leben, obwohl der Islam an und für sich infolge seines starren Theismus, seines strengen Ritualismus und seiner unbedingten Prädestinationslehre der denkbar ungünstigste Boden für das schwärmerische Gefühls- und Phantasieleben der Mystik war. Aber die der Menschheit angeborene Anlage zur Mystik, zur hingebenden Herzensfrömmigkeit, zur Gottesfreundschaft, zum Erleben Gottes in begrifflicher Ergründung oder in verzückter Phantastik, — diese Menschheitsanlage brach auch im Islam sehr bald alle entgegenstehenden Hindernisse. Die unermeßliche Kluft zwischen dem in absoluter Transzendenz thronenden Allah und der elenden Menschenwelt wurde merkwürdig schnell überbrückt durch einen üppig aufschießenden Heiligenkult, der freilich an und für sich dem Islam ebenso wesensfremd ist wie der Götzendienst dem Christentum. Diese innere Umkehrung einer Grundlehre des Islam ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Religionsgeschichte; nur die Umwandlung des ursprünglich rein atheistischen Buddhismus in millionenfachen Götterkult ist noch merkwürdiger. — Der Koran hatte den natürlichen Hang aller Menschen, gute, edle, reine Menschen als Vorbilder zu verehren und als Führer zu Gott, als Vermittler zu wählen, d. h. eben den Heiligenkult, vergeblich zu unterdrücken versucht. Ja, die Ansätze zu einem neuen Heiligenkult lagen schon im Koran selbst. Die Engel-Lehre und die Propheten, die Muhammed aus dem Judentum und Christentum herübernahm, waren schon eine Durchbrechung des absoluten Transzendenz-Gedankens: das waren schon Mittelwesen zwischen Gott und Mensch. Ferner spricht der Koran von gewissen „Gottes-Freunden", d. h. von frommen Moslemin, die Allah besonders wohlgefällig sind. Das arabische Wort dafür ist walî, in der Mehrzahl auliyâ, und bedeutet so viel wie „Nachfolgender, Sich-eng-Anschließender, Freund, Verwandter"; es steht also unserem analogen biblischen Ausdruck amicus Dei und dem Sachwort der alt-

Digitized by Google

deutschen Mystik „Gottesfreund" ganz nahe. Solche auliyâ, solche muhammedanische „Heilige", Asketen, Einsiedler und Martyrer gab es nun schon seit der ersten Zeit des Islam. Muhammed selbst war ja der größte unter all den auliyâ, wie er der letzte und größte Prophet nach Isâ, d. h. nach Jesus ist. Die Zahl und das Ansehen dieser auliyâ waren in allen Ländern des Islam stets sehr groß. Man verehrte sie zu ihren Lebzeiten, oft in recht abgöttischer Weise, und nach ihrem Tode wuchs ihr Kult oft nur noch mehr. Die Wallfahrten zu den Heiligen-Gräbern sind vielfach in Schwung; das Grab eines Marabu — so nennt man in Nordafrika die auliyâ — gilt dem gläubigen Moslim so viel wie dem Katholiken seine Gnadenorte. Der Ruhm einzelner Heiligen-Gräber stellt fast den der heiligen Kaaba zu Mekka in Schatten; man denke an den berühmten Wallfahrtsort Kairwan in Tunis.

Zugleich mit diesem oft ganz maßlosen Heiligenkult kam auch ein zweites, völlig wesensfremdes Element in den Islam: eine starke Reliquien-Verehrung, ja sogar ein schwunghafter Reliquien-Handel, noch viel bedeutender als der im christlichen Mittelalter so oft mißbrauchte Reliquienkult.

So wurde der einseitige Theismus des Koran schnell und leicht fast in sein Gegenteil verkehrt. Mit dem strengen Ritualismus des Koran ging es ganz ähnlich. Die Gesetzesstrenge des Pentateuch war kaum minder scharf als die des Koran, und doch entstand auf dem Boden dieses peinlich genauen Ritualismus die wunderbar innige Lyrik der Psalmen, die kühne mystische Allegorie des Hohenliedes, der starke ethische Individualismus der Propheten. Schließlich gelangten Judentum und Islam in gleicher Entwicklung und unter denselben neuplatonischen Einflüssen zum ausschweifendsten Symbolismus und Allegorismus; die mystischen Deutungen der Koran-Verse in Abd-ur-razzâks „Sufi-Wörterbuch" sind ebenso verblüffend als die Buchstaben-Deutung der Kabbala. — Wie in der islamitischen Mystik die Gesetzesstrenge ziemlich bald in ihr Gegenteil umschlug, in die völlige Ignorierung, ja Verachtung des äußeren Gesetzes, das für den vollendeten „Heiligen" nicht mehr bindend sei, das wird noch ausführlicher zur Sprache kommen.

Aber der Islam entbehrte dennoch nicht ganz der echt mystischen Keime für eine fruchtbare Entfaltung der Mystik. Gerade der absolute Fatalismus der Prädestinationslehre konnte ein starker Antrieb mystischer Gott-Ergebenheit werden für denjenigen, der wirklich mit heiligem Ernst seine

Digitized by Google

Religion zu Ende denken und leben wollte; heißt doch „Islam" selbst nichts anderes als „Ergebenheit, Ergebung in Gottes heiligen Willen". Was Gott tut, ist gut, — dieser Gedanke konnte, ja mußte eigentlich vom Fatalismus zur Mystik führen. Ein Doppel-Vers in dem berühmten persischen Lehrgedichte „Gulschen-i-râz" lautet auch demgemäß:

Gott hat's getan, Gott hat's gesagt, Gott ist's gewesen;
Gut ist's getan, gut ist's gesagt, gut ist's gewesen.

Mancher Koranvers endlich verlockte in der Tat zu mystischer Auslegung; so heißt der 50. Vers der 52. Sure: „Zum Menschen spricht Gott nicht anders als durch Offenbarung oder hinter einem Schleier." — Noch weit mehr aber kam der sogenannte Hadîth, die „Tradition", der Mystik entgegen, die mündlich überlieferten Aussprüche Muhammeds, die seit frühester Zeit auftauchten und später in Sammlungen vereinigt wurden. Wohl nur der kleinste Teil dieser apokryphen Prophetenworte ist wirklich auf Muhammed zurückzuführen; das allermeiste ist fromme Erfindung. Viele dieser Aussprüche legten eine allegorisch-mystische Deutung nahe, zumal sie meist selbst schon bildlich waren. Solche Worte sind beispielsweise: „Gott spricht: Erde und Himmel fassen mich nicht, aber es faßt mich das Herz meines Gläubigen"; und: „Wenn ich einen Knecht liebe, so werde ich sein Auge, Ohr und Mund, so daß er durch mich hört, sieht und spricht." — „Auf dem Herzen des Gläubigen sitzt Allah ausgebreitet wie auf seinem Throne." — „Gott hält das Herz des Menschen zwischen zweien seiner Finger und dreht und wendet es, wie er will." — „Ich habe Stunden, wo mich weder ein Engel faßt noch ein Cherub." — „Kein Gebet ohne Herzenssammlung hat Gewicht." — Diese und zahlreiche ähnliche angebliche Aussprüche des Propheten dienen den Mystikern einer späteren Zeit als willkommene Stützpunkte, um die Kühnheit ihrer eigenen Spekulation und Begriffsdichtung auf den Stifter des Islam zurückzuführen und so vor den oft nur allzu berechtigten Angriffen der muhammedanischen Orthodoxie zu sichern. Man kann keine Seite eines Mystikers lesen, ohne wiederholt auf einen Koranvers oder einen Hadîth-Satz zu stoßen.

Die muhammedanische Mystik ging zu allererst von Syrien und Mesopotamien aus. Das älteste Sufi-Kloster ist, nach Dschâmî, zu Ramla in Syrien errichtet worden. Das ist uns ein wichtiger Fingerzeig, wo wir den Ursprung der mystischen Strömungen im Islam zu suchen haben. In dem alten Kulturlande Syrien, wo die neuplatonische wie die christliche Mystik

Digitized by Google

längst heimisch war, kam der Islam zuerst in unmittelbare Berührung mit der Mystik.

Man hat Syrien mit Recht ein „Land der Mitte" genannt. Die syrische Literatur hat eine außerordentlich wichtige Vermittlerrolle gespielt. In Syriens Klöstern und Schulen stießen aus allen Himmelsrichtungen die verschiedensten Religionen und Philosophien zusammen. Die wechselseitige Übersetzertätigkeit aus dem Griechischen, dem Mittelpersischen und dem Arabischen war hier überaus rege. So wurden viele Schriften der griechischen Philosophen und Naturforscher und Dichter ins Syrische übersetzt, aus dem Syrischen wieder weiter ins Mittelpersische, später ins Arabische. Diese Übersetzungstätigkeit der christlichen Syrer dauerte insbesondere vom vierten bis zum achten Jahrhundert und nach der Eroberung durch die muhammedanischen Araber dauerte dies fort, doch so, daß jetzt das Syrische die Quelle arabischer Übersetzungen wurde. Bis ins zehnte Jahrhundert wurden die syrischen Übersetzungen griechischer Urschriften ins Arabische übertragen. Und zwar waren es vorwiegend Werke medizinischen, naturwissenschaftlichen, mathematischen und philosophischen Inhalts. Auf diesem Wege gelangte die späte griechische Wissenschaft und vor allem die neuplatonische Philosophie in den Islam.

Für unsere Zwecke kommt nur die neuplatonische Literatur in Betracht, die jetzt von christlichen Syrern und muhammedanischen Arabern aufgenommen, fortgebildet und überliefert wurde. Wo die Griechen die seit Jahrhunderten ununterbrochene Entwicklung philosophischen Denkens unterbrachen und fallen ließen, wurde sie von den Arabern fortgeführt. Die Gestalt, in der der Islam die hellenische Philosophie kennen lernte, war die neuplatonische Umbildung des Aristotelismus. Die Übersetzer arbeiteten vielfach im Auftrage eines Fürsten oder Vornehmen. Vor allem waren es die Isagoge des Porphyrius, arabisch Isagudschi, und die verschiedenen pseudoaristotelischen Schriften, die man übersetzte. So wird dem Abd ul-masich ibn Abdallah (um 835) die Übertragung der sogenannten „Theologie des Aristoteles", ein Auszug aus Plotins Enneaden, zugeschrieben. Die Übersetzer Honein ibn Ischâk († 837) und sein Sohn Ischâk ibn Honein († 910) und ihre Nachfolger im zehnten Jahrhundert bearbeiteten fast ausschließlich aristotelische oder pseudoaristotelische Werke, deren Kommentare und Auszüge daraus. Das ist aber auch schon die Zeit der ersten Blüte muhammedanischer Mystik. Ischâk ibn Honein

Digitized by Google

starb im selben Jahre wie Dschoneid, der berühmteste unter den älteren Sufi.

Im einzelnen lassen sich manche Entlehnungen aus der alten griechischen Philosophie direkt verfolgen, wie sie in die aufblühende arabische Wissenschaft und Literatur übergingen. Der pythische Ausspruch „Erkenne dich selbst!", den Sokrates so liebte, der von den Neuplatonikern in ihrem Sinne gedeutet worden war, und der später auch in der christlich-europäischen Mystik als Ausspruch einer „Stimme aus dem Himmel" berühmt war, wurde jetzt von den Muslemim dem Propheten Muhammed zugeschrieben — auch ein Fall von Hadîth-Bildung — und gab natürlich einen idealen Ausgangspunkt für mystische Gedankengänge. Die Mystik liebt ja die Introspektive über alles. Die dritte Frage im Gulschen-i-râz, jenem berühmten persischen Lehrgedicht aus dem Jahre 1317, lautet:

Gib Kunde mir von mir und sag mir, wer ich bin!
Im Wort „Geh in dich selbst!" was liegt darin für Sinn?

Ohne jede Schwierigkeit ließ sich das Sich-selbst-Erkennen verbinden mit dem intuitiven Schauen der Ekstase. Im entrückten Schauen wird das Wesen der Seele und der Welt begriffen — derselbe fundamentale Gedanke, der der indischen Spekulation von Atman und Brahman, ja überhaupt aller Mystik zugrunde liegt.

In der „Theologie des Aristoteles", im Wesen ein Auszug aus Plotins Enneaden, spricht Aristoteles-Plotinus an einer Stelle: „Öfter war ich mit meiner Seele allein. Des Leibes entkleidet, trat ich als reine Substanz in mein Selbst hinein, von allem Äußern zum Innern zurückkehrend. Reines Wissen war ich da, Wissendes und Gewußtes zugleich. Wie wunderte ich mich, daß ich in meinem Selbst Schönheit und Glanz erblickte und mich als einen Teil der erhabenen göttlichen Welt erkannte, selbst mit schaffendem Leben begabt. In dieser Selbstgewißheit erhob ich mich über die Welt der Sinne, ja über die Geisterwelt empor zu dem göttlichen Stande, wo ich solch schönes Licht schaute, daß es keine Zunge aussprechen, kein Ohr vernehmen könnte." — Nun, das ist Mystik von reinstem Wasser. Was die mystische Praxis und Spekulation in Jahrhunderten erdacht und erlebt hat, alles steckt in diesen wenigen Zeilen. Und diese Anschauungen drangen nun durch tausendfältigen Umtausch in den Islam.

Aber auch die christliche Mystik pseudodionysianischer Prägung konnten die Araber

Digitized by Google

in der syrischen Literatur vorfinden. Bereits im sechsten Jahrhundert war eine syrische Übersetzung der Schriften Pseudo-Dionysius' entstanden und eine Reihe von Kommentaren wurde dazu verfaßt, so von Josef von Huz, Phokas von Edessa, Johannes von Dara und noch anderen im sechsten und siebten Jahrhundert. Nicht nur katholische Mystik war in der syrischen Literatur vertreten, sondern auch häretische, so das Buch des Monophysiten Stephan Bar Sudaili (um 500), dessen Titel „Die Geheimnisse des Hauses Gottes" schon an die Büchertitel der späteren Sufischriften erinnert. Sudailis Mystik ist übrigens ein phantastisches Gemenge von richtigen Lehren und chiliastischen Träumereien; sie ähnelt schon sehr der Sufimystik. Wie lange übrigens Sudaili noch nachwirkte, beweist die Tatsache, daß noch im dreizehnten Jahrhundert der syrische Historiker Bar Hebräus († 1286) einen Auszug aus seinem Buche machte.

Endlich kam der Islam mit dem Neuplatonismus und dem altsemitischen Heidentum unmittelbar in Berührung, ohne die Vermittlung des Christentums in seinen verschiedenen Gestalten. In Harran bei Edessa hatte sich das Heidentum ungestört erhalten, zumal als nach dem Einbruch der Araber diese Stadt zu neuem Ansehen gelangte. Gelehrte aus den Schulen Harrans wirkten als Übersetzer und standen vom achten bis zehnten Jahrhundert in wissenschaftlichen Beziehungen zu gelehrten Arabern. So war der Harranier Thâbit ibn Kurra († 901) ein eifriger Übersetzer griechischer Schriften ins Arabische.

Wir haben also jetzt die Quellen kennen gelernt, aus denen die Mystik in vollen Strömen in den Islam eindrang. Daß sich hier schon sehr früh mystisches Leben regte, beweisen die Namen mehrerer Mystiker, die im achten Jahrhundert lebten. Glühendes Gebet, völlige Loslösung von der Welt und tiefste Beschaulichkeit ist die Signatur dieser ältesten muhammedanischen Mystik. Zu ihren Vertretern gehören Abû Saîd Hasan aus Basra († 728), seine beiden Schüler Abû Muhammed Habîb-i-Adschamî († 773) und Abd ul-râhid ben Zaid († 739), ferner Abû Abdullah († 778), Abû Ischâk Ibrâhîm Adham aus Balch († 778; ein Fürst von Balch, der freiwillig dem Throne entsagte und Einsiedler wurde), und seine Schüler Abû Alî ben Ibrâhîm Schâkîk († 810) und Abû Alî Fudail ben Ijâd († 803). Der erste, der die Mystik dieser „Gottesfreunde" ausführlich theoretisch darstellte, war Abû Abdallah ul Harith Muhâsabî aus Basra († 857). In seinem Werke Makâsid ur-riâje lehrt er vor allem Selbstbeherrschung, Entsagung und Gotterge-

Digitized by Google

benheit. Sein Leben war wie seine Lehre; er entsagte seinem väterlichen Erbe. Doch wurde schon er von der Orthodoxie angeklagt.

Bald nach dem Aufblühen dieser edlen Mystik kam für ihre Anhänger der Name Sûfi auf. Wann diese Bezeichnung zuerst auftauchte und woher sie stammt, ist eine vielumstrittene Frage. Der erste, von dem man diesen Ausdruck gebrauchte, ist nach Dschâmî und nach Hadschi Chalfa der Mystiker Abû Haschem aus Kufa gewesen, der etwa im Jahre 150 der Hedschra starb, also um 750; anderseits wurde behauptet, der Sufi-Name sei erst nach dem 2. Jahrhundert der Hedschra aufgekommen, also etwa seit 800 nach Christus. — Auch über die Etymologie dieses Wortes ist bereits im älteren Islam gestritten worden; man wußte also schon damals nichts Genaues mehr. Schon der berühmte Scheich Kuschairi († 1074) beschäftigte sich mit dieser Frage. Die Ableitungen von arabisch safa = „Reinheit" und soffa = „Bank" mußte er aus sprachlich-grammatischen Gründen ablehnen und die lautlich zwar mögliche Erklärung von sûf „Wolle" (weil die Sufimönche bescheidene Wollkutten trugen) machte er unmöglich, indem er feststellte: „Es ist gar keine ausschließliche Eigentümlichkeit dieser Leute, Wolle zu tragen." — Ganz das Gegenteil aber finden wir bei dem Kulturhistoriker Ibn Chaldun († 1406), der in seinen Prolegomena Historica an einer Stelle ausführlich von der Theorie und Geschichte des Sufitums handelt. Ibn Chaldun führt hier Kuschairis Untersuchung an, entscheidet sich aber ohne weitere Polemik für die Ableitung von sûf „Wolle", denn „ganz allgemein kleiden sich die Sufi in Wolle." — Für unseren Zweck sind die langwierigen Einzelheiten dieser philologischen Untersuchung ziemlich belanglos, wir übergehen daher auch die Versuche europäischer Gelehrter, die seit dem 18. Jahrhundert den Ursprung dieses Wortes aufhellen wollten. Man hat nämlich auch an eine Entlehnung aus dem griechischen sophós „Der Weise" gedacht, so schon Skaliger. Jholuck hat sie vor hundert Jahren zu Gunsten des sûf = „Wolle" abgelehnt, Merx sie in seinen „Ideen und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik" neuerdings zu halten gesucht, doch trat ihm Nöldecke darin entgegen.

Auch eine weibliche Form ist von sûfi gebildet worden: sûfijje, die Sufi-Nonne. So befremdlich es für den ersten Augenblick auch scheint, der Islam kannte und kennt (wie der Buddhismus) noch heute Frauenklöster ebenso wie Männerklöster. Die Rolle heiliger Frauen war im älteren Islam gar nicht so gering, als man meinen sollte.

Digitized by Google

Es gibt sogar eine Monographie über berühmte Mystikerinnen von Scheich Takî ud-dîn Abû Bekr mit dem Titel „Lebensläufe der auf dem Gotteswege wandelnden gläubigen und frommen Frauen." Eine der berühmtesten arabischen Mystikerinnen der ältesten Zeit ist Râbie-i-adawijje, die zu ihrer Pilgerfahrt nach Mekka vierzehn Jahre brauchte, weil sie bei jedem Schritte ein vollständiges Gebet sprach. Ibn Challikân erzählt von ihr: „Mitten in der Nacht ging sie oftmals auf das Dach und rief dort in der Einsamkeit aus: ‚O mein Gott! Nun schweiget das Geräusch des Tages und im heimlichen Gemache koset der Liebende mit der Geliebten; ich aber freue mich Deiner in der Einsamkeit, denn Dich halte ich für meinen wahren Geliebten'." — Und Ferîd ud-dîn Attâr erzählt von derselben gottseligen Frau in seinem „Heiligenleben": Der berühmte Theologe Hasan Basri besuchte sie und fragte sie, wie sie sich zu solch hoher Stufe erhoben habe. Sie antwortete: „Dadurch, daß ich Alles, was ich fand, in Gott verlor." Hasan fragte weiter: „Auf welche Weise hast du Gott erkannt?" Sie erwiderte: „Du, Hasan, erkennst auf eine gewisse Art und Weise, ich aber **ohne** Art und Weise." (Das erinnert an St. Bernhards Ausspruch: Modus diligendi Deum est diligere sine modo.) Diese merkwürdige Frau, deren gottinniges, an Erscheinungen reiches Leben vielleicht nicht weniger außerordentlich ist als das mancher Mystikerinnen des christlichen Mittelalters, starb im Jahre 801.

Die Stellung dieser mystischen Frauen war natürlich eine ganz andere als die sonstige der Frauen im Islam. Auch **Dichterinnen** waren unter ihnen. Einige andere Sufi-Nonnen der ältesten Zeit sind Sitt Aischa († 762), Fâtima von Nischapur († 837), die der berühmte Mystiker Dhû'n Nûn für seine Meisterin erklärte, und Mansûsa bint Zaid. Von Mansûsa erzählt der Mystiker und Biograph Scharânî in seinem Tabakât ul-kobra, wo er auch den mystischen Frauen ein Kapitel widmet. Wenn ihr ein Sohn starb, so legte sie — sagt Scharânî — seinen Kopf auf ihren Schoß und sprach: „Daß du mir vorausgehst, erscheint mir besser, als daß du mir folgst, und mein geduldiges Leiden um dich würdiger als meine Angst um dich. Und wenn die Trennung von dir auch Schmerz ist, so ist doch die Erwartung des Lohnes für dich ein Gut." (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Schülerweisheit

Von Hans Eschelbach

Er hatte die Tage und Stunden gezählt,
Die Erlösung, bald war sie da;
Sie hatten ihn viele Jahre gequält
Mit Griechisch und Algebra.
Und blieb er sitzen, dann kam er nach Haus
Mit Augen trostlos und leer,
Dann zankte der Vater ihn wieder aus,
Ach die Schule, sie fiel ihm so schwer!

Und bitter hat der Vater gelacht
In das schlechte Zeugnis hinein:
„Nein, Ehre hast du uns nicht gemacht
Mit dem Wisch da. — Junge, pack' ein!" —
Und wenn er auch Stunde um Stunde saß
Und den armen Kopf sich beschwert,
Er wußte ja, daß er die Formeln vergaß,
Und daß er als Schüler nichts wert.

Nichts wert und daß er der Letzte war — —!
Die Mutter zwar sagte nichts.
Sie strich ihm nur manchmal über das Haar
Bekümmerten Angesichts.
Sie wußte es ja im voraus schon,
Daß er Ostern wieder nicht stieg.
Ein schlechtes Zeugnis und Spott und Hohn —
Da kam als Erlösung der Krieg.

Der Krieg! Da wurde nicht lang gefragt
Ob das Zeugnis gut oder schlecht;
Wer die Nothprüfung und das Leben gewagt,
Der war willkommen und recht.
Und der in der Schule als Letzter saß:
Der Erste war er im Feld,
Der alles, nur nicht die Ehre vergaß,
Der kam nach Hause als Held.

Er kam auf Krücken. Er trug auf der Brust
Das Eiserne Kreuz so schlicht.
„Vater, ich habe nie viel gewußt;
Doch wußte ich meine Pflicht!" —
Da hat die Mutter geweint und gelacht
Und tief ihm ins Auge gesehn:
„Du wirst, ob du Krücken hast mitgebracht,
Aufrecht durchs Leben gehn!"

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Genie und Held

Die „Akademischen Blätter" veröffentlichten jüngst einen Vortrag über das Wesen des Heldentums, den Geheimrat Reinhold Seeberg in Berlin gehalten hat. Die Gedankengänge des Vortragenden, die wir im folgenden auszugsweise wiedergeben, nähern sich in manchen Punkten auffallend unseren, in diesen Blättern schon öfters entwickelten Anschauungen.

Reinhold Seeberg sucht zunächst das Wesen und den Begriff des Genies festzustellen. Er sieht hauptsächlich zwei Kräfte tätig, in die Menschheit Fortschritt und Bewegung zu bringen. Wenn wir „instinktiv" empfinden und fühlen, wie der das Ganze bewegende Strom des Lebens auch durch unser Leben hindurchgeht, so sei das Intuition: eine Ahnung großer Ereignisse in manchen Gemütern, die das Singen und Klingen von künftigem Großen unter dem Lebensstrome fühlen. Das Prophetentum beruht nach Seeberg auf Intuition, nicht auf Inspiration, wie wir Katholiken glauben.

Die zweite, den Fortschritt der Menschheit vermittelnde Kraft ist der überlegende abwägende Verstand, mit dem jeder Mensch lernt, erprobt und prüft, die Überlieferungen älterer Generationen bestätigt.

Je nach der Verteilung dieser beiden Kräfte oder Fähigkeiten gibt es Menschen, die in besonderer Weise begabt und veranlagt sind, zu verstehen, nachzudenken, nachzuprüfen, zu beobachten und dadurch zu gewissen Gedanken fortzuschreiten. Menschen, die diese Eigenschaften in hervorragendem Maße besitzen, nennen wir Talente. Andere haben diese Fähigkeit weniger, dafür in erstaunlichem Maße das Vermögen, die Hauptsache, das Ganze, den eigentlichen Kern der Dinge intuitiv zu erfassen, mit einer prophetischen Sicherheit die entscheidenden Gesichtspunkte zu finden — das sind Genies. Die erste Entwicklungsstufe des Genies sei gewöhnlich die „Tumpheit", wie sie Wolfram schildert; ein Gährungsprozeß, in dem neue Welten geboren werden. Manche geniale Naturen bleiben in diesem Prozeß stecken, andere reifen zur inneren Klärung, immer aber stehen sie unter dem Banne der Notwendigkeit, sich zu verzehren und zu verarbeiten und doch den richtigen Weg nicht unzweifel-

Digitized by Google

haft zu finden; sie leiden unter der Qual des Genies, das nicht ausdrücken zu können, was sie spüren. So lebt das Genie immer erschlossen gegenüber jener oberen Welt der Ideen und Ideale — geniale Menschen seien ausnahmslos gläubig, wenn auch nicht immer im Sinne der kirchlichen Lehren, so doch im Empfinden der schöpferischen Allgewalt, des Göttlichen und Ewigen.

Der geniale Mensch ist aber noch kein Held; dazu gehört ein starkes persönliches Element, eine Selbstbetätigung, vor allem als ureigenster Zug Wahrhaftigkeit. Kein Genie, kein Held könne lügen, ohne sich zu zerstören. Und als zweites kommt dazu beim Helden die Sachlichkeit, denn das macht ihn zum Helden, daß er von einer großen, gewaltigen, ihn überragenden Sache ergriffen ist, die seine ganze Seele festhält, sein ganzes Leben in ihren Dienst spannt: das Absehen vom Persönlichen, vom Vorteil oder Schaden, vom unmittelbaren Erfolge, also das Wartenkönnen. Wer Ewigkeitswerte erblickte, hat Zeit zum Warten. Und weil die Verwirklichung der großen Ideen und Ideale in den Menschenherzen vor sich geht, sie erhebend und beglückend, darum ist es die letzte Aufgabe des Helden, der Menschheit zu dienen zu ihrer Erhebung und ihrem Glück: dazu gehört aber eine Hingabe bis zum Äußersten, bis zum Opfer des Lebens, zur Darangabe der Persönlichkeit für seine Sache.

Soweit Reinhold Seeberg. Ein katholischer Kulturphilosoph, etwa ein Kralik, würde diese Gedanken noch klarer und verständlicher ausgedrückt haben; aber der Kultus, der auf unserer Seite mit Männern wie F. W. Foerster, Saitschick u. a. getrieben wird, deutet darauf hin, daß viele Katholiken gewisse Wahrheiten erst als bewährt oder gar als neu entdeckt begrüßen, wenn sie uns nicht aus eigenen Quellen, sondern auf dem Umwege über fremdes Land zukommen; ähnlich wie die guten Deutschen vordem ihre eigenen Waren viel lieber kauften, wenn sie aus der deutschen Fabrik den Umweg über Paris und London gemacht hatten.

Was uns an den Ausführungen Seebergs besonders gefällt, ist seine entschiedene Betonung der Pflicht des Genies zur Wahrhaftigkeit. Diese Pflicht wirkt so elementar, daß das Genie nicht lügen kann und darf, ohne sich zu zerstören. In diesen Worten liegt eine ganze Ethik der Ästhetik. Lügen kann man durch Worte, lügen durch Handlungen. Ein Genie kann bestehen, auch wenn die schöpferische Idee, die aus ihm nach Gestaltung drängt, objektiv eine unwahre, falsche ist. Aber sie muß von ihrem

Digitized by Google

Träger für wahr gehalten werden, er muß überzeugt sein von ihrer Wahrheit. Mit jeder bewußten Täuschung sinkt das Genie zusammen. Eine bewußte Täuschung besteht aber auch im Handeln, im Leben gegen diese bessere Überzeugung. So kommen wir auch auf diesem Wege zu dem Ergebnisse, daß noch so genial veranlagte Menschen — wir erinnern nur z. B. an Heinrich Heine — ihr Genietum durch ihre innere Lebenslüge, durch den Zwiespalt zwischen Erkennen und Handeln, durch den sinnlichen Zug nach unten, den sie hartnäckig dem Ruf des Genies nach oben (Seeberg spricht schön von einer fortwährenden Erschlossenheit des Genies gegenüber der Welt der Ideale und des Glaubens) entgegensetzen, preisgeben, entweihen und verlieren. Nichts kann besser geeignet sein, um den Leichtsinn zu brandmarken, mit welchem man heute das Wort „Genie", „genial" mißbraucht, um einem sittlichen und religiösen Nihilismus den Mantel hoher Kunst umzuhängen. Versuchen wir es doch einmal, den Begriff des Genies, wie ihn Seeberg entwickelt, auf eine unserer modernen literarischen Größen anzuwenden. Wo ist da auch nur eine Ahnung vom Singen und Klingen neuer Lebensströme, vom intuitiven Erfassen des Kerns aller Dinge, der entscheidenden Gesichtspunkte, der großen Zusammenhänge? Hat einer auch nur ein Wort gesprochen, das einschlug wie der Blitz in die Massen, fortreißend und zukunftsfreudig? War ihr Wirken mehr als ein Breittreten aller Menschlichkeiten und Vergänglichkeiten? —

Stimmen der Zeit

Unsere Klassiker und wir

Wir lesen in Nr. 1 der Korrespondenz des Priester-Gebetsvereins „Associatio Perseverantiae Sacerdotalis" vom 25. Januar 1915 in einem sehr geistvollen Aufsatz über: „Die Religion unserer Klassiker" u. a. folgendes:

»Mit der Gedankenwelt der Klassiker wird nun der Student im Unterricht über deutsche Literatur vertraut gemacht; er tritt damit in eine naturalistische Atmosphäre und wird, ohne daß er es selbst recht merkt, für eine liberalisierende Auffassung religiöser Fragen prädisponiert. Darauf wird der Religionslehrer Rücksicht nehmen müssen. Es wird seine Aufgabe sein, den Schüler gegen die Irrtümer, die ihm in einschmeichelnder Form bei der Klassikerlektüre nahen werden, zu

Digitized by Google

immuniſieren. Er wird jene Lehrpunkte, die von Seite der Klaſſiker Angriffe oder Mißdeutungen erfuhren, mit beſonderer Klarheit und Sicherheit, in überzeugender Weiſe und in möglichſt anſprechender Darſtellung behandeln. Hier liegt ein wichtiges Kapitel der Studentenſeelſorge vor, auf das neuerdings hinzuweiſen der Zweck dieſer Zeilen war.«

Wir müſſen auf die in dieſen Zeilen umſchriebene Art katholiſcher Literaturarbeit wieder eindringlich aufmerkſam machen. Nicht nur das! Auch der Literaturunterricht an der katholiſchen Mittelſchule überhaupt iſt eine unſerer allerwichtigſten Fragen. Es hängt von ihm für die pſychiſche Entwicklung junger Geiſter unendlich vieles ab. Für die Stelle des katholiſchen Mittelſchullehrers in Literatur und Hiſtorie ſind darum nur die grundſätzlich-klarſten und auch vornehmſten Köpfe gut genug. Nicht nur prinzipiell entſchieden, auch *vornehm und ruhig und überlegen muß der Ton des Unterrichtes ſein, in erſter Linie!* Es ſteckt in jedem jungen Geiſt etwas von einem Revolutionär, etwas ſturmhaftes. Das bändigen wir nicht durch Kritik, durch Negation, etwa gar durch unzulängliches Schimpfen allein. Das bändigen wir nur durch die klaren, ruhigen und ſchönen *Gründe*, durch die ſchimmernde Wucht unſerer höchſten künſtleriſchen *Grundſätze*. Zeigt der Jugend die künſtleriſchen Schönheiten der klaſſiſchen deutſchen Dichtung! Zeigt ihr entſchieden ihre Schwächen, ihre ethiſche Unzulänglichkeit! Aber vergeßt die vornehme Linie nicht, nicht die ſouveräne Ruhe des überlegenen prinzipiellen Standpunktes, nicht die adlige Ritterlichkeit, die auch bleibt, wo Ihr ſchonungslos Unmoral oder modiſche Tagesmeinungen niederblitzen müßt!

Im übrigen: wir haben neben der nun einmal ſogenannten klaſſiſchen deutſchen Dichtung auch eine *deutſche katholiſche Romantik*, ein wiegendes, wogendes, wunderbares Sommerleben reifſter katholiſcher Kunſt- und Kulturideen, das ſo urdeutſch iſt wie nur eines und deſſen Feuer erſt jetzt in unſerer nationalen Erhebung am glorreichſten aufgehen! Führen wir unſere Jugend wieder etwas mehr in *dieſe* heiligen Bezirke, laſſen wir ſie endlich einmal ganz den nationalen und religiöſen Hauch *dieſer* kraftvollen deutſchen Epoche atmen! Gebt ihr endlich etwas Geiſt vom Geiſte Schlegels oder von dem des alten Görres, der ſchließlich ein Sprachmeiſter iſt wie wenige! Der katholiſchen Mittelſchule wachſen da Aufgaben, an deren Löſung ſchon längſt hätte herangegangen werden ſollen.

• • •

Digitized by Google

Was lieſt der Soldat im Feld?

Unter dieſem Titel finden wir im „Berliner Tagblatt" Nr. 82 vom 14. Februar folgende Notiz:

»Bisher hat ſich die Verſorgung unſerer Truppen mit Büchern im weſentlichen auf die Lazarette erſtreckt. Für ſie hat man, namentlich um die Eintönigkeit des Krankenhauslebens und die Nachteile der Langeweile zu beheben, eigene Bibliotheken zuſammengeſtellt. Naturgemäß konnte dabei nicht der beſondere Geſchmack der Soldaten berückſichtigt werden. Man hat zwar unter ſachverſtändiger Überwachung tunlichſt aller Intereſſen gedacht. Einen genauen Aufſchluß über die Leſebedürfniſſe ergeben aber erſt die Bücherbeſtellungen, die aus dem Felde kommen. Nach einer Zuſammenſtellung der „Blätter für die Freunde für Reclams Univerſalbibliothek" wurden von den Soldaten verlangt: Romane, Erzählungen, Novellen zirka 48 Prozent; Humoresken zirka 16 Prozent; dramatiſche Werke, Gedichte, Sprüche, Aphorismen zuſammen zirka 17 Prozent; Philoſophie, Religion, Geſchichte, Kulturgeſchichte, Naturwiſſenſchaft, Muſik, Literaturwiſſenſchaft zuſammen zirka 19 Prozent. Von Autoren wurden am meiſten begehrt ein „feindlicher" Schriftſteller, Dickens. Es folgten Hauff, Paul Grabein, Anderſen, Fritz Reuter, Dumas, Otto Ernſt, Tolſtoi, Turgeniew, Zola, Luiſe Weſtkirch, Bulwer, Daudet, Björnſon, Rud. Herzog, Wilh. Jenſen, Spielhagen, P. O. Höcker, E. T. A. Hoffmann, Perfall, Raabe, Roſegger, Tſchechow, Otto Jul. Bierbaum, Bleibtreu, Chamiſſo, Defoe, Doſtojewſki, die Droſte, Eichendorff, Erckmann-Chatrian, Eyth, Gobineau, Gorki, Goethe (Werther), Grillparzer, Grimmelshauſen, Heyſe, Viktor Hugo, J. P. Jacobſen, Jean Paul, Immermann, Mérimée, Mörike, Murger, Prevoſt, Scott, Seume, Sienkiewicz und Strindberg.

Von philoſophiſchen und religiöſen Werken kamen in Betracht Kant, Schiller und Fichte, Descartes, Hegel, Schelling, Schopenhauer, Wundt, Oſtwald, F. M. Klinger, Feuchtersleben, Carlyle. Die geſchichtlichen und kulturgeſchichtlichen Werke betragen über ein Viertel der Abteilung, darunter Bismarcks Reden, Lamprechts Porträtgalerie und Arndts „Wanderungen".«

Iſt dieſe kurze Notiz nicht eine „Stimme der Zeit", die wuchtiger, vernichtender ſpricht als ganze Bücher über unſere literariſche Inferiorität? Iſt dieſe armſelige Vertretung des katholiſchen Schrifttums auf dem Büchertiſch des deutſchen Soldaten nicht die flammendſte Predigt an uns, zum machtvollen literariſchen Sturmlauf für die Gralideen und die Gralkunſt uns endlich überall aufzumachen?

• • •

Die unſichere katholiſche Kritik

Im Berliner „Tag" Nr. 16 vom 20. Januar beſpricht Dr. Joſeph Hengesbach-Düren die „Stephana Schwertner" in ſehr zuſtimmender Weiſe. Was ſoll man aber ſagen, wenn eine katholiſche Kritik das gewaltige Zentralthema der epochalen Dichtung nur in ſo dürftiger

Digitized by Google

und kleiner Weise erfaßt, wie die folgenden Sätze von Dr. Hengesbach dies tun:

„Nicht auf den Ausgang des konfessionellen Kampfes, der das Ganze durchzieht, waren die Leser gespannt, (!) sondern auf das durch ihn bedingte Schicksal von zwei jungen Menschen, die sich im letzten Bande erfüllt. Dieser Band widerlegt jene Voreiligen, die der Verfasserin von „Stephana Schwertner" eine dichterisch ungehörige Vorliebe für ihr eigenes Bekenntnis nachredeten. Allerdings triumphiert zum Ende hinaus der Katholizismus. Aber hat die Schriftstellerin seinen Sieg willkürlich vorbereitet, oder hat sie ihn dem natürlichen Verlauf zuwider erkünstelt? Drückt sie, wenn auch nur in versteckter Art, irgendwo ihre Befriedigung darüber aus? (!) An ihrer im Künstlergewissen wurzelnden, zur anderen Natur gewordenen Unparteilichkeit, an ihrer nie schwankenden Gerechtigkeit, wer wollte daran ernstlich zweifeln?«

Die „Stephana Schwertner", sagt Dr. Decurtins, ist der katholische Kulturroman einer ganzen Epoche. Die „bedingungslose" katholische Idee feiert in ihr durch die Wundergestalt der Stephana ihren Triumph, den die Künstlerin mehr als einer von uns mit zitternder, glühender Seele miterlebt. Das sprüht aus allen Poren dieser Dichtung wie Feuer auf uns über! Dr. Hengesbach aber erlebt nur — eine Liebesgeschichte!

• • •

Die „Kriegskultur"

Wir haben die „Vorkriegskultur" überwunden, gottlob! Sie war jene des Niedergangs, im Innersten gebrochen, vermorscht. Wir schaffen uns nun eine „Kriegskultur", eine neue, aufbrechende. Die Kultur der Gesundheit, der Erneuerung aus den tiefsten Schächten deutschen Volkstums und katholischer Wesensmächte, die Kultur der Innerlichkeit und Wahrheit, aus der Not, den Schmerzen, dem forschen Willen und der stählernen Energie der Kriegsjahre 1914 und 1915 geboren. Das will und erhofft die Nation, das will und erhofft unsere glorreiche, heldengewaltige Armee, aus der mancher an Geist und Körper herrlicher zurückkehrt als er auszog, gesünder, selbstbewußter, einfacher, deutscher, katholischer! Wie die „draußen" heute denken, was sie von uns erhoffen, die in Not und Blut gestanden, schreibt einer einfach und ernst an die „Leipziger Neueste Nachrichten" Nr. 44:

»Ich lese mit immer neuer Freude wie rege Ihr seid, zu lindern, zu helfen und zu erfreuen und allen die Größe der Zeit klar zu machen. Das scheint mir überaus wichtig. Es ist zweifellos, daß über die Mehrzahl derer, die hinausgezogen sind, der Fittich der Zeit groß und erhaben dahingerauscht ist, und daß viele große Eigenschaften ausgelöst und viel Kleinliches unterdrückt ist. Wenn wir aber Zeitungen

Digitized by Google

leſen und aus vielen anderen Anzeichen erkennen wir, daß dies durchaus nicht bei allen den ſechzig Millionen der Fall iſt, die zu Hauſe blieben, und es mit einer gewiſſen Selbſtverſtändlichkeit hinnehmen, daß unſere Grenzen faſt ganz vom Feinde frei ſind. Wir lachen und ſind ſogar ziemlich geehrt, wenn man uns Helden tituliert. Das ſind wir Soldaten nicht. Sie tun ihre Pflicht mit deutſcher Selbſtverſtändlichkeit, und die in den Schützengräben und in den Batterien nennen ſich gewiß nicht untereinander Helden. Wenn wir vom Pferde ſteigen, wiſchen wir den Schweiß von der Stirn und ſtapfen durch den Schlamm, und dann kommt ein neuer Befehl, und wen es trifft, den trifft's. Und dann kommen von der Heimat und in den „Illuſtrierten" allerhand Bilder, die uns fremd anmuten, und alle die törichten Anſichtskarten mit Fahnen und Weihnachtsbäumen und tauſend Nichtigkeiten, das alles ſchmeckt beleidigend nach „Geſchäftlichem", daß wir oft das Gefühl haben, die zu Hauſe haben keinen Schimmer. Ihr müßt Euch unſer Leben nicht ſo ſchrecklich vorſtellen. Was befohlen wird, wird getan, und von oben herab klappt alles geradezu großartig. Die Soldaten ſind in dieſer Beziehung von einem felſenfeſten Vertrauen . . . Aber dann kommen Nachrichten von zu Hauſe. Da triefen die Leute von Patriotismus, nützen es aus, daß wir fort ſind. Das gibt eine Bitterkeit unter Offizieren und Mannſchaften . . . Es genügt uns nicht, wenn Ihr das Beſtehende zu Hauſe erhaltet. Ihr müßt auch etwas tun. Nicht in Liebesgaben, in denen oft zuviel geſchieht und mit denen viele ſich loskaufen und ihr Gewiſſen betäuben. Wir wollen ein neues Volk finden, wenn wir wiederkehren, wenn wir in vielen Dingen neu geworden ſind. Erſt dann werden unſere ſelbſtverſtändlichen Taten und Entbehrungen groß ſein, wie ſie einen Widerhall finden im Leben zu Hauſe. Wenn Frieden iſt und wir nach Hauſe kommen, dann wird ein kurzer Rauſch über alle kommen, und es wird ein großes Feſt ſein. Aber wenn wir dann Umſchau halten in den verwaiſten Gehöften und Geſchäften, dann ſorgt, daß nicht eine große Enttäuſchung über uns alle kommt. Wollte Gott, daß die große Zeit Deutſchland nicht klein findet."

Oberleutnant Rechtsanwalt Dr. Heiſe-Dresden,
z. Zt. Ruſſ.-Polen.

Sorgen wir alſo zu Hauſe dafür, daß wir nicht vor jenen erröten müſſen, die mit dem Eichenlaub um Helm und Waffen das neue Deutſchland ſuchen werden, für das ſie Herzblut gaben! —

● ● ●

Der Krieg und das deutſche Theater

Wir erleben Wandlung über Wandlung! Auch über das deutſche Theater werden heute Wahrheiten geſagt und geſchrieben, die noch vor einem halben Jahr in den Blättern und in der Schärfe wie ſie herausgeſagt werden, die glatteſte Unmöglichkeit geweſen wären. Wie troſtvoll, wie erlöſend iſt es nun, dasſelbe, was von einſamen Propheten hüben und drüben, was vor allem auch vom Boden des „Gral" aus mit unerbittlicher Hartnäckigkeit ſtets gepredigt wurde zur Hebung und Reſtauration der deutſchen Bühne — auch aus Kreiſen zu vernehmen, wo man ſich bis heute zu ener-

Digitized by Google

gischer Reklamation an die deutschen Bühnenleitungen nicht aufraffen mochte! Vielleicht bringt nun, wenn jene Überzeugung sich durchzuhalten vermag und wenn vor allem die ethische Erneuerung unseres Volkes gründlich genug ist, uns doch das neue größere Deutschland auch die neue deutsche Volksbühne, vor der wir nicht mehr als feile Laffen Ausländereien und dumme Zoten beschreien, vor welcher vielmehr die Nation mit feiernder Seele sich einfindet, um das Weihefestspiel der höchsten Dinge und der eigenen völkischen Geschichte mitzuerleben. An den Künstlern und Dichtern wirds nicht fehlen, die das Pathos der neuen Epoche erfassen werden — ach, wir Deutsche waren stets reich genug, unsere Größten, unsere Edelsten hungern zu lassen! Schafft ihnen nur Luft und Licht und Raum unter euch und schafft ihnen nur das Volk, das charaktervoll, adelig und hochgestimmt genug ist, die neue Kunst zu heben, um von ihr gehoben zu werden!

In der Berliner „Post" Nr. 82 vom 14. Februar wendet sich nun Dr. Arthur Dinter in einem Aufsatz: „Der Krieg und das Theater" in temperamentvollster Weise gegen die moderne „Vergeschäftlichung" der Bühne, gegen die geschmacklosen Ausgelassenheiten der heutigen Inszenierungskunst in sogenannten „Ausstattungsstücken" und gegen die Operette, „diesem Zwitterding von Irrsinn und Banalität". Und in der „Deutschen Tageszeitung", Berlin, Beilage: „Zeitfragen", vom 10. Februar gesteht Josef Stolzing-Berlin trauernd zu, daß die Zeit der deutschen Schicksalswende einen „künstlerischen und moralischen Tiefstand des deutschen Theaterwesens" vorgefunden, wie ihn die wenigsten erwartet hätten: „Auslüften, auslüften, gründlich auslüften müssen wir das deutsche Theater, wenn es wieder gesunden soll!" und fährt fort:

»Der Niedergang des deutschen Theaterwesens steht in innigem Zusammenhange mit allen anderen traurigen Erscheinungen des Zeitgeistes, die hoffentlich der Sturmwind dieses Kriegsunwetters aus Deutschland hinwegfegen wird. Er begann mit dem Augenblicke, wo findige Leute bemerkten, daß man zwar nicht mit den Musen, wohl aber mit den Aftermusen Geschäfte machen konnte, und der moderne Staat in bedauerlicher Kurzsichtigkeit sich lediglich darauf beschränkte, zu verbüten, daß die Musentempel zu solchen Schaustellungen des Lasters hinabsänken wie im alten Rom der Kaiserzeit, dessen Theater in seiner ganzen moralischen Verworfenheit Ovid im zweiten Buche der „Tristien" anschaulich schildert. Erst als sich die Zunft jener Bühnenschriftsteller entwickelte, die von den Erträgnissen ihrer Feder nicht nur zu leben, sondern sogar Reichtümer zu sammeln wußten, begann die schiefe Ebene auch für das deutsche Theater.

Erst mit dem Disangelium des Naturalismus in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts brach auch für die Bühnenschriftsteller die Goldader der Vielschreiberei auf, und so münzten ein

Digitized by Google

Sudermann und Hauptmann aus den Bettelpfennigen ihrer bescheidenen Begabung herrschaftliche Schlösser und ein wahrhaft fürstliches Einkommen. Mit ihnen gelangte noch die stattliche Schar jener anderen Bühnenschriftsteller zu Reichtümern, die ehrlich genug waren, sich bei der Ausübung ihres fruchtbaren Gewerbes nicht die Maske des Dichters vorzuhalten. „Die Tantieme ist der Fluch des Theaters, denn sie reizte das schreibende Gelichter vor vierzig Jahren zum Wettbewerb, dann zum Sturmlauf, endlich zum Alleinbesitz des Theaters und zur Knechtung der Bühnenleiter, die erst als Gönner, heute als Geschäftsgenossen das Publikum vergiftet haben", so schrieb mir vor zwei Jahren ein in Ehren ergrauter wirklicher Dichter, der mit verschiedenen seiner Dramen schöne Erfolge auf den deutschen Bühnen errungen hat.

Das zweite Hauptübel ist die Auslieferung des deutschen Theaters an Leute, von denen nur verhältnismäßig sehr wenige eine umfassende, namentlich literarische Bildung genießen. Eine Statistik über die Berufe, aus denen unsere Theaterdirektoren herkamen, würde eine höchst ergötzliche Bestätigung dieser Tatsache ergeben. Um nur ein Beispiel zu nennen: In einem der größten deutschen Gemeindewesen wird das bedeutendste, von der Stadtverwaltung unterstützte Theater von einem Manne geleitet, der lange Jahre Theaterkassierer war und nebenbei die Börsengeschäfte des früheren Direktors besorgte. Als er dann selbst die Direktion übernahm, machte er einen ehemaligen Weinreisenden, den ein unglückseliges Verkennen seiner geistigen Veranlagung dazu getrieben hatte, Schauspieler zu werden, zum künstlerischen Leiter. Man kann sich leicht vorstellen, welche „Förderung" just aufstrebende noch unbekannte Talente an einem solchen Theater finden. Ferner gibt es unter den Theaterdirektoren auch zahlreiche Schauspieler, die wegen Mangel an Talent abgehalftert wurden, sich aber, gestützt auf irgendeine Kapitalskraft, zu Bühnenleitern aufzuschwingen wußten. Ohne unserem Theatervölkchen nahe treten zu wollen, kann man doch ruhig behaupten, daß bei ihm höhere Bildung ein seltenes Gewächs ist.«

Energisch wendet sich dann Josef Stolzing gegen das Projekt, der deutschen Bühne durch eine einige große Organisation der Kräfte, die am lebendigen Theater mitarbeiten, aufzuhelfen: „Gegen unser Theaterelend nützt alle Organisation nichts, ja eine solche würde vielmehr die Gefahr in sich bergen, daß jener Klüngel, der jetzt das deutsche Theater und das deutsche Drama förmlich gepachtet zu haben scheint, seine Herrschaft bis zur Erbpacht befestigen würde." Der Aufstieg könne nur von innen kommen! — Stehen wir da nicht doch vielleicht endlich an einer glücklichen Wende?

Kritische Warte

Kriegsliteratur

Die Dichter — ausgenommen die Lyriker — haben jetzt Notferien. An ihrer Statt dichtet die große Zeit die gewaltigste Kriegs-Epopöe der Menschheit. Und es kann uns gar nicht schaden, wenn wir

Digitized by Google

einmal merken, daß wir auch ohne Kuchen, ohne Belletristik, überhaupt ohne Luxus vom Kriegsbrot allein leben können. Und zum geistigen Kriegsbrot gehört vor allem der religiöse Trost, ohne den wir jetzt nicht leben oder doch das Schwere nicht ertragen könnten. Und daß unsere von der Sorge um die neuesten Romansensationen ein wenig entlasteten Verleger dazu schreiten, dieses geistige Kriegsbrot dem Volke zu bieten, ist auch ein Werk der Kriegsfürsorge, und keineswegs das kleinste. Wir werden darum auch diesen Literaturzweig regelmäßig in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Da ist vor allem ein sehr zeitgemäßes Büchlein, das den großen Krieg als den Mahner zeigt, durch den Gott gewaltig anpocht an die Seele unseres Volkes: „Die Stunde der Heimsuchung" von Engelbert Krebs. (116 S; Freiburg, Herder, gebd. Mk. 1.50.) Eine Sammlung von Zeitbetrachtungen, besonders darauf berechnet, den Kleinmütigen Trost und Stärke zu geben. Eine Sammlung von Momentbildchen aus den ersten Kriegswochen, geschaut im Lichte des Wortes Gottes bietet das Büchlein „Treu bis in den Tod" von Dr. Karl Rieder (96 S.; Freiburg, Herder; 60 Pfg.) Es ist volkstümlich gehalten und für weiteste Verbreitung berechnet. Zur Massenverbreitung, auch zur Versendung an die Krieger im Felde eignen sich besonders die „Feldbriefe" von Heinrich Mohr (Freiburg, Herder, Preis 10 Pfg). Es sind davon 5 erschienen: Nr. 1: An die Frau, Nr. 2: An die Mutter des Kriegers, Nr. 3: An unsere Helden im Feld, Nr. 4: Von unsern Toten, Nr. 5: An unsere Helden im Lazarett. Sprachlich gehören sie zu dem Besten, was unsere Kriegsliteratur hervorgebracht hat, aber es möchte uns fast scheinen, daß das Poetisch-Rhetorische zu sehr überwiegt und das Kernig-Religiöse fast zu stark in den Hintergrund drängt. Alban Stolz hätte das wohl anders gemacht. Dasselbe gilt unseres Erachtens auch von H Mohrs Feldpredigten, die den Kriegern im Felde die Sonntagspredigt ersetzen und deshalb unter dem Titel „Die Stimme der Heimat" fortlaufend erscheinen sollen. Die zwei uns vorliegenden bieten fast nur Rhetorik mit eingestreuten religiösen Körnchen. Sie erinnern gar zu stark an den Predigtton schönredender Pastoren. Sollten unsere katholischen Krieger nicht kräftigere Kost vertragen? Auch für die religiösen Festzeiten gibt Heinrich Mohr „Lose Blätter für Heimat und Feld" heraus, betitelt: „Krieg und Friede". Das erste Heft erschien zu Weihnachten, das zweite zum Jahreswechsel. Sie enthalten neben religiös-patriotisch gestimmten Betrachtungen auch belletristische Beiträge. Darum fällt hier das Überwiegen schöngeistig-literarischer Ziele über die religiösen viel weniger ins Gewicht.

Wenn auch nicht unmittelbar auf den Krieg sich beziehend, dürften doch die beiden Schriften von Bischof Dr. Paul von Keppler: „Leidensschule" und „Das Problem des Leidens" (156 und 100 Seiten, Freiburg, Herder, Mk. 1 50 und Mk. 1 20) an tiefgründiger Trostwirkung auf solider religiöser Basis alle vorhergehenden übertreffen. Es ist für ernste Katholiken purer Zeitverlust, dem Problem des Krieges mit anderm als mit dem Rüstzeug des Glaubens auf den Leib zu rücken. Und bei Keppler finden wir nicht nur gründliche Theologie, sondern auch warmherzige Begeisterung und formvollendete Darstellung — köstlichen Inhalt in goldener Schale.

Ebenfalls nicht in unmittelbarer, sondern in rein idealer Beziehung zum Kriege steht das mit elf Bildern der größten Meister geschmückte Heftchen „Kreuz und Schwert, des Christentums Kampf und Sieg" von O. Doering (30 S.; Regensburg, E. Pustet; Mk. 1.—). Es ist ein künstlerisches Trostbuch in dieser schweren Zeit und schildert in der Sprache der Kunst die Glaubenskämpfe und -Siege der christlichen Vorzeit.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, auch die unzähligen Erscheinungen der Kriegsliteratur nichtkatholischer Herkunft anzuzeigen. Aber auf ein

Digitized by Google

Unternehmen möchten wir doch — selbstverständlich mit einer Warnungstafel — hinweisen, auf die von Eugen Diederichs in Jena verlegten „Tatbücher" für Feldpost, ein Unternehmen, daß das Ziel verfolgt, die religiöse Erhebung auf den Weg einer vagen, undogmatischen, subjektiv-religiösen Innenkultur zu leiten. Derselbe Verlag gibt auch eine Sammlung von alten und neuen Kriegsliedern mit Noten in billigen Heftchen (à 25 Pfg.) heraus, ein Unternehmen, das bisher auf katholischer Seite gänzlich fehlt. Die Heftchen enthalten manche alte Perle, nehmen aber selbstverständlich auf das, was katholischen Soldaten die Hauptsache ist, keine Rücksicht. Dasselbe gilt auch von der vom Insel-Verlag in Leipzig herausgegebenen Sammlung „Deutsche Kriegslieder" (50 Pfg.), eine Auslese deutscher Kriegspoesie von Landsknechtszeiten bis auf unsere Tage enthaltend. Im ganzen Buche ist ein, sage ein katholischer Dichter, P. Ansgar Pöllmann mit seiner „Jungfer Lüttich" vertreten.

Zum Schlusse dieser kleinen Übersicht sei noch auf ein Verlagsunternehmen der Verlagsanstalt Benziger & Co in Einsiedeln hingewiesen: auf eine Serie teilweise in kraftvoller Strichmanier, teilweise in Tondruck nach alten und neuen Meistern ausgeführter Bildchen mit entsprechendem Raume für Aufdruck als Sterbeandenken für gefallene Krieger. Die Sujets sind für diesen Zweck passend ausgewählt. 100 Stück dieser Bildchen kosten zweiseitig Mk. 1.40, vierseitig Mk. 2.60. Die typographische Ausführung ist würdig und gelungen.

Literaturkunde

Spiero, Heinrich: Das poetische Berlin. 166 und 177 Seiten. (Band 5 und 6 der „Pandora".) München, Georg Müller und Eugen Rentsch.

Der bekannte Literaturhistoriker Spiero behandelt in diesen beiden zu einem Buche verbundenen Pandora-Bänden das Literaturleben Altberlins (von Friedrich II. bis 1866) und Neuberlins (seit 1866) auf Grund eines sehr reichen Materials, aber dennoch nicht in streng „wissenschaftlicher", d. h. langweiliger Weise, sondern mehr geistreich-angenehm plaudernd und mit vielen Zitaten aus den Dichtungen der Berliner Autoren. Es ist in diesem Buche eine Menge teils interessanten, teils minder interessanten Stoffes geschmackvoll gesammelt und verarbeitet, und die Berliner können sich über das Buch gewiß freuen. Es wäre zu wünschen, daß auch jede andere große Stadt, jede in sich geschlossene Landschaft auf solche oder ähnliche Weise literarisch porträtiert würde: die sehr notwendige geistige Vertiefung unserer Zeit und zumal der Großstadtmenschen würde dadurch nur gewinnen. Für Wien ist es ja schon in vorbildlicher Weise geschehen durch J. Zeidler in Guglias „Führer durch Wien" und durch Richard Kralik in seinen „Heimatnovellen" und in der „Geschichte Wiens". Wie jeder Gebildete das geistige Leben der Menschheit und zunächst seines Volkes und Vaterlandes wenigstens in den Grundzügen kennen muß, so soll ihm insbesondere die literarische Vergangenheit seiner engeren Heimat, seiner Mutterstadt vertraut sein. — Leider hat Spieros verdienstliches Buch empfindliche Lücken, die zum Teil natürlich wieder ein charakteristisches Gebiet, das berühmte Kapitel „Catholica non leguntur" betreffen. Das literarhistorisch und psychologisch so interessante Verhältnis zwischen Clemens Brentano und Luise Hensel in Berlin (1816 ff.) ist von Spiero ganz übergangen worden, ja selbst der Name Luise Hensel, die doch als Berliner Dichterin hieher gehört, fehlt ganz. Und das ist umso verwunderlicher, als im ersten Literaturverzeichnis (I. Seite 161) gleich als erstes Werk Diel-Kreitens Brentano-Biographie genannt wird, wo

Digitized by Google

dieses Kapitel ausführlich behandelt wird. — Der Name des II. Seite 170 genannten Literaturhistorikers Baumgarten ist natürlich ein Irrtum; es ist Alex. Baumgartner S. J. Dr. W. Oehl.

Romane, Novellen, Erzählungen

Bloem, Walter: Das verlorene Vaterland. Roman 480 S. Leipzig, Grethlein & Co. G. m. b. H. Mk. 5.— gebd. Mk. 6.—.

Dieser Band ist der erste einer Roman-Trilogie vom „Eisernen Jahr," die das Werden des Deutschen Reiches, wie es sich im Besondern in der Geschichte des Reichslandes Elsaß-Lothringen abspiegelt, dichterisch darstellen will. Wir haben es Walter Bloem, wenn wir auch von unserm katholischen Standpunkt an seinen Werken manches auszusetzen hatten, stets als hohes Verdienst angerechnet, daß er in einer Zeit materialistischer Diesseitskultur, der aller Sinn für wahre Größe abhanden gekommen schien und die sich in widerwärtigsten Sinnenkult und in einer raffiniert verfeinerten, mark- und gehaltlosen Artistenkunst erschöpfte, wenigstens die menschlich großen Ideen des deutschen Vaterlandes und seiner Wiedergeburt im blutigen Ringen von 1870 dichterisch zu gestalten suchte. Während aber in diesen Romanen die Schilderung der kriegerischen Ereignisse vorwiegt, kommt hier hauptsächlich die Kleinmalerei jener politischen und bürgerlichen Verhältnisse, wie sie sich nach der Eroberung Straßburgs im Elsaß entwickelten, zur Geltung. Und man hat den Eindruck, daß hier ein wahres und lebendiges Bild dieser Zustände gestaltet wurde Und es scheint uns auch ein dichterisches: denn all die geschilderten Entwicklungen werden uns nicht einfach erzählt, wir erleben sie in und mit den handelnden Personen. Jedenfalls ist Bloems neuer Roman infolge der neuen Entwicklungen, die sich jetzt vorbereiten, besonders zeitgemäß geworden.

Schenk, Maria M.: Leute von der Rauhen Alb. Mit 24 Bildern von A. Glattacker. IV und 230 S. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 2 20, gebd. Mk. 3.—.

Das Merkwürdige an diesem Buche ist, daß uns da auf einmal eine Meisterin der Schilderungskunst entgegentritt, von der man noch nie etwas gehört hat. Wir kennen ihre frühere Entwicklung nicht, auf einmal ist sie da, ganz fertig. Eine Persönlichkeit von ganz ausgesprochenem Charakter. Und dieser Charakter ist im Gegensatze zur Freiin v. Künsberg, deren Buch wir soeben besprochen haben und die das liebenswürdige gemütvolle Fabulieren älteren Stils so gut versteht, wo immer das Herz Striche ins Bild mit hineinmalt, wo die praktische Erfindung eine große Rolle spielt, ein modern-realistischer. Schenk ist eine Wirklichkeitsschauerin und -Dichterin. Ihre Stärke liegt in der Echtheit und Wahrheit der Darstellung, aber sie hat doch zuviel Herz und weibliches Gemüt um die Wirklichkeit seelenlos abzuphotographieren. So ist ihre Wirklichkeitsdichtung nicht ohne einen starken Schimmer von Gemüt und Poesie, und der Unterschied zwischen der älteren Methode und ihrer modernen liegt vielleicht nur darin, daß sie den poetischen Glanz, Herz und Gemüt aus den Dingen selbst herausholt, während die andern diesen Glanz aus ihrem eigenen Herzen über die Dinge gießen. Immerhin ist aber die Begabung fürs Reale so stark in ihr, daß sie — wenigstens in diesem Buche — vor allem Proben ihrer Schilderungskunst gibt, prächtige, vollwertige Proben. Soviel über die literarische Seite; nach der sittlichen und religiösen Seite gehört ihr Buch zu den guten, weil es ungesucht das Gute und Edle im Volkscharakter zur Geltung bringt.

Digitized by Google

Rommel-Hohrath, Clara: Im Banne Roms. Roman. 376 S. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Mk. 4.—, gebunden Mk. 6.—.

Der Stil dieser Frau versäumt nichts. Sie hetzt nicht virtuosenhaft — was bei Frauen immer Pose ist — sondern läßt die Tatsachen der inneren Entwicklung ihrer Menschen sprechen und wirken Wie bei so vielen modernen Romanen spielt sich das äußere Geschehen wie hinter einem Vorhange ab. Nur einmal tut scheinbar die Verfasserin etwas hinzu, indem sie ihren beiden Haupthelden so unvermutet den Amerikaner in den Weg führt, und dieser Mann muß die Situation retten, den Bann Roms gleichsam brechen und die Gefahr, daß die Seelenkämpfe ins Unendliche gehen oder mit Selbstmord enden, kurzerhand beseitigen. Und am Schlusse merkt man noch einmal das Romanhafte: bevor sich die zwei „Richtigen" endlich in die Arme fallen, wird ein Moment der letzten Spannung, ein scheinbares Hindernis eingeschoben — das umgekehrte Verhältnis einer Todeskrankheit, die den Kranken vor der Auflösung noch einmal aufleben läßt. Auch die Worte der Verfasserin über katholisches Priestertum, und daß sie der katholischen Mystik nur Stimmungsgehalt abgewinnt, seien ihr angekreidet. Michael G. Lap.

Hohlbaum, Robert: Österreicher. Roman. 356 S. Leipzig, Verlag L. Staackmann. Geh. Mk. 4.—.

Gott, wir danken dir, daß wir nicht sind, wie diese — Österreicher. Was an politischen Dingen in diesem Buche steht, darf man uns heute nicht mehr sagen — es stimmt einfach nicht mehr. Die Ereignisse und Tatsachen haben es überholt An das glauben, was der junge Halm vertritt und verteidigt, heißt den österreichischen Staatsgedanken, dem der Krieg wieder einmal Recht gegeben hat, völlig verkennen Gewiß wird von 1866er Verhältnissen gesprochen, aber wir haben eben keinen Frieden jetzt, sondern einen der politischesten Kriege – und der hat das Buch erledigt. — Stilistisch darf man auch nichts Mitreißendes erwarten. Keine Kämpfe und Schlachten, kein großes Für und Wider um große Dinge, sondern kleines Gezänke, die Projektion des Großen in gewöhnlichen Menschen erleben wir. Da zerfließt alles in Idyllen, die als solche wohlgelungen sind. Bei diesem Buche hat sich alles zusammen getan, daß ich es nur einer Pflicht gehorchend bespreche.

Michael G. Lap.

Aus unserer Tagesmappe

Eine Zeitschrift im Krieg? Hedwig Dransfeld schreibt zu dieser Frage in Nr. 17 des Frauenland: „Noch tiefer sei es allen eingeprägt, Männern und Frauen, jung und alt, hoch und niedrig: das gute Buch, die gediegene Zeitung und Zeitschrift ist nie und nimmer ein Luxusgegenstand, auch nicht, wenn sie eine für die Gegenwart verhältnismäßig hohe Geldaufwendung fordern. Buch, Zeitung und Zeitschrift haben unserer Nation mit die geistige Rüstung geliefert, auf die wir ebenso wohl unsere Hoffnung setzen, wie auf unser gutes, scharfes Schwert. Käme es in dem gegenwärtigen Kriege nur auf die Zahl der Truppen an, die sich feindlich gegenüberstehen, also auf die Summe der körperlichen

Digitized by Google

Kräfte, die sich miteinander messen: Deutschland müßte mit Sicherheit unterliegen. Aber den Ausschlag auch in diesem Völkerringen gibt letzten Endes die geistige und sittliche Überlegenheit, sowohl beim einzelnen Soldaten, als auch bei den Heerführern! Nicht das an Truppen stärkste, sondern das geistig und kulturell höchststehende Volk wird siegen.

Sparen wir also nicht am notwendigsten: An der Nahrung und Rüstung des Geistes! Es wäre in Wahrheit eine verfehlte Sparsamkeit . . ."

* * *

Der Typus des „närrischen Lesers"! Über dieses Kapitel, von dem jede Revue ein herbes Wort sagen könnte, schreibt Hermann Popert einen kräftigen Satz: „Der Typus des „närrischen Lesers," unter dem soviele Zeitschriften leiden — deshalb närrisch, weil er sofort abbestellt, wenn ihm dieses oder jenes nicht gefällt, womit er dann die Sache schädigt, die er als Ganzes doch bejaht, und zwar wegen eines Unlustgefühls, das jeder Leser einer Zeitschrift infolge von deren Natur gelegentlich unvermeidlich auf sich nehmen muß."

* * *

Die Förderung der Kunstpflege durch evangelische Geistliche und Gemeindeorgane. Dieses Thema beschäftigte die Deutsch-Evangelische Kirchenkonferenz auf ihrer Tagung in Eisenach. Nach dem „Tag" kam „man darin überein, daß es not täte, den zukünftigen Geistlichen während ihrer Studienzeit, vor allem aber in ihrer Kandidatenzeit größere Anregungen als bisher auf dem Gebiete der Kunst zu geben. Man erörterte sogar die Berücksichtigung dieses Gegenstandes für das Wahlfähigkeitsexamen." Artur Brausewetter erhofft im „Tag" (5. Juli 1914) davon eine neue verstärkte christliche Bewegung gegen literarischen Schund und Schmutz, aber auch die Pflege einer protestantisch-kirchlichen Kunst gegenüber — „dem gewinnenden Kultus der katholischen Kirche!"

* * *

Ferdinand Krüger †. Am verflossenen 8. Februar ist in Bredeney im Alter von 71 Jahren der Altmeister der Mundartdichtung in Westfalen, der Geh Sanitätsrat Ferdinand Krüger gestorben. Vor allem vom Standpunkt der Heimatkunst wertvoll ist sein großer Münsterländischer Volksroman „Hempelmanns Smiede" (3 Bde), in dem die Erhebung Deutschlands vor 100 Jahren machtvoll aus dem stillen schweigsamen Wesen des niederdeutschen Volkes bricht. Neuer sind die kleinen Erzählungen „Witte Liljen." (Fredebeul & Koenen, Essen.)

* * *

Kunst und — Loge! In der italienischen und vor allem der römischen Künstlerschaft macht zur Zeit der Skandal Nathan-Ferrari viel Aufsehen und Aufregung. Es ist an die Sonne gekommen, daß durch die nepotischen Umtriebe der Loge sowie des frühern Großmeisters Nathan und des jetzigen Großmeisters Ettore Ferrari die künstlerische Ausschmückung des italienischen Ausstellungspavillons in S. Francisco im Betrag von 130 000 Lire dem einen einzigen Künstler Bruno Ferrari, dem Sohne des Großmeisters übergeben wurde. Die öffentliche Aufrollung der Angelegenheit durch italienische Künstler machte die Herrschaft der Klique und der Loge in den kritischen Kommissionen für mehrere

Digitized by Google

Galerien und Museen offenbar. Die Angelegenheit soll ihre Wellen bis ins Parlament geworfen haben.

* * *

Krieg und Schundliteratur. Die „Rheinische Zeitung" Nr. 40 vom 17. Februar wendet sich in einem mannhaften Protest gegen die Literaturjuden und Schundromanfabrikanten, die aus dem Krieg — Geschäft machen und die gewissenlose Sensationsmache der Vorkriegszeit unbehindert fortsetzen Der Artikel bringt aus den bekannten bunten Heftserien jämmerlichste Beispiele literarischer Schundpublikationen und fordert neben der wirtschaftlichen eine ebenso energisch durchgeführte geistige Kriegsfürsorge.

* * *

Für die „Stephana Schwertner". Unter dem Titel „Stephana Schwertner und der neue Vorstoß gegen Enrika von Handel-Mazzettis Kunst" schreibt E. M. Hamann in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 51, vom 19 Dezember 1914 eine kräftige Abwehr gegen eine gewisse Kritik „von drüben", die der katholischen Wesenswucht der Dichtung durch eine ebenso tendenziöse wie unzulängliche literarische Verkleinerung beizukommen sucht.

* * *

R. v. Kralik's Weltgeschichte. In den historisch-politischen Blättern, 150. Bd 3. Heft Seite 168 ff. bespricht Dr Johann Ranftl in hervorragender Weise Richard von Kralik's Fortsetzung von J. B. Weiß's Weltgeschichte, deren erster Band soeben erschienen ist und der die Zeit von 1815—1835 behandelt Der Gral wird die monumentalen historischen Arbeiten Kraliks nächstens zusammenfassend besprechen, die gerade für die gegenwärtige große Epoche tiefste Wesens- urd Werdenslinien aufdecken.

* * *

Deutschlands Kriegsdichtung. Franz Graetzer läßt in seinem sehr beachtenswerten Aufsatz über dieses Thema in der Schweizer „Aehre", Wochenschrift für Dichtung, Theater, Musik und Kunst eine vollkommene Übersicht über die neuere Dichtung etwas vermissen. Sein Gesamturteil aber, daß die Ernte großer Kriegslyrik bis heute „beschämend klein" ist und daß gerade „die Berühmtesten, Hauptmann, Dehmel, Fritz von Unruh ganz und gar versagten," ist leider zutreffend.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Dante als Erzieher

Von Prälat Dr. P. von Mathies

III.

Vor zahllosen anderen Großen im Reiche des Gedankens hat Dante dies voraus, daß er eine völlig gefestigte, einheitliche Lebensauffassung besitzt: die christliche, positiv-gläubige, katholische. Dante *besitzt* aber diese Lebensauffassung nicht nur für seinen Privatgebrauch — nein, er *verteidigt* sie mannhaft. Und er verteidigt sie auf die geistvollste Weise: über dem Dichter der Commedia, dem genialen Architekten der drei Reiche des Jenseits, läßt er uns den Didaktiker, den Moralisten, den Kritiker vergessen. Wenn den Kindern des 20. Jahrhunderts auch anfänglich der *Metaphysiker* Dante eine seltsame Figur scheint, so liegt das zunächst daran, daß sich die Mehrzahl unserer Gebildeten des scharf philosophischen und spekulativ theologischen *Denkens* fast gänzlich entwöhnt hat. Unsere Theologie droht in Kirchen- und Dogmengeschichte, unsere Philosophie entweder in ein Studium der *Geschichte* philosophischer Systeme oder in eine rein subjektive, von aller Empirie und allem Zusammenhang mit der Erbweisheit unserer Altvorderen losgelöste Anarchie der Begriffe auszuarten. Dante jedoch stand bald nach dem Tode des heiligen Thomas, des Fürsten der Scholastik, auf seines Lebens Höhe, d. h. er lebte noch in einer Zeit, der es ganz selbstverständlich erschien, daß Gott, der die Welt von Ewigkeit gedacht und in der Zeit verwirklicht hat, in allem Weltgeschehen und in allen Weltdingen seine Gedanken ausspricht, auf daß der Mensch die Gedanken Gottes entdecke und sie Gott nachdenke. Daher hat denn für den Dichter Dante *alles* einen gottlehrenden (theologischen) und weisheitpredigenden (philosophischen) *Sinn*. Von der „Göttlichen Komödie" läßt sich sogar behaupten, sie bringe in drei Stufen (Gerechte Strafe für Unbußfertigkeit — läuternde Buße — liebende Vereinigung mit dem höchsten Weltwillen, also im Inferno, Purgatorio, Paradiso) die *Idee der sittlichen Weltordnung plastisch zur Anschauung*. Ein Dichter, welcher das leistet, ohne den Geist des Schülers dabei zu ermüden, ist in Wahrheit ein *Erzieher*. Und wer ein solcher Mentor sein und dabei noch dauernd edelste *ästhetische* Anregung gewähren

Digitized by Google

kann, dessen Pädagogie ragt wohl über das Mittelmaß alltäglicher Weltweisheit hinaus. Dante will niemals nur ergötzen, niemals nur belehren. Darum ist er sogar als strenger Ethiker weder der pedantische Prinzipienreiter mit seiner schwerfälligen Paragraphenbagage noch der kalte Praktikus mit seinem phänomenalen kasuistischen Gedächtnis. Er ist vielmehr der welterfahrene und geistvolle, garnicht prüde aber auch niemals lüsterne Sittenschilderer, der es uns auszumalen versteht, wie der verkehrte Wille des Menschen gestraft, geläutert, verklärt wird. Auf unserer Wanderung mit Dante durch die drei Reiche des Jenseits begegnen wir sowohl mythologischen wie geschichtlichen Persönlichkeiten, für deren persönliches Los wir uns interessieren sollen; denn in ihnen erkennen wir — uns selbst, oder doch wenigstens Vertreter jener Menschheit, in deren Mitte wir leben. Alle Stände, alle Lebensalter, alle Geschlechter und Nationen sollen uns über die Majestät der sittlichen Weltordnung belehren, indem sie uns an sich zeigen oder selber uns bekennen, worin die Sühne der verletzten sittlichen Ordnung besteht. Mag Dante als Politiker auch nicht immer gerecht geurteilt haben, wenn er einzelnen Freunden im Jenseits ein vielleicht zu glückliches, seinen Widersachern aber ein zu hartes Los bereitet: als Ethiker ist er unbestechlich, denn er nennt Tugend wie Laster bei ihren richtigen Namen. Er zeigt überall, daß Verkehrtheit nur dann geheilt wird, wenn sie nicht Verstocktheit ist und wenn sie den Weg der inneren Läuterung geht, deren Zeichen im „Gedichte" zumeist eine entsprechende äußere Buße ist, die uns nämlich das Wesen der Schuld sinnlich veranschaulichen will. Das erziehliche Moment der Danteschen Dichtung liegt besonders in dem unbeugsamen Ernste, mit welchem wir vom Dichter auf den rechten Gebrauch von Vernunft und Willen hingewiesen werden. Ein Tändeln mit der Sünde; ein Paktieren mit dem Irrtum; ein Liebäugeln mit dem, was in sich selber Unordnung ist und Unordnung in der menschlichen Gesellschaft hervorruft — das sind „Kunstmittel", nach denen wir bei dem christlichen Dichter vergebens suchen würden. Darum wirkt das Studium der „Göttlichen Komödie" denn auch wie eine Seelenarznei auf viele, die durch einen Byron, einen Goethe, einen Viktor Hugo, einen Tolstoi, einen Richard Wagner, einen d'Annunzio mit sich selber in Widerspruch geraten sind. Es gibt eine Kunst, die das Menschenherz gleichsam verzaubert; und eine andere, die es entzaubert. Dante ist der große Befreier von aller Magie

Digitized by Google

der poetisch verklärten Sünde, von aller sentimentalen Romantik, von aller Tyrannei der leeren schönen Form über die einzig schöne Wahrheit, von allem verworrenen Eklektizismus, kurz von aller moralischen Gleichgültigkeit und Denkfaulheit sowie von aller verkehrten Sinnlichkeit. Und trotzdem ist Dante der objektivste und sinnlich-anschaulichste Dichter, den wir kennen. Die Indifferenten, die Taten- und Interesselosen läßt er in hellen Scharen einem Fähnlein nachjagen, das sich bei jedem Winde dreht; die verbotener Liebesleidenschaft fröhnten, treibt der Sturmwind ruhelos umher; die Schlemmer, die stets in die „Materie" versunken waren, zeigt er uns in der Hölle als Seelen, die „im Schlamme" am Boden liegen, und rings um sie her „stinkt" die Erde, auf welche beständig Regen und Schnee herniederströmen; die Mörder sind in einem Strom siedenden Blutes getaucht; die Selbstmörder in Bäume verwandelt, deren Zweige, wenn sie abgebrochen werden, Blut und Klagen entweichen lassen; die Ketzer liegen in glühenden Särgen mit aufgeschlagenen Deckeln, welch letztere aber am jüngsten Tage zufallen werden; auf die Sodomiten sinken langsam Feuerschwaden nieder, „wie Schneeflocken an stillen Wintertagen"; die Schmeichler sitzen in ekelhaftem Unflat, die Heuchler tragen schwere Kutten aus Blei, die außen glänzend vergoldet sind; der Pharisäer Kaiphas liegt quer über den Weg, mit drei spitzen Pfählen auf den Boden gerammt, und der Zug der übrigen Heuchler muß über ihn hinwegschreiten; die bestechlichen Beamten werden von schadenfrohen Dämonen, den „Malebranchen", gehetzt, mit Haken zerfleischt und in ihren heißen Pechsee zurückgejagt; die schlimmen Ratgeber wohnen unsichtbar in einer Feuerflamme, aus der sie sich aber vernehmlich machen können; die Falschmünzer leiden den Fieberwahnsinn und den Durst der Wassersüchtigen; die Verräter weinen festgefroren im ewigen Eise und ihre Tränen frieren ihnen „wie ein Visier aus Krystall", usw. Solche Anschaulichkeit bewirkt, daß sich Dantes Lehre fest in unserer Erinnerung einprägt. Darin zeigt sich die Kunst des Erziehers. Ebenso anschaulich wie die Straf- und Bußszenen sind aber des Dichters Vergleiche, die er bald der Mythologie, bald der Geschichte, bald dem Naturleben oder menschlichen Gewohnheiten, Beschäftigungen, Absonderlichkeiten entnimmt. Wir hören fast das Hämmern und Klopfen im Arsenal von Venedig, wo man die Schiffe kalfatert, glauben anderswo die quakenden Frösche zu vernehmen oder den seltsamen Zug der Kraniche zu schauen. Ein Schwarm von Geistern, welche Sünden unnatürlicher

Digitized by Google

Wollust abbüßen, blinzeln nach Vergil und Dante mit den Augen, „wie ein alter Schneider beim Einfädeln nach dem Nadelöhre blinzelt". Im 17. Gesang des Purgatorio wandeln die Zornigen in einer Rauchwolke — der Zorn läßt ja tatsächlich den Menschen nicht mehr „klar sehen". Dante gerät in die Wolke hinein, „wie man auf Alpenhöhen plötzlich von weißem Nebeldunst umwoben wird". Ein anderes Mal beschreibt er das Nahen eines Himmelsboten also: „Ich hob das Haupt und fühlte Licht mich blenden, als schmölze Glas und Eisen dort vor mir." Beim Eintritt des Dichters in das irdische Paradies auf dem Gipfel des Reinigungsberges singen die Vöglein im grünen Laub frohlockend ihr Morgenlied und das Rauschen des Waldes ist dazu der Grundbaß, —

„So klingt's wenn durch die Zweige tönt das Rauschen
Im Pinienwald an Chiassis Meergestade."

Doch was soll uns eine Aufzählung solcher Schilderungen! Die ganze Dichtung ist ja eine Fundgrube für poetische Vergleiche, rhetorische Bilder, bedeutsame Symbole und tiefsinnige Allegorien. Welcher Leser könnte jemals die phantastische Gestalt des Geryon, des „Betruges" vergessen, jenes Untiers mit dem Skorpionstachel am Schlangenschwanze, das aber ein Menschenhaupt trägt, auf dessen Stirne — Güte mit Gerechtigkeit gepaart scheint! Oder wer erinnerte sich nicht mit Entzücken sein Leben lang an den farbenprächtigen Siegeszug der Kirche, an den Greifenwagen mit den sieben goldenen Leuchtern, deren Lichtstreifen einen glänzenden Baldachin bilden, an die verschleierte Beatrice, an die „Vier" und die „Drei", die des Wagens Räder umtanzen und an die Prozessionsgruppe der Vertreter des Alten und Neuen Testamentes! Anschaulichste Poesie durchwebt trotz aller Allegoristik die letzten Gesänge des Purgatorio, welche uns vom irdischen Paradiese erzählen! Nicht weniger greifbar treten uns aber sogar im hochspirituellen himmlischen Paradiese die Seligen entgegen. Unzugängliche Seelenzustände weiß uns Dante dort einigermaßen zu versinnbildlichen. Selbst das unaussprechliche, höchste Mysterium wird noch mit leuchtenden Tönen ausgemalt. Der Dichter wandelt schließlich am Ufer eines Lichtstroms, aus welchem Engel emporsteigen, um die Blumen am Rande aufzusuchen. Der Strom weitet sich zum Meere. Dieses Lichtmeer ist der unmittelbare Abglanz der ewigen, unsichtbaren Gottheit. Zugleich ist es aber auch der leuchtende Kelch einer ungeheuren Rose, deren Blätter ringsum wie Sitze eines riesigen Amphitheaters aufsteigen und auf dessen

Digitized by Google

Stufen die Seligen des Alten und Neuen Bundes thronen — an bevorzugter Stelle unter ihnen die reinste Gottesmutter, welcher Dante seine Huldigung durch Sankt Bernhard, den Doctor mellifluus, darbringen läßt. Die Engel tauchen wie emsige Bienen in den Lichtkelch und tragen dann den Gottesfrieden, den sie dort eingesogen, den Seligen zu. Dieses Beispiel — eines aus vielen hunderten — möge genügen, um kurz darzulegen, was wir mit der Behauptung meinen: Dante weiß als kluger Erzieher auch das Unfaßliche uns scheinbar nahe zu bringen. Welche Riesenaufgabe er dabei leistet, wenn er uns fast die gesamte christliche Gedankenwelt im Erlebnis und im Gleichnis „veranschaulicht", das ahnen freilich nur solche Schüler Dantes, die sich die Mühe nicht verdrießen lassen, dem Meister auf allen seinen Gedankenwegen zu folgen. Dante selbst wird auf seiner fingierten Wanderung durch die drei Reiche bekanntlich zunächst von Virgil (d. h. dem Repräsentanten der natürlichen Vernunft), sodann durch Beatrice (die „seligmachende" Gnade oder auch die „übernatürliche Offenbarung") geleitet. Wir müssen, um Dante als Erzieher zu begreifen, die Notwendigkeit solcher Doppelführung auch für uns erkennen. Und das kann sogar der „moderne" Mensch, wenn er sich in dem dunklen Walde der Irrtümer und der Sünden dieses Lebens verirrt hat und ihn dort die drei wilden Tiere „stellen" — nämlich der buntscheckige Pardel der Sinnlichkeit, der Löwe des Stolzes und die Wölfin der Habgier, welche „trotz ihrer Magerkeit trächtig" ist und sich „mit allen Lastern paart". Vernunft führt den „Verirrten" durch die Schrecken der Hölle und dann zur Buße, zur inneren Läuterung auf den Reinigungsberg. Dort nimmt ihn alsdann die Offenbarung in Empfang, um ihn tiefere, seligere Geheimnisse als Schuld und Sühne es sind, zu lehren und ihn stufenweise auf die Anschauung jener ewigen Liebe vorzubereiten, „welche den Himmel bewegt und den Rest des Weltalls". Der Erzieher Dante verfolgt ein hocherhabenes Ziel mit seinem „heiligen Sange": er ruft uns das Excelsius! zu. Durch der politischen Parteien Haß und Hader zuerst verbittert; dann überhaupt vom Leben enttäuscht; durch Menschenkenntnis gewitzigt und vor allem durch eigenes Seelenleid auf die Bedeutung jenes Friedens aufmerksam gemacht, den uns die Welt nicht geben kann, weil sie ihn wegen ihrer Torheit und Gottlosigkeit selber nicht besitzt; durch ernste Beschäftigung mit den wirklich großen Problemen allem niederen Ehrgeiz ein für alle Mal entfremdet, will Dante uns zu dem Entschlusse bewegen, nun auch

Digitized by Google

unsrerseits die tiefste Bedeutung alles menschlichen Lebens und Strebens zu erkennen, um uns hernach bewußter Weise in die moralische Weltordnung einzugliedern, deren Ursprung, Mittelpunkt und Endziel — **das ewige Gut** ist, um welches alle Sphären kreisen. Die Harmonie der gewaltigen Dichtung mit dem moralischen Kosmos einerseits und dem wahren Glücksbedürfnisse des Menschen andrerseits macht die Beschäftigung mit der „Divina Commedia" zu einem ganz eigenartigen, geistigen Genusse. In dieser Harmonie liegt aber auch ihr erziehlicher Wert.

Sie könnte katholischen Schulen tatsächlich zum Studium vorgeschrieben werden — und zwar auf allen drei Unterrichtsstufen. Nur muß man das Nebensächliche auch als Nebensache **behandeln**. Nebensächlich ist z. B. die Lokalgeschichte der guelfischen und ghibellinischen Communen, deren Vertreter in der Commedia erscheinen. Nebensächlich scheint uns auch die Frage, ob „Dantes Beatrice" eine ad hoc erfundene **rein-allegorische** Person oder eine dichterisch verklärte Jugendgeliebte sei, und wenn letzteres, ob wir in der Beatrice der Commedia die Beatrice Portinari, vermählte Madame Bardi, suchen „dürfen" oder in ihr eine andere schöne Florentinerin sehen „müssen". Hauptsache dagegen ist, daß die Beatrice der **Commedia** ihren Schützling Dante zur inneren Bekehrung, zur Reue verhilft und ihn in die höchsten Geheimnisse des Glaubens einweiht. **Dantes verirrter Pilger** geht eben nach ganz anderen Wandlungen zu seinem wahren Glücke ein wie der **Goethe**sche Don Juan a. D., der sittlich unfertig gebliebene Doctor Marianus. Zwar wird von Faust gesagt, das edle Glied der Geisterwelt sei vom Bösen erlöst. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Der Heide und Eklektiker Goethe hat nicht geahnt — oder vielleicht nicht in Betracht ziehen **wollen** — daß sein Faust sich von den Scheingütern der Vergänglichkeit zum wahren vollkommenen Gute **innerlich** bekehren mußte. Darum ist der Dichter Dante der bessere „Erzieher". Einem **Schiller** können wir die „Räuber" nebst andern Jugendstreichen sowie einige Ungereimtheiten im „Don Carlos" der „Jungfrau v. Orleans", der „Maria Stuart" ja sogar seine antikatholische Geschichte des Abfalls der Niederlande, seine „Götter Griechenlands" und einige boshafte Xenien verzeihen. Denn der **gereifte** Dichter verteidigt die hohen Ideale der Menschheit. Goethe aber zeigt sich der Welt noch als Greis, d. h. im zweiten Teile des „Faust" und in den „Gesprächen mit Eckermann" als der geniale, selbstbewußte und selbstgenügsame — **Heide**. Was dagegen in **Dantes** Geist immer heller aufleuchtete,

Digitized by Google

war jene Schönheit, die nichts anderes ist als ein Abglanz göttlicher Wahrheit und Güte. Aus der Liebe zu dieser Schönheit ist nach Form und Stoff die erhabene Vision des Menschenschicksals hervorgegangen, welche trotz ihrer tiefen Tragik und ihres erschütternden Ernstes heiter und lieblich endet — weshalb sie ja auch „Commedia" heißen durfte. Wegen der Übereinstimmung seiner Vision mit den Grundanschauungen unsres göttlichen Glaubens ist der große Florentiner uns ein christlicher Erzieher. Uns stört es dabei nicht, daß er einige Träger der päpstlichen Tiara, die nach seiner Auffassung oder im Urteil der Zeitgenossen schwer gefehlt hatten, auch schwere Strafen leiden läßt. Dante wußte sehr wohl, daß lehramtliche Unfehlbarkeit keine persönliche Sündlosigkeit bedeutet. Vor dem Papsttum und der Papstwürde hegt Dante die größte Hochachtung — deshalb können ihn auch nicht die Protestanten als „Vorläufer der Reformation" für sich mit Beschlag belegen. Mißbräuche und Verbrechen hat er freimütig auch an den Kaisern getadelt, für deren Ansehen er bekanntlich sonst in begeistertster Form und nicht ohne dogmatisierende Übertreibungen eintritt. Die katholische Kirche, welche doch wahrlich mit heiliger Eifersucht über ihren Glaubensschatz wacht, bezeichnet den Dichter Dante nach wie vor als einen ihrer größten und edelsten Söhne. Wir dürfen uns diesem Erzieher getrost anvertrauen. Vielleicht wird eine andauernde Beschäftigung mit seinem unerschöpflichen Gedichte auch uns zu besseren Menschen machen. Wir können dann mit dem Dichter sagen:

„Dem Vater, Sohn und Heil'gen Geiste Ehre!"
Als so, berauschend, um mich her es klang —
(Aufjauchzend hört' ich alle Himmelsheere —)
Schien mir ein Weltallslächeln dieser Sang!
Mir war, als ob er meine Seele zehre,
Als er durch Aug' und Ohr, in's Herz mir drang!
O Wonne! Reichtum unbekannt hienieden!
Du wunschlos Leben voller Liebesfrieden!"

(Paradiso, Anfang des 27. Gesanges. Pochhammer.)

[Redaktionelle Nachschrift: Durch technisches Versehen kam eine redaktionelle Notiz in das letzte Gralheft Nr. 7, die an dieser Stelle hätte eingesetzt werden sollen. Erst mit dem heutigen Aufsatz schließen wir den ersten allgemeinen Teil einer umfassenden Dantestudie des H. H. Prälaten Dr. von Mathies, die sich über die erzieherische Bedeutung Dantes nach der künstlerischen, philosophischen und theologischen Seite verbreiten wird. Das Juliheft wird mit der Publikation des zweiten Teiles beginnen.]

Digitized by Google

Weimar

Aus einem deutschen :: Goethebuch ::

Von Johannes Jörgensen

IV.

„Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Tal" . . . Ich sitze in einer Morgenstunde oben bei Ettersburg und sehe nach Weimar hinunter. Als ich mich der Bank unter der hohen Pappel näherte, saß ein Eichhörnchen darauf, und — mit plötzlichem Sprung — huschte es in den Baum hinauf, guckte noch einen Augenblick auf mich, den Kopf hinter dem Stamm hervor steckend, und weg war es wie ein roter Blitz . . .

„Herders Ruh" steht auf der Lehne der Bank. Also hier war es, — hier hat sich Herder ausgeruht, — Johann Gottfried Herder, — der Dichter, der Literaturfreund, der Denker, — durch Goethes Vermittelung Superintendent des Herzogtums Sachsen-Weimar und Prediger an der Hofkirche . . .

„Herders Ruh", — oder vielleicht nur Herders Rast — jedenfalls nicht Herders Friede . . . Von seiner Bank aus kann er unten die Kirchturmspitze sehen, und im Schatten der Kirche liegt sein sonnenloses Haus und sein Garten, aus dessen schwarzer, saurer Erde nichts hervorwachsen will . . . Ein symbolischer Garten; denn was wächst aus deiner eigenen Seele hervor, Johann Gottfried Herder? Im Schatten der lutherischen Orthodoxie liegt sein Haus, — und was bedeutet die lutherische Orthodoxie in Weimar? Stand da nicht neulich an einem hochheiligen Festmorgen der alte Spötter Wieland in Herders eigener Stube und machte sich über den Gottesdienst lustig? Und kommt Goethe jemals in die Kirche, sitzt der Götterliebling je unter der Kanzel Herders? Goethe! Bei diesem Namen sinkt Herder in noch tiefere und schwerere Gedanken.

Goethe . . . Sie liegt doch garnicht so weit — die Zeit in Straßburg . . . Da war er, Herder, der große, der berühmte. . . Herder erinnert sich noch an ihre erste Be-

Digitized by Google

gegnung . . . im Gasthof „Zum Geist“ . . ., auf der Treppe. . . Und später die vielen begeisterten Briefe — „Herder, Herder, bleiben Sie mir, was Sie mir sind. Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ichs sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber das — fühlen Sie's ganz — daß ich lieber Merkur sein wollte, der letzte, der kleinste vielmehr unter sieben, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der erste unter fünfen, die um den Saturn ziehn.“

Das war damals. . . Nun ist Goethe weit mehr als Planeten und Monde zusammen, er ist die Sonne, um die sich ganz Weimar dreht.

. . . „Meine Seele ist so voll von Goethe wie ein Tautropfen von der Morgensonne,“ sagte neulich Wieland. Und wie hatte Knebel ihn doch genannt? „Rückgrat der Dinge“! — Er ist Weimars Faktotum geworden.

Herders Blick ruht lange auf dem Kirchturme unten, — und auf dem Schloßturm, der ihn überragt . . . Genau so überragt der Johann Wolfgang den Johann Gottfried . . . Und dagegen ist nichts zu tun, der Johann Gottfried kann niemals ein Johann Wolfgang werden, dazu sind sie aus allzu verschiedenem Ton gebildet, und der Töpfer hat ihnen eine zu verschiedene Form gegeben. „Gefäße der Ehre und Gefäße der . . .“ hätte er fast zitiert; aber nein, das will er denn doch nicht gesagt haben, — er ist kein „Gefäß der Schande“ . . .

Wenn Karoline nur zufrieden sein wollte; aber sie fühlt den Schatten, worin sie leben, mehr als er. Sie hatte wer weiß was in ihm gesehen, als er auf Freiersfüßen zu ihr kam, damals in Darmstadt, wo er von Merck und seinen Heiligen angebetet wurde . . . „Ich begreife nicht, daß du nicht ebenso bedeutend sein sollst wie dieser Bursche aus Frankfurt,“ pflegt sie zu sagen. „Aber du hast auch niemals verstanden, dich zur Geltung zu bringen, Herder!“ . . . Und Johann Gottfried versinkt wieder in tiefe Gedanken . . . Ob er sich vielleicht um die Berufung nach Göttingen bewerben sollte? . . . Er hatte mit Goethe darüber gesprochen und aus diesem Anlaß eine Moralpredigt von ihm zu hören bekommen: „Du bist nicht mehr jung, lieber Freund, und

Digitized by Google

sitzest da mit einer großen Familie, Du solltest Dir die Sache doch überlegen! Mir kann es natürlich gleich sein, ich denke nur an dein Wohl!" — Ach, dieser Geheimrat! Einen Augenblick empört sich alles in Herders Seele; er will ihm schon zeigen! — Was will er ihm zeigen? Ach, wohl nichts anderes, als daß er in Wirklichkeit nur Johann Gottfried ist und nicht Johann Wolfgang, — und daß er nicht mehr jung ist — und eine große Familie hat!

Und Herder wird still und ruhig auf seiner Bank, sein schlaffer Blick starrt auf Weimar und die beiden Türme unten, den Kirchturm und den Schloßturm — der tatsächlich der höhere von beiden ist . . .

Doch ich gehe weiter, in den Wald hinauf. Dem nebligen Morgen folgt ein sonniger Vormittag. Der Wald besteht aus Tannen, Lerchen und Birken. Golden steht der Ahorn längs des Wegs. In einer Lichtung liegt ein abgemähtes Kornfeld, die Stoppeln glänzen in der Sonne wie Goldstifte.

Und weiter geht es in den morgenfrischen Wald hinein; ich treffe keinen Menschen. Es ist einer der glücklichen Tage, an dem ich fast von morgens bis abends schweigen darf, wo ich mich mit den allernotwendigsten Worten an den Kellner, mit einem Dutzend oder höchstens zwanzig Vokabeln behelfen kann. Die Stille erfüllt mich wie die Morgenluft, und rings um mich breitet sich der Wald, feierlich, ohne Bewegung. Die roten Eichhörnchen huschen an den Stämmen auf und ab, eine blaue Wildtaube fliegt auf und verschwindet im Dickicht, ein Vogel piepst leise und einsam. Und ich lege mich am Fuß eines hohen Lerchenstammes eine Weile zur Ruhe in das dichte Moos, in den tiefen Grasteppich mit den feinen Mustern der dreiteiligen Blätter des Erdbeerfingerkrauts. . . Ich liege ganz still und lausche den Stimmen des Waldes und des Staubes. Eine Spinne läuft mir über die Hand, ein winzig kleines, gelb gesprenkeltes Ding; ihre Beine verwickeln sich in den Haaren meines Handgelenks, sie ist in gräulichster Klemme, bis ich ihr heraus helfe . . . Wenn ich sie nun zerdrückt hätte, gedankenlos — oder mit Willen?

Digitized by Google

Es wird so viel zerdrückt, so viele werden zermalmt auf der wimmelnden Erde. . . Beim Morgenkaffee las ich, daß ein Zug zwischen Graße und Cannes in eine Flußschlucht hinunter gestürzt sei; zwanzig, dreißig Passagiere getötet, zermalmt, zerstückelt, verbrannt oder in dem tiefen Schlamm erstickt. . . Ich kenne die Strecke zwischen Graße und Cannes, unten an der Riviera, zwischen Olivenwäldern und duftenden Tazettenfeldern . . .

Da lagen sie im Schlamm, in einem Haufen brennender Ruinen, die noch vor fünf Minuten ein heller, vergnüglicher Zug mit Samtsitzen, weiß lackierten Wänden und Spiegeln gewesen waren, — da lagen sie im Schlamm und verbluteten oder erstickten in dem langsam steigenden Schlamm . . . Es dauerte nämlich lange, bevor die Rettungsmannschaft in die steile Schlucht hinunter gelangte . . . Sie wurden zerquetscht, wie ich die Spinne mit der Spitze meines Fingers hätte zerquetschen können, gedankenlos oder — mit Willen? Sie wurden zerquetscht; und nachdem sie zerquetscht waren, was dann? — —

Ein kleiner, grüner Steg läuft an mir vorbei durch den Wald, durch das verblaßte Sommergras hindurch, zwischen den aufrechten Stämmen hinein ins Tannendickicht. Um mich herum ist es schattig und kühl, etwas weiter weg, in einem Sonnenstreifen steht helles, leuchtendes Gras im Samen und neigt sich leise vor einem Wind, den ich nicht spüre.

Ettersberg heißt der Berg und der Wald, Ettersburg ist der Name des herzoglichen Schlosses und des dazugehörigen Dorfes. Als ich aus dem Walde komme, ist es schon gegen Mittag, und nach dem feuchten Schatten kommt mir der starke Sonnenschein wärmend entgegen. Die Pappeln funkeln im Lichte, gewaltige Eschen und Eichen erheben ihre kräftigen Kronen vor dem tiefen Blau des Herbsthimmels. An den Wegen entlang stehen Pflaumenbäume, — jedermann kann von diesem reich gedeckten Tisch essen, — die Pflaumen sind abgefallen, sie liegen in Gras und Staub und verfaulen.

Pflaumen bekomme ich auch zum Dessert im Wirtshaus „Waidmannsheil," wo ich zu Mittag esse. Ich halte meine

Digitized by Google

Mahlzeit auf einer Veranda, unter einem Dach von wildem Wein, mit der Aussicht auf ein kleines, niedriges Tal. Vor der Terrasse wachsen Bäume auf, und der Wirt erzählt mir, daß er gedenkt, sie umzuhauen. „Aber man ist ja nicht sehr fürs Fällen," sagt er langsam und bedächtig; „es tut einem ordentlich weh, so auf einen Baum loszuhauen, den man sozusagen kennt, der so treulich vorm Fenster gestanden hat und so viele Jahre lang gerauscht. . . ."

Er sagt es ganz schlicht ohne jegliche Prätension, während er den Teller entfernt, aus dem ich Spiegeleier gegessen habe, und mir Brot und Käse vorsetzt. Es ist ein korpulenter Mann mit kräftigem, krummnäsigem Gesicht und kleinen, grauen Augen unter den buschigen Brauen. Ich muß an einen alten Kapitän denken, den ich recht gut gekannt habe und der mir erzählte, wie er einmal Schiffbruch erlitten hatte. Am nächsten Tag war er mit dem Steuermann an der Wasserkante entlang gegangen, um nach dem Wrack zu sehen. „Und das war noch das Schlimmste, Johannes, zu sehen, wie alles, was man so Tag für Tag in der Kajüte an sich gehabt hat, im Tang herumschwamm. . . ." Also nicht nur Dichter von Profession hängen ihr Herz an Kleinigkeiten, sehen ihre Schönheit und gewinnen sie lieb. „Sich zu beschränken, wenige Gegenstände recht bedürfen, an ihnen hängen, sie lieben, — das macht den Menschen," — nach Goethe.

Ich gehe in den Ettersburger Schloßpark hinein. Bald stehe ich vor einem wunderbar schönen Tal, das von gewaltigen Eichen umgeben ist; es ist wie geschaffen zu einer Naturbühne. Eine mächtige Hängebirke, die ihr goldgesprenkeltes Laub bis zur Erde senkt, bildet die Hinterwand zwischen zwei hohen Eichen-Kulissen. Ob es wohl hier war, wo sich die munteren Komödianten versammelten, — Goethe, Karl August, die reizende Corona Schröter — „und selbst dein Name ziert Corona, dich," sang Goethe von ihr — die schöne Baronesse Jeanette von Werthern und die leidenschaftliche Emilie von Werthern, die zum Schluß mit einem ihrer Verehrer nach Afrika durchging — die gefühlvolle Frau von Schardt und das kleine, lustige Fräulein von Göchhausen. . . . War es hier, wo sich „die zarten, schönen Seelen" freuten über

Digitized by Google

„des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
der Vögel Sang, des Donners lauten Knall,"

wie es im Gedicht über Miedings Tod heißt? — Jetzt ist es hier öde und leer. Zu öde und zu leer. Der Holzhäher balzt über mir, das Eichhörnchen läuft eifrig die Stämme herauf und hinunter, — jeder versieht das seine. Vielleicht sprachen die Nymphen und Driaden wirklich zu den Griechen und Römern, — vielleicht sprachen sie noch zu Goethe, obgleich ich es kaum glaube. Jetzt schweigen sie jedenfalls. Den Modernen klingt kein verständliches Wort aus der grünen Einsamkeit entgegen. Sie fassen die Natur nicht, und die Natur kümmert sich nicht um sie. „Natur ist dumpf und kann dein Leid nicht fassen," sagte einer, der es wußte: Nikolaus Lenau. Die Natur ist gut für Eichhörnchen und Holzhäher, den Menschen aber weist sie zum Menschen zurück, woher er kam. Wir gleichen dem Geist, den wir begreifen, und wenn wir nun die Natur nicht begreifen, kommt es wohl daher, daß wir eines andern Geistes sind?

Ich verlasse Ettersburg, und am Nachmittag desselben Tages gehe ich nach Tiefurt hinaus. Ich sehe das kleine, bescheidene Schloß, in dem die Herzogin-Witwe Anna Amalie „rustizierte" und wo sie ihre Schöngeister: Wieland, Musäus, Knebel, Herder und Goethe versammelte. Alles ist einfach, aber alles ist echt. Da ist ein Zimmer, in dem die Kupferstiche schlechterdings auf die Wände geklebt sind, was man heutzutage kaum in einem Mädchenzimmer täte; aber die Kupferstiche sind von Meistern. Und in dem niedrigen Speisezimmer wurde nur ein frugales Abendbrot aufgetragen, aber rings an den Wänden waren Kopien der Rafaelschen Fresken aus Villa Farnesina, und vor dem Essen hatte man Herder „Nathan den Weisen" und Goethe den „Tasso" lesen hören können.

Rings um das kleine Schloß zieht sich der große, schöne Park. Grün und gluckend durchfließt ihn die Ilm, und über die weiten Rasenflächen sind schöne Bäume und Baumgruppen zerstreut wie in einer englischen Landschaft. Hier kommt man an einem griechischen Rundtempel vorbei, worin eine Frauengestalt, an eine Säule gelehnt, traurig spähend

Digitized by Google

vor sich hin blickt — Iphigenia auf Tauris? — Dort sitzt ein Amor und füttert mit der Spitze seines Pfeiles eine gefangene Nachtigall. Hier finde ich das Kenotaphion von Anna Amalias totem Sohne, hier sind die drei ergreifenden Linien in den Stein gemeißelt:

Den gebildeten Jüngling
den werdenden Mann
entriß die Parze.

„Die Parze entriß ihn." Diese verzweifelten Worte eines verzweifelten Mutterherzens verfolgen mich gleichsam auf meinem weiteren Wege. Murmelnd und rieselnd wie ein dänischer Waldbach gleitet die Ilm am Steg entlang, sie glitzert in der Sonne und ist dunkel im Schatten des Abhanges. Ihre Wellen gluckſen und klagen so wehmütig, mir ist's, als höre ich Verse, aus denen ein Sich-Selbst-Aufgeben, ein Alles-Aufgeben spricht, Omar Khayam wird's wohl sein. — „Alles entrinnt, alles verschwindet, alles geht unter in dem ewigen Nichts, in dem ewigen All. . . ."

Ich bleibe stehen und betrachte die murmelnden Wasser. Etwas weiter weg, wo sie das sonnengoldene Laub widerspiegeln, sind sie grün und leuchtend wie Smaragd, aber gerade vor mir gleitet der Fluß schwarz und schmutzig dahin, wie er in Wirklichkeit ist, in der Sonne wird er grau und glanzlos und seine Wasser riechen übel. . .

Aber was flüstern sie dem heutigen Nachfolger Goethes zu, die schwarzen, stygischen Wasser? „Armer Mensch," murmeln sie, „arme, eingebildete Eintagsfliege, was fabelst du vom ewigen Leben! Du bist ohne jegliche Bedeutung für das große Ganze, du bist nicht mehr und nicht weniger als die Spinne, die du zwischen den Fingern zerquetschst, gleichgültig, ohne darüber nachzudenken und — ohne es zu bereuen. Wenn du es mit Willen tust, das hat nichts zu sagen; du bist ohne Verantwortung . . . Was für eine Verantwortung haben wohl die Wellen in einem Strom? Nur eins ist vonnöten: das Bittere zu vermeiden, das Süße zu genießen und selbst die Bitterkeit noch süß und berauschend zu machen. . . . Und kannst du's nicht mehr aushalten, dann steht dir die schwarze Pforte offen, die in das

Digitized by Google

weiche Nichts führt, — der ‚Freitod', wie er jetzt heißt, nicht ‚Selbstmord' . . . „Die Parze entriß ihn."

Goethe schreibt in einem Brief an Lavater: „Ich dencke auch aus der Wahrheit zu seyn, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne." Und es ist nicht ratsam, die Wahrheit der fünf Sinne zu verachten, wie es überhaupt nicht ratsam ist, irgend eine Wahrheit zu verachten. Aber die Wahrheit der fünf Sinne, das unmittelbare Zeugnis der menschlichen Natur- und Weltbetrachtung ist gerade das, daß alles fließt, daß nichts Bestand hat, daß nur der Typ ewig ist wie der Sonnenstrahl über dem Strom; das Individuum aber geht vorüber wie die einzelne Welle; jenseits ist sie aus und vorbei, verschwunden im Dunkel. . .

Aber ist die Wahrheit der fünf Sinne die ganze Wahrheit? Oder gibt es eine Wahrheit über der Sinnenwahrheit? (Fortsetzung folgt.)

Das neue Kaiserlied

Von Richard Schaukal

Gott erhalte, Gott beschütze
unsern Kaiser, unser Land.

Daß er seines Reiches walte,
Weise trotz dem Brand der Welt,
Unsern Kaiser, Gott, erhalte,
Den Du uns als Hort bestellt.

Sein geprüftes Herz bestärke,
Stähle seine gütige Hand,
Segne ihn in seinem Werke,
Das dein Auge gut befand.

Wenn es Siegeslorbeern krönen,
Seinen größten Tagen gleich,
Laß die Palme, Herr, verschönen
Ihm sein glücklich Österreich.

Digitized by Google

Trier, eine Stätte der Kultur und Kunst durch zwei Jahrtausende

Von Sophie Görres, Wien

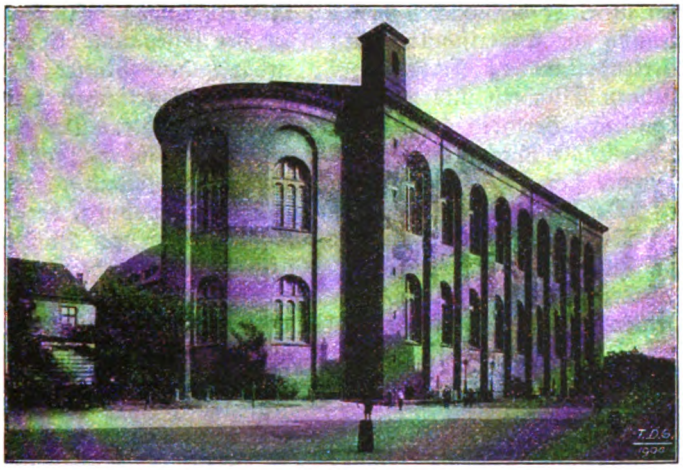
Wir treten nun in das Karolingische Zeitalter ein. Karl der Große, der alle wichtigen Kulturbestrebungen seiner Zeit förderte, schuf auch die sogenannten Karolingischen Palastschulen, in denen besonders die Buchmalerei gepflegt wurde. Bei allem Zurückgehen auf die klassischen Traditionen, die Karl der Große in besonderer Weise bevorzugte, hat sich diese Handschriftenmalerei doch in selbständiger Weise entfaltet. Syrische und byzantinische Vorbilder mögen auch miteingewirkt haben, weshalb in diesen Werken oft eine eigentümliche Stilmischung auftritt. Ein Hauptwerk dieser Gattung, von dem eine ganze Gruppe den Namen hat, ist die sogenannte Ada-Handschrift. Sie war ein Geschenk der Ada, die als Schwester Karls des Großen bezeichnet wird. Sie bestellte sie für die Abtei St. Eucharius-Matthias, wo sie auch begraben ist. Die prächtig in Farben und Gold ausgeführten Bilder der vier Evangelisten sind sicher in Trier gemalt worden, während die Schrift vielleicht in Aachen angefertigt wurde.

Die Kunst der Völkerwanderungszeit, die hauptsächlich kostbares Material, Gold und Edelsteine, zur Verzierung von Kleinodien verwandte, ist nie ganz zugrunde gegangen. Ihre alten Techniken, Ornamentierung mit Goldfiligran, Einsetzen von Glasflüssen, Verroterie cloisonnée, Zellenschmelz, die primitive Emailmalerei, haben sich jedenfalls erhalten. Nur so kann man sich den außerordentlichen Aufschwung erklären, den die Goldschmiedekunst und Schmelzmalerei unter Erzbischof Egbert (977—993) genommen haben. Der Sitz dieser Kunstübung war vor allem St. Maximin. Erzbischof Egbert leitete persönlich die Werkstätte, wie auch Bischof Bernward von Hildesheim die seinige. Die Schule erlangte bald Weltruhm und überflügelte jene von Reims, die bis dahin den ersten Rang einnahm.

Zu den Meisterwerken der Egbertschule gehört das Reliquiar des heiligen Andreas. Da es eine Sandale des Apostels enthält, so steht ein mit Goldblech umhüllter Fuß auf dem Schrein. Die Seiten sind mit Elfenbeinskulpturen

Digitized by Google

und mit Schmelzmalerei verziert, dieſe ſtehen den beſten byzantiniſchen Arbeiten nicht nach. Das Käſtchen enthielt auch die Kapſel eines Nagels vom Kreuze Chriſti. Die Schmelzmalereien daran ſind von einer wundervollen Harmonie der Farben. Die Hülle des Stabes des heiligen Petrus, den derſelbe der Legende nach dem heiligen Eucharius mitgab, iſt ein weiteres Kleinod der Egbertſchule. Daran ſind auch figürliche Darſtellungen angebracht. Der Stab



Baſilika

iſt jetzt in Limburg. Noch iſt hier zu nennen das Egbertkreuz in Maſtricht. Der Korpus Chriſti iſt in Elfenbein geſchnitzt, der Rand des Goldkreuzes iſt mit Ornamenten verziert, an denen der charakteriſtiſche Zellenſchmelz wiederkehrt. Zu der Egbertſchule gehört ferner der Echternacher Codex, der in Gotha bewahrt wird. Die Mitte des Buchdeckels nimmt eine Elfenbeinſchnitzerei ein, die Kreuzigung darſtellend. Den Rand umgeben zarte Goldreliefs. Inſchriftlich bezeugt ſich die Kaiſerin Theophanu, die Gemahlin Otto II., als Auftraggeberin. Die Kaiſerin, eine griechiſche Prinzeſſin, hat ſicher aus ihrer Heimat Künſtler mitgebracht, die, wohlvertraut mit den byzantiniſchen Techniken der Schmelzmalerei, von großem Einfluß auf die abendländiſche Kunſtübung geweſen ſind.

In engem Anſchluß an die Goldſchmiedewerkſtatt blühte unter Erzbiſchof Egbert auch die Buchmalerei, deren Hauptſitz wieder in St. Maximin zu ſuchen iſt. Vor allem iſt hier der Codex Egberti zu nennen. Dieſer iſt nun allerdings

Digitized by Google

nicht in Trier, sondern im Kloster Reichenau, auf Wunsch des Bischofs angefertigt worden. Die Widmungsseite zeigt den Erzbischof auf dem Throne, dem die beiden Künstler, die Mönche Kerald und Heribald, das Buch überreichen. Unter den Bildern, die den Codex zieren, befindet sich auch eine Kreuzigung. Auffallend ist, wie anschaulich der Vorgang der Verlosung des Gewandes des Heilandes dargestellt ist, die Soldaten schütteln das heilige Kleid, auf dem die Würfel liegen. Vielleicht wäre hier eine Beziehung auf den in Trier befindlichen heiligen Rock zu finden. In Beziehung zur Egbertschule steht ferner der sogenannte Codex Gertrudianus zu Cividale. Er gehörte der Mutter der heiligen Elisabeth und kam später an den Patriarchen von Aquileia, Berthold, und von dort nach Cividale. Da die Egbertschule ihre Künstler in befreundete Klöster sandte, erstreckte sich ihr Einfluß bald auf ganz Deutschland.

Der heilige Wolfgang, Bischof von Regensburg, berief den Mönch Ramwold aus St. Maximin, um das Kloster St. Emeram zu reformieren. Die Gesta Treverorum berichten, daß Erzbischof Egbert eifrig bedacht war, die Kirchen mit Paramenten und allem, was zum Gottesdienst nötig ist, auszustatten.

Im Jahre 1207 brachte der Ritter Heinrich von Ulmen zahlreiche Reliquien aus Konstantinopel mit, die er bei der Eroberung dieser Stadt im Jahre 1204 erbeutet hatte. Das kostbarste Stück, ein Reliquienkästchen mit einer Kreuzpartikel, das eine wundervolle byzantinische Schmelzarbeit schmückte, welche die beiden Kaiser Konstantin Porphyrogenetas und Romanos II. hatten anfertigen lassen, schenkte er dem Kloster Süben, von da kam es nach Limburg a. d. L. Der Kirche St. Matthias schenkte er eine Kreuzpartikel, welche in Trier ihre Fassung erhielt, ebenso wie eine zweite Kreuzreliquie scheint er dem Kloster Mettlach geschenkt zu haben; so weit ersieht man diese Tatsachen aus zuverlässigen Schriftstellern. Die beiden Reliquiare, eine Tafel für St. Matthias und ein Triptychon für Mettlach schuf ein und derselbe Künstler, der vielleicht ein Schüler des Nicolaus von Vadun war. Zum Vorbild diente ihm dabei die herrliche Reliquientafel von Limburg, aber nur für die Einteilung, das Übrige ist eine selbständige vorzügliche Trierer Arbeit. Der sogenannte Codex aureus, die Adahandschrift, erhielt im Jahre 1499 eine kostbare Einbanddecke aus Goldschmiedearbeit, der Künstler heißt Olhon von Elten. Da der Abt von St. Maximin diese Arbeit von einem Laien anfertigen ließ, so bezeichnet diese Jahreszahl wohl den Zeitpunkt, in dem die künstlerische Tätigkeit in St. Maximin erloschen war.

Digitized by Google

Durch den Vertrag von Merſen, 870, zwiſchen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutſchen wurde das lotharingiſche Erbe geteilt. Ludwig erhielt die deutſchſprachigen Länder und Karl die romaniſcher Zunge. Kaiſer Heinrich I.

Igeler Säule

(919—936) vereinigte Trier endgültig mit Deutſchland. Aus dieſer Zeit ſind wenige Reſte erhalten. Der ſchöne von Kreuzgewölben überſpannte Saal des Diözeſan-Muſeums iſt aus dem elften Jahrhundert. Erzbiſchof Heinrich I. legte den Markt an und errichtete das ſteinere Marktkreuz, das noch heute ſteht. Der ſogenannte Frankenturm iſt das älteſte Beiſpiel eines Herren- oder Saalhauſes in Deutſchland.

Im Jahre 1016 erhob Kaiſer Heinrich II. den Babenberger Fürſten Poppo auf den Erzbiſchofſtuhl von Trier. Er war der Sohn des heiligen Leopold, Markgrafen von

Digitized by Google

Österreich. Poppo machte eine Pilgerfahrt nach Jerusalem; er brachte von dort den griechischen Mönch Simon mit. Dieser lebte von da an als Einsiedler in der Ruine der Porta Nigra. Poppo erbaute nach seinem Tode, in der Porta Nigra, die Doppelkirche St. Simon. Später wurde noch ein Apsis daran gebaut. Poppo's Aufgabe war, den Dom, der baufällig geworden war, wieder herzustellen. Da eine der Säulen einzustürzen drohte, ersetzte er sie durch einen kräftigen Pfeiler. Ein Bruchstück dieser Säule liegt noch auf dem Domplatz und ist als „Domstein" ein Wahrzeichen Triers.

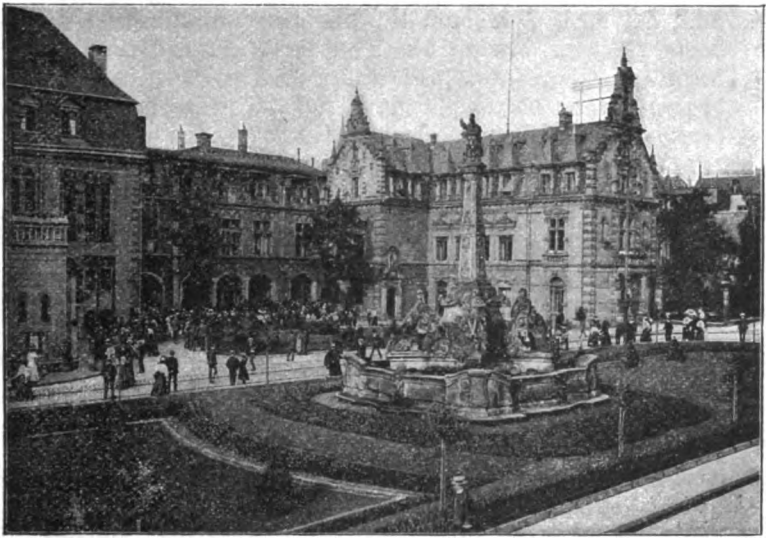
Poppo verlängerte den Dom nach Westen um ein großes Mittel- und ein kleines Nebenjoch. Aus der Zeit des Nachfolgers Poppos, Erzbischof Eberhard, stammt die Heiligkreuzkapelle, die an die Grabkirche der Galla Placidia in Ravenna erinnert. Erzbischof Bruno (1102—1128) führte Poppos Dombau fort und schloß die Westseite mit einer kräftig wirkenden Fassade ab. Am 23. Oktober 1121 nahm Bruno die feierliche Weihe des Westchores vor. Im Jahre 1147 umgab Erzbischof Albero von Montreuil die Stadt mit einer lückenlos geschlossenen Mauer. Das Jahr 1148 war ein besonders denkwürdiges und ruhmvolles für Trier. Papst Eugen III. war aus Anlaß eines Konzils in Trier; auf demselben wurden die Schriften der heiligen Hildegard geprüft. Papst Eugen weihte in demselben Jahre zwei Kirchen. In Anwesenheit des heiligen Bernhard von Clairvaux nahm er die Weihe der wiederhergestellten Kirche St. Matthias vor, die in ihrem romanischen Hauptbestandteile heute noch erhalten ist. Ferner weihte er die neuerbaute große Kirche St. Paulin. Sie ist im Jahre 1673 gänzlich zerstört und unter Erzbischof Schönborn im Jahre 1734, im Rokokostil wieder aufgebaut worden.

War St. Maximin eine Kunstwerkstätte ersten Ranges, so glänzt St. Eucharius-Matthias vor allem durch seine Schriftsteller. Die berühmte Chronik von Trier, die Gesta Treverorum, ist fast ausschließlich von den Mönchen dieses Klosters geschrieben worden, wenigstens in ihren ältesten Teilen, die von besonderer Wichtigkeit sind. Die Gesta gehören zu den bedeutendsten Geschichtsquellen Deutschlands.

Der Nachfolger Alberos, Erzbischof Hillin, 1152—1169, begann den Ausbau des Ostchores. Johann I. (1190—1212) vollendete das begonnene Werk. Das Schiff des Domes wurde mit Kreuzgewölben überspannt, auch erhielten die Chorschranken nischenartige Bogenstellungen. Am 1. Mai 1196 legte Erzbischof Johann den heiligen Rock, bei Gelegenheit der Weihe des vollendeten Domes, in den Hoch-

Digitized by Google

altar des Ostchores. Die heilige Reliquie war vorher wahrscheinlich in einer Krypta verwahrt. Bis zum Jahre 1512 blieb der heilige Rock in dem Altare eingeschlossen. Als Kaiser Max in dem genannten Jahre einen Reichstag abhielt, verlangte er ihn zu sehen. Dies gab Anlaß zu der ersten öffentlichen Ausstellung des heiligen Rockes.



St. Georgsbrunnen und Rathaus

Seitdem haben Millionen von Menschen die heilige Reliquie verehrt. Aus der Zeit des romanischen Stils ist noch das leider abgebrochene Neutor zu erwähnen. Das Tympanonrelief, Christus zwischen St. Petrus und St. Eucharius darstellend, ist erhalten.

Die Profanarchitektur dieser Zeit ist noch in vielen Häusern in Trier vorhanden. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts entwickelte sich in Frankreich der gotische Stil. Ungefähr hundert Jahre später entstanden in Deutschland zwei herrliche Schöpfungen der Gotik, in Trier die Liebfrauenkirche und in Marburg die St. Elisabethkirche. Die Trierer Kirche steht aber als Zentralbau dieses Stils vereinzelt in Deutschland da. Vom quadratischen Zentrum gehen im Grundriß vier Kreuzschiffe aus, das östliche, fünfteilig erweitert, verlängert sich zur Apsis mit Chor, die übrigen Schiffe sind dreiseitig abgeschlossen. Zwischen den Schiffen schieben sich Doppelkapellen ein, außen legen sich

Digitized by Google

runde Treppentürme vor. Im Innern ergeben sich wunderbare perspektivische Wirkungen, da die vier Mittelpfeiler von acht hochaufragenden Säulen umgeben sind. Trotzdem in dieser Kirche französische Motive zur Geltung kommen, ist sie doch eine reindeutsche Schöpfung der Frühgotik. Von besonderer Schönheit ist der reiche Skulpturenschmuck der Fassade. Nachdem man früher die Erbauung der Kirche in das Jahr 1227 setzte, nimmt man jetzt das Jahr 1250 an. Erzbischof Theodorich II., der die Liebfrauenkirche erbaute, ließ auch den an den Dom anstoßenden Kreuzgang herstellen. Ein Blick in diese stillen Hallen, die von Spitzbogengewölben überspannt sind, ruft die Tage zurück, in denen die Mönche hier betend auf und nieder wandelten.

Trier besitzt noch mehrere schöne Kirchen gotischen Stiles. So die Dreifaltigkeitskirche, später Jesuitenkirche genannt. In ihr liegt der berühmte Jesuit Friedrich von Spee begraben. Die St. Antoniuskirche hat ein schönes spätgotisches Deckengewölbe. St. Gangolf trägt durch seinen massigen Turm viel zum charakteristischen Stadtbilde bei. Der größte Erzbischof Triers war Balduin von Luxemburg, der Bruder Heinrich VII. Er begleitete ihn auf seiner Romfahrt. Zur Erinnerung ließ der Erzbischof im Jahre 1513 eine Reihe von leicht kolorierten Bildern anfertigen, die in seine berühmte Urkundensammlung, das Balduineum genannt, eingefügt sind. Es ist eine Art von Tagebuch der Reise, hochinteressant, auch wegen der teilnehmenden Personen, die alle an ihren Wappen kenntlich sind, für die Genealogie. Der Codex wird in Koblenz aufbewahrt. Unter den Häusern aus der Zeit der Gotik ist das sogenannte „Rote Haus" wohl das am meisten genannte und bekannte, es trägt an seiner Front die Inschrift in Versen, welche Trier von Trebeta abstammen läßt. Im Jahre 1450 wurde in Trier die Universität gegründet, ebenso ein Gymnasium und von Papst Nicolaus mit Privilegien versehen.

Hat die Gotik in Frankreich ihre Wurzeln, so ist der Stil der Renaissance vom Süden aus, über die Alpen gekommen. In Trier finden wir zahlreiche Grabmonumente der Erzbischöfe in diesem vornehmen, zierlichen Stile. Das Greiffenklau-Denkmal im Dom, das den Erzbischof vor dem gekreuzigten Heiland knieend darstellt, ist eine der edelsten Schöpfungen der Frührenaissance. Diesem reiht sich würdig das Grabdenkmal des Domherrn von der Leyen im Dom-Kreuzgang an. Eines der großartigsten Renaissance-Grabmäler überhaupt ist dasjenige des Kurfürsten Johann III. von Metzenhausen (1532—40) im Dom. In der zweiten

Digitized by Google

Hälfte des 16. Jahrhunderts begegnen wir in Trier einer genialen Künstlerpersönlichkeit in dem Bildhauer Hans Rupprecht Hoffmann aus Nürnberg. Vielleicht sein bestes Werk ist die Domkanzel und die zu derselben führende

Petrusbrunnen. Rechts im Hintergrund: Rotes Haus.

Treppe mit dem Portal. Er schuf gleichfalls einige herrliche Altäre im Dom, so den Dreifaltigkeitsaltar, den Johannesaltar und den Allerheiligenaltar. Den Uebergang zum Barockstil macht das Epitaphium des Kurfürsten Christoph von Sötern (1623—1652). Die Erzbischöfe Triers waren zugleich Kurfürsten, sie haben oft bei der Kaiserwahl die Entscheidung herbeigeführt. Dem hohen Range mußte auch der Palast in dem sie residierten entsprechen. Erzbischof von Metternich begann den Bau im Jahre 1614; Kurfürst Christoph Philipp von Sötern beendete ihn vor-

Digitized by Google

läufig. Kurfürst Philipp von Waldendorff (1756—1768) fügte noch den Südbau hinzu. An diesen Bauten kommen sowohl die Renaissance, als das blühendste Rokoko zur Geltung. Der Risalit des Südbaues ist von wundervoller Wirkung; ebenso gehören die Treppen zu den reizendsten Schöpfungen dieses Stils. Den Altmarkt Triers ziert ein prächtiger Brunnen, der nach dem heiligen Petrus, dessen Statue er trägt, den Namen hat. Er erinnert an den Tugendbrunnen in Nürnberg.

Der früher erwähnte Erzbischof Greiffenklau, ein richtiger „Bischof in Waffen", zwang 1522 Franz von Sickingen die Belagerung Triers aufzugeben. Seine Regierung fiel in das Zeitalter der Reformation. Er wußte aber alle Versuche zu Religionsänderungen kräftig abzuwehren. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts versuchte Kaspar Olevian eine Erhebung. Kurfürst Johann unterdrückte rasch die Bewegung; um eine Wiederholung zu verhindern berief er im Jahre darauf die Jesuiten.

Der Dom, der schon so viele Umgestaltungen erlebt hatte, wurde im siebzehnten Jahrhundert vom Barock wie von einer Sturzwelle überflutet. Kurfürst Karl Kaspar von der Leyen baute den Nikolauschor in diesem Stile aus, er ließ dort einen Doppelaltar mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit, im Geschmacke der Zeit, errichten. Viel davon ist schon wieder zugrunde gegangen, doch die Decke mit ihren großartigen Stuckaturen ist erhalten. Kurfürst Hugo von Orsbeck (1676—1714) erbaute die Domschatzkammer, die mit dem Ostchore in Verbindung steht. Sie ist ein charakteristisches Beispiel dieses glanzvollen Stils.

Im Jahre 1717 entstand im Dome ein Feuer, das Dach wurde ergriffen und zerstört. Bei der Wiederherstellung wurde der Bau in eine Kreuzkirche mit Querschiff verwandelt.

Trier hatte im Laufe der Jahrhunderte infolge der Kriege viel zu leiden. Im Jahre 1552 wurde es durch den Markgrafen von Brandenburg erobert. Unsägliches Leid brachten die Kriege Ludwigs XIV. über Trier. Im Jahre 1673 sprengten und zerstörten die Franzosen mehrere Kirchen, darunter auch die schöne romanische Kirche St. Paulin. Der kunstsinnige Kurfürst von Schönborn erbaute aus eigenen Mitteln die Kirche aufs Glanzvollste. Er berief hierzu den genialen Baumeister Johann Balthasar Neumann aus Würzburg und den Architekten Seitz. Wie war es doch möglich, daß man den armen Rokokostil so lange als geschmacklos gehöhnt hat? Das Innere der St. Paulinskirche ist eine Symphonie an Farbenpracht, Heiterkeit und Glanz. Diesem Stile verdankt Trier noch das höchst

Digitized by Google

wirkungsvolle Portal von St. Gangolf, und eine schöne Stuckdecke in der Kirche. Der prächtige Lesesaal des ehemaligen Jesuitenkollegs ist gleichfalls mit einem feinen Stuckplafond geschmückt. Die Bibliothek, die hier aufbewahrt wird, ist außerordentlich reich.

Zu Ehren des Kurfürsten Schönborn wurde 1750 auf dem Kornmarkte der St. Georgsbrunnen errichtet; die stürmisch bewegten Figuren erinnern an die wirkungsvollen Brunnengruppen, denen man in Rom so oft begegnet.

Wir sind am Ende einer langen Reihe von Jahrhunderten angelangt. Die französische Revolution, mit ihren nachfolgenden Kriegen, hat auch dem vielhundertjährigen Kurfürstentum Trier ein Ende gemacht. Im Jahre 1794 wurde Trier dem französischen Kaiserreiche einverleibt. Seit dem Jahre 1815 kam es an Preußen. Der letzte Kurfürst, Clemens Wenzeslaus von Sachsen, starb im Jahre 1812 in Augsburg.

Im Jahre 1802 wurde Trier als französisches Bistum eingerichtet, 1821 wurde es in ein preußisches umgewandelt. Im neunzehnten Jahrhundert wurde der heilige Rock dreimal ausgestellt, 1810, 1844 und 1891. Die mannigfachen Anfechtungen, die die Ausstellungen erfuhren, trugen aber andererseits auch zur Belebung des katholischen Bewußtseins in Deutschland bei. Das kirchliche Leben blüht unter der segensreichen Regierung des jetzt lebenden Erzbischofs Michael Felix Korum in Trier gewiß nicht minder als unter den früheren Erzbischöfen, die mächtige Landesherren waren.

[Nachschrift der Redaktion: Genau vor 70 Jahren schrieb der große Ultramontane Josef von Görres sein in Glut gehämmertes Buch: Die Wallfahrt nach Trier (Regensburg 1845), das in wirrnisvoller, von religiösen Kämpfen durchstürmter Zeit als unerschütterliche Rechtfertigung und Erläuterung jenes „großen, vor dem Angesichte aller Völker und mehr als einer Million freier Menschen abgelegten Zeugnisses für ihren lebendigen Glauben an Christus, den Sohn Gottes" sich erhob und den Deutsch-Katholizismus der Ronge-Czerskischen Sekte wissenschaftlich niederschlug. Es war uns eine tiefgefühlte Freude, die die Gralgemeinde gewiß mitempfunden, an Hand der kunstsinnigen, gelehrten Enkelin des großen Görres eine zweite diesmal künstlerische Wallfahrt nach Trier unternehmen zu können. Möge der unsterbliche Görressche Geist, der Geist katholischer Selbstachtung und katholischen Stolzes immer mehr uns wieder Führer werden auf allen Wegen der Gralkultur!]

Digitized by Google

Zukunft

Kriegs-Skizze von Tony Eick

Unaufschiebbar! Also fuhren wir. Fuhren trotz des schlechten Wetters. Und da ist es kein Spaß, mit einem lebhaften vierjährigen Mädel zu reisen, bei dem Füßchen, Händchen und Mäulchen keinen Augenblick Ruhe geben. Im letzten Augenblick wußte man bei dem eigentümlichen Winterwetter noch nicht, welche Ausrüstungsgegenstände man mitnehmen sollte: Muff oder Schirm?

„Nimm lieber den Muff mit," entschied mein Mädel, „dann kannst du das dahereintun, was ich geschenkt bekomme".

„Ja, aber Herzel, wer soll dir denn etwas schenken? Wir gehen doch zu ganz fremden Leuten, ich muß einen Geschäftsgang machen!"

„Vielleicht die Leute in dem Geschäft, wo du hingehst. Bei Tietz bekomme ich auch immer etwas, wenn ich den Mädchen Stecknadeln aufhebe."

„Aber ich gehe in kein Geschäft heute."

„Warum sagst du denn ‚Geschäftsgang'? Vielleicht aber schenken mir liebe Leute, die uns begegnen, etwas Schönes!"

Gut, also nehmen wir den Muff mit für mein glückliches Kind, das noch glauben kann, es begegnen einem liebe Leute, die irgend etwas Schönes zu verschenken haben.

„Wenn es nun aber d o c h regnet, Herzel!" äußerte ich bedenklich.

„Pö, dann gehe ich überhaupts nich mehr aus der Elektrischen 'raus!"

Als wir in Köln ankamen, regnete es in Strömen und wir hatten — den Muff mit. Und dann hatte der Schaffner auch gesagt, daß die Bahn gleich wieder zurück nach Hause führe — und deshalb mußten wir doch aussteigen, mein Mädelchen wollte doch nach Köln und ich mußte schon, damit was in den Muff käme.

Wir standen ein Weilchen im Regen, ich, von der Tatsache des Gusses nun doch etwas überrascht und unschlüssig, was nun mit der Zeit bis zu meinem Geschäftswege geschehen sollte. Die vorgenommenen Gänge zum Heinzelmännchenbrunnen und Dom zerflossen im Regenwasser.

„Und nun krieg ich auch noch Hunger", sagte ganz verzweifelt das Kleine.

„Hunger? Das ist eine ganz brauchbare Idee, dann wissen wir wenigstens, wo wir so lange hingehen! Also marschieren wir zu einer Konditorei."

„Ich mag aber keine Sahne!"

„Brauchst du auch nicht. Erstens ist Krieg — und zweitens kann man da auch Butterbrote haben —"

„— und dreitens — — darf ich mir dreitens was am Automat ziehen?"

„O nein, mein Mädelchen! So haben wir nicht gewettet! drittens mußt du in der Konditorei hübsch artig sein! Mit dem Automat — das gibt nichts — hast du denn vergessen, für wen du deine Größchelchen sparen wolltest?"

„Ich habe aber noch gar keine Verwundeten gesehen heute!" schmollt mein Mädel. „Überhaupts bin ich noch ganz bös, weil diesmal keine Soldaten mitgefahren sind in der Uferbahn!"

Digitized by Google

Hu! Das Gesichtchen paßt zum Regenwetter! Also sorgen wir, daß wir herauskommen, damit sich beiderseits die Laune bessert.

Dort das erleuchtete Schaufenster ist gewiß, was wir suchen.

Also, kehren wir ein.

Flutendes Licht, Stimmengewirr, wohlige Wärme, Spiegel, Teppiche, ein leises Klirren von Porzellan. Sonntag und Spätnachmittag in einem Café — trotz der Kriegszeit alles besetzt. Da ist's schwer, einen Platz zu finden!

Ich sehe nur eine Möglichkeit: in der Ecke dort Dame und Herr an einem Tischchen, dabei noch zwei Plätze frei!

„Gestatten!"

„Aber ja!" beeilt sich der Herr.

Wir legen etwas ab.

Kellner laufen hin und her. Mein Kleines hält einen fest:

„Herr Ober, ich esse aber keine Sahne!"

Der Mann lacht, zählt Geld in der Hand und eilt vorüber. Nun sitzen wir endlich.

Das Kleine hat auf einem Nebentisch illustrierte Zeitungen entdeckt und frägt einen dabeisitzenden Herrn: „Ach bitte, kann ich die Zeitungen haben?"

„Aber bitte, hier sind Bilderbücher!" lächelt er.

„Das sind doch keine Bilderbücher", belehrt ihn das Kleine. „In meinen Bilderbüchern ist alles richtiger Ernst und hier das sind doch Witzblätter. Warte, willst du einmal sehen, wie ein Witz aussieht?"

Alles lacht. Das Kleine läßt sich nicht beirren, blättert in einem Heft, patscht dann mit den rosigen Fingerchen hin und erklärt:

„Nun besieh dir das mal, das ist ein richtiger Witz! Ein so kleiner Mann, der so große Beine und einen so dicken Kopf hat, wie es in Richtigkeit gar keinen gibt, und dann steht noch was darunter, worüber man lachen muß und das ist dann ein richtiger Witz."

Aber nun bringt der Ober Milch und Brot und das Kleine ist einen Augenblick vollauf beschäftigt. Dame und Herr an unserm Tisch sind ins Geplauder vertieft. Ich habe nichts zu tun und studiere sie ein wenig. Er vollkommener Lebemann, glatt rasiert, elegant gekleidet, Krawattennadel blitzt ab und zu diskret auf, die schon grauen Haare richten sich steil, borstenartig über der ausdruckslosen Stirn auf. Er redet oft laut, aufdringlich laut und die Wendung: „weißt du, nur durch meine Beziehungen" kommt jeden Augenblick vor.

Das Kleine trinkt, lauscht, beißt ins Brot, schaut ins Witzblatt und rings um sich. Das junge Weib neben dem Lebemann hat ein schönes, aber lasterhaftes Gesicht. Sie trägt einen großen Busch Maiblumen an der Bluse, spielt damit und zerpflückt sie achtlos.

„O", sagt mein Mädelchen, „die Dame macht die schönen Blumen kaput!"

Die sieht überrascht auf, macht ein fast eigensinniges Gesicht und zupft weiter an den Blumen.

„Du —" das Kleine stößt sie an, „der liebe Gott hat die Blumen wachsen lassen, die darfst du nicht zerpflücken, sonst sterben die armen Elfenkinderchen, die in den Glöckchen schlafen".

„Ha," lacht sie belustigt, „die Blumen gehören mir, naseweises Mädelchen, ich kann damit machen, was ich will".

„Junge, Junge, dann kommst du aber in die Hölle, wie die kleine Inge, die auf Brot trat. Das ist eine Gottesgabe, steht in dem Buch, woraus die Mutter mir immer vorliest. Und Blumen sind doch eine Gottesgabe, weil sie draußen wachsen, wie das Korn, nicht wahr, Mutter?"

„Und dein Witz ist auch eine Gottesgabe, kleines Mädel," meint der Herr vom Nachbartisch.

Digitized by Google

Die Höllenkandidatin lacht leichtsinnig und ich tue alles, das Kleine zu beruhigen. Mir wirds ungemütlich am Tisch, aber ich sehe noch keinen Grund, nun wieder durch den Regen in ein anderes Lokal zu gehen.

Wir beschäftigen uns mit den Blättern. Obenauf liegt eins mit dem Titelblatt: „Gruß an Leutnant von der Linde". Da weht im Himmelblau die Fahne schwarzweißrot vom Fort Malonne, in der lustigen Zusammenstellung, wie die Not sie bedingte. Natürlich will das Mädel alles genau wissen und ich habe nichts besseres zu tun, als ihr Hermann Wettes köstliches Gedicht zu deklamieren.

„Wi sniderten ut'ne belgiske Bucks,
En englisk Hiemd wittsiden Gedrucks,
Ne raude französke Buckbinn de dütske Fahn."

„Und was hat er noch an seine Eltern geschrieben, was er wäre, das gefällt mir so gut, sag es nochmal!"

„Ju Otto, de Kick in de Welt
Wör öwer Nacht en richtigen Held."

Daneben liegt eine Illustrierte mit dem Kronprinzenbild.

„Und das ist auch ein Kickindewelt und ein richtiger Held, nicht wahr, Mutter?"

Pst! — — ach nein, sag's nur, kann er schon vertragen, unser lustiger Kronprinz! Du Kickindewelt, mein kleines patriotisches Mädel, glückselige Kinder des Neuen Deutschland!

Draußen wirbeln Trommeln, einige halten es der Mühe wert, aufzustehen und hinauszusehen. Mein Kleines steht auf dem Stuhl und will von da auf den Tisch — wenn Trommeln klingen und Fahnen wehen vergißt sie ihre „gute Erziehung".

Der Ober sagt: „Es ist Landsturm, der morgen ausrückt!" — In schwerem Trott kommt es daher. Der Regen schlägt gegen die Scheiben und der Dunst von innen macht sie undurchsichtig, aber man hört den Marschtritt. Ja, wir sind im Kriege. Hier im Café scheint es vergessen. Man lacht, plaudert, raucht, schlürft Kaffee und ißt Sahnetorte dazu. Und die Zusammenstellung der Gäste? Wir sind zwar in einem guten, altbekannten Hause, das ich mit meinem kleinen Mädel ohne Scheu betreten konnte. Eine merkwürdige Auslese ists, die sich heute hier zusammengefunden, Übrigbleibende nach Deutschlands großer Heerschau, junge Laffen und dazwischen mal ein Graukopf, junge Dingelchen, kichernde Mädel, die hier ihren Sonntagnachmittag verbringen und dazwischen junge und alte Frauen mit ernsten Gesichtern, Trauerschleiern; unstreitig bessere Leute vom Land draußen, die aus traurigen und dringenden Anlässen, um einen Lieben draußen im Feld zusammenkamen und nun die Zeit bis zum Zuge hier absitzen. Die jungen Laffen aber übertönen alles, fechten mit dem Maul die Schlachten aus, wetten, ob wir noch nicht bald in Calais sind, sagen, daß alles viel zu langsam ginge und brüsten sich, es läge daran, daß „Manselbst" nicht dabei wäre. Faule Witze, geistloses Geplauder! Und nichts ist ihnen heilig! Herrgott ja, ihr Laffen, wärt ihr dabei, dabei als Kanonenfutter, statt der tapferen, begeisterten deutschen Jungen, die draußen verbluten müssen! Und daß ihr Kommisbrot statt Sahnetorte hättet! Das wär was, eure großen Mäuler zu stopfen! Lange halte ichs hier nicht mehr aus, da laufe ich lieber durch den Regen, schaue, ob ich nicht irgend einen Posten sehe, einen, auf der Wacht für Deutschlands Ehre und Sicherheit — oder irgend eine Fahne, die regennaß die schweren Flügel schlägt, eine Fahne schwarzweißrot!

„Neueste Zeitung, Abendausgabe! ein wichtiger russischer Stützpunkt genommen!" Ein kleiner Zeitungsjunge geht durchs Café, steigt

Digitized by Google

auch die Treppe zum Billardzimmer hinauf und immer hört man es, bald verhallend bald deutlicher durch Lärm und Stimmengewirr: „Ein wichtiger russischer Stützpunkt genommen."

Da sehe ich gerade, wie sich das Weib an unserm Tisch zu dem Lebemann beugt und höre, was sie ihm zuflüstert. „Du, Kleiner, die Dame da drüben läßt keinen Blick von meiner Bluse. Eben höre ich, wie sie zu ihrer Nachbarin sagte: ‚Sieh doch nur mal die reizende Bluse' und deutete dabei auf mich."

„Siehst du nun, Schäckerchen, daß ich einen guten Geschmack habe," lacht er und tippt ihr auf die Nase.

„Laß doch, Kleiner! Du sprachst von Otto eben. Was schrieb er Dir?"

„ — — ach so, um darauf zurückzukommen —"

„Neueste Zeitung, Abendausgabe!" Nun an unserm Tisch.

„Nun, gib mal her, kleiner Stützpunkt, wirst wohl nicht allzuviel verkauft haben! Da, und der Groschen für dich! Aber keene Zigaretten geroocht, verstehste?"

Der Geck an unserm Tisch sagts — es war kein Wohlwollen, man fühlt und sieht, daß er die Aufmerksamkeit auf sich lenken will.

„— — also, was ich dir von Otto sagen wollte. Meine Sendung kam gerade an, als seine Frau die Damen vom Roten Kreuz zum Tee da hatte. Allgemeiner Beifall, ein Hurra auf die Gebefreudigkeit — und sie dankten mir alle gerührt für die hochherzige Spende."

Er hatte sich ordentlich in Positur gesetzt, sprach laut ins Lokal hinein und wippte mit der Spitze seines Lackschuhs, der sich fast in Tischhöhe befand. Den wenigen noch vorhandenen Raum im Lokal nahmen seine übereinandergeschlagenen Beine ein.

Das Kleine sah ihn mit offenem Munde an und plapperte dann nach —

„Hochherzige Spende — — hochherzige Spende — — Mutter, was ist das?"

„Ober, zahlen!"

„Bitte!"

Ich stand auf und zog der Kleinen das Mützchen an, ich glühte vor Scham und Wut! Kraliks neues Gedicht klang mir im Ohr:

„Heil dir Welt! An deutschem Wesen
Sollst du nunmehr ganz genesen!"

Und das in meinem Vaterland! Draußen der Krieg, heiliges Herzeleid, junges Sterben, helle Begeisterung, Not und Tränen — und hier sitzt der Geck, scharwenzelt mit der Dirne und macht laut bekannt, daß er aus seinem Überfluß dem roten Kreuz hochherzige Spenden zukommen ließ, hier reckeln sich die Laffen herum, rufen dem Zeitungsjungen nach, sie kauften nur dann eine Nummer, wenn hunderttausend Russen auf einmal gefangen würden, spötteln über die Bezeichnung „russischer Stützpunkt" und ihre Witze werden zur Zote, — und die dabei waren, als man den russischen Stützpunkt nahm, wenn sie es wüßten, Herrgott, wenn sie das wüßten! O mein Vaterland, heiliges Heimatland, noch nicht genug des Krieges, Krieg in unsern Reihen, Krieg tapferer Männer und Frauen solange, bis alles darniederliegt, was als ein Stützpunkt der Hohlheit und Gemeinheit in unsern Reihen das Haupt hebt!

„Mutter, sag mir doch, was ist das, hochherzige Spende?"

Da sage ich laut und weithin vernehmbar, sage es, den Gecken fest ins Auge fassend — „hochherzige Spende? das ist etwas, dessen man sich schämen muß, wenn man es laut von der eigenen Gabe sagt."

Wir gehen und lassen verdutzte Gesichter hinter uns.

Für mein Kleines aber habe ich eine andere Erklärung und die bekommt sie draußen zugleich mit einem herzlichen Kuß im strömenden

Digitized by Google

Regen, durch den ich sie forttrage, weit fort aus dem Dunstkreis der hochherzigen Spender.

„O mein Vaterland, heiliges Heimatland!"

* * *

Der Muff war noch leer, als wir in der Schalterhalle des Hauptbahnhofes standen, um die Karten zur Heimfahrt zu lösen. Mit der Uferbahn wollte Mädelchen nicht mehr reisen, weil keine Soldaten damit führen.

„Gelt, und ich habe auch gar nicht mehr gesagt, liebe Mutter: zieh mir was am Automat und wir sind doch in Köln an so vielen Automaten vorbeigekommen. Und deshalb darf ich auch jetzt mit dem großen Zug fahren, weil da Soldaten mitreisen und du suchst auch ein Abteil aus, wo furchtbar viele drinn sind, dann freue ich mich!"

Und wir gingen auch auf dem Hauptbahnhof noch an vielen Automaten vorbei und das Kleine zupfte mich am Ärmel, drückte mir die Hand und zwinkerte mit den Äuglein: gelt, ich bin brav?

Wir durchschritten die Sperre.

Was kam da?

Ich blieb stehen und faßte des Kindes Hand fester.

Es kam daher: Schritt und Tritt, Schritt und Tritt, rhythmisch, wohllautend. In mir löste sich der Druck, den ich den ganzen Nachmittag empfunden hatte. Schritt und Tritt, Schritt und Tritt, schwer, wuchtig, die weite Bahnhofshalle dröhnte. Deutschlands Söhne, der große Marschtritt, der ins Feindesland, der Sieg und Tod entgegenging. Schritt und Tritt, Schritt und Tritt.

Da riß ich mein Kind ungestüm auf, ans Herz.

„Komm Kleines, komm auf den Arm, was du jetzt siehst, vergiß dein Leben lang nicht, vergiß es nicht!" sagte ich erregt.

Sie kamen, kamen aus den Schützengräben. Stiefel, Gamaschen, Hosen und Mäntel gelb von Lehm, mit Blut bespritzt, die Bärte wirr, Kinn, Augen, Hals und Kopf in blutdurchsickerten Verbänden. Sie kamen in gelösten Reihen, kamen an Stöcken und Krücken, aber der Schritt ging im Takt. Und irgend lag es in der Luft dazu wie Singen. Mit feinem Ahnen mußte das wohl aufklingen in der Kinderseele, über die wie eine Welle das Verstehen von etwas Heiliggroßem ging. Und das Stimmchen löste sich und sang, sang, was ich im Herzen anstimmte:

„Deutschland, Deutschland über a — hal — les,
Über alles in der Welt!"

Es lachte, schlug den Takt und die Krieger schauten sich um, lachten auch und sangen mit. Und im Singen, Lachen und Marschtritt packte mein Kleines einen, der nahe vorüberkam, an der Schulter, zauste ihn am Bart und reichte ihm mit strahlenden Augen — — einen Rest Butterbrot, den es noch in der Hand hielt

Der Mann lachte, nahm das Brot, tastete dann an seinen Taschen herum, brachte eine Mundharmonika hervor und reichte sie meinem Kinde.

„Da, deutsches Mädchen, was aus dem Schützengraben!"

Schritt und Tritt, Schritt und Tritt — vorüber!

Wir aber standen da, selig und sprachlos alle beide.

Schritt und Tritt, Schritt und Tritt — — da hatte ich es ausgesprochen.

Und auch mein Kleines fand sich zurück.

„Schritt und Tritt, Schritt und Tritt,
Wer irgend kann marschiert noch mit."

„Hast du das behalten, das Gedicht? Es ist doch schon solange her daß ich es vorlas!"

Digitized by Google

Es nickt: doch, ja!

Und betrachtet scheu, ehrfürchtig die kleine Mundharmonika, wagt nicht, sie anzusetzen, zu spielen. Nun hat sie das Schöne, das sie zu bekommen hoffte — aber ich sage nichts.

„Zeit zum Zuge" fällt mir da ein.

Ich trage mein kleines, großes Mädel weiter, behutsam, ganz vorsichtig, ich denke nicht daran, sie niederzusetzen, gehe langsam weiter, ganz in Ehrfurcht vor ihrer Versunkenheit. Ihre Stirn lehnt an meiner, das Branden des großen Lebens ist um uns, wir aber sind ganz mit unsern Gedanken beschäftigt, ich selbst bin noch immer bei Marschtritt und Lied.

Mit einemmale aber fällt es ihr auf, daß sie getragen wird.

„Warum trägst du mich?" fragt sie und lächelt mich fein, lächelt mich dankbar an.

Ich küsse sie: du Seelchen, du feines, mein Mädelchen, du Stück Menschenzukunft, bleibe mir, glückseliger deutscher Mutter, lebe, wachse und gedeihe fürs heilige Heimatland, ich halte, ich trage dich ehrfürchtig auf Armen, du junges Glück, Deutschland braucht gute, treue, starke und begeisterte Mütter! Werde, Herz von meinem Herzen, werde deutsche Zukunft!

Irgendwie gehen ihre Gedanken wieder mit meinen. Sie frägt mit einemmale:

„Bist du auch froh, daß du deutsch bist?" und ihre Augen strahlen.

Das war unser Sonntag.

* * *

Montagmorgen! In Schwaden schwere Morgennebel über der Stadt. Ich gehe fort für ein langes Tagewerk, fort von meinem Kinde in Amt und Alltag. Hier und da brennt trüb im Nebel eine Laterne, die Straßen sind noch wenig begangen.

Da stutze ich und horche in den Nebel hinein. Wieder der Marschtritt?

Ja! Näher, nun vorüber. Junge Rekruten, die zur Kaserne eilen. Die Schritte verlieren sich, verhallen, in Nebel hinein gehts.

Mein Vaterland, heiliges Heimatland, magst ruhig sein! Noch geht Schritt und Tritt in heiligen, geschlossenen Reihen dein treues Heer, geht durch Nacht und Dämmer der Freiheit, dem deutschen Jahrtausend entgegen.

Werktag ist's! Heiliger Wirkungstag, aus Morgennebeln dämmerst du herauf gleich junger Schöpfung, Werktag, Schaffenstag — wohlan: es werde!

Deutscher Zukunft geht der große Marschtritt entgegen!

Und in unseren Reihen, Zurückbleibende an Pflug und Ambos, hinter Büchern und an Kinderhänden: in unsere Reihen komme aus diesem strengen Taktschritt Festigkeit, komme Kühnheit und Kraft, jenen feigsten Feind zu bezwingen, der in unsern Reihen hockt: Hohlheit, Gemeinheit und Niedertracht! Mein Vaterland, heiliges Heimatland! Es komme in unsere Reihen der Geist des Guten, der schaffe die heilige Sonnenwende, auf daß Deutschland, erlöst und geläutert, sich mit Recht preisen könne:

Über alles in der Welt!

Digitized by Google

Die Mystik des Islam

Von Dr. Wilhelm Oehl

Wir haben vorher die allgemeinen Berührungen zwischen der christlichen Mystik und dem Islam besprochen. Aber auch ganz konkrete Fälle sind uns bekannt. So war Abû Maaruf von Karch († 814) von christlichen Eltern geboren und wurde später Muhammedaner und ein bedeutender Lehrer mystischen Lebens. Sein Schüler Sari Sakti († 870) war der Lehrer des namhaftesten Mystikers im ganzen älteren Islam, des Abû'l Kâsim Dschuneid aus Bagdad, gest. 909. Welches Ansehen Dschuneid bis in die späteste Zukunft genoß, ergibt sich schon aus dem Beinamen, den ihm Dschâmî in seiner großen Sammelbiographie Nafahât-ul-uns beilegt; er nennt ihn „Fürst des Ordens". Dschuneids Lehrer waren der bereits genannte Sari Sakti und Abû Thaur Ibrahim, der ein Schüler des Imam Schafei war. Mit Muhâsabî war er bekannt. Schon zu seinen Lebzeiten war sein Ansehen ungemein groß und seine Schüler wurden die berühmten Lehrer späterer Geschlechter. Die bekanntesten unter ihnen sind Abu Bekr Dulaf ul-Schibli († 946) und Hussein ben Mansur Hallâdsch, von dem wir noch mehr zu hören bekommen werden. Die Mystiker der folgenden Jahrhunderte führen sehr viele (angebliche oder echte) tiefsinnige Aussprüche von Dschuneid an und sicherlich war er ein bedeutender Geistesmann voll lebendigster Innerlichkeit. Sein Zeitgenosse Abu Dschafar Haddad sagte von ihm: „Wenn die Weltvernunft Mensch würde, so nähme sie Dschuneids Gestalt an." Die uns überlieferten Worte Dschuneids sind oft recht dunkel. Einige weniger schwierige Aussprüche sind folgende: „Wende alle Gedanken zu Gott und hüte dich, etwas anderes anzuschauen mit demselben Auge, womit du Gott siehst, — aus Furcht, deshalb vom Anblicke Gottes ausgeschlossen zu werden." — Einmal sagte jemand zu Dschuneid: „Ich habe erfahren, daß die Scheichs in Chorassan lehren, es gebe drei Arten Schleier, (d. h. Hindernisse, die uns Gott verhüllen), nämlich erstens die Menschennatur, zweitens die Welt und drittens die Begehrlichkeit." Dschuneid antwortete: „Das sind die Schleier, die die gewöhnlichen Menschenherzen umhüllen; andere Schleier aber gibt es für die besonderen Menschen, nämlich die Betrachtung des

Digitized by Google

Lohnes für gute Werke." — Auf die Frage, wann ein Diener Gottes wahrhaft dienend sei, erwiderte er: „Wenn er für gewiß hat, daß alles aus Gott gekommen ist, in Ihm verbleibt und endlich zu Ihm wiederkehrt." — Den Zweck des Sufismus erklärte Dschuneid, nach Attâr, also: „Das Wesen des Sufitums ist, den Geist zu befreien vom Andrange der Leidenschaften, die Angewöhnungen der Natur abzulegen, die menschliche Natur auszuziehen, die Sinne zu unterdrücken, geistige Beschaffenheit anzunehmen und durch die Erkenntnis der Wahrheit erhoben werden."

Bei all seiner Innerlichkeit hielt sich Dschuneid strenge an das Gesetz des Islam. Von der religiösen Gleichgültigkeit und allgemeinen Toleranz vieler späterer Mystiker war er weit entfernt. Dschuneid war rechtgläubig. Zwar soll auch er, jedenfalls aus Vorsicht und wegen des immerhin möglichen „Ärgernisses der Kleinen", seinen Vortrag über die Tauhid-Lehre, von der Einheit Gottes, hinter verschlossenen Türen gehalten haben. Aber er erklärte als die einzigen Quellen religiöser Erkenntnis den Koran und die Sunna. Doch muß es bereits zu seiner Zeit Ansätze zu jenem späteren Antinomismus gegeben haben, denn er sagt mit ausdrücklicher Beziehung: „Die Behauptung gewisser Menschen, welche zu beweisen suchen, daß die guten Werke aufzugeben seien, ist nach meiner Ansicht ein großer Irrtum. Die Erleuchteten haben die Werke von Gott erhalten und kehren in ihnen zu Gott zurück. Und wenn ich tausend Jahre lebte, so möchte ich an den Werken der Gerechtigkeit kein Stäubchen versäumen." — Diesen sowie folgenden Ausspruch überliefert uns Kuschairi in seinem berühmten Traktat, von dem wir noch sprechen werden: „Wer den Koran nicht auswendig lernt und die Überlieferung nicht aufzeichnet, ist kein Jünger des Gottesweges, denn unser Wissen ist durch Schrift und Tradition gebunden." Dabei aber ist die Mystik doch kein künstliches, erdachtes Produkt: „Wir haben das Sufitum nicht durch dialektische Untersuchung errungen, sondern durch Fasten, durch Preisgeben der Welt und durch Lostrennung von dem, was liebenswürdig ist und schön."

Wie diese Aussprüche beweisen, blieb Dschuneid bei aller Kühnheit seiner Mystik innerhalb der Grenzen des Islam. Aber schon damals waren fremde Einflüsse in diese ursprünglich rechtgläubige Mystik eingedrungen und es bildete sich bald ein Gegensatz heraus zwischen gesetzestreuer und pantheisierender Mystik. Der Pantheismus der muhammedanischen Mystik konnte aus verschiedenen Quellen stammen. Jedenfalls hat der stark pantheisierende

Digitized by Google

Neuplatonismus seine Wirkung nicht verfehlt. Aber noch ein ganz anderer Kulturkreis hat ohne Zweifel die Entwicklung der muhammedanischen Mystik beeinflußt: Die indische Theosophie. Es ist nicht möglich, im einzelnen zu bestimmen, welcher Art diese östlichen Einflüsse waren und wann sie wirksam wurden. Aber die buddhistische Missionspropaganda, wie sie im dritten vorchristlichen Jahrhundert zuerst König Asoka im großen Stile förderte, und die schon lange vor Christus blühenden Handelsbeziehungen zwischen Indien und Alexandria haben gewiß manches aus dem Lehrsystem des Buddhismus nach Vorderasien gebracht. Zwar ist es verfehlt, wenn einzelne Forscher, wie Kremer und Dozy, den Sufismus überhaupt vorwiegend als Produkt buddhistischer Einwirkungen im Islam betrachten. Der Ursprung der Sufimystik ist, wie wir gesehen haben, ebenso wie zum Teil der der christlichen Mystik im Neuplatonismus zu finden. Die Einzelheiten, in denen das Sufitum wirklich vom Buddhismus oder dem Jôga-System beeinflußt wurde, sind noch unerforscht. Solche merkwürdige Ähnlichkeiten sind unter anderem der Glaube an die Wunderkraft des Sufi, die ganz so geschildert wird wie die Allmacht des indischen Jôgin, und die Mittel, deren sich hier die Sufi, dort die ‚Gymnosophisten' zur Herbeiführung ekstatischer Zustände bedienen. Wichtig wurde für den späteren Sufismus die Lehre vom „Fanâ", dem völligen Aufgehen in Gott — offenbar eine Einwirkung oder Nachbildung des Nirwana. Zuerst findet sich die Fanâ-Lehre bei dem ältesten mystischen Lyriker Persiens, bei Scheich Alî Bâbâ Kûhî († 1050). Die späteren Beziehungen indischer Mystik zur muhammedanischen (im 16. und 17. Jahrhundert) sind weitaus klarer und bekannter. Doch davon später.

Außer der indischen Mystik haben sicher und nachweisbar der syrische Gnostizismus und der Parsismus das Sufitum in etwa beeinflußt.

Einer der Ersten und zugleich Hervorragendsten, der durch solche Einflüsse zu ausgesprochenem Pantheismus verlockt wurde, war der Dschuneid-Schüler Hussein ben Mansûr Hallâdsch, ein geborener Perser, der zu Bagdad lebte. Sein Großvater war Parse gewesen. Folgen wir nun einmal dem Berichte des Attâr in den Tadkiret-ul-auliyâ. „Hallâdsch war in äußerster Liebesglut und in äußerster Liebessucht, in lieberasendem Herzensdrang und liebetrunkener Weltentsagung. Rastlos und ruheleer war er in seinem Leben und liebend und treu und rein. Er hatte gewaltigen Ernst und Anstrengungstreue; auch seine Entsagung und Freigebigkeit war wunderbar und groß." Dieser merkwürdige

Digitized by Google

Mann war ein Schwärmer, der ebensoviel erbitterte Feinde als blindergebene Verehrer hatte. Seine Gegner verriefen ihn als Schwindler und Schwarzkünstler, als unwissenden Umstürzler. Die Titel der Schriften von Hallâdsch zeigen, daß sie manches krause Zeug enthalten haben dürften. Seine Schüler und Freunde aber sahen in ihm eine Inkarnation Gottes und schrieben von ihm: „O Wesen der Freuden, Endziel der Sehnsucht, wir bekennen, daß du es bist, der in jeder Zeit eine Gestalt annimmt und in unserer Zeit die Gestalt des Hussein ben Mansûr Hallâdsch angenommen hast. Wir suchen deinen Schutz und hoffen auf dein Erbarmen, der du die Geheimnisse wohl kennst." — Attâr erzählt, daß Hallâdsch aus Eifer für das mystische Leben weite Bekehrungsreisen machte in Indien und China und für das Volk Bücher schrieb. Der Schwung seiner begeisterten Seele ging weit hinaus über die Mystik der Älteren; Dschuneid warnte ihn und sagte ihm ein gewaltsames Ende voraus.

Viele Aussprüche des Hallâdsch sind in der Tat wunderbar. Einst rief er aus: „Du erhabener Herr, ich weiß, Du bist rein. Und ich sage: Du bist rein von allem Lobe der Lobenden und allem Preise der Preisenden und allen Gedanken der Denkenden." — Man fragte ihn, was Geduld sei, und er antwortete: „Der ist geduldig, der, wenn man ihm Hand und Fuß abhaut, ja ihn selbst an den Galgen hängen will, sich *wundert* über alles, was man ihm tut." — „Das sind große Leute, auf die die Schmach der Welt nicht mehr wirkt, nachdem sie Gott erkannt haben." — „Das ist das wahre Vertrauen, wenn jemand nicht ißt, sobald er einen in der Stadt weiß, der eher des Essens bedarf." — „Göttliche Erleuchtungsstunden sind Muscheln, die im Meere unserer Brust liegen; der Auferstehungsmorgen wirft sie ans Ufer und sie zerspringen." — Scharânî führt folgenden Spruch von ihm an: „Wer noch etwas außer Gott sieht, außer Gott etwas erwähnt, der kann nicht sagen: Ich habe den Einen Gott erkannt, von dem aus die Dinge in Erscheinung treten."

Hallâdsch sah als rechter Mystiker *Gott in Allem und Alles in Gott*. Aber in verwegenster Zuspitzung wagte er zu sagen: „*Ich bin Gott*." Das wurde sein Verderben. Die Imame von Bagdad, längst beunruhigt durch seine maßlose Schwärmerei, klagten ihn an und verurteilten ihn, weil er von sich gesagt, er sei Gott. Man verlangte von ihm, er solle widerrufen und bekennen: „*Er* ist Gott", nämlich Allah; Hallâdsch aber erwiderte: „Alles ist *Er*." — Als er zum Tode geführt wurde, bewies er

Digitized by Google

jene wunderbare Geduld, die er früher selbst so schön erklärt hatte. Obwohl mit sechzehn Ketten beladen, tanzte er auf dem Wege zur Richtstätte gleich einem übermütigen Hengste. Man fragte: „Was ist das für ein Gehen?" Er sagte: „Gehe ich nicht zu meiner Opferstätte?!" Als man ihm dann die eine Hand abschlug, lächelte er und sprach: „Einem Gefesselten die Hand abhauen, ist nicht schwer, aber der ist ein Mann, der die Eigenschaften abhaut, die sein Streben nach dem Gipfel hindern." Darauf hieb man ihm beide Füße ab. Er lächelte abermals und sagte: „Ich habe noch zwei andere Füße, mit denen ich nach beiden Welten (Diesseits und Jenseits) Reisen mache. Wenn ihr könnt, so haut auch diese ab!" — Zuletzt wurde ihm nach mancher Verspottung und Marter noch die Zunge ausgeschnitten und endlich enthauptete man ihn. Das war am 27. März 922.

Bald bildete sich um Hallâdsch wie um jeden Walî ein Kreis von Wundererzählungen. Die Wunder in den muhammedanischen Heiligenlegenden lassen an Wunderbarkeit alle, auch die unglaublichsten Geschichten der „Goldenen Legende" des Jakobus a Voragine weit hinter sich zurück. Diese Wunder sind nichts anderes als eine religiöse Form von „Tausend und eine Nacht". Der Hang des Orientalen nach dem Abenteuerlichen ergötzt sich in vielen Sufibiographien, so besonders bei Scharâni, an den ungeheuerlichsten Unmöglichkeiten. Die Wunder, die von Hallâdsch berichtet werden, sind noch ziemlich bescheiden. So soll er in der Wüste einmal die Reisenden auf wunderbare Art gespeist haben. Und als er im Kerker lag, geschah folgendes: die erste Nacht, die er im Kerker war, kam man und fand ihn nicht darin; die zweite Nacht kam man wiederum und fand zwar ihn, aber nicht den Kerker; die dritte Nacht endlich war er im Kerker. Man fragte: „Wo warst du?" Er sprach: „Die erste Nacht war ich bei dem Glorreichen (d. h. bei Gott), darum sahet ihr mich nicht. Die zweite Nacht war der Glorreiche bei mir, darum sahet ihr zwar mich, aber nicht den Kerker. Jetzt hat man mich hierher geschickt, um dem Gesetze Genüge zu leisten. Kommt und tut euer Werk an mir!" —

Hallâdsch ist der erste Vertreter jenes exzessiven Pantheismus, der später häufig Anhänger fand. Auch die alchemistischen Träumereien der späteren Jahrhunderte hatten schon im 9. Jahrhundert Freunde. So verband der berühmte Ägypter Dhû'n Nûn († 859) die ethische Seite der Mystik mit den phantastischen Ideen der Alchemie. Es sind unter seinem Namen drei Werke überliefert, deren Echtheit allerdings nicht zweifellos ist: ein Gedicht über den

Digitized by Google

Stein der Weisen, ein Gespräch mit seinem Schüler Jakub über dasselbe Thema und das Buch Mudscharrabât, eine Sammlung von medizinischen, chemischen und magischen Rezepten. — Die Alchemie spielt übrigens in der Mystik des Islam nicht jene fast ausschließliche Rolle wie im Taoismus in China. Die kühne pantheistische Mystik des Lao-tse (geb. 604 v. Chr.) ist nach wenigen Menschenaltern in den lächerlichsten Zauberglauben ausgeartet und die Bereitung des Lebenselixiers verdrängte die ethischen und kosmogonischen Tao-Spekulationen Laotses und seiner Nachfolger Lieh-tse und Tschuang-tse vollständig. Der alchemistische Taoismus betrachtet, vom Buddhismus beeinflußt, den Exorzismus als seine eigentlichste Domäne und hat eine bänderreiche Literatur aufzuweisen. Im Islam und noch mehr im Christentum blieb der psychologisch-ethischen Richtung der Mystik immer die gebührende Beachtung und Bevorzugung, so sehr sich auch zeitweilig die halbmystischen Disziplinen der Alchemie und Magie, der Prophetie und Theurgie entwickelten. Im späteren Islam wurde übrigens die Goldmacherei schon in größerem Stile betrieben, so im 13. Jahrhundert von Dschemal ud-din Dschaubari. Die Beziehungen zwischen Mystik und Alchemie sind von großer Bedeutung, auch in der europäischen Kulturentwicklung: die Wunder der modernen Chemie wurzeln in der mystischen Alchemie des Mittelalters. —

Die neuplatonischen Philosopheme, die seit dem 8. Jahrhundert durch syrische Vermittlung in den Islam gelangten, haben außer der Mystik noch eine zweite bedeutende Geistesströmung erzeugt: die arabische Philosophie. Das Denken sämtlicher arabischer Philosophen, Kindi, Farabi, Ibn Sina, Gazzali im Osten, Ibn Baddscha, Ibn Tufail und Ibn Roschd im Westen — es ist bestimmt durch den Aristotelismus der Neuplatoniker. Dieser Neuplatonismus und Neuaristotelismus stand der Weltanschauung der Mystiker ziemlich nahe; es handelt sich beiderseits um eine Verbindung der Ideenlehre mit der Emanationslehre. Es ist zugleich mystische Lehre, wenn der Philosoph Farabi († 950) die Welt in absteigender Betrachtung logisch als von Gott verschieden, im Aufsteigen aber vom Einzelsein zum Ursein das Diesseits als metaphysisch gleich dem Jenseits erkennt, da ja Gott das All selbst sei. Auch Ibn Sina (980—1037) hat ein Stück Mystik in seiner Philosophie. Wie er mit Abû Said, dem ersten großen lyrischen Mystiker Persiens, in persönliche Berührung trat, so hat er auch mit der Mystik selbst manches gemein. Einmal gebraucht er folgendes Bild:

Digitized by Google

Wie ein Vogel ist die Seele des Philosophen. Mit großer Mühe entkommt sie den irdischen Fallstricken und durchfliegt die Weltenräume, bis der Todesengel ihr die letzten Fesseln löst. — Ganz ähnlich ist das Bild bei Attâr:

Als Vogel entflog ich dem himmlischen Zelt,
Um Beute zu jagen auf irdischem Feld;
Und da sich kein Gottesfreund zu mir gesellt,
Entfliehe ich wieder der irdischen Welt.

Ähnlich findet sich dies Bild bei anderen Mystikern. — In Ibn Sina und Abû Said hat übrigens die Überlieferung das Wesen von Philosophie und Mystik wirklich schön und treffend typisch dargestellt. Als Beide aus einander gegangen waren, sagte Ibn Sina von Abû Said: „Alles, was er *sieht*, *weiß* ich"; und Abû Said sagte von Ibn Sina: „Alles, was er *weiß*, *sehe* ich."

Gleichwohl aber sind die Mystiker auf die Philosophie gar *nicht gut zu sprechen*, noch viel weniger aber auf die *Dialektik der orthodoxen Mutaziliten*. Bei vielen Mystikern, zumal den persischen, findet sich die Abneigung gegen die verstandesmäßige Behandlung des Welträtsels. Das Hulschen-i-râz sagt:

Vernunft, die schauen will den Zustand jener Welt,
Ist gleich dem Blindgebornen, dem die Sehkraft fehlt.

Die Zänkereien der verschiedenen philosophischen und theologischen Richtungen haben sicher beigetragen, um tiefere Geister der Mystik zuzuführen. So hat sich Gazzali (1059—1111), einer der bedeutendsten Denker des Islams, allmählich von der Philosophie zur Religion, zur Mystik gewendet. Zuerst dachte er die falschen Gedanken Ibn Sinas durch sein schärferes Denken zuschanden in seinem berühmten Buche Tahâfut ul-falâsifa „Die Zerstörung der Philosophen" und beschrieb dann im Buche „Ihja" die Andacht, die Gewohnheiten und Ausdrücke der Sufi. Von den zügellosen Verirrungen vieler Pseudomystiker ist Gazzali weit entfernt. Er spricht gegen sie das fürchterliche Wort: Diese Irrgläubigen vermessen sich, zu glauben, sie seien in Gott verwandelt und mit Ihm eins; es sei vor Gott mehr verdienstlich, einen solchen zu töten, als zehn Menschen das Leben zu retten. —

Im Anfange des 10. Jahrhunderts stehen die bedeutenden Gestalten Dschûneid und Hallâdsch, Vertreter der beiden von nun an stets neben einander laufenden Richtungen, der orthodoxen und der häretischen Mystik. Das ganze 10. Jahrhundert füllt die Lebenszeit zweier anderer wichtiger Mystiker aus. Es sind Abû Tâlib Muhammed ul-Mekki und Muhammed ben Ischâk ben Ibrâhim ul-

Digitized by Google

Nalâbâdi. Nalâbâdi starb um 990; berühmt ist sein sufisches Buch Taarruf, von dem der Spruch ging und gäbe war: „Wäre nicht der Taarruf, so wüßte man nichts vom Tassawwuf.“ (Tassawwuf ist: das Sufi-Leben.) Noch bedeutender ist das Hauptwerk Abû Tâlib, der Kût ul-kulûb, „Die Nahrung der Seele“, welches Buch nach Hadschi Chalfas Urteil alle früheren Werke dieser Art übertraf. Abû Tâlib lebte als Asket und Prediger in Mekka, Basra und Bagdad und starb 996. — Ein halbes Jahrhundert später lebte in Nischapur Abû 'l Kâsim Abd ul-Kêrim Kuschairi, geb. 986, gest. 1074. Er ist der Klassiker der rechtgläubigen Mystik. Er schrieb im Jahre 1046 sein berühmte Abhandlung, die als Sendbrief an alle Mystiker seiner Zeit gerichtet war und die schiefe Mystik von damals wieder zurückführen sollte zur Strenge der alten Sufi. Urrisâlat ul-Kuschairijjat, „das Kuschairische Sendschreiben“ ist nach Hadschi Chalfa das Hauptwerk und der Grundpfeiler der gesamten späteren Mystik. Kuschairi gab in dieser Schrift ein System des Sufitums in jener Darstellungsart, die so ziemlich alle späteren Sufibiographen anwenden und die auch schon vor ihm üblich war: er führt einige Lebensdaten eines Mystikers an und bringt dann seine mystischen Aussprüche, um so seine Lehre praktisch zu illustrieren. Theoretische Untersuchung, Einteilung nach gewissen Gesichtspunkten, Entwicklung des inneren Zusammenhanges — das sind Dinge, die wir in diesen Heiligenbiographien vergeblich suchen; doch hat Dschâmî in der Einleitung zum Nafahât ul-uns etwas derartiges versucht. — Das mystische System, das Kuschairi aufstellt, ist streng rechtgläubig. Er bekämpft und verwirft die neuere Richtung gewisser Mystiker, die sich über Gebet und Gebot erhaben dünken. Als Gewährsmänner für seine Auffassung führt Kuschairi die ältesten Mystiker an, zumal den Dschuneid, dessen strenge Werkgerechtigkeit wir aus seinen eigenen Worten kennen lernten. Das „Sendschreiben“ ist bis in die neueste Zeit vielfach von Kommentatoren und Superkommentatoren erklärt worden. Außer diesem Sendschreiben sind von Kuschairi noch andere mystische Schriften erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Deutscher Landsturm

Von Paul Bourfeind

Zwischen Winter und Frühling stand die Zeit
Und die letzten Flocken fielen.
Der Himmel war grau, der Himmel war weit
Und schwer von vielen Tränen und Leid. — —
Da hatte sich von Harren und Bangen
Ein Seufzer in allen Straßen gefangen,
Schlang sich um Kirchturm, Haus und Tür —
Verzagen! Verzagen!
Der Winter hat viele Hoffnung zerschlagen.
Und die Flocken fallen ohne Ruh,
Sie decken den toten Frühling zu. — —
Da kam die beschneite Straße entlang
Ein Zug von Männern, hart ihr Gang
Unter der Jahre Last und Drang,
Aber — sie sangen!
Dem Zug voran
Schneeweißen Haares schritt ein Mann
Von seinem Hute ein Primelstrauß
Schaute leuchtend nach Sonne aus,
Und die andern — sangen.
Ihr Lied war Brausen, ihr Lied war Sturm,
Daß die Flocken zerstoben, zergingen.
Um Tor und Haus und Kirchenturm
Klang deutsches Landsturmsingen!
Davon ist der Frühling im deutschen Land
Erwacht.
Die Knospen springen.
Aus Not und Nacht
Des Winters weckt deine Erde,
Heimat, unseres Sturmes donnerndes „Werde"!

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Ein Hochgericht über die moderne Literatur

Einer Kriegsbetrachtung der „Historisch-politischen Blätter" (155. Band, 5. Heft) entnehmen wir folgende Sätze:

„Dieser Weltkrieg ist ein Hochgericht auch über jene Literatur, vor der seit Jahren die sogenannte moderne Welt unablässig die Weihrauchfässer schwang. Der ganze Gegensatz zwischen dem, was diese Literatur wollte und erstrebte, und dem, was in der Seele des Volkes lebte, riß vor uns auf in der Stunde, da der Waffenruf durch das Land ging. Hier nur ein Volk der Kraft . . . gestählt in Arbeit, aller Begeisterungen fähig, mit eisernen Nerven . . . Ein Volk voll Männlichkeit und Tatkraft, . . . voll starken Idealsinnes. Und dort eine Literatur der Hysterien und kranken Nerven, der Perversitäten und Dekadenzen, der wild gewordenen Erotiker und des snobistischen Übermenschentums, die sich mit ihren Senilitäten und ihrem weibisch verzärtelten Gefühlsleben noch brüstet. Eine Kunst des Scheines, eines überfeinerten Luxus, eine Verspötterin der Ideale. Kein Wunder, daß der ‚problematische, zerrissene und unfertige, entwurzelte Mensch, wie er seit Jahr und Tag durch unsere Literatur dahingeht,' unsere Gegner an ein entnervtes Volk glauben ließ, in dem die Kraft von 1870 erloschen."

Aber, — so wird weiter ausgeführt, — die uns von einer geschäftskundigen Reklame vorgetrommelte angebliche Bedeutung dieser Literatur erwies sich als eine große Täuschung, und die als rückständig, prüde und beschränkt verschrieenen christlich-konservativen Kreise, die den ganzen Schwindel mit Vorbedacht ablehnten, erwiesen sich als die Wahrheitssager. Denn

„jetzt, wo die Stürme der Schlachten uns umbrausen, ist die sogenannte moderne Literatur wie weggefegt, in alle Winde zerblasen. Wie wären die Bücher heute noch möglich, die man . . vor wenigen Wochen voll Lust und Behagen las? . . ."

„Man faselte in hochtrabenden Phrasen davon, daß die Kunst die Religion ersetzen könne, ja eine Marg. Susmann erklärte geradezu, die Lyrik von Nietzsche, von Hofmannsthal, besonders von Stefan George erfülle bereits für unsere Zeit die Funktionen der Religion in durchaus befriedigender Weise. Nun, wohin gehen heute die Menschen in der Kriegsnot? Zur Kunst? Ach nein — in die Kirche . . . die schrecklichste Niederlage dieses Krieges ist der Kreditverlust des Unglaubens, dessen Herold die moderne Literatur gewesen."

Die folgenden Ausführungen charakterisieren diese Literatur als papierenes, blutleeres Ästhetentum, als leere

Digitized by Google

Spielerei; ferner als Verherrlichung der Unzucht, der sittlichen Verlotterung, so daß die Worte von ihr gelten, die Grotthuß von G. Hauptmanns „Sonnenaufgang" prägte: „Das Ganze stellt sich als eine einzige dichterische Kloake dar, und man tut wohl, das Taschentuch vor die Nase zu halten, will man mit der kritischen Laterne da hinabsteigen." Endlich als fast ausschließliche Darstellung des Kranken, Siechen, Perversen, mit Galerien von Scheusalen prunkend, die einen Professor Lipps zu dem Ausrufe veranlassen: „Abschreckend zeigt sich die Nacht des Negativen in dem Gefallen am Häßlichen, am Angefaulten, am Perversen; statt angewidert zu werden, fühlen sie es als prikelnden Reiz, ... als Mittel, die erschlaffte Persönlichkeit zu peitschen und ihr noch einen Genuß zu ermöglichen."

Wenn einmal das „Soll" und „Haben" dieser großen Zeit ermittelt sein wird, mag auch dem „Gral" der zähe und ausdauernde Kampf als sein unbestreitbares Verdienst gebucht werden, den er gegen die sogenannte moderne Literatur geführt hat und insbesonders gegen den Götzendienst, der mit ihr unter dem Vorwande des Nicht-rückständig-seinwollens auf katholischer Seite getrieben wurde.

• • •

Naturgefühl in der deutschen Kunst

Börries Freiherr von Münchhausen geht im „Türmer" (XVII. Jahrg. Heft 11) den Gründen nach, die uns in Literatur und Malerei, in Sprache und Stoffwahl heimlich von den Romanen ab und den Germanen zudrängen. Er meint, die romanischen Völker hätten nicht das innige Verhältnis zur Natur wie die Germanen. Er weist auf die Überfülle an deutschen Tier- und Pflanzennamen hin, die z. B. der französischen Sprache fast gänzlich fehlen. Ferner auf die Armut der italienischen Galerien an Landschaften und Stilleben, die, wenn sie vorhanden sind, meist von germanischen Künstlern stammen. In der alten, klassischen Malerei der Romanen sei die Landschaft fast immer durch einen hineingemalten allegorischen oder mythologischen Vorgang zum Hintergrund herabgedrückt. Die später in Italien und Frankreich auftretende Landschaftsmalerei trage zumeist den Charakter einer Schule oder einer Zeitspanne.

Börries sagt weiter:

„Die Geschichte der Kunst in romanischen Ländern war immer eine Geschichte des Klassizismus und des Realismus, die Geschichte der germanischen Kunst ist in ihren besten Werken immer eine Geschichte der Romantik gewesen. Und zwar gilt dieser Satz für die Li-

Digitized by Google

teratur ebenso wie für die Malerei. Gegenseitige Beeinflussungen kommen natürlich vor, und auch das kann man beobachten, daß die ganze Kunst einer Zeit vorübergehend umzuschwenken scheint. Nun entsteht aber ein interessantes Problem: die Romanen neigen zum Naturalismus (Verismus, Realismus), also zu einer möglichst genauen Wirklichkeitsschilderung, — hat die denn nicht ein besonders inniges Verhältnis zur Natur als Voraussetzung? Und andererseits: Wenn Romantik ein Betonen des Mittels ist, durch welches wir den „coin du monde" ansehen, gegenüber eben diesem Objekt, — wie konnte dann just in germanischen Landen das Stilleben erwachsen und die Landschaft als solche, ganz ohne Zutaten von Seiten des Malers? Entspricht nicht das Stilleben viel mehr der Wirklichkeitssucht der Romanen, entspricht nicht die „klassische" Blütezeit unseres Schrifttums ebenfalls dem kühlen, rhetorischen, formalen Geist unserer Nachbarn? Die Antwort auf die Frage ist einfacher, als die Frage selbst vermuten läßt. Die Romanen haben in ihrer naturalistischen Kunst weniger das möglichst wahre Abbild, als die möglichst krasse Wiedergabe des Wirklichen gesucht, — so stehen sie der Innigkeit der Naturschilderung, wie sie die Niederländer in ihren Silleben gaben, doch himmelfern. Schon die Wahl der Stoffe zeigt, ob der Maler in Liebe zum Tautropfen auf einer Blume, zum Farbenschmelz des Pelzes eines Hasen entbrannte, oder ob es die kalte Virtuosengeschicklichkeit war, die ihm beliebiges Geschirr auf gleichgültigen Tisch hinpinseln ließ. Und unsere „klassische" Blütezeit der Literatur, — du lieber Gott, nie war eine Zeit romantischer als jene! Romantisch war die Begeisterung für das geträumte zeitferne, raumferne Griechentum, romantisch die völlige Unwirklichkeit dieses Lebens der Griechen, wie Goethe und Schiller es sich aufbauten, und während auf die formalen (Iphigenie) und rhetorischen (Schillers Balladen) Werke jener Zeit schon leiser Staub fällt, blüht der deutsche Vers des „Faust", die Buntheit des „Wallenstein" heute noch leuchtend wie je! Denn, um den Eingangssatz zu wiederholen: die Blüten aller germanischen Kunst wuchern immer im Garten der Romantik, — tot und fast völlig unfruchtbar liegen schon heute alle die Nachahmungen Zolas und mit ihnen der ganze deutsche Naturalismus, — duftlose Strohblumen damals bei Lebzeiten, knisterndes Heu in den Herbarien der Literaturgeschichte heute!" —

Man mag diesen Ausführungen als Erklärungsgrund der Tatsache, daß dem Deutschen „die Kunst seiner Rasse eine ihm vertrautere Sprache spricht, als jene der Romanen", mehr oder weniger Berechtigung zuerkennen — die Tatsache selbst, daß ein restloses Ausschöpfen der Leistungen romanischer Kunst jenem Deutschen versagt ist, der germanische Kunst „von Grund aus wie die Süßigkeiten der Muttersprache einschlürft," kann keiner Anfechtung unterliegen. Es gibt aber auch — und nach unserer Überzeugung im höheren Sinne — eine katholische Kunst, wie es eine germanische und eine romanische Kunst gibt; eine katholische Kunst mit einer noch viel ausgeprägteren, charakteristischeren, tieferen Entwicklung als jene, die der Volkscharakter in verschiedenen Bahnen leitet — und man will nicht zugeben, daß dem Katholiken diese katholische Kunst die ihm einzig vertraute sein kann, die ihm alle ihre Schönheiten voll

Digitized by Google

entsiegelt, die die Sprache seiner Seele spricht und ihm Werte vermittelt, die keine andere Kunst ihm geben kann! Welch kindischer Widerspruch! —

• • •

Unser Kunstbetrieb — gebildeter Zeitvertreib?

Auf die Frage: „Haben wir nicht heute noch andere, dringlichere Sorgen, als die um die Gestaltung unseres Kunstlebens?" antwortet Paul Bekker in einem Aufsatze „Kunst und Krieg" („Frankfurter Zeitung") folgendes:

„Diese Frage auch nur aufwerfen, heißt die Wichtigkeit des Themas von Grund aus verkennen. Gerade jetzt, wo die Unfähigkeit der bisherigen Machthaber, unser Kunstleben im Einklang zu halten mit dem, was die ganze Öffentlichkeit erfüllt, sich in krassester Form gezeigt hat, wo unser Kunstbetrieb — mehr als ein ‚Betrieb' war es ja nicht — anmutet wie die Zuckungen eines galvanisierten Leichnams, wo die Kritik noch immer ihre Aufgabe darin sieht, festzustellen, ob Herr Müller oder Herr Meyer besser Klavier spielt, und sich sehr klug vorkommt, wenn sie ein paar Worte über Nationalismus, Programmusik oder Impressionismus faselt, statt den Blick aufs ganze zu richten und zu sagen: alles, was hier unter dem Namen ‚Kunst' getrieben wird, ist dummes Zeug, bestenfalls ‚gebildeter Zeitvertreib', aber kein ehrlicher Ausdruck eines allgemeinen Wollens und Müssens — gerade jetzt ist der Augenblick da, in dem wir uns Rechenschaft geben und zu neuen Entschlüssen kommen müssen. Warten wir nicht zu lange. Das Kapital und seine Helfer sind nicht nur mächtig, sondern auch klug. Sie harren nur auf den Augenblick, in dem die Friedensglocken ertönen werden, um dann wieder dem alten Beruf ungestört nachgehen zu können. Dann aber erwarte man nicht nur eine Rückkehr zu den früheren Zuständen, in denen immer noch versucht wurde, den Dingen eine künstlerische Frisur zu geben. Später wird man solche Rücksichten nicht mehr für nötig halten. Was uns dann bevorsteht, ist die zehn- und hundertfache Steigerung des alten Betriebes, ist der unverhüllte Amerikanismus, ist die unanfechtbare, unter keiner Maske mehr schamhaft verborgene Herrschaft der äußeren, gesellschaftlich-kapitalistischen Macht über die Kunst . . . Dahin werden wir kommen, wenn wir erst nach dem Frieden anfangen wollen, über unsere Kunst nachzudenken."

Wo haben wir das doch schon gehört? War es am Ende gar der Bannerträger unserer Gralbewegung, der schon vor Jahren die moderne Belletristik, besonders die Romanfabrikation, als ein geschickt betriebenes Handwerk, als einen Fabrikbetrieb bezeichnete, der mit wahrer Kunst wenig zu schaffen habe? Und dafür zuerst von Katholiken gesteinigt wurde, von Katholiken, die gläubig das Sprüchlein vom So-herrlich-weit-gebrachthaben der modernen Kunst nachbeteten? Wie sich doch die Zeiten ändern! Heute dreht

Digitized by Google

sich die Welt gar nicht um, wenn Dinge gesagt werden, die ihren Künder vordem aufs Scherbengericht brachten. Aber wart' nur ein Weilchen! Die wiederkehrende Macht der Kunstkapitalisten und Kunstgeschäftsleute wird nach dem Kriege schon dafür sorgen, daß sich das Rad der Zeit gegen die unbequemen Wahrheitsager wieder auf den Beißzahn — oder wie der Wiener sagt, Keppelzahn — einstellt!

• • •

Die große Zeit als Kunstspiegel

Aus Hans von Webers Zeitschrift „Der Zwiebelfisch" zitierten die „Süddeutschen Monatshefte" (Februar 1915) jüngst folgende Sätze:

„Welche Begriffe sind stark genug, um dem Jammer Worte zu leihen über die Erzeugnisse, die der Ausbruch des Weltkrieges bei unsern Künstlern ausgelöst hat! Niemals noch waren Buchhandlungen und Papierläden von solchem Schund angefüllt, wie in diesen Monaten. Während Hunderte der einfachsten Landleute bei aller Unbeholfenheit ihrem echten und starken Empfinden in Wappeninschriften, Feldpostbriefen usw. einen oft tiefergreifenden Ausdruck fanden, kam unsere bisher so glänzenden, mondänen Künstlern ein Gestammel an von einer Armseligkeit, einer Erbärmlichkeit, die jeden Deutschen schamrot machen muß! Wahrlich, bei den meisten unserer Künstler fand eine große Zeit ein kleines Geschlecht! Haben uns in solcher Zeit Künstler von solchem Range wirklich nicht mehr zu sagen? Mußte ihnen nicht wenigstens Selbstkritik und ihr künstlerisches Gewissen verbieten, die heilige Fanfare und Posaune von Jericho durch das schwächliche Kreischen von Kindertrompeten zu entweihen? Wohin man blickt, fast überall die gleiche Mattigkeit in Form und Inhalt: nichts als kraft- und salzlose Versuche, mit Alltagsgebärden das Gewaltigste zu begrüßen, das seit Menschengedenken die Tiefen der Lebenden aufgerührt hat."

Die „Monatshefte" fügen zu diesem Zitat noch den Kerntreffer:

„Der Krieg ist allemal die Probe aufs Exempel. Eine Richtung, deren oberstes Gesetz die Inhaltlosigkeit war, bleibt nur konsequent, wenn sie im Ernstfall keinen findet."

Und das Endurteil:

„Machen wir uns nichts vor, und lassen wir uns nichts vormachen: Was unsere Künstler bisher zum Krieg beigetragen haben, ist zum großen Teil beschämend. **Es ist das Fiasko der neuen Mode und der Bankerott der neuen Richtung.**"

Aber wir müssen gerecht sein! Wir müssen an die eigene Brust klopfen. Haben „wir" — nämlich die große, übergroße Mehrheit der Führer des deutschen Volkes — nicht dieselben Künstler, deren Programm die Inhaltlosigkeit war, über den grünen Klee gelobt und sie dadurch in dem Wahn bestärkt, daß der Inhalt nur Wahn und Rauch und daß die Form, die Handwerksgeberde das Wesen der Kunst aus-

Digitized by Google

machte? Und mußte diese Kunst, die durch unsere Schuld jahrelang in dem Wahn hindämmerte und sich darin verknöcherte, daß es bei der Kunst nicht auf Inhalt, sondern auf Mache ankommt, nicht in dem Augenblick scheitern, da unserem bis dahin mit Leerheiten ausgefüllten Leben ein neuer großer Inhalt aufging und durch alle Organe, auch durch die Kunst nach Gestaltung rang? — Warum blieb der „Gral" ein Rufer in der Wüste, als er die nun auf der Gasse liegende Wahrheit fast ganz allein verkündete, daß es in der Kunst vor allem auf den Inhalt ankommt? — Warum? —

●●●

Literatur-Verlotterung — hoftheaterfähig!

Daß „Hochland" und „Gral" sehr verschiedene Wege wandeln, braucht wohl nicht mehr eigens gesagt zu werden, aber manchmal kommen sie doch zusammen. So z. B. in der Beurteilung der fast unglaublich klingenden Tatsache, daß das Königl. Residenztheater in München am 17. Januar d. J. ein Stück von Frank Wedekind aufgeführt und seither — trotz Entrüstungskundgebungen in der Presse — nicht vom Spielplan abgesetzt hat. Also just die Zeit der machtvollen sittlichen und religiösen Erhebung, die gerade mit jenem Geiste der „schamlosen Unkunst" und der sittlichen „Verlotterung" in der Literatur aufgeräumt hat, der vor allen in den Werken Wedekinds seine abstoßendste Verkörperung gefunden — just diese Zeit erscheint der Leitung des Münchner Hoftheaters als die geeignetste, diesen Geist als „hoftheaterfähig" zu legitimieren!

Wie aber jedes Übel auch Gutes wirken kann, so hat die ehrliche Entrüstung über diesen Mißgriff auch den Wortführer unserer „Fortschrittlichen" Literaturbewegung, Karl Muth, zu einem klaren, unzweideutigen Urteile über die Wedekind-Literatur veranlaßt, von dem wir mit wahrer Genugtuung Kenntnis nehmen:[1])

„Das Talent eines Schriftstellers herabzusetzen, um moralisch nachteilige Wirkungen fernzuhalten, ist nicht unsere Art. Aber wir können in einem Talent auch keinen Freibrief sehen für literarische Schamlosigkeiten, und Schamlosigkeiten sind es, aus denen sich das gesamte Werk Frank Wedekinds zusammensetzt. Schamlosigkeiten nicht nur im Sinne der Preisgabe geschlechtlicher Vorgänge. Wir wissen, daß große Werke der Dichtkunst sich hierin große Freiheiten

[1]) „Hochland", Februarheft. Unterstreichungen und Einschaltungen sind von uns. Gral-Red.

Digitized by Google

nehmen (aber nicht in Wedekindscher Art und nicht immer zum Vorteile der Kunst!), ohne daß wir deshalb den Stab rückhaltlos über sie brechen könnten. (Wenn die „Freiheiten" an sich Sünden sind und zur Sünde führen, dann allerdings! Vor Gott gilt in dieser Beziehung kein Ansehen der Person!) Aber es gibt eine Unzucht des Geistes, die auch in der nicht-sexuellen Sphäre ein Sichpreisgeben in allen Regungen der Seele und des Gemütes liebt und bis zur Ruchlosigkeit Dinge ausspricht, die ein geordnetes, auf geistige Gesundheit eingestelltes Seelenleben ebenso geheimhält, wie der äußerlich gesittete Mensch gewisse Vorgänge seines Verdauungslebens. Gewiß sind vom wissenschaftlich-psychologischen Standpunkt Bekenntnisse wertvoll (?) und interessant (?), die auch den letzten Schleier von der menschlichen Bestie fallen lassen, obwohl im Grunde der wahre Menschenkenner seelische Entkleidungsszenen der gedachten Art so wenig zu seiner Wissenschaft braucht, wie der Anatome Extravaganzen leiblicher Nacktheit.

In der sogenannten schönen Literatur und auf der Bühne aber wirken sie nur als Prostitution und untergraben das menschliche Schamgefühl dort, wo es seine letzten und tiefsten Wurzeln hat, in der Heiligkeit des Geistes.

Heute, wo wir auch das letzte daran setzen müssen, den Glauben an uns selbst, (nicht auch an Gott?) an unsere Mannhaftigkeit, Kraft und sittliche Würde zu stärken und hochzuhalten, können wir keinen Dichter brauchen, der durch die lasterhafte Atmosphäre seiner Stücke alle geistige Energie und alle Mannhaftigkeit im Keime vernichtet und entmannt. Die Gefahren, die unserm Volke durch schamlose Unkunst bereitet waren — schon glaubten wir sie durch das Zeitschicksal glücklich beschworen und abgewendet, da müssen wir es erleben, daß gerade derjenige Dichter emporkommt, der zur Verlotterung in unserer Literatur das meiste beigetragen hat und dessen Ruf beim Volke (?) begründet wurde durch — Polizeiverbote."

Im Märzhefte des „Hochland" erhebt Karl Muth neuerdings Einspruch gegen die Fortsetzung der Wedekind-Aufführungen und geht dabei von dem Gesichtspunkte aus, daß Deutschland sich seiner äußern wie inneren Feinde erwehren müsse, und zu den letzteren gehören vor allem Erscheinungen wie Wedekind: „Eine tiefere Feindschaft gegen deutsches Wesen, so wie es sich jetzt zu zeigen die Aufgabe hat, ist nicht denkbar ..." „hier frißt ein inneres Gift an dem Mark unserer Volkskraft — und wir sollten uns nicht wehren!"

Wir sagen nur nochmals: Hocherfreulich, daß gerade aus dem Lager unserer „Fortschrittler" dieser kräftige, entschiedene Protest kommt! Das erweckt Hoffnungen. —

●●●

Katholikenreine Literaturgeschichten

Vereinzelte nichtkatholische Literaturhistoriker haben in den letzten Jahren hie und da schüchterne Versuche gemacht, die katholische Literatur Deutschlands in den Kreis ihrer

Digitized by Google

Forschungen einzubeziehen, sind aber dabei nur selten über die drei, auch unsern Gegnern bekannten Namen Handel-Mazzetti, Hansjakob und Paul Keller hinausgekommen. Daß aber das bewußte Bestreben, dem deutschen Volke überhaupt jede Kenntnis von der Existenz einer katholischen Literatur vorzuenthalten, noch immer fortbesteht, dafür zeugt das mit bedeutendem Aufwand von Reklame eingeführte Werk: „Geschichte der deutschen Dichtung" von Dr. Hans Röhl. Damit man uns nicht „Voreingenommenheit" nachsage, zitieren wir, was A. Kahle in dem nach mehrmonatlicher Unterbrechung wieder erscheinenden „Literarischen Handweiser" (Nr. 15/16) über dieses Buch schreibt:

„Der Riesenreklame, mit der das Buch als „eine wirklich neue Literaturgeschichte" in die Welt geschickt wurde, hätte noch als besonderes Kennzeichen hinzugefügt werden können: es ist auch katholikenrein! Selbst ein Martin Greif und ein Fr. W. Weber sind nicht einmal mit Namen genannt, geschweige denn, daß man von ihren Dichtungen etwas erführe. Der unwahre B. Auerbach wird auf einer halben Seite behandelt, seine Landsleute, der lebenswahre Hansjakob, und der geistvolle Alban Stolz, werden überhaupt nicht genannt; und während S. 310 das „scheinbar schon ausgereifte Talent" Karl Schönherr gepriesen wird, „der scharfe Beobachtung mit guter dramatischer Technik vereinigt", und S. 311 Ricarda Huch . . . („Gerade bei ihr ist eine unverkennbare Weiterentwickelung ihrer künstlerischen Persönlichkeit besonders erfreulich") — wird eine Enrica v. Handel-Mazzetti, die Klee mit Recht „das stärkste epische Talent der Gegenwart" nennt, überhaupt nicht erwähnt. Einer derartigen Unkenntnis oder Voreingenommenheit gegenüber — eins oder das andere muß man annehmen — kann unser Urteil über das Buch, und wenn es noch soviele Vorzüge hätte, nur durchaus ablehnend lauten."

Wir unsererseits halten Unkenntnis als Erklärungsgrund dieser Einseitigkeit ausgeschlossen. Wer eine Literaturgeschichte der Gegenwart schreibt, muß doch auch die Quellen kennen und kann in diesem Falle wenigstens die bereits stark angeschwollene kritische Literatur über Handel-Mazzetti gar nicht übersehen. Da gibt es also nur eine Erklärung: Voreingenommenheit, bewußtes Totschweigen!

Digitized by Google

Kritische Warte

Neue Kunstliteratur

Von Dr. Josef Weingartner

Nur ganz wenige Heroen der bildenden Kunst gibt es, deren Ruhm vom Wechsel der Zeit vollständig unberührt und unbeeinflußt geblieben ist. Bei allen übrigen aber, und darunter auch bei Sternen erster Größe, ändert sich das allgemeine Urteil von Jahrhundert zu Jahrhundert, je nach dem augenblicklichen Stand der eben geltenden Kunst und, davon vielfach bedingt, je nach den Richtlinien der kunstgeschichtlichen Forschung. Ja, ganze lange Perioden der Kunstgeschichte versinken oft bei späteren Generationen mit entgegengesetzten Stiltendenzen ins tiefste Dunkel der Verachtung, um dann nach Ablauf etwa eines weiteren halben Jahrhunderts wieder ins volle Licht gezogen zu werden.

Einen derartigen Umschwung der öffentlichen Meinung erleben wir eben jetzt in Bezug auf das 17. und 18. Jahrhundert, auf die Werke des Barockstils. Lange Jahrzehnte galten besonders seine Architektur und Bildhauerei — die leichter verständliche und volkstümlichere Malerei ist in dieser Hinsicht immer besser daran — als abschreckende Beispiele von Unnatur und Geschmacklosigkeit, und noch Cornelius Gurlitt, der es auf deutschem Boden als erster versuchte, die eigenartige Entwicklung der Barockarchitektur im Zusammenhange darzustellen, entschuldigte sich in der Einleitung zu seinem dreibändigen Werke, daß er sich mit dieser Periode überhaupt beschäftige. Seitdem ist allerdings vieles anders geworden, und schon eine ganze Reihe der hervorragendsten Forscher zumal der Wiener Schule — es seien nur Riegl, Dvorak und Tietze genannt — haben sich eingehend mit den Problemen der barocken Kunst befaßt. Dabei hat sich gezeigt, daß sich dieser Stil genau so regelmäßig und organisch entwickelt hat wie jeder andere und in seiner Weise nach ebenso bestimmten Formgesetzen schuf wie etwa die Gotik. Selbst die verrufensten Werke der barocken Architektur, die Jesuitenkirchen, sind durch die fleißigen Forschungen Brauns über die deutschen und belgischen Jesuitenkirchen längst rehabilitiert.

Nun fügt P. Braun S. J. seinen bisherigen Arbeiten ein weiteres Glied an: „Spaniens alte Jesuitenkirchen.“ [1])

Der erste Abschnitt des neuen Buches unterrichtet uns über die äußeren Bedingungen, unter denen die spanischen Jesuitenkirchen entstanden, über den oft großen Mangel an Geldmitteln, über die dadurch bedingte auffallend lange Bauzeit der meisten Kirchen, über die Urheber der Pläne und die Leiter der Bauführung etc. Im zweiten Abschnitte werden die wichtigsten Denkmäler unter Angabe ihrer Baugeschichte eingehend beschrieben und besprochen, und es zeigt sich dabei, daß die Jesuitenkirchen wie überall so auch in Spanien keinen eigenen Typus darstellen, sondern sich voll und ganz der allgemeinen Architekturentwicklung eingliedern. Und zwar tritt das so scharf und klar hervor, daß P. Braun, besonders nachdem seine bisherigen Werke auch von der zünftigen Fachwissenschaft so beifällig aufgenommen wurden, die allzuhäufigen apologetischen Wendungen pro domo ruhig weglassen könnte. Der dritte Teil würdigt den allgemeinen Stilcharakter der spanischen Jesuitenkirchen

[1]) Freiburg. 1913. Herder. gr. 8°. (XII und 208 S. mit 14 Tafeln und 27 Textbildern. Mk. 4.80.

Digitized by Google

und ihren stilistischen Zusammenhang untereinander und mit der übrigen Architektur Spaniens.

Das ganze Werk ist mit äußerst peinlicher Gewissenhaftigkeit durchgearbeitet. Den Laien allerdings wird die eingehende Beschreibung der einzelnen Kirchen vielfach ermüden, der Fachmann jedoch wird P. Braun dafür Dank wissen. Wohl aber wäre ein weiterer Ausbau des dritten Teiles mit einer straffzusammenfassenden, systematischen Darstellung der in den behandelten Kirchen sich konsequent abspielenden Gesamtentwicklung dem Fachmann wie dem Laien willkommen gewesen.

Die wissenschaftliche Rehabilitierung der barocken Kunst hat auch auf die öffentliche Meinung längst einzuwirken begonnen. Den besten Beweis dafür bietet die praktische Denkmalpflege, die seit etwa einem Jahrzehnt den barocken Denkmälern ein ganz besonderes und manchmal sogar übertriebenes Interesse entgegenbringt. Aber auch der Umstand spricht für die Wendung der Dinge, daß auch schon populäre und dem Bedürfnisse des großen Publikums weit entgegenkommende Unternehmen wie Velhagens Künstlermonographien den allerverrufensten Hauptmeister des Barockstils, Lorenzo Bernini [1]) zu behandeln wagen.

Bernini war nicht nur einer der gefeiertsten, sondern was mehr sagen will, auch einer der größten und für die Fortentwicklung der Architektur und Plastik einflußreichsten Künstler, die es je gegeben hat. Ein volles Jahrhundert lang hat er Europa beherrscht, und der Rompilger, der vielleicht den Kopf voll absprechender Urteile über den Barockstil hat, ahnt wohl gar nicht, daß noch heute ein ganz wesentlicher Teil des gewaltigen Eindruckes, den die heilige Stadt auf ihn macht, auf Berninis Wirken und auf Berninis Einfluß zurückgeht. Es ist daher nur recht und billig, auch ihn endlich zum Gegenstande einer populären Studie zu machen. Freilich muß man es bedauern, daß Boehn mehr als ein Drittel des kostbaren Raumes aus sehr durchsichtigen und wenig wissenschaftlichen Gründen mit oberflächlichem Klatsch über das Rom des XVIII. Jahrhunderts verschwendet. Er hätte den Raum für die Darstellung der künstlerischen Herkunft Berninis und seines gewaltigen Einflusses in der Folgezeit, die er uns schuldig blieb, weit besser verwenden können. Und wenn der Autor schon unbedingt eine kulturgeschichtliche Einleitung schreiben wollte, hätten die treibenden Kräfte des Jahrhunderts ganz anders aufgespürt und aufgezeigt werden müssen.

Sobald aber Boehn auf der 44. Seite endlich auf sein eigentliches Thema zu sprechen kommt, vergißt man gerne wieder den unangenehmen Eindruck des früher Gelesenen. Denn Boehn versteht es, die Eigenart und die künstlerische Qualität Berninis so gewandt darzustellen und dem allgemeinen Verständnis so spielend nahezubringen, daß seine Arbeit zur Popularisierung Berninis in Deutschland zweifellos sehr viel beitragen wird. Auch das Verständnis für den religiösen Charakter der Werke Berninis, das wiederholt hervortritt und nach der oberflächlichen Einleitung umsomehr überrascht, sei ausdrücklich anerkannt. Hervorzuheben ist auch die gute Auswahl und die treffliche Reproduktion der Abbildungen, die dem Leser alle wichtigeren Werke des Meisters vor Augen führen.

Es wäre aber irrig zu glauben, nur im 17. Jahrhundert gebe es noch große Meister neu zu entdecken. Allerdings ist hier die Ernte der letzten Jahrzehnte besonders reichhaltig gewesen. Dann und wann aber tauchen auch unter früheren Künstlergenerationen über Nacht mächtige Individualitäten aus dem Dunkel der Vergessenheit auf und rücken im Handumdrehen in die allererste Reihe vor.

[1]) Max v. Boehn, Lorenzo Bernini, seine Zeit, sein Leben und seine Werke. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1912. 113 S. und 84 Abbildungen. Mk. 4.—.

Digitized by Google

So war es mit Michael Pacher, von dem die Geschichte bis vor einem halben Jahrhundert sogar den Namen vergessen hatte und der heute als einer der größten deutschen Künstler gilt, und mit Matthias Grünewald, der auch erst seit etwa einem Jahrzehnt den traditionellen Ruhm Lucas Cranachs in den Schatten stellte und heute neben Dürer und Holbein genannt wird.

Mit beiden Meistern hat sich die fachwissenschaftliche Forschung in der letzten Zeit eifrig beschäftigt und über beide liegt nun auch eine populäre Darstellung vor.

H. H. Josten war bei Grünewald[1]) allerdings in der günstigeren Lage. Die wichtigsten stilkirchlichen Fragen sind hier bereits gelöst, und so konnte sich der Verfasser nach einem kurzen Versuch, die singuläre Kunst des Meisters in die allgemeine Entwicklung einzugliedern, darauf beschränken, die Werke Grünewalds zu analysieren und auch dem Laien in ihrer überwältigenden Wucht verständlich zu machen. Diese Aufgabe wird in vorzüglicher Weise gelöst und es sei eigens hervorgehoben, daß auch die religiös-inhaltliche Seite der Gemälde mit vollem Verständnis gewürdigt wird.

Oskar Döring war bei Michael Pacher und den ihm nahestehenden Werken viel übler daran.[2]) Eine Menge stilkritischer Fragen harren hier noch der Lösung und in das Gewirr von Werken, die der Werkstatt und dem Kreise Michael Pachers mit Recht und vielfach auch mit Unrecht zugeschrieben wurden, hat noch niemand volle Ordnung und Klarheit zu bringen vermocht. Döring hätte daher wohl besser die zwei großen und längst angekündigten Arbeiten von Wolff und Stiaßny abgewartet und erst auf Grund der von ihnen zu erhoffenden Resultate eine auch dem weiteren Publikum zugängliche und verständliche Darstellung dieses eigenartigen Künstlerkreises gegeben. So aber sucht er sich durch das Wirrwarr stilkritischer Fragen selbst den Weg zu bahnen, steht aber dieser Aufgabe, wie sich immer wieder zeigt, vollständig hilflos gegenüber. Dagegen sind die Abschnitte, in denen Döring die einzelnen Werke des Fachkreises in ihrer Schönheit schildert und sich an denjenigen wendet, der unbekümmert um Zweifelfragen sich an der Hoheit und Herrlichkeit alter deutscher Kunst erfreuen, an ihrer Herzenswärme und Frömmigkeit sich erbauen und über den Geist, der sie entstehen ließ, Belehrung finden möchte, (S. 2) vorzüglich gelungen und man bedauert angesichts dieser großen populärwissenschaftlichen Befähigung des Verfassers um so mehr, daß er sich durch die fachwissenschaftlichen „Zweifelfragen" zu stark ablenken ließ. Eigens hervorzuheben ist das reiche Illustrationsmaterial, das dem billigen Buche für sich allein schon bedeutenden Wert verleiht.

Wir Katholiken haben alle Ursache, uns über das wachsende Interesse für Künstler wie Pacher, Grünewald und Bernini herzlich zu freuen. So verschiedenartig die Formensprache gewesen sein mag, in der sie ihren seelischen Visionen greifbare Gestalt geben, so sehr stimmen sie alle darin überein, daß sie ihre tiefsten Inspirationen aus dem Schatze der religiösen christlichen Ideenwelt schöpfen, daß die Religion und die Kirche es war, die ihren Genius weckte und nährte und die ihrer Seele den unvergleichlichen Schwung gab. Und in diesem Sinne können wir es nicht freudig genug begrüßen, daß das Gesetz des wellenförmigen Wechsels im künstlerischen Geschmacke auch vor der letzten bereits der Geschichte angehörigen großen Zeit kirchlicher Kunst, auch vor den Nazarenern nicht Halt macht.

Wie die Nazarener selber im Eifer für ihr eigenes Ideal die künstlerischen Tendenzen des vorangehenden Jahrhunderts nicht mehr ver-

[1]) Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1913. 94 S. und 78 Abb. Mk. 1.—

[2]) Michael Pacher und die Seinen. M.-Gladbach, Kühlen. 170 S. und 81 Abb. Gebunden Mk. 5.—.

Digitized by Google

standen und vielfach ungerecht beurteilten, so hat auch die ihnen nachfolgende Generation in der Begeisterung für die neugewonnenen malerischen Werte den herben Linienreiz und den idealen Gehalt der Nazarener stark unterschätzt, und die Kunst der religiösen Romantiker meist verächtlich über die Achsel angesehen. Aber auch hier ist nun schon die ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte am Werke und beginnt das Bild dieser künstlerischen Bewegung losgelöst von den Tagesstreitigkeiten objektiv freizuzeichnen Cornelius und Steinle sind im letzten Jahrzehnt wiederholt behandelt worden und für Führich hat nun sogar das k. k. österreichische Ministerium für Kultus und Unterricht ein würdiges Denkmal gesetzt. Und auf das große, einen Text- und einen Tafelband umfassende Hauptwerk von Dreger läßt nun das Ministerium ein durch H. v. Wörndle besorgtes systematisches Gesamtverzeichnis seiner Werke folgen[1]) das nicht weniger als 871 Nummern umfaßt. Diesem Verzeichnis folgt eine genaue Bibliographie über Führich. Die dokumentarischen Beiträge umfassen Tagebuchaufzeichnungen des Vaters, die sich auf Josef v. Führich beziehen, dann einige Briefe von und an Führich, und endlich die Akten über eine Kunstmission Führichs in Venedig. Obwohl besonders diese letzte Partie mit einem Katalog der Werke Führichs eigentlich wenig zu tun hat und ihre Aufnahme etwas willkürlich erscheint, wird das weitere Publikum dem Verfasser darob kaum Vorwürfe machen, denn gerade diese dokumentarischen Beiträge sowie auch die sechs Abbildungen uach bisher unproduzierten und schwer zugänglichen Originalen geben dem naturgemäß an sich nüchternen Kataloge auch ein allgemeineres Interesse.

Wir schließen unsere Übersicht mit einem Werke, über einen noch lebenden Künstler, über Louis Corinth[2]). Die moderne Malerei hat längst bewiesen, daß sie sich nicht mit einem ratlosen Achselzucken oder gar mit einigen schlechten Witzen abtun läßt. Auch Corinth ist zweifellos eine Künstlernatur von starker Eigenart, ein kraftvoller Former animalischen Lebens. Dabei macht es aber die derbe und vielfach sogar rohe Sinnlichkeit seines Pinsels mehr als fraglich, ob man sich mit der wahllosen Popularisierung seiner Werke um das geistige Leben des deutschen Volkes wirklich ein Verdienst erwirbt. Und noch dazu, wenn die textliche Einführung wie hier eine aller höheren Gesichtspunkte und kunstgeschichtlichen Maßstäbe bare, kritiklose Verhimmelung ist. So sehr wir daher dem Verlag der Künstlermonographien für die populären Abhandlungen über Grünewald und Bernini dankbar sind, so unerfreulich und verfehlt erscheint uns die letztgenannte Publikation, die dem Kunstverständnis unseres Volkes ebenso wenig nützen wird wie seiner Sittlichkeit.

Literaturgeschichte, Neuausgaben

Becker, J. K.: Der geistliche Mai. Marienlieder aus der deutschen Vergangenheit Leipzig, Kurt Wolff, 1913. 151 S. Geb. Mk. 3.50.

Das sehr geschmackvoll ausgestattete Buch enthält 91 meist altdeutsche Marienlieder, ein bunter, duftender Strauß lieblicher Blüten. Die meisten Gedichte stammen aus dem 14. bis 16. Jahrhundert, doch finden sich auch Stücke aus früherer und aus späterer Zeit, ja selbst neuere Dichter wie Goethe, Novalis, Eichendorff, Guido Görres und F. W. Weber sind vertreten. Andere bekannte Namen sind: Walter von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg, Frauenlob, Tauler (doch ist das ihm zugeschriebene Lied S. 18 unecht!), Hans Sachs, Prokop von

[1]) Josef Führichs Werke. Wien 1914, Artaria u. Komp. 255 S. mit 8 Tafeln.
[2]) Dr. G. Biermann, Louis Corinth. Bielefeld und Leipzig. 1913, Velhagen und Klasing 119 S. und 123 Abb. b. H.

Digitized by Google

Templin. Vieles gehört dem Wunderschatze des Volksliedes und des Kirchenliedes an. Die Auswahl ist im Ganzen gut und geschmackvoll obgleich der Geschmack des Einzelnen natürlich manches anders wünschen wird; solche Anthologien sind notwendigerweise sehr subjektiv. Jedenfalls bietet das Buch eine Menge des Schönen, Innigen, Lieblichen, Interessanten, — es ist, ohne es zu wollen, ein kleiner apologetischer Beitrag zu dem Kapitel: die Kirche als unerschöpflicher Quell edelster Poesie. — Im einzelnen sind allerlei Kleinigkeiten zu bemängeln. So besonders dies, daß die mittelhochdeutschen Lieder in der Modernisierung der Sprache ungleichmäßig behandelt sind und manches alte Wort stehen geblieben ist, das heute unverständlich ist. Mehr als ein bloßer Druckfehler ist es, wenn S. 150 statt „Marchfeld" (bei Wien) unrichtig „Marsfeld" (bei Rom!) steht. Und noch Etliches der Art — Aber das schadet dem schönen Buche sehr wenig: es verdient Anerkennung und Empfehlung, um so mehr da es mit 12 guten Kupferstichen (Leben Mariä, nach dem Hausbuch-Meister) geschmückt ist. Es ist gleichsam ein Gegenstück zu Baudenbachers verdienstvollem Buche „Marienpreis nichtkatholischer Dichter." Solche Werke sind, bewußt oder nicht bewußt, Kulturarbeit im Sinne des Gral-Programmes. Dr. Wilhelm Oehl.

Aus unserer Tagesmappe

Noch einmal Frank Wedekind! Man hat als eines der erfreulichsten Ereignisse der jüngeren Bühnengeschichte zu buchen, daß gegen die Aufführung von Wedekinds „Marquis von Keith" auf der Königlichen Hofbühne in München tatsächlich die gesamte rechts stehende Presse Süddeutschlands Front macht. In hervorragender Weise nimmt auch die „Allgemeine Rundschau" in München durch Major a. D. Koch-Breuberg gegen die Entgleisung des Königlichen Hoftheaterintendanten Freiherrn von Franckenstein Stellung: „Stimmen wir dem Marquis von Keith zu, so ist die Linie zum Marquis de Sade gegeben!" Das ist ein prächtiger Degenblitz, Herr Major! Den dankt Ihnen neben dem bayrischen das ganze deutsche Volk!

Das deutsche Verlagswesen und der Krieg. Am allerschwersten leidet unter der wirtschaftlichen Pression des Krieges das Buchdruckergewerbe, das Verlagswesen und der Buchhandel. Nach statistischer Feststellung lieferte Deutschland in der jüngsten Zeit jährlich ungefähr 50 000 Neuerscheinungen für den Büchermarkt. Diese Zahl dürfte am Ende des Kriegsjahres um ein Ungeheures gesunken sein. Beispielsweise hat das Neuerscheinen größerer wissenschaftlicher Werke gegenwärtig fast ganz aufgehört, auch die periodische Literatur ist sehr zurückgegangen. Die wachsende Kriegsliteratur bietet da nicht annähernd einen Ersatz, wenn auch dieselbe bereits ausgedehntere Formen annimmt. Eine Statistik des Buchhändler-Börsenblattes umfaßt für die beiden ersten Kriegsmonate 478 Neuerscheinungen, darunter 118 Nummern „Karten der Kriegsschauplätze", 112 Erscheinungen „religiösen Charakters" — was man als recht erfreuliche Tatsache notieren darf! — 27 Kriegschroniken und Kriegsnovellen, 28 Kriegs- und Soldatenliederbüchlein usw. Zur Stunde würde eine Statistik zweifellos bereits bessere Resultate geben.

Digitized by Google

Paul Sabatier und die deutsche Kultur. Paul Sabatier, der vielgenannte französische Historiker, der St. Franziskus von Assisi lange Jahre seines Schaffens widmete, ist mit Verhaeren und Maeterlinck unter die Leute gegangen, die die deutsche Kultur über Nacht als eine — Barbarei und noch schlimmeres erkennen lernten. Es ist ein äußerst beachtenswertes Symptom, daß der bis zum Wahnsinn geglühte Chauvinismus gerade jenen Leuten alle vernünftige Sehschärfe geraubt, die von gewissen Vertretern der deutschen Kultur als Pfadfinder und Bannerträger uns gepriesen wurden, die wir aber hier vom Gralboden aus seit je bekämpft oder abgewiesen haben. Wir wenigstens erleben also keine allzuschmerzlichen Überraschungen!

Und dann auch Herr Bergson! Auch Herr Bergson hat erkannt, daß Deutschland jeglicher Ideen entbehre und daß die „Menschheitsideen von Freiheit, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Loyalität (!) Menschlichkeit, Barmherzigkeit usw." nur in Gallien zu Hause seien (was speziell uns Ultramontanen das System Combes durch Jahre hindurch klassisch illustrierte!) Die Auslassungen Bergsons als Präsident der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften sind nun selbst dem gallischen Patrioten Herrn Maurras von der „Action française" zu dumm geworden, der die Behauptungen Bergsons kurz und gut eine „unverschämte Fabel" nennt, die nur in einer „Akademie der moralischen und politischen Ignoranz" ausgesprochen werden könne. Das ist nun auch wieder eine, aber eine etwas andere Idee!

„Wessenberg gegenüber der französischen Fremdherrschaft." Unter diesem Titel schreibt Monsignore Alphons Lauter in den „Petrus-Blättern", Heft 23 und 24, einen sehr bedeutsamen Aufsatz, der gründlich zeigt, daß Wessenberg ein ebenso schlechter Patriot wie Katholik war.

„Nachtkritik." Gegen das Übel der „Nachtkritik" an der modernen Bühne, das der heutige Zeitungsbetrieb gezeitigt hat, tritt endlich auch der „Verband Berliner Theaterkritiker" unter Führung von Hofrat Dr. Paul Schlenther auf. Dr. Schlenther führte in einem neuerlichen Vortrag im Berliner Verband aus, die „Nachtkritik", die mit hastiger Reporterfeder nach Schluß der Abendaufführungen die künstlerische Bewertung eines Stückes für die Morgenblätter schreibe, müsse zu Gunsten einer sorgfältigen, vertieften Kunstkritik systematisch verdrängt werden. Er forderte im weitern mehr Ernst, Strenge und Beschränkung in der Theaterkritik überhaupt, es würden viel zu viele wertlose Stücke besprochen und es sollte bedeutenderes Gewicht auf die Kritik ernster, klassischer Dichtung gelegt werden.

Michael Haller †. Zu Regensburg starb, 75 Jahre alt, der bekannteste Komponist katholisch-liturgischer Kirchenmusik, Geistlicher Rat Kanonikus Michael Haller. Die Werke des Künstlers, den man treffend den Overbeck unter den Kirchenkomponisten nannte, erfreuten sich beispielloser Verbreitung. Seine Kunst sang stets die einfachste volkstümlichste Note; Instrumentalkünstler war Haller nie. Joseph Kreitmaier S. J. sagt das Beste, wenn er über den toten Meister urteilt: „Alles ist bei ihm auf Wohlklang eingestellt, auf raffaeleske Schönheit, nicht auf zergliederte psychische Stimmungen wie in der modernen Musik." Als Lehrer des Kontrapunktes an der kirchenmusikalischen Schule zu Regensburg hat sich Haller eine treue nachwirkende Schülergemeinde geschaffen.

Offizielle Verbreitung von A. Dörrers Karl Domanigwerk. Mit Genugtuung konstatieren wir folgende Tatsachen: Der Wiener

Digitized by Google

Stadtrat beschloß, das Werk Dörrers über Karl Domanig und die tirolische Dichtung seit 1800 für die Wiener Bibliotheken anzukaufen. Das bei Kösel in dritter Auflage erschienene Buch ist auch durch Beschluß des Tiroler Landtags in die Tiroler Schulbüchereien eingereiht worden. Beginnen Karl Domanigs Saaten endlich, endlich zu reifen?

Eine wahrhaftige Künstlertat. Die Wiener Bühnen haben neuestens wieder ihren „Fall"! Die Sensation ist aber diesmal eine erfreuliche, höchst wertvolle! Der Schauspieler Ferdinand Bonn — man darf sich den Namen des Tapfern nun allerwege doppelt merken! — hat es abgelehnt, in einem der modernen „Dirnenstücke", von denen man bei gewissen Bühnenleitungen auch heute nicht lassen mag, aufzutreten und hat außerdem den Mut gefunden, seine Weigerung durch eine öffentliche Erklärung zu rechtfertigen. Das ist, weil's dem Aufspielsetzen der ganzen Existenz und des künstlerischen Rufes gleichkommt, von Ferdinand Bonn eine wahrhaftige Löwentat, vor der wir dankbar und bewundernd den Hut ziehen. Vielleicht ist's auch eine erlösende, weiter wirkende Befreiungstat. Denn wie oft geistig adlige Künstler und Künstlerinnen unter den Schamlosigkeiten gewisser Rollen seelisch beinahe zusammenbrechen, hat M. Herbert's erschütternde Skizze: „Nachtarbeit" geschildert, die der „Gral" in einem nächsten Heft veröffentlichen wird.

Vom Tod des deutschen Naturalismus. Wenn Börries Freiherr von Münchhausen in kritischen Dingen mal das Wort ergreift, dann, das wußten wir, würde es einen funkensprühenden Degengang absetzen so oder so! Seine Balladenkunst ist urfrisch adelig Gewächs und er selbst ragt ins deutsche Land und ins deutsche Schrifttum wie ein trostreiches, kraftvolles Waldgebirg. Im ersten Märzheft des „Türmer, hat nun er, der sonst still nur seiner Kunst lebt, zur literarischen Zeitlage sich geäußert und unter dem akademischen Titel: „Germanisches und romanisches Naturgefühl" ein Werturteil geschrieben, das wir uns merken müssen und das da heißt: „Die Blüten aller germanischen Kunst wuchern immer im Garten der Romantik — tot und fast völlig unfruchtbar liegen schon heute alle die Nachahmungen Zolas und mit ihnen der ganze deutsche Naturalismus — duftlose Strohblumen damals bei Lebzeiten, knisterndes Heu in den Herbarien der Literaturgeschichte!" Wie mancher Umweg endete nun schon in unserer Gralstraße!

Der Kriegsspielplan des deutschen Theaters. Auf die Frage: „Was soll man spielen?" antwortet in Nr. 90 der „Vossischen Zeitung" der bekannte Alfred Klaar. Er stellt fest, daß die Zeit für die Perversitäten gewisser Nachtstücke und die „Schwarzmalereien des Lebens mit dem Hintergrund auflösender Skepsis" vorüber ist und fordert große, gesunde ethische nationale Dichtung auch für die deutsche Bühne. Als Zeitstücke schlägt er vor gewisse Dichtungen von Ibsen (!), Björnson, Schiller, Kleist, Grillparzer, Wildenbruch, Hauptmann, Friedrich Halm, Raimund, Anzengruber, L'Arronge, Fulda, Bauernfeld, Freytag und — Shakespeare. Ist das Alles? Jawohl, Alfred Klaar weiß nichts mehr! Wir aber kennen, nur um drei Namen zu nennen, die je eine große, künstlerische Idee repräsentieren, auch einen Karl Domanig, einen Richard Kralik und schließlich auch einen Calderon, in denen auch auf der modernen Bühne das große, im nationalen wie im ethischen aufgetürmte, brausende Weihefestspiel deutscher Geschichte und katholischer Weltideen lebendig werden könnte zur Erhebung der Nation und

Digitized by Google

Feier großer dramatischer Volkskunst! Da sollte nun endlich die Arbeit der „Volksbühne" einsetzen, die in Berlin wieder einmal bei — Max Reinhardt gelandet!

Wettbewerb für künstlerische Kriegserinnerungen. Die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" hatte einen Wettbewerb ausgeschrieben für Entwürfe zu Gedenkzeichen für gefallene Krieger sowie zu Kriegserinnerungen. Der christliche Grundcharakter mußte überall zum Ausdruck kommen. Als Gedenkzeichen für die Gefallenen galten bei dem Wettbewerb gemalte oder plastische Gedenktafeln; figürliche Plastik; Erinnerungstafeln, Bildstöckchen, kapellenartige Denkmale, endlich Gedenkzeichen, die mit verschiedenerlei kirchlichen Gegenständen in Verbindung gebracht sind. Als Kriegserinnerungen wünschte man Gedenkblätter, Entwürfe für gemalte Glasscheiben oder ganze Fenster, für Fahnen, Aufnahmeurkunden der Kriegervereine und ähnlicher Körperschaften, endlich Medaillen, Plaketten und Schmucksachen. Wie wir nun hören, hat der Wettbewerb einen Erfolg gehabt, der quantitativ wie qualitativ gleichmäßig überraschen und erfreuen muß. Weit über 500 Entwürfe sind eingegangen, deren große Mehrzahl beweist, zu welcher anerkennenswerten Höhe sich die christliche Kunst der Gegenwart aufgeschwungen hat. Man findet Malerei und Plastik gleichermaßen erfüllt und belebt von selbständigem Geiste, der seine modernen Anschauungen gesundem Verständnisse der Tradition verdankt. Diese christliche Kunst weiß den Bedingungen der absoluten formalen Vollendung wie jenen der relativen Rechnung zu tragen, welche den Kunstwerken ihre dekorative Verwendbarkeit sichert. Sobald dieser große Vorrat der Wettbewerbentwürfe geordnet und die Jury über die Verteilung der ausgesetzten 33 Preise ihre Entscheidung getroffen hat, werden die Entwürfe im Studiengebäude des Münchener K. B. Nationalmuseums für acht Tage ausgestellt werden.

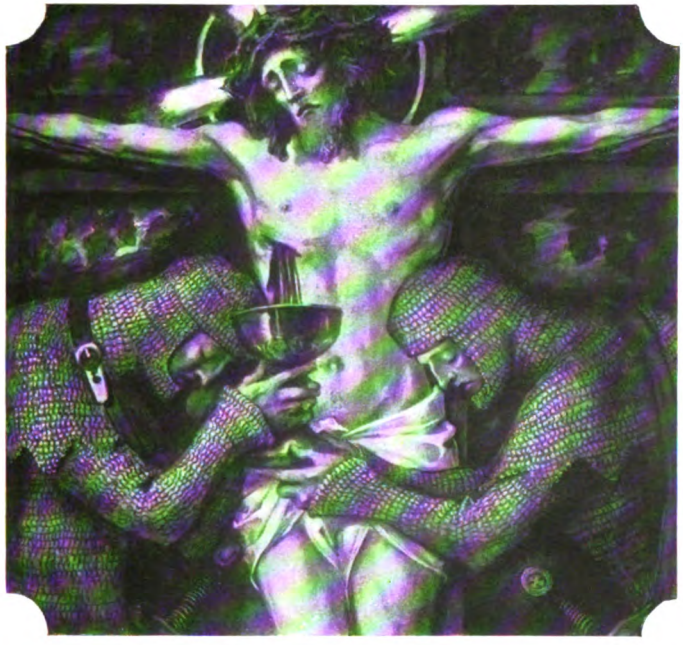
Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Berichtigung. Herr Dr. Richard Volpers bittet uns, zu bemerken, daß in seinem Aufsatz: „Aus dem Salon der Frau von Stael" im 3. Heft des Gral einige Druckfehler stehen geblieben sind; so Seite 135, Zeile 29: statt „auch der Staat" lies „auch der Stael". Im Anschlusse daran bitten wir unsere Leser davon gütigst Notiz zu nehmen, daß es infolge der oft unregelmäßigen Postverbindungen der Redaktion in dieser Zeit leider nicht stets möglich ist, dem Satz die letzte Sorgfalt zuzuwenden. Wir bitten, diese unliebsamen „Kriegsfolgen" gütigst zu entschuldigen.

Ohne Begleitbrief und Autornamen ist bei der Redaktion in Trier ein Aufsatz eingetroffen, betitelt: „Ernst Thrasolts heroische Lyrik". Wir bitten den Verfasser, sich mit der Redaktionsstelle in Trier gütigst in Verbindung zu setzen.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google



Alfons Sieber:

DER GRAL

Digitized by Google

Digitized by Google

Barbarenpack

Von Hans Eſchelbach

Ein junger, franzöſiſcher Offizier
Hinter der Front in ſchlechtem Quartier.
Den Degen trägt er erſt wenige Wochen,
Hat mehr Parfüm als Pulver gerochen;
Aber er nimmt den Mund ſchon recht voll:
„Kamerad, die Sache wird wirklich zu toll!
Die Deutſchen — Sie habens wohl auch vernommen? —
Sind buchſtäblich bis auf den Hund gekommen.
Barbarenpack, das mit den Tieren
Buſchkleppernd uns will ausſpionieren!“

„Verdammt, wer ſolch Bubenſtück erſann!
Wirklich mit Hunden rücken ſie an?“

„Hunde mit Hunden! Jedem 'nen Tritt,
Hundegeſellſchaft, dann ſind wir quitt.
Keine Schonung den Hunden klein oder groß!
Die werden ſich wundern; morgen gehts los.“

„Morgen? Na, heute wird noch gekartet.“

Doch die Deutſchen, ſie habens nicht abgewartet;
Die ſtörten den Spielern gründlich die Ruh,
Die packten ſchon heute herzhaft zu,
Die ſchraken zurück vor Verhau nicht und Sumpf,
Die ſpielten beſſer, die warfen Trumpf,
Trumpf, daß die Erde zittert und bebt.
Das war ein Spiel wie noch keines erlebt.
Jetzt riechts nicht nach Moſchus, verehrter Franzos,
Jetzt riecht es nach Pulver! — die Hölle iſt los.
Trumpf! — Haut ihn! — Granaten von Süden und Norden,
Das Schlachtfeld iſt längſt zum Vulkan geworden.
Kommandos, Stöhnen, Fluch und Hurrah.
Himmel, das Ende der Welt iſt da! —
— — — — — — — — — — — —

Doch — alle Achtung! — ſie ſchlugen ſich brav
Die Herrn Franzoſen. Jede Kugel traf.
Sie ließen nicht nach, ſie wollten nicht feiern.
Da aber ſtürmten die Preußen nnd Bayern,

Digitized by Google

Die schwangen den Kolben, die zogen das Messer,
Die rissen den Rock aus, dann ging es noch besser.
Kerle von Eisen, die wollten raufen —
Eisen auf Eisen . . .! —

Da gingen sie laufen
Das war ihnen auf die Nerven geschlagen;
Bajonette, die konnten sie nicht vertragen.

Und der Sieg war entschieden, die Schlacht war vertobt.
— — — — — — — — — — —

Doch Tausende, die in Treue erprobt,
Die lagen in Wunden, in Weh und in Not
Und über die Walstatt schritt grinsend der Tod.
Doch wem da bitteres Leid geschah,
Der wußte: das rote Kreuz ist nah!
Und Bahre um Bahre und Zug um Zug
Rettend sie fort vom Schlachtfeld trug,
Bis allen Lindrung und Hilfe gebracht,
Dann kamen die Sterne, dann kam die Nacht. —
— — — — — — — — — — —

Hilfe für alle? — Wer kann das wissen?
Mancher, der da zu Boden gerissen,
Von der Kugel gefällt, von Lanzen zerstochen,
Der hatte sich so ins Gebüsch verkrochen,
Der lag so verlassen, von Schmerz verstört,
Daß keiner sein Seufzen und Stöhnen gehört,
Der lechzte nach Wasser, der krampfte die Hand.
Wehe, wenn ihn kein Retter fand! —
— — — — — — — — —

„Sanitätsleute vor!"

Die machten nicht Rast,
Die mühten sich bis zur Erschöpfung fast.
Die Nacht war dunkel, die Not war groß.
— — — — — — — — —

„Sanitätshundführer! — Die Hunde los! —
Sie, Bonner, mit Vasco den Bach entlang."
— — — — — — — — —

Es war ein weiter, schauriger Gang
Vorüber an Leichen zu Haufen getürmt.
Hier hatte die Schlacht am schlimmsten gestürmt:
Zerrissen die Bäume, zerwühlt die Erde,
Ausschlagende, schmerzgefolterte Pferde,

Digitized by Google

Gestürzte Kanonen, vom Bach umspült,
Ein Auto, tief in die Erde gewühlt,
Ein Flugzeug, elend gestürzt und verbogen,
Trümmer der Mühle, von Qualm umzogen,
Und immer, wohin die Blicke reichen,
Tod und Verderben, Leichen bei Leichen.
„Such', Vasco, such'!"

Fort stürmt der Hund,
Hoch stets die Nase vom blutigen Grund.
Ferne ein Schuß und ein grimmiger Fluch.
Hilfe tut not jetzt.

„Such', Vasco, such'!"

— — — — — — — — — — — —

Am Waldrand, nicht weit vom letzten Quartier,
Ein Franzose, ein junger, ein Offizier,
Der gestern noch laut beim Kartenspiel lachte
Und nur an Sieg und an Rache dachte,
Und der seinen Degen in Ehren schwang.
Nun lauscht er und leidet er stöhnend und bang,
Nun liegt er hier fiebernd in Weh und Wunden,
Mein Gott, nun wird er nicht aufgefunden!
In seinem Hirne brennen die Gluten;
Er weiß, er wird diese Nacht hier verbluten
Oder — das hat er doch auch vernommen,
Daß manchmal die Marodeure kommen,
Die Hyänen des Schlachtfelds.

Er wühlt im Sand,
Zum Revolver tastet sich mühsam die Hand.
Und da —!

Was schleicht da durch Dunkel und Nacht
Von Leiche zu Leiche? — Er fiebert und wacht.
Was kommt da herauf aus dem Mühlengrund?
Das sind die Verbrecher! — Ein schnuppernder Hund —
Der wittert wohl Beute?!

„Jetzt aber Schluß!"
Und über der Halde donnert der Schuß. —

— — — — — — — — —

Ein langgezogener Schmerzensschrei. —
„Verdammtes Luder! Dich traf mein Blei!" —

— — — — — — — — — —

„Vasco! Vasco!"

Der heult und bellt,
Daß es schaurig die Nacht durchgellt,

Digitized by Google

Er ruft in Schmerzen nach seinem Herrn;
Der bleibt so lange, der ist so fern!
— — — — — — — — —
„Vasco! — Wo bleibst du? Vasco, gib Laut!"
— — — — — — — — —
Der liegt zwischen Ginster und Heidekraut,
Springt auf und bellt und fällt wieder um
Und windet in Qual sich verzweifelt und stumm.
Endlich! — der Mond steigt am Himmel auf,
Da kommt der Führer in eiligem Lauf.
„Vasco, ach, Vasco!"

Ein Winseln nur.
Vasco kriecht weiter auf blutiger Spur.
Sein Herr will ihn streicheln und sorgsam betten,
Doch der Hund will zuerst den andern retten,
Und ob er auch manchmal zusammenbricht,
Er schleppt sich weiter im Dienst der Pflicht.
Er weiß die Stelle, wo fiel der Schuß,
Er weiß, daß er helfen und retten muß.
— — — — — — — — —
Da liegt sein Feind jetzt von Schmerz übermannt,
Und die Faust, die noch den Revolver umspannt,
Er leckt sie und röchelt in letzter Not
Und stirbt in Treue den Heldentod. —
Und wie der Franzose stöhnend erwacht,
Da sieht er, wer ihm die Rettung gebracht.
Aufschluchzt der feindliche Offizier
Und streichelt noch einmal das treue Tier.
„Ich traf ihn. — Doch hätte mich der nicht gefunden —
Das war mein Letztes — seht meine Wunden!
Hier, nehmt ihn — ich kann mich selber nicht regen —
Und legt ihm zu Füßen mein Liebstes — den Degen!"
— — — — — — — — — — — — —
Nun kommen die Helfer.

Kein hartes Wort.
Sie tragen ihn ganz behutsam fort. — —
Und wird er geheilt, er erzählt noch nach Jahren
Von Hundetreu und deutschen Barbaren.

Digitized by Google

P. Simon Hörmanns geistliches Schauspiel von S. Alto und den beiden hh. Rittern und Märtyrern Alexander und Maximinian.

Nach der Originalhandschrift herausgegeben von

K. v. Rozycki

In der Bibliothek des Reichsrats Freiherrn v. Cramer-Klett auf Hohenaschau, die besonders reich ist an interessanten und kostbaren Werken zur Ordensgeschichte, befindet sich unter vielen anderen Seltenheiten auch eine Handschrift des 17. Jahrhunderts, die eine Chronik des Klosters Altomünster enthält. Der Verfasser und auch Schreiber derselben war P. Simon Hörmann, der von 1669—1701 Prior dieses Klosters gewesen ist.

Die Geschichte von Altomünster bietet des Merkwürdigen genug, blickt es doch auf eine mehr als tausendjährige Geschichte zurück und ist heute das einzige Birgitten-Kloster in Deutschland. Gegründet um 750 als Benediktiner-Kloster vom heiligen Alto mit Beihilfe des Königs Pipin, wurde es im 10. Jahrhundert von den Ungarn zerstört. Um das Jahr 1000 versetzte ein Welfe die Benediktiner des Klosters im Scherenwalde bei Unterammergau nach Altomünster. Welf III. verpflanzte um 1047 die Benediktinerinnen von Altdorf-Weingarten hierher, die Mönche aber zogen nach Altdorf. Das Kloster verfiel wiederum im Laufe der Jahrhunderte. Da richtete der Bayernherzog Georg der Reiche 1497 Altomünster als Doppelkloster nach der Birgittenregel ein und führte so eine zweite Erneuerung desselben herbei.

Das Kloster erfreute sich neun Jahrhunderte lang eines in künstlerischer und wissenschaftlicher Beziehung reichen, blühenden Lebens, bis die schmachvolle Zeit der Säkularisation (1803) herankam, von der aber nur das Mönchskloster betroffen wurde. Das Frauenkloster entging dem drohenden Schicksal allein darum, weil sich kein Käufer für das Gebäude finden ließ. Seit 1841 ist Altomünster Priorat und beherbergt zwanzig Chorfrauen.

Die Mönche von Altomünster machten sich um die Bodenkultur der ganzen Gegend und um die Anlage des gleichnamigen Marktes sehr verdient. Aber auch die Wissenschaften kamen, wie gesagt, dabei nicht zu kurz, und selbst die Nonnen brachten es im Abschreiben von Büchern, in der Miniaturmalerei und im Sticken und Weben zu hoher

Digitized by Google

Vollkommenheit. Jedenfalls wissen wir aus gleichzeitigen Berichten, daß bei der Säkularisation die Beute der „Klosteraufhebungskommissäre" an Kunstgegenständen und wertvollen Büchern in Altomünster nicht gering gewesen ist, wenn dabei auch vieles wie fast überall in barbarischer Weise verschleudert wurde.

P. Simon Hörmann, der Verfasser der anfangs erwähnten Handschrift, wurde während des dreißigjährigen Krieges zu Altomünster geboren. 1650 trat er im Alter von zwanzig Jahren zu Altomünster in den Orden der heiligen Birgitta ein. Hier, sowie auf der hohen Schule zu Dillingen, erwarb sich der junge Ordensmann ein tüchtiges Wissen. Aber neben hoher Gelehrsamkeit zeichnete ihn auch eine innige, lautere Frömmigkeit aus, und mit Recht hat man später bei seinem Tode gesagt, daß er „ein Eiferer für die Sache Gottes und eine Zierde des ganzen Ordens" gewesen sei. Im Jahre 1669 wurde er durch das Vertrauen seiner Mitbrüder zum Prior erhoben, und sechs Jahre darauf übertrug man ihm die Würde eines Generalpriors für den ganzen Orden. Sein Eifer und seine aufopfernde Tätigkeit in der Verwaltung seines Ordens ließen ihm aber doch noch Zeit, sich auch mit wissenschaftlichen Dingen zu beschäftigen. Sein Hauptwerk bildet die Neuherausgabe der Offenbarungen der heiligen Birgitta (Revelationes coelestes S. Birgittae ord. S. Salvatoris fundatricis.) Diese Publikation, die 1680 in München erschien, kostete dem Kloster nicht weniger als 550 Gulden. Ferner schrieb er ein Missale für den Orden und ein deutsches Brevier für die Nonnen (Breviarium una cum missali Monialium.) 1676 erschien ein „Birgittinischer Kalender", der Betrachtungen aus den Schriften der heiligen Birgitta für alle Tage des Jahres enthielt.

Aber P. Hörmann war auch Dichter. Georg Binder berichtet in seiner Geschichte der bayerischen Birgitten-Klöster (Regensburg 1896), Hörmann habe 1694, als die Leiber der Heiligen Alexander und Maximinian nach Altomünster gebracht wurden, ein geistliches Schauspiel gedichtet. Er hatte diese Nachricht aus zweiter Hand und gibt nichts näheres darüber an; dann fand diese Translation auch nicht 1694, wie er schreibt, sondern 1688 statt. Das erwähnte geistliche Schauspiel, das — als Gelegenheitsschrift — sonst nicht weiter bekannt wurde, findet sich nun in unserer Handschrift vollständig verzeichnet.

Der wackere Pater hat wohl selbst am besten empfunden, daß sein Schauspiel vornehmlich als Gelegenheitsschrift zu werten sei. Darum fügt er es auch in seiner

Digitized by Google

Chronik, in welcher er alle für das Kloster und seine Insassen wichtigen Ereignisse aus den Jahren 1681—91 mitteilt, ziemlich bescheiden der Beschreibung der kirchlichen Feierlichkeiten des Jahres 1688 ein. Aber er hatte sich alle Mühe gegeben, das Stück so würdig und prächtig wie möglich aufzuführen. In der erwähnten Chronik gibt er eine minuziöse Schilderung der Vorbereitungen, der Bühne, der Kostüme u. s. w. Aufgeführt wurde das Spiel auf einer Wiese, genannt „der Weyher", auf deren Mitte ein ansehnliches Kriegszelt (tentorium bellicum) errichtet war. Von hier aus stieg das Terrain nach allen Seiten allmählich an, so daß die Zuschauer wie in einem Amphitheater bequem hinabschauen konnten. Vor dem Zelte ging die Handlung vor sich. An ihr nahmen fünfzehn männliche und weibliche Personen teil. Für schöne Kostüme war reichlich gesorgt worden. St. Alto trug einen Bischofsornat, St. Alexander ein goldgesticktes, rotes römisches Oberkleid (paludamentum) darüber einen Mantel (pallium) von gleicher Farbe; in der Hand hielt er einen Speer. St. Maximinian war ähnlich gekleidet. Den beiden Heiligen folgten sechs Palmenzweige tragende Jünglinge. Auch die weiblichen Darsteller zeichneten sich durch schöne Gewandung aus. Die „Ecclesia" trug eine dreifache Tiara auf dem Haupte, in der Hand hielt sie ein Kreuz und Schlüssel. „Charitas" war rot gekleidet und hatte als Sinnbild ein Herz, während die grün gekleidete „Spes" einen Anker trug.

P. Hörmanns Anstrengungen wurden reichlich belohnt, denn, wie er selbst meldet, strömte eine große Menge Zuschauer von Nah und Fern zusammen.

Wenn wir nun das mit soviel Sorgfalt in Szene gesetzte Stück lesen, so müssen wir uns allerdings sagen: ein großer Dichter war P. Hörmann nicht, aber trotzdem ist sein Schauspiel einer Veröffentlichung auf den nachstehenden Blättern wert. Seine Verse sind wohl mitunter etwas hausbacken, jedoch gar nicht so übel, und wenn man bedenkt, daß das Schauspiel für die Aufführung bestimmt war und auch aufgeführt worden ist, so darf es ein gewisses theaterhistorisches Interesse wohl beanspruchen. Gerade der Theaterhistoriker wird die mitunter recht naiven und gelungenen bühnentechnischen Anweisungen anziehend finden.

Digitized by Google

Ehrngebräng wie der H. Alto groſz Patron ſeines Cloſters Altomünſters die zwen H. H. Ritter vnd Marthrer Alexander vnd Maximinian bewülkomet vnd über daſz Cloſters für zwayh Saluaguardi an vnd aufnimbt. Vorgeſtölt auſer desz Marckhs vnter freuen Himel vor einer aufgeſchlagner Khriegszeldt, an dem Tag der Translation, oder einbegleitung obgedachter H. H. Marthrer, d. 12 7bris 1688.

S. Alto fangt nachfolgenter Weis an zuröden:

Alhier bin ich gar woll bekhant
vnd würdt mein nam S. Alto genant,
in Schottlandt war ich hoch geborn
von Khöniglichem Stamm erkhorn:
hab doch veracht mein Königreich,
mein Scepter, vnnd mein Khron zügleich,
hab allsz vmb Chriſti lieb verlaſſen,
vnd bin gewandert frembde ſtraſzen,
bis ich in Bahrn herr gekhomen,
alwo ich meine Wohnung 'gnomen
in einem Wald bey wilden Thiern
that ich ein ſtrenges leben fiehrn:
bis endtlich mich mit ſeinen Hundtn
Pipinus auf ein g'jaidt gefundtn,
und diſen Horſt für aigen geben
vül ſchankhung, vnd vil gelt darneben;
mit welchem ich diß Cloſter hier
zubauen mir genommen für:
vnd hab ſo lang nit aufgehört
bis ichs vollbracht, wie ichs begert.
So bald das Cloſter auferbaut,
hab ich umb frome Mener gſchaut
mit welchen ich bis in den Todt
gedienet habe meinem Gott,
endtlich bin glikhſelig gſtorben
und hab die ewig frewd erworben:
Mein Leib der ligt allhier begraben
mein Seel die Engl bey ſich haben,
vnd leb mit Chriſto in der freudt:
doch bin ich auch all Zeit bereith
mein Cloſter hier vor allen gfarn,
vor allem unglikh zu bewahrn,
wie ich dan ſchon auf dauſent iahr
all Zeit darfür ſorgfaltig war:
Weil ich dan heint ein groſzes ſchieſzen
in aller fruhe hab hörn mieſzen,

Digitized by Google

So hab ich selbsten wollen sehn,
was da so gehling seye geschehen,
ob nit ein feindt zugegen wer,
vnd wo derselb sey khomen her?
Demnach so muß ich billich fragn:
Warumb die Khriegszeldt aufgeschlagn?
Ich sich daß hier Soldaten seindt.
Sagt mir, obs freundte oder feindt?
Vor allen sich ich da ihr zwen
gantz Rittermessig vor mir stehn,
als wan sie bayde Fürsten wern:
muesz wissen waszs sie doch begern?

S. Alto begibt sich ein wenig von seinem ersten orth gegen den zwaien Martyrern, welche sich auch etwas gegen S. Alto bewegen, vnd S. Alto fahrt weiter forth, fragent:

Ihr Edle Ritter ausserwehlt!
antwortet mir, wanszs euch gefelt,
Wo khombt ihr her, wie werd ihr gnant,
Waszs habt ihr für ein Vatterlandt?
Waszs bliebet euch, waszs wollet ihr,
in dissem Landt verrichten hier?
Sagt her, waszs bringet ihr dan mit,
ist Khrieg vorhanden oder frid?

S. Alexander thuet mit der rechten handt seinen federvollen huet ab, naigt sich gantz höflich gegen S. Alto, und antwortet also:

Heilliger Vatter, förcht euch nit!
Khain Khrieg wür bringen, sonder frid:
Wahr ist's, daszs wür Soldaten seindt,
die gstritten wider manche feindt,
den Sig getragen offt davuon
vnnd endtlich gar die Marthr Kron:
vnd würdt ich Alexander gnant,
So ist auch Rom mein Vatterlandt:
zum Burger bin ich eingeschribn
mit meinem Bluet: und bin geblibn
vil hundert iahr in disser Statt
worinen ich mein Wohnung hat:
nach dem der grausame Tyrann
mich tödtet hat mit NB. dem Scheggan*

*) Grimm: Scheckel m. oberdeutsch im Sinn von Stecken, Prügel. Schmeller: Scheck, im Scherz ein Stecken zum Abprügeln. Das NB. ist eine bühnentechnische Anweisung; es soll ein Gegenstand gezeigt oder auf ihn hingewiesen werden.

Digitized by Google

den lieſz er mir ins haupt nein ſchlagen,
hab ſo die Cron dauon getragen
bin worden zu eim' Marthrer.
Mein gſtan*) iſt auch in gleicher ehr,
wie er dan, wan man fragen wirdt,
antworten würd wieſz ſichs gebiert.

Nach dem S. Alexander ausgerödt wendtet sich S. Alto gegen S. Maximian, vnd sagt also:

Sagt mir auch dapferer Ritter werth!
was ihr an diſem orth begert?
Seyt ihr ankhomen auch fridſam,
Sagt mir, wie würdt genant eur nam?

Maximian, wie zuuor Alexander, verehrt S. Alto mit einer höflichen Reuerenz und verantwortet auch sich:

Mein Nam der haiſt Maximian:
von Rom ich auch bin khomen an,
alwo ich dan umb Chriſti willn
thet meinen Lauf und Khampf erfülln,
weil Chriſtum ich bekhenet hab
ward mir mein haupt geſchlagen ab
Durch NB. diſſes Schwerd, mein bluet vergoß,
drumb bin ich auch ein Mittgenoß
vnd burger in der Römer ſtatt,
die mich darfür aufgnommen hat.

S. Alto verwundert sich yber bayder antwort, vnd fraget sie weiter:

Wan ihr dan ſolch vorneme leuth,
und bayd Römiſche burger ſeyth!
Mit eurem bluet auch eingeſchriben,
warumb ſeyth ihr nit dort gebliben?
dort het man euch mehr Ehr anthan,
als man alhier erzeigen khan.

S. Maximian:

Freilich iſt Rom daſz vornembſt orth,
doch mueſten wür gar eilendts forth,
weils unſerm höchſten Generaln,
Chriſto dem Herrn, alſo gefalln;
der hat befelch und ordre gebn:
Wür ſollen unſz albeyd erhebn
von Rom auf Altomünſter zue
alhier zu haben unſre Ruhe.

*) Der Geſpan = Gefährte.

Digitized by Google

S. Alto:

Seyt ihr geschikht vom Generaln
Christo? so saget mir vor alln,
(weil khain Soldat wirdt gschikhet fort,
er habe dan sein Passaport)
Seyht ihr mit Zeugnusz dan versehen?
So lasset mich diesselbe sehen.

S. Alexander:

Seliger Vatter! freilich woll,
die Khürch vns Zeugnusz geben soll:
Mit vnsren Testimonien
werden wür hosent woll bestehn.
die Khristlich Khürch (wür bitten es,)
woll schaffen, dasz man sie verlesz,
vnd mindtlich sage, wer wür sein,
dasz man die wahrheit nemme ein.

Die Khürch, oder der glaub, schön geklaidet mit einer dreyfachen Cron auf dem Haupt, ein dreyfaches Creuz in der Handt vnd an der seithen mit zwaien schlislen befilcht man solle die Römisch vnd Freisingerische Zeugnus lesen, mit disen Worten:

Ich thue die Christlich Khürch vertreten
vnd weil allhier ich bin erbetten
von disen dapfren Helden werth,
So will ich thuen, was sie begert:
bezeug demnach; dasz allebeyd
zu Rom gekhempft ein guetten Streit
für meinen glauben, den ich lehr,
wo sie mit andern Märtyrer
Ihr heilligs bluet, und iunges leben
haben standthaftig hergegeben:
bald sie ihr Seel aufgeben haben
seindt alle baid zu Rom begrabn
im freithof,*) Sanct Callixti gnannt,
vnd S. Priscillae woll bekhant
am Salzweg,**) wo vil hundert iahr
ihr auserwelthe Rueheſtatt war,
bis sie hernach bayd Gottes willn
mueszten mit disser raisz erfülln,
zu welcher auch an Gottes statt

*) d. i. gefreiter Hof, weil an dem Asylrecht der Kirchen partizipierend, Benennung für Kirchhof, Friedhof, Gottesacker.

**) Via salaria zu Rom, an der die Katakombe der heiligen Priscilla lag.

Digitized by Google

der Papſt ſelbſt drain verwilligt hat,
wie dan die Schrifften zeigen an
die da khan hörn iedermann.

Die Kürch rödet ihre Schwester Charitas an, vnd befilcht ihr die Römische Testemonien vorzelesen:

Mein Charitas bemiche dich,
vnd leſe ſie verſtendiglich.

Charitas, oder die Liebe, schön rot geklaidet, trit mit ihrer Dienerin, so ihr den nachfliegenten talar nachtraget, etwas heruor, thuet ausz einem rotseidenen Peutl, den sie an der gürtl hangent hat, die Römische Zeugnus heruor, vnd verlist sie:

In Gottes Namen. Amen. Wür Johann Baptista von Alterijs etc. demnach bezeug ich vnterſchribner Notarius etc. vnd dieweil ich Joan. Antoni etc. Actum zu Rom i. Martij 1683.

Beſiche die abſchrifft vnd original in hieſigem Altominſtroſchen archivio.

Sobald Charitas die Römiſche Zeugnus geleſen, wendet ſich die Khürch zu der anderen Schweſter Spes genant, ſagt:

Und du mein Spes unſz ſage an,
(damit nur niemandt zweiflen kan)
ſeindt auch Biſchöflich Zeugnuſz hier?
dan diſe wollen hören wür.

Spes, oder die Hofnung in grien beklaidet, gehet mit ihrer nachtröterin etwas heruor, ziecht aus einem grien seidenen Beutl die Freisingerische authorität heruor, sagt: vnd liset dieselbe:

Des hochwürdigiſt durchleuchtigſten Fürſten vnd Herrn etc. Unſern grueſz etc. gegeb. Freiſing d. 5. Auguſty 1688. Joan. Jacob Stuber der h. Schrift etc. beſiche daſz original ſelbſt in deſz Cloſters Archivio.

Nach dem bayde Testimonien gelesen worden, seind bayde Jungfrawen von ihrem ort mit ihren Dienerinen zue S. Alto gegangen, und ihme die Testimonien in die handt gegeben, welcher sie mit sambt den Sigilln vleisig besichtig disen Vers gesagt, vnd hernach gleich fortgefahrn:

S. Alto:

Die Zeugnus ſeindt ganz iuſt und grecht,
NB. doch aines ich noch wiſſen mecht:

Digitized by Google

Ihr Edle Ritter, waſz dan ihr
im ſin habt zuuerichten hier?
Wolt ihr dan allzeit bleiben da?

S. Alexander:

Heilliger Vatter frewlich ia:
dan Gott vnſz dies befolchen hat
das wür verlaſſen Rom die Statt
vnd zu Euch herbegeben ſolten,
So wür nit vnterlaſſen wolten
ſonder ſeindt khomen an diſſ orth
dasſelb zu ſchuezen immerfort.

S. Maximianus:

So lang alſz Altominſter ſteht
werden wür all Zeit durchs gebett
NB. als Schwerter, diſſes orth bewahrn,
von ihm abwenden alle gfahrn.
Drumb Heilliger Vatter, wanſz ſein khan,
nembt uns in eure Gſöllſchaft an:
weil unſre Seel'n im Himel droben
zu gleich beyſamen Chriſtum lobn,
ſo zimbts ſich auch, wie ich vermein
daſz wür allhier beyſamen ſein
mit unſern leibern, die da NB. raſtn
in diſſen zwen gezierten Khaſtn:
gebt vns ein Klaine wohnung ein
wür werden woll zufriden ſein.

S. Alto Consentiert nimbt bayde Helden auf, vnd thuet bayde fraintlich vmbfangen, vnd bestellt sie für Schildwacht:

Wan es nun diſſe mainung hat
So gib ich eurem willen ſtatt
Accedit ad S. Alexandrum.
NB. Nun ſeyt mir dauſentmal willkhom
Ihr edler Alexander from.
Accedit ad S. Maximinianum.
NB. Ihr auch liebſter Maximian
mit diſſem Kuſz nim ich euch an:
Khombt her ihr edle Ritter mein
Ihr ſolt hier Saluaguardj ſein.
Hiemit diſſ orth befilch ich euch,
das Cloſter, und den Markht zugleich,
nembts an, und ſteht ihm threulich bey
auf daſz es woll bewahret ſey.
Folgt mir nach, khombt ich wil euch zeügen

Digitized by Google

Eur Ruheſtatt, die ihr nun für eügen
als liebſte fraindt beſitzen ſolt,
ſie iſt geſchmukht mit vilem golt,
vnd hab ſie auch ſonſt laſſen ziern
wies ſolchen hölden khundt gebiern.
Khombt herr ich wil euch dorthin fihrn.

Ehe die Procession zurükh geht, gehet die Charitas zu dem Alexander, und die Spes zu dem Maximian, welchen ſie an ſtatt der Plumaſchi,*) die ſie ihren Dienern geben, Lorber Cränz aufſetzen, mit nachfolgenten Reimen:

Charitas:

Ihr Edler Alexander werth
die Chriſtlich Kürch euch diſſ verehrt:
weil ihr vergoſſen hat Eur bluet
Sie diſſen Cranz euch ſchenchen thuet.

Spes:

Vnnd Ihr Edler Maximian
nembt von ihr diſſe ſchanchung an,
weil euch daſz haupt ward abgeſchlagen
ſolt ihr den Crantz auf ewig tragen.

*) plumage = Federhut.

Ungeduld / Von R. Popp

An der Kloſtermauer rauſcht ein kleines Feld,
von den braunen Brüdern liebevoll beſtellt.

In der Frühe ging ich ſo den Rain entlang.
als der Glockenruf zur Meſſe leis verklang.

Junge Weizenähren ſangen flüſterfein:
„Daß wir endlich reifen, wann denn wird es ſein?

Eil' dich, gute Sonne! Sichel, blitze bald!
Rolle ſchon, du Stein, der weiß die Körner mahlt!

Wann erwachſt du, Flamme, die behütet loht,
unſer Beſtes wandelnd zum erſehnten Brot?

O, und daß es leiſe Prieſterworte weihn,
Jeſu Herz zu hüllen, — wann denn wird das ſein?"

Digitized by Google

Wimmet in Südtirol

Von Pater Gaudentius Koch, Kapuziner.

„Jetzt mögen Sie jeden Tag gefaßt sein," hatte unser Pater Guardian schon am 3. Oktober zu mir gesagt, „auf einmal kommt in der Früh die Nachricht von Untermais, heute wird gewimmt, da müssen Sie gleich gehn mit Tasche und Reisestock." In der Seitentasche trägt man für solche Fälle Kinderringe, Andachtbildchen und Rosenkränze und des Stockes bedarf man, weil eine Mendikantenfahrt um Trauben oder Praschlet keinen Lustwandel bedeutet, sondern eine richtige Wanderung durch all die Weinäcker im weiten Talgrund von Meran und Mais und hinauf über Nameß gegen Labers und Katzenstein.

Am 5. Oktober wars, als wir aufbrachen vom Kloster: der eine Begleiter, der junge Gemeindediener von Schenna und ich. Er hatte die hohe Butte auf dem Rücken, die Zumme, den Tragbottich, von außen tiefbraun, innen von der Traubenspende vieler Herbste dunkelrot. Sie mag ziemlich schwer sein, denn sonst geht mein Hans ja stramm aufrecht wie alle Burschen seines Dorfes. Man wandert den Rennweg hinauf, überschreitet die Passerbrücke, gelangt ins Freie und bald grüßt einen der nahende Turm von Untermais. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, blaßbläulich dehnt sich zur rechten fernab der Höhenzug der Mendel, während gerade vor einem das herbstliche Waldgebirge von Hafling sich wuchtig hinwölbt, von gräulicher Dämmerung umdunstet und zuoberst in der Scharte sein Kirchlein in den Himmel zeichnend.

„Gelobt sei Jesus Christus," grüßt man durchs Hoftor vom Untermaiser Pfarrhaus, und gleich zieht man zu viert aus. Vor uns die beiden Träger mit ihren Butten auf dem Rücken, der Luis als richtiger Landwirt in der schönen Tracht mit den grünen Hosenträgern und den roten Rockaufschlägen, und hinter den beiden Führern wir zwei Bettelmönche, der Franziskaner mit dem Kapuziner, jeder mit Tasche und Wanderstab. Ihr sollt zum Tische Gottes eure Zuflucht nehmen, hat der Patriarch von Assisi uns ja belehrt, und sollt um Almosen bitten von Tür zu Tür. Hier geschieht es von Acker zu Acker, von Pergel*) zu Pergel; denn für alle ist hier ein Tisch Gottes bereit, so lang bis nach Bozen und wieder bis Schlanders, und so breit von Marling bis nach Gratsch und Dorf Tirol. Es ist nicht zu sagen, welch ein Gefühl von Dankbarkeit einen anmutet, wenn man dahinpilgert durch die Laubbogen dieser zeitigen Rebenanlagen, vor einem in saphirner Hallenflucht die Leuchtwunder eines herbstlichen Gottestempels und über einem in prangender Deutlichkeit den vollen Kanaansegen dieses gelobten Landes, über den Moses und Aron die Hände bewundernd zum Himmel breiten möchten und Noe sein Haupt neigen müßte in verstummender Ehrfurcht.

Da taucht aus Zypressen und Feigenbäumen schon der Kripplerhof und weitum wogen die Weingelände heran wie Trost- und Gnadenwellen, herübergesandt von unentweihter, glücklicher, ferner Paradieseswelt. „Schaun Sie doch, Pater Franz, wie unscheinbar," bemerkte ich, und zeigte auf die Rebstöcke, als wir unter die Lauben einbogen. Die Träger stießen mit ihren Butten öfter an Blatt und Frucht vom Traubengewölbe: „Wie unscheinbar und doch wertvoller als alles."

*) Pergel = Gerüst, auf dem in Südtirol die Weinstöcke gezogen werden

Digitized by Google

Und so ist es. Hochadlige Zypressen sahn wir emporsteigen aus den Schloßgärten der Umgebung, unsterbliche Zedern neigten voller Selbstbefriedigung die ruhmgekrönte Stirn, der Feigenbaum pries wie mit ausgebreiteten Armen und Händen seine unerschöpfliche Spende und reifer Duft stieg süß herüber vom glänzenden Obstlaubwerk; doch er, der unscheinbare Weinstock, hatte nichts empfangen von Wuchs und Farbe und Kraft und Duft: aber jetzt stand er wie ein Mann, den Gott gesegnet nach langer Prüfung und Demütigung und beharrlichem Fleiß und neigte das Haupt vor der Himmelslast der Hand seines allgütigen Schöpfers. Und siehe der Mensch kommt und spricht zum Weinstock: Mein Freund bist du.

„Guten Morgen," schollen die kräftigen Stimmen von uns Mendikanten in den dunklen Hausgang vom Kripplerbauern; „die Pater bitten wieder recht schön um das Almosen für heuer." Der Bauer drückte uns die Hand, die Bäuerin küßte sie jedem von uns und die guten Leute drängten jetzt die Bettlergruppe nach vorn der Stube zu. Und sieh, viele Kinderköpfe bogen sich unter der Stubentür hervor, Augen, wie sie nur Kindern eigen, und patschige Händchen spreiten sich aus und uns entgegen. „Gott grüß euch, liebe Kinder, Gott grüß euch." Sie aber lachen nur und lachen uns an voll guter Dinge, während wir uns niederlassen auf der breiten Fensterbank, die Taschen öffnen und am Tisch unsre frommen Geschenke ausbreiten. „Geah Moidele," ermunterte die Mutter, „geah, kriagst a Ringele". Moidele wagt es. „Komm," helf ich nach, „gib mir die Hand." Und schon hat das Kind am Goldfinger sein Geschmeid mit tieffarbigem Karfunkel, am Mittelfinger einen Schmuck mit grünem Stein und am kleinen Finger den gelben. Jetzt betrachtete das Kind seine Hand und des Herzens Lust lachte ihm aus allen Zügen. Daß sie nun der Mutter die Hände hinhalten, gehört notwendig zu ihrem Glück; denn ohne daß man die Freude mitteilen kann, geht es ja nicht. Dem Buben hatte Pater Franz die Ringe angepaßt, auf den Tisch haben wir fünf Andachtbildchen gelegt, etliche Weihpfennige und dazu den Rosenkranz. „Vergelts Gott," sagen wir beide, „bergelts Gott, der Herr segne euch wieder alles," und schlagen das Kreuz über die Familie, groß und schön, und mit dem Lobspruch wandern wir wieder hinaus unter den steinernen Türbogen: „Guten Morgen, guten Morgen".

Und wieder nimmt der Laubenweg uns auf, und weiter durch den Gottesgarten. Bisweilen meint man, der Heiland müßte einem begegnen, denn sicher ist er noch gar nicht heimgekehrt von seinem Wandel gegen Abend in diesem einzigen Eden. Weiße Flügelspitzen wenigstens sahn wir mehrmals hinabtauchen in fernen Laubgängen und regelmäßig war der Segen dann nicht zu zählen, nicht zu messen und nicht zu wägen. Wir gingen an lauter großen Erfüllungen vorbei. Wir sahen ein Land wie unter Salomons Zepter, wo jeder unter seinem Weinstock wohnte und unter seinem Feigenbaum. 3. Kön. 4, 25. A fructu . . . vini et olei, sie sind reich geworden durch die Frucht des Weins und des Oels. Ps. 4, 10.

Und diesen Rein, wie die Leute hier sagen, diesen Morgenschmelz über den Beeren könnten die Trauben nicht haben, hätte nicht der blaue Mantel des Herrn sie in zarter Sorge gestreift. Und weil dieser Duft nicht von hienieden stammt, ist er auch dahin, wo eines Irdischen Hand die Frucht nur betastet.

„Jatz' kimmt die Sunn," deutete Luis in die Höh. Ueber dem Haflingerberg zeigte sich eine blendend weiße Stelle, scharf zeichnete sich das Spitzwerk der Tannen dort in blitzenden Silbergrund und schon langte der Strahl daher: es schien, als ob das Leben erst jetzt so recht beginnen könnte. Aus einer Seitenstraße kamen Winzerleute, ein älterer

Digitized by Google

Mann mit Burschen und Mädchen; zwei der jungen Mannsleute trugen die Butte am Rücken. Ortus est sol . . . die Sonne steigt auf und der Mensch geht an sein Werk, an seine Arbeit bis zum Abend. Ps. 103, 22 u. 23. So gings dahin durch die Weinäcker. „Fällt Ihnen nicht die Geschichte ein vom Bruder Sylvester?" fragte ich meinen Genossen.

„Die Begebenheit mit den Trauben?"

„Ja diese. Gewiß vergilt der Vater im Himmel diesen Leuten heut noch ebenso den Gotteszoll, den sie seinen Dienern entrichten, wie damals, als Sylvesters Weinberg durch den Volksandrang bei der Predigt unsers Vaters sein Opfer bringen mußte."

Die Fioretti erzählen das so: Als Sankt Franziskus in die Nähe von Rieti gekommen war, zog ihm eine so große Menge Volks entgegen, daß er die Stadt deswegen nicht betreten wollte. Er begab sich daher nach einer Kirche, die bei der Stadt, etwa zwei Meilen entfernt lag. Kaum aber hatten die Bürger erfahren, daß er dort sei, liefen sie so ungestüm herbei, um ihn zu sehen, daß der ganze Weinberg der Kirche vollständig verwüstet und alle Trauben abgerissen wurden. Das schmerzte den Priester gar sehr, und es gereute ihn, den heiligen Franziskus in seiner Kirche aufgenommen zu haben. Diesem aber enthüllte Gott die Gedanken des Priesters, und er ließ ihn daher zu sich rufen und sprach zu ihm: Viellieber Pater, wieviel Lasten Weins wirft dir der Weinstock jährlich ab, wenn es eine gute Ernte ist? Er antwortete: Zwölf Lasten. Darauf sagte Sankt Franziskus: Ich bitte dich, Pater, laß es in Geduld über dich ergehn, daß ich hier noch einige Tage bleibe, denn ich finde hier reichlich Ruhe; so laß nur jedermann Trauben von deinem Weinberg pflücken, Gott und mir Armen zu liebe. Ich verspreche dir aber im Namen meines Herrn Jesus Christus, daß er dir zwanzig Lasten dieses Jahr tragen soll.

Sankt Franziskus handelte aber so, um dort zu bleiben, und dies der großen Seelenernte halber, die er sich in der Menge Volks machen sah. Denn viele von ihnen schieden trunken von der göttlichen Liebe und verließen die Freuden der Welt. Der Priester vertraute auf des heiligen Franziskus Versprechen und gab den Weinberg willig denen preis, die zu ihm kamen. Und o Wunder. Wohl war der Weinberg ganz und gar zerstört und ausgeraubt, so daß kaum ein par Träubchen übrig waren; als aber die Zeit der Weinernte kam, sammelte der Priester die wenigen Beeren ein, warf sie in die Kelter und preßte sie, und wie es Sankt Franziskus versprochen hatte: zwanzig Lasten des besten Weins kelterte er. (Blümlein des heiligen Franziskus. Übersetzt von R. G. Binding. Verlegt im Inselverlag zu Leipzig. S. 51.)

Wir stiegen die Steintreppe zum Pranter Hof empor. Idyllisch sind all diese Höfe, soweit sie noch ihre Ursprünglichkeit bewahrt haben. Bisweilen möchte einen etwas ankommen wie Neid, daß derlei Schönheit so sparsam verteilt worden hienieden. Die biedern Höfe sind noch mit Hohlziegeln gedeckt, ans Haus lehnt sich der Feigenbaum, der Treppenaufgang ist vielfach mit Wein bepflanzt und oben am Söller schön damit überdacht, das Haustörchen im Bogen gebaut, der steingepflasterte Flur eng und dunkel und zu beiden Seiten gehts in die holzgetäfelten Stuben mit ihrer Traulichkeit. Außen am Haus wird die Mauer jeden Frühling beim Rebenspritzen vom Vitriol mitgetroffen: so hat denn die Mauer einen blaugrünlichen Ton, wodurch ein Jahr dem andern von Fleiß und Arbeit und auch von seinem Segen erzählt.

Diesmal sah die Stube schon etwas gepflegter aus und wir bemerkten gleich, daß hier eine feine Hand im Hause waltet. „Guten Morgen!" Die Mutter tritt in die Stube: „Guten Morgen!" Die Tochter schließt sich an. „Die Pater bitten wieder schön um das Almosen," sagen wir. „Freili' wohl," bekommen wir zur Antwort. Dann

Digitized by Google

entschuldigt sie sich auf ein paar Augenblicke, wir sollten uns mit den Büchern unterhalten. Richtig, im Büchergestell am Fenster trafen wir die ansehnliche Reihe der besten Klassiker. Auch der wackere Gral war da. „Haben Sie Kraliks Gedicht gelesen auf Hlatkys Tod?" begann der Franziskaner, „es muß im letzten Jahrgang sein. Hier ist es." Und mitten in dieser katholischen Sonnenluft vom Burggrafenamt, im Angesicht dieser Gottesberge las mir Pater Franz das Gedicht, das den ganzen Hlatky wiedergibt:

Von des Weltenmorgens erstem Grauen
Bis zur Schwelle jenes Weltgerichts
In das Wehen dieser Welt zu schauen,
Gab dir Gott die Fülle des Gesichts:
Daß sich wackre Männer, fromme Frauen
Freuen deines heiligen Gedichts.

Und ringsum, wie dort am Berg des Grales,
Sproßt empor ein Hain der hohen Kunst,
Treu genährt vom Wein des Engelmahles,
Durch der Mühen und Sibyllen Gunst:
Überragend jenes tiefen Tales
Giftgen Hauch und seinen dumpfen Dunst.

Vor die Tugend setzte Gott die Mühe,
Vor den Ruhm den Schweiß, das herbste Leid;
Daß die Seligkeit uns dort erglühe,
Dulden wir das Bittre dieser Zeit:
Aus dem harten Kreuzesholz erblühe
Dir die Rose der Unsterblichkeit.

Segen dir in aller Guten Namen,
Und der Himmel sag ein gnädig Amen.

(Richard Kralik. Gral, 7. Jahrg., 7. Heft. S. 385.)

„Auch jemand im Krieg vom Haus?" fragen wir. „Der Sohn ist eben heimgekehrt aus Galizien. Drei Wochen ist er verwundet gelegen im Lemberger Spital, jetzt gehts wieder, und in vierzehn Tagen muß er wieder fort." Da trat er selber herein, ein Bild stämmiger Kraft, ein Jahr erst verheiratet. Seine junge Frau folgt ihm in die Stube. Der junge Mann beginnt zu erzählen von der Schlacht bei Krasnik, wo er im Feuer stand:

„Für Österreich heißt es heut nur die Russen aufhalten, bis Deutschland frei wird im Westen." Und der Soldat berichtete, wie er fünf Tage und fünf Nächte gefahren, wie sie kaum Zeit gehabt, sich an Ort und Stelle zu erfrischen und schon hätten um sie die Kugeln gepfiffen. Zwei Tage sodann hätten sie nichts zu essen bekommen, und wieder sei man vorgedrungen ins prasselnde Kriegsgewitter hinein. Da habe ihn auf einmal etwas gebissen im Fuß und warm und naß sei ihm geworden im Schuh, doch habe er das Gewehr weiter geladen und sei immer vorgedrungen, bis der Schmerz zu groß geworden, da hab er sich zurückschleppen müssen ins Lazarett.

Die junge Frau stand hinter dem Krieger wie ein schirmender Cherub, und man sah ihren Augen an, daß sie nach ihm gehungert hatten; noch lag die schwere Bekümmerung in der Tiefe dieser Augen. Und doch dabei diese Ruhe, dieses Sichergeben in die vaterländische Pflicht!

Es ist überhaupt kaum zu fassen, daß sich die Leute so in alles schicken können. In einem andern Haus hatten sie mir einfach gesagt: „Jetzt kann man einmal nichts tun, als sich in Gottes Willen ergeben.

Digitized by Google

und beten und Messen lesen lassen, daß unsre Leute entweder gesund zurückkehren, oder, wenn Gott es will, eine gute Sterbstunde haben."

„Es ist eine schrecklich große Zeit," sagte ich laut in die Stube hinein, „eine Zeit aller großen Gedanken."

„Es ist wahr," gab der junge Mann zurück, „wers aber mitmachen soll, braucht eine besondere Kraft von oben." Unwillkürlich fiel das Auge auf die große Schrift an der Wand: Wo Glaube da Liebe, wo Liebe da Friede, wo Friede da Gott, wo Gott keine Not. Wir sprachen den Segen über die Familie und schieden.

Weiter zogen wir durch die Straßen von Untermais. Über das Gartengemäuer lugten die weißen Papierdüten der Apfelanlagen herüber. In weiten Strecken sind sie gezogen, die Kalvillearten. Gen Regen und Frost muß die Frucht mit einem Schutz bedacht werden und erst wenn die Sonne steigt, wird die Düte gelüftet, daß die Sonne dem Apfel die Wange bemale. Und wieder die schimmernden Lorbeerbäume, die schlanken Zypressen, die silberglänzenden Oelbäume und weithin wieder die Weinlauben und aus ihren Tiefen funkelte bisweilen ein goldiger Kürbis voll gewichtiger Würde. Nicht anders als wie ein reichgewordener Landmann, der sich unter der Obhut seines Grundherrn behaglich fühlt. Und über alle Gartenmauern und Straßeneinfassungen der Efeu, der Efeu nach all seinen Spielarten und jetzt schon in den Farbtönen des Herbstes.

Aufs neue stiegen wir eine Steintreppe empor, am Söller wölbte sich über einem das köstliche Weinlaub. Und wieder hinein in den Flur mit dem Lobspruch: „Die Pater bitten wieder schön um das Almosen." An der Wohntür bemerkten wir die Namenszüge der Drei Könige mit dem Kreuzzeichen dazwischen: K † M † B. Die Familie hat somit öfter frommen Besuch. Im Dezember den heiligen Nikolaus mit der Bischofsmütze und Hirtenstab, mit Nüssen und Äpfeln im Rucksack. Im Jänner kommen die Drei Könige mit Krone und Stern, ihr Weihrauch duftet durch alle Gänge. Und jetzt zur Weinlese die Mindern Brüder mit Ringlein und Bildern und Rosenkränzen.

Schon saßen wir, und die Mutter stellte ihre Kinder um uns her im Kreis. „Bäuerin, haben Sie auch jemand im Krieg?" „Der Vater ist in Galizien." Und die Frau zerdrückte etwas in ihren Augen, doch die sieben Kinder sahen nur verwundert zur Mutter auf, das älteste von ihnen erst zwölf Jahre. Wir zogen die Kleinen zu uns her an die Fensterbank und bedachten jedes mit etlichen Ringen. Jetzt traten zwei Mägde herein und ein Knecht: es war Zeit zur Jause, zum halbmittagen, wie sie sich hier ausdrücken. Bald dampfte die Suppe am Tisch und die Dienstboten aßen.

„Geah her, Rosele," rief jetzt die ältere Diarn. Und jauchzend lief Rosele hin, alle zehn Finger ausgestreckt, fast an jedem einen Ring und zeigte seine Hände.

„Dö Ringelen gibste mir."

„Naa."

„Aber oans, dös da, hast no genuag."

„Naa," lachte die Fünfjährige und zierte sich und bog sich und wollte sich nicht trennen „Betet, Pater," flehte die Bäuerin, „daß uns der Vater wieder kommt." Wir versprachen es und gaben den Segen und gingen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Mystik des Islam

Von Dr. Wilhelm Oehl

Im 12. Jahrhundert treten uns die Gestalten von vier bedeutenden Mystikern entgegen: Adi ben Musâfa ul Hakkâri, Muhji ud-Din, Abd ul-Kâdir ul-Dschili, Schihâb ud-Din Jahja Suhrawardi und Abû Madjan Schuaib ut-Tilamsâni. Der Syrer Hakkâri baute, nachdem er als junger Mann weite Reisen unternommen und die hervorragendsten mystischen Lehrer seiner Zeit kennen gelernt hatte, bei Mosul auf dem Berge Hakkâr ein Sufikloster und starb 1163. Von seinen Werken ist wenig erhalten; der von ihm begründete Derwischorden der Adawijja blühte unter seinen Nachkommen noch im 13. Jahrhundert, zu Ibn Challikâns Zeit. — Der Perser Kâdir, geb. 1078, galt als der größte Sufi seiner Zeit; er lehrte in Bagdad. Auch er ist Gründer eines Ordens, der Kâdirijja. Von seiner Tätigkeit als Schriftsteller zeugen vierundzwanzig noch erhaltene Werke: Predigten, Erbauungsschriften, auch ein persischer Diwan mit mystischen Ghaselen. Er starb 1166. — Eine Gestalt wie Hallâdsch war Suhrawardi, der Ältere benannt, zum Unterschied von einigen andern Mystikern, die nach ihrem Geburtsort Suhraward denselben Beinamen haben. Schihâb ud-Din Suhrawardi lebte als Wanderderwisch an verschiedenen Orten, bald in Iran, bald in Mesopotamien. Seine Lehre, die er selbst als „Lichtlehre" bezeichnete, ist eine wunderliche Mischung neuplatonischer Ideen, altiranischer Anschauungen und muhammedanischer Lehren. Obwohl er sein System unter der Hülle einer absonderlichen Terminologie vortrug und äußerlich am Islam festhielt, — er galt vielen Zeitgenossen als großer Wundertäter — wurde er doch von der Orthodoxie bei der weltlichen Macht verklagt und 1191 in Aleppo hingerichtet. Von ihm sind über ein Dutzend Werke erhalten, darunter sein Hauptwerk Hajâkil un-nûr („Lichtlehre"), wozu in der Folgezeit drei Kommentare verfaßt wurden. Von ihm leitet sich der Derwisch-Orden der Nûrbachschijje, „der Lichtspender", her. Welchen Einfluß noch jetzt der neu-platonische Aristotelismus hatte, ersieht man aus seinem Buche Talwichât, wo er von einem Traume erzählt, in dem ihm Aristoteles erschien. Er legte dem großen Weisen einige Fragen vor, über die Vereinigung der Intellekte unter einander und mit

Digitized by Google

dem tätigen Intellekt etc. Aristoteles teilte ihm darüber einiges mit. Dann fragte Suhrawardi den Philosophen, ob jemand unter den Weisen im Islam jene Stufe der Vereinigung mit dem tätigen Intellekte erreicht habe. „Da antwortete er, sie hätten nicht den tausendsten Teil seiner Stufe erreicht." — Gleichzeitig mit diesen drei östlichen Mystikern blühte in Nordafrika Abû Madjan aus Tlemsen. So wie er zu seinen Lebzeiten als Haupt der westlichen Sufi anerkannt wurde, so wird er noch heute als Heiliger verehrt. Von seinen Werken sind erhalten etliche Gedichte und Spruchsammlungen. — Noch eines andern Mystikers Lebenszeit fällt fast ganz ins 12. Jahrhundert; es ist der Spanier Abd ul-munim ul-Dschuljâni, geb. 1136 in Spanien, gestorben als Apotheker zu Damaskus 1205. Wie mancher andere Spanier hat er seine Heimat mit dem Osten vertauscht. Außer einem überkünstlichen Diwan schrieb er ein Lehrbuch der Mystik, Adab ulsulûk und andere noch vorhandene Werke.

Wir haben bereits die Grenzen der Heimat überschritten, in der ursprünglich die Mystik des Islam erblühte. Wir lernten persische und ägyptische Mystiker kennen, die in arabischer Sprache schrieben. Nun dehnt sich der Machtbereich dieser Geistesströmung noch weiter aus: Berber und Spanier und bald auch die türkischen Osmanen treten in die ungeheuer große Schar muhammedanischer Mystiker. Arabisch schreibende Mystiker der Osmanen sind z. B. Achmed us-Sîwâsî († nach 1380 in Ephesus) und Abd ur-rahmân ul-Bistami († 1451 in Brussa). Berber sind ul-Gazûli († 1465), Majmûn ul-Idrisî († 1511) nnd Muhammed ud-Dari († 1674). Am auffallendsten erscheint es aber, daß sich so viele Spanier unter den arabischen Mystikern befinden. Außer Ibn Arabi, dem bedeutendsten arabischen Mystiker und wohl einem der kühnsten Mystiker überhaupt, außer Dschuljâni und Ibn Sabîn hat Spanien noch manchen anderen bedeutenden muhammedanischen Mystiker hervorgebracht. So lebten allein im 14. Jahrhundert folgende aus Spanien gebürtige Mystiker des Islam: Abd ul-Hakim ul-Andalusi († 1308), Abû 'l Hasan ul-Kurtubi († 1345), Abû Ischâk Ibrâhim ul-Ausi († 1350), Abû Abdallah us-Sâhili († 1353) und Abû Abdallah Abbâd († 1390). Noch interessanter ist, daß, nach Lisân ud-Din, der schon genannte Ibn Sabin gotischer Abkunft ist.

Neben dem älteren Suhrawardi ist nebenher zu erwähnen Abû 'n Nadschîb us-Suhrawardî, ein Nachkomme

Digitized by Google

des Khalifen Abû Bekr. Er wurde geboren zu Suhraward 1097 und starb 1167: er war der Vertraute Sultan Saladins. — Viel bedeutender ist der jüngere Suhrawardî, mit vollem Namen Schihâb ud-Dîn Abû Hafs Omar Suhrawardî, geb. 1144; er ist der Verfasser des Buches Awarif ul-maarif fit tassawwuf, „Die gebräuchlichsten der Kenntnisse in der Lehre der Sufi". Er war der Lehrer des berühmten persischen Mystikers Saadî und starb 1234.

Wir sind nun in die Zeit gekommen, in der die beiden größten mystischen Schriftsteller arabischer Sprache lebten: Ibn ul-Fârid und Ibn ul-Arabî.

Ibn ul-Fârid ist geboren zu Kairo im Jahre 1181. Er lebte einige Zeit in Mekka und starb 1235. Wir besitzen von seinem Enkel Alî biographische Nachrichten über ihn; derselbe sammelte auch seine Gedichte. Fârid war bei Alt und Jung überaus beliebt und verehrt; in den Straßen drängte sich das Volk, um seine Hände zu küssen. Auch die Großen der Welt waren ihm günstig. Er war kein grämlicher Asket, sondern konnte ein guter Gesellschafter von gewinnender Liebenswürdigkeit sein, der selbst fröhliche Lieder dichtete. Übrigens war Fârid, wie sein Sohn aussagte, die meiste Zeit seiner Sinne beraubt und lag in Verzückung wie tot am Boden. Wir besitzen von ihm einen Diwan, die höchste Blüte mystischer Poesie im arabischen Schrifttum und zwei Tâîje, die große Tâîje mit 761 Doppelversen und die kleine Tâîje mit 100 Doppelversen. Die große Tâîje gehört zum Schwierigsten, was die arabische Mystik aufweist. Selbst für einen sprachkundigen Araber ist Fârids Poesie dunkel. Es ist also nur begreiflich, daß vom 13. bis 18. Jahrhundert eine Reihe von Kommentaren dazu verfaßt wurde. Hadschi Chalfa zählt zwölf Kommentare zur großen Tâîje auf: von Hâfis ud-Dîn Suleiman († 1291), Us-Saîd Muhammed († 1300), Jsjud-Din Mahmûd († 1334), Sirâdsch ud-Dîn († 1371), Scheich Scheref ud-Dîn Daud von Kaisarija, Abd ur-razzâk ul-Kâschânî, Sadr ud-Dîn Alî ul-Jsfâhânî († 1432), Alwân († 1516), Sein ul-Aâbîdîn († 1613), Jsmail von Angora († 1622), Maaruf, Richter zu Kairo, und Schems ud-Dîn Muhammed Busâti.

Der Orientalist Hammer-Purgstall hat die große Tâîje Fârids als das „hohe Lied der Araber" gepriesen. Sicher gehört seine Dichtung zum Bedeutendsten, was die arabische Literatur auf diesem Gebiete hervorbrachte. Fârid ist abstrakter, glühender als Hâfis, der große Perser, aber nicht so sinnlich plastisch. Inhaltlich ist er sicher von der schwärmenden Lyrik der Perser beeinflußt, denen seine pantheis-

Digitized by Google

sierende Mystik näher steht als der arabischen. Wie schwer verständlich Fârid ist, zeigt gleich der Anfang der großen Tâîje:

Mich tränkt mit Liebeswein des vollen Auges Hand,
Der Becher das Gesicht, das über Schönheit stand.
Gewißheit ward mir nun in ihres Tranks Entzücken,
Denn der Geheimnisrausch verrät sich in den Blicken!
Des Auges Apfel ist als Becher mir genug
Und in dem Rausch genügt der Eigenschaften Zug.

Ein andres Beispiel für die Dunkelheit der Dichtung Fârids:

Ein jedes Glied von ihr versammelt den Zerstreuten,
Ein jedes Haar von ihr zerstreut den ihr Geweihten.
Sie ziehet aus das Kleid, das zwischen ihr und mir,
Sodaß die Trennung selbst zur Traurigkeit wird mir.

Wer ist nun diese ‚Sie'? — Unter dem Bilde der Geliebten spricht hier der mystische Dichter von Gott, wie es fast alle Mystiker des Orients tun. Wir werden später ausführlicher von dieser uns so seltsam anmutenden Form der erotischen Mystik sprechen. Bei Fârid wird das Verständnis des Textes noch dadurch erschwert, daß er vielfach unmittelbar von der Anrede an Gott übergeht zum Bilde und in der Liebesterminologie fortfährt. Neben diesem kühnen Anthropomorphismus wird aber Gottes Unfaßlichkeit betont. Gott selbst spricht:

„Ich bin beschreibungslos. Beschreibung ist nur Form,
Der Nam' und Zunam' auch; Symbolik sei die Norm.
Vom Grade ‚Ich bin sie' bist du nun aufgestiegen
Zur Stufe ‚Ich bin Ich' und wirst nun weiter fliegen
Zur inn'ren Weisheit, die im Dienst des Herrn ersteht;
Durch äußeres Gebot Einswerdung dann ersteht."

Hier spricht also Gott selbst von sich unter dem Sie-Bilde. Den Sinn dieser dunklen Stelle erklären die Kommentare wie folgt: Es ist von drei Stufen der Gotterkenntnis die Rede. Auf der ersten Stufe glaubt der Mystiker: Ich bin Gott gleichartig. Auf der nächsthöheren Stufe erkennt er seine eigene Göttlichkeit. Auf der obersten Stufe fügt er sich trotz oder vielleicht wegen dieser Erkenntnis dem äußeren Gebote. — Die mystische Erotik kehrt in immer neuen, immer schönen Wendungen wieder:

Zu sterben nur für sie, das ist das wahre Leben,
Und sterb' ich nicht, so leb' dem Kummer ich ergeben.
O Herzensblut, das schmilzt durch Sehnsucht und durch Liebe,
O Seelenbrand, der fließt in Gluten meiner Triebe!

Oder eine andere Stelle:

Ich bin in sie vernarrt, dem Irrsinn heimgefallen;
Wer sich dem Irrsinn weiht, ist frei von Sorgen allen.
Beschäftiget mit ihr, fremd anderen Gefühlen,
Ereilte mich der Tod, — ich würde ihn nicht fühlen.
Wenn ich sie treffe, frag' ich sie: wie geht es mir?

Digitized by Google

Und wenn sie Leitung sendet, gehe ich doch irr.
Ich suche sie, indes sie stets bei mir gewesen.
O seltsam, daß verhüllt geblieben mir ihr Wesen!
Ich hör' nicht auf, zu suchen sie, in mich versunken,
So sehr bin ich vom Weine ihrer Schönheit trunken.

„Der Wein ihrer Schönheit." Diese Verflechtung zweier ganz verschiedener Bilder ist typisch für die lyrische Mystik der Muhammedaner. Das Wein-Motiv, von dem wir später noch hören werden, klingt auch sonst bei Fârid an:

O wunderbar, ich bin berauschet ohne Wein!

Wieder eine andre Art Symbolik enthält der Doppelvers:

Und wärst du niedriger als Punkt, der unterm B,
Ich würd' erhöhen dich zu niegeträumter Höh'.

Das ist Buchstabensymbolik; wir werden auch davon noch sprechen. — Die Schwierigkeiten unseres Gedichtes sind im Deutschen meist gar nicht wiederzugeben. In der Ursprache enthält fast jeder Vers einen Binnenreim oder ein absolut unübersetzbares Wortspiel. Dazu kommen mancherlei Zahlenspielereien und Buchstabenkunststücke, die im Deutschen einfach nicht möglich sind. Wieder eine andere Art orientalischer Symbolik ist folgende:

Der Himmel kreist in mir, der Pol — wie wunderbar! —
Um den sich alles dreht, ein einz'ger Punkt fürwahr.

Die geometrischen Gleichnisse vom Punkt und Kreis kehren in der mystischen Literatur sehr oft wieder. Selten sind bei Fârid Verse von einfacher Schönheit wie diese:

Ich kenne keine Zeit als Zeiten der Genüsse
Und alle sind für mich wie Jahreszeiten süße.
Mein Tag ist Abend ganz, an dem es milde weht,
Wenn ich erwidere das Wehen mit Gebet.
Die Nacht ist Zauberei, denn in derselben gehn
Die sanften Düfte, die im Abendwinde wehn.
Und wach' ich eine Nacht, so ist der ganze Mond
Für mich des Schicksals Nacht, weil ihr Besuch mich lohnt.

Zuletzt nun noch eine Stelle, die so recht charakteristisch ist für die Mystik überhaupt, besonders aber für die paradoxe Ausdrucksweise der muhammedanischen Mystik. Dem Mystiker, der sich im Wesen der Welt gefunden hat, wird alle äußere Sinnlichkeit Eins, die Sinne vermengen sich mit einander und gehn in eine höhere, innere Empfänglichkeit über. Was Fârid hier in paradoxer Zuspitzung sagt, ist ziemlich gleichbedeutend mit dem, was die heilige Hildegard von Bingen über ihren seltsamen inneren Sinn erzählt. Ihre Visionen sah diese Heilige, wie sie selbst wiederholt versicherte, mit einem Übersinn, einem Hören und Schauen zugleich — ohne jedoch in Ekstase zu sein.

Digitized by Google

Nun weiß ich in der Tat, daß Eines ich gefunden,
Daß durch Versammelung Zerstreuung ist entschwunden,
Daß Zunge sieht und daß die Hand hört auf das Wort,
Daß Einsicht und Gehör und Tastsinn nur ein Ort.
Das Aug' hat Tastsinn nun, das Aug' vertritt die Zungen,
Es spricht das Ohr, zu hören ist's der Hand gelungen.
Das Ohr verklärt als Aug' der Phänomene Menge,
Das Auge hört als Ohr die fließenden Gesänge.
An Hände statt vermag die Zunge zu zerbrechen,
Die Hände sind imstand zu reden und zu sprechen.
Die Hände sehen nun, was Augen sonst entdecken,
Die Augen strecken sich, wie Hände sonst sich strecken.
Das Ohr ist Zunge, daß es statt derselben spricht,
Die Zunge hört und schweigt, wenn sie auch drob zerbricht.
Geruch vertritt den Platz der andern Sinne all
Und umgekehrt ist dies bei jenen auch der Fall.
In keinem Gliede wohnt besond're Eigenschaft,
Wie in den Augen sonst allein die Sehekraft.
In jeglichem Atom von mir sich Kräfte zeigen,
Die ehedem den Gliedern einzeln waren eigen.

Ibn ul-Fârid war wie Ibn ul-Arabî ein Zeitgenosse der großen Heiligen Dominikus und Franz von Assisi. Mohji ud-Din ibn ul-Arabi ist geboren im Jahre 1165 zu Murcia in Spanien. Er ist einer der größten Mystiker aller Zeiten. Er studierte zuerst in Sevilla und ging später auf Reisen, nach Nordafrika und nach Syrien. Im ganzen hörte er achtundfünfzig Lehrer. Im Jahre 1240 starb er in Damaskus. Er war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller und verfaßte nach seiner eigenen Angabe mehr als 289 Schriften. In einem seiner Bücher nennt er die Titel dieser 289 Werke, teils Poesie, teils Prosa. Ein großer Teil davon ist uns erhalten, über 150 Bücher. Die mystischen Gedichte, die Arabi 1201 in Mekka veröffentlichte, Tardschumân ul-aschwâk, waren in so sinnlicher Erotik geschrieben, daß man den Vorwurf gegen ihn erhob, er habe nicht Gottesliebe, sondern Frauenliebe besungen. Das veranlaßte ihn, seine eigenen Gedichte 1214 in einem Kommentare selbst zu erklären, nämlich als wirklich mystisch-allegorisch. Übrigens haben wir von Arabî noch mehrere andere Sammlungen sufischer Gedichte. — Die Prosaschriften Arabîs behandeln verschiedene Gegenstände der Mystik, der Theologie, sogar Buchstabenmagie usw. Berühmt als sein tiefstes Werk sind die Futuhati Mekkijje, die „Mekkanischen Offenbarungen", zwölf Bände umfassend. Höchst beachtenswert ist es, daß sich Arabî mit indischer Mystik beschäftigte. Der Rechtsgelehrte Rukn ud-Dîn Abû Hâmid ul Amidî aus Samarkand († 1218 zu Buchara) hatte die persische Übersetzung eines indischen Buches, nämlich der Amrtakunda von Brahman Jôgin, ins Arabische übersetzt. Dieses Buch

Digitized by Google

behandelt die Abhängigkeit des Mikrokosmus vom Makrokosmus und den Parallelismus beider. Mit Hilfe eines indischen Jôgin korrigierte nun Arabî diese Übersetzung einer Übersetzung nach dem Sanskritoriginal. Wir haben also hier den höchst wichtigen Fall einer mehrfachen Beeinflussung der muhammedanischen Mystik durch indische Theosophie. Es gab nicht nur eine persische, sondern auch eine arabische Übersetzung jenes Buches und die letztere erscheint sogar in zweiter, verbesserter Auflage, — alles ein Beweis für das Interesse, das die Amrtakunda hervorrief. Leider sind wir sonst nicht so gut unterrichtet über die vielen Beziehungen ähnlicher Art, die ohne Zweifel vielfach bestanden zwischen Indien und Vorderasien. Zumal das erste Eindringen indischer Lehren nach Persien und Mesopotamien ist noch völlig unaufgeklärt.

Wie so viele Mystiker spricht auch Arabî mit Mißachtung von jenen, die das Wesen der Dinge mit der Vernunft erfassen wollen. Er sagt: „Die Vernunft ist eine Fessel und will die Dinge in eine Beschreibung hineinzwängen; das Wesen (der Welt) aber widerstrebt dem von Natur." Nach Arabî's Meinung haben die alten Denker und die Mutakallimun vom Wesen der Seele nichts verstanden. Diese Abneigung gegen logische Beweisführung ist allen Mystikern des Islam gemeinsam. Im 15. Jahrhundert sagt Dschâmî:

Lerne Gott aus Gott erkennen,
Aus Vernunft nicht und Beweisen!
Braucht es Fackel oder Kerze,
Um die Sonne dir zu weisen?

Dieses Bild kehrt bei vielen Mystikern wieder. Ihrer natürlichen Eigenart entsprechend, sucht die Mystik, besonders die persische, ihren Ausdruck mehr in schrankenlosen Bildern, in poetischem Überschwang, als in strengwissenschaftlicher Prosa und in klaren Begriffen, — freilich nur zu ihrem Schaden. Die christliche Mystik hat hier den Vorzug der logischen Klarheit und Sicherheit. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Weimar

Aus einem deutschen :: Goethebuch ::

Von Johannes Jörgensen

V.

(Schluß.)

Als ich mich für meine deutschen Wanderungen rüstete, packte ich nur wenige Bücher in den Koffer. Wenn man reist, sammelt man ohnehin genug Bücher, man braucht sie nicht von Anfang an mitzunehmen. Einen Band aber steckte ich doch zu mir, ein kleines, französisches Buch: Gratrys „Erinnerungen".

Gratry, der spätere Priester und katholische Philosoph, trat als ein entschiedener Nicht-Christ ins Leben. „Ich hatte keine Religion," erzählt er. „Ich glaubte an nichts oder höchstens an einen Gott." In dem Buch, das er im hohen Alter schrieb und das ich hier in Weimar, im „Weißen Schwan" in der Hand halte, lese ich jetzt, wie er zu jener inneren Wahrheit durchdrang, die hinter dem Zeugnis der fünf Sinne verborgen ist, die nur dem Herzen, dem Gewissen, dem Willen greifbar ist . . .

„Ich war ein Schuljunge von siebzehn Jahren," erzählt er. „Ich hatte gerade eine ausgezeichnete Jahresprüfung hinter mir und war entzückt vor Wonne darüber. Ich war voller Hoffnung, ohne Sorgen, ohne körperliche Leiden, jung, voller Arbeitsfreude, kurz: vollkommen glücklich. Und dieses Glücksgefühl war so stark, daß ich eines Abends darüber nicht einschlafen konnte. Es war in dem großen Schlafsaal des Kollegiums, ich sehe noch meinen kleinen Verschlag vor mir, die grau gemalten Wände, die Bilder meiner Eltern und Geschwister. . . . Da lag ich in meinem Bett und gab mich meinen lichten Träumen hin. Doch diese Träumerei war ein Erlebnis, das für mein ganzes Leben entscheidend wurde. Ich war noch ein Kind, aber eine Stunde später war ich ein Mann.

Zuerst dachte ich an mein glänzendes Examen, und ich nahm mir vor, im nächsten Jahr und in den folgenden

Digitized by Google

Jahren noch beſſere Examina zu machen. Die letzten Jahre auf dem Kollegium ſollten mit fleißiger, fruchtbringender Arbeit zugebracht werden.

Dann verließ ich das Kollegium und begann andre Studien, die ich ebenſo glänzend zu vollenden gedachte. Ich ſah, daß ich viele Mitbewerber hatte, aber ich vertraute meiner ſeltenen Arbeitskraft, meinem eiſernen Fleiß, und ſiehe! ich beſiegte ſie alle!

Und die Einnahmen begannen ſich einzuſtellen, die Früchte der Arbeit: ein reichliches, rundes Vermögen.

Und nun entrollte ſich ein ſehr, ſehr ſchönes Bild vor mir. In einer herrlichen Gegend ſah ich ein prächtiges Heim, und meine innig geliebten Eltern wohnten dort bei mir. Als das ſtrahlendſte Licht des Bildes aber ſtand im Mittelpunkt das ideale Weib, ſie, von der ich ſeit meinen früheſten Knabenjahren geträumt hatte; da ſtand ſie vor mir, und ich fiel ihr zu Füßen in der reinſten, ſtärkſten und heiligſten Liebe, die die Welt jemals gekannt hat . . .

All dieſe Bilder lebten vollſtändig vor mir. Ich fühlte ihr Leben, ihr Glück und berührte es mit all meinen Sinnen. In einem Augenblick durchlebte ich Tage, Jahre. Ich umfaßte ſie, ich empfand ihren ganzen Inhalt an Freude und Genuß. Und es verging Tag auf Tag, Jahr auf Jahr, — ein Leben, reich an allen Gütern und Gaben, die die Erde zu bieten vermag. Und immer reicher und ſchöner entfaltete ſich das Leben, wie die Jahre weiter und weiter vorwärts ſchritten.

Ja, die Jahre ſchritten vorwärts. Ich war kein Jüngling mehr, ich wurde ein Mann, ein gereifter Mann, und viele wurden der Jahre des reifen Alters.

Plötzlich entdeckte ich mit tiefem Kummer, daß mein Vater ſehr alt war. Und eines Tages ſtarb er, und ich ſtand an ſeinem Sterbebett.

Meine Mutter, die ich faſt anbetete, lebte noch. Aber ſchließlich ging auch ſie dahin, und ich ſchloß ihr die Augen. Nach und nach folgten meine Geſchwiſter, meine Freunde, und zuletzt lag auch mein Weib kalt und weiß auf ihrem letzten Lager.

Digitized by Google

Ich richtete all meine Liebe auf meine Kinder. Meine Söhne waren schon erwachsene Männer, ich selbst war sehr alt. Aber ich sterbe nicht, mein Leben scheint unerschöpflich zu sein. Ich trockne ein, aber ich lebe, lebe wie ein alter Baum, von dem nur noch die Rinde dasteht. Ich bleibe allein zurück; erst dann ist es auch mir vergönnt, mich auf mein Totenbett zu strecken und meinen letzten Seufzer auszuhauchen.

In diesem Augenblick empfand ich in meinem Traum die ganze Wirklichkeit und alle Furchtbarkeit des Todes. Der Tod enthüllte sich mir. Und ich brach aus: — „„Alles ist also vorbei! Alles ist zu nichts geworden! Vater, Mutter, Geschwister, Freunde, alle vernichtet! Weib und Kind vernichtet! Auch ich werde jetzt zunichte, — und dann ist alles vorbei! Mein Leben ist verronnen wie ein Augenblick. Ich habe kaum noch die Wiege verlassen, — ich kann sie noch berühren, hier von meinem Totenbett! Selbst das längste Leben ist nur wie ein Tag, oder vielmehr wie ein Traum! Und das ist das Leben! Die Menschen werden geboren und sterben, und so von Anbeginn der Welt bis an ihr Ende!"“

Und mit einer Klarheit, die ich nie vergessen werde, sah ich die unzähligen Heerscharen der Menschen an mir vorüberziehen wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden, — wie die Wellen in einem Fluß sah ich sie verrinnen, — und in diesem Fluß sah ich einen Augenblick eine kleine Welle in der Sonne aufblinken und wieder verschwinden; das war mein Leben, — und die Wellen rings herum, das war das Leben derjenigen, die ich geliebt hatte!

Bei diesem Anblick war ich wie gelähmt vor Schrecken. Aber was bedeutet doch all das? rief ich aus. Warum schließen sich die Menschen nicht zusammen und erforschen dieses fürchterliche Rätsel? Niemand scheint sich darum zu kümmern; alle leben vergnügt wie Fliegen, die im Sonnenschein tanzen. Was sollen all diese Wesen, die einen Augenblick auf der Bildfläche erscheinen, um dann auf ewig zu verschwinden? Was für einen Zweck hat das alles?

Ich war verzweifelt um meiner selbst willen, verzweifelt um aller Menschen willen. Mit Grauen betrachtete ich des Lebens abscheuliches und unlösliches Rätsel.

Digitized by Google

Da aber sammelte meine Seele ihre ganze Kraft zum Widerstand. Kann es möglich sein, daß dies das Ganze sein soll? Kann es möglich sein, daß alles absurd ist, unnütz und sinnlos? Wenn das, was ich sehe, nicht alles ist, wo ist dann der Rest? Und wozu soll das, was ich sehe? Ist es nicht möglich, dieses Traumgesicht zu durchbrechen?

Da richteten sich meine Gedanken auf Gott. O mein Gott, rief ich, hörst du mich? Aber der Himmel blieb leer und taub.

Da war's mir, als dränge ich in die innerste Tiefe meiner Seele, die ich zum erstenmal ahnte. Und aus dem unergründlichen Abgrund herauf drang ein Ruf, ein zerreißender Schrei, der, wie es mir schien, die äußersten Grenzen des Daseins zu erreichen vermochte. Und es schien mir, als ob ein anderes Wesen in der tiefsten Tiefe meiner Seele meinem Ruf eine unwiderstehliche Kraft verlieh. „„O Gott, o Gott," brach ich aus, „löse mir das Rätsel! Mein Gott, ich gelobe und schwöre dir, daß ich mein ganzes Leben der Wahrheit weihen will, wenn du sie mich erkennen läßest!""

Da wurde es tiefe Stille in meiner Seele. Ich fühlte, daß ich eine Antwort bekommen würde, wenn ich auch noch nicht wußte auf welche Weise. Die Wahrheit mußte existieren, sie existierte. Und ich wollte ihr mein ganzes Leben weihen.

Da wurde ich gewahr, daß ich mich auf dem Kollegium befand, in meiner Zelle, im Schlafsaal. Aber ich war kein Kind mehr."

So durchbrach Gratry „die Wahrheit der fünf Sinne". Er begriff, daß man bis zu jener wesentlichen Wahrheit nur unter der Bedingung durchdringen kann, daß man sich ihr unterwerfen will. Und diese Bedingung ist, gerade heraus gesagt, identisch mit: gut sein wollen, das sein wollen, wozu uns das Gewissen anspornt und was wir im Stillen als den innersten Zweck des Daseins fühlen. Ein Gesetz ist jene höchste Wahrheit, und zwar ein Gesetz, das gegen mein eigenes Gesetz streitet, gegen das Selbst in mir, gegen das Ich, gegen den Eigenwillen. Vielleicht möchte ich mich

Digitized by Google

am liebsten der Anerkennung dieses Gesetzes entziehen, und es dringt auch nicht auf mich ein, daß ich es anerkennen müßte. Es ist den fünf Sinnen verborgen und offenbart sich nur der Selbstverleugnung. Mit Gehorsam greife ich danach, und meine Erkenntnis ist ein Glaube. Will ich dem Gesetz nicht mehr gehorchen, dann ist jene innerste Wahrheit ebenso plötzlich verschwunden wie der Elfenhügel in der Volkssage, und nichts anderes ist da als die Welt der fünf Sinne . . .

Goethe wagte sich nicht an jenen Durchbruch heran. Er blieb bei der „Ehrerbietung vor dem Dasein" stehen, bei der Ehrfurcht vor dem Mysterium, bei dem großen Staunen. „Das Dasein ist Gott", schrieb er, 35 Jahre alt, in einem Brief, worin er bekennt, daß er Pantheist und Anhänger Spinozas ist.

Aber die Ehrfurcht, die Ehrerbietigkeit, die große Verwunderung, all das ist viel zu wenig für eine stützende Religion. Selbst das reinste Dichtergemüt wird schließlich müde davon, draußen unter dem Sternhimmel zu stehen, um immer weiter zu staunen. Man kann sich auch drinnen unterhalten und auf andere Weise. Und so überläßt man schließlich Wald und Höhle sich selbst und schreibt einen Scheidebrief an Beatrice. Wenn es keine andere Wahrheit gibt als die der fünf Sinne, dann findet Omar Khaghâm selbst bei den Besten Gehör. Wird Faust nicht Christ, dann holt ihn Mephisto. So kommt es denn dazu, daß der fromme Lavater, einst in Goethes Augen die „Blüte der Menschheit", sich zuletzt mit dem Spitz- und Spottnamen „der Prophet" begnügen muß. „Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun was mir per Saldo von ihm übrig bleibt", schreibt Goethe im Sommer 1786 an Frau von Stein. Noch ein paar Jahre, und der Strich wird auch unter ihre Existenz gemacht. Als Goethe aus Italien zurückgekehrt, ist er bewußter „Heide", und die „zum Himmel schwebende Madonna" wird durch „das kleine Erotikon" ersetzt.

VI.

Es gibt ein sehr verbreitetes Bild von W. Friedrich: „Goethe auf dem Gickelhahn bei Ilmenau". Man sieht

Digitized by Google

den alten Dichter oben auf dem Berge auf einer Bank vor der Jägerhütte sitzen; er hat die Hände ineinander gelegt und starrt vor sich hin. Vor einem halben Jahrhundert hatte er an einem Septembertag drinnen an die Wand der Hütte die unsterblichen Worte geschrieben: „Über allen Gipfeln ist Ruh" . . . jetzt, an seinem 82. Geburtstag, hat der Greis die Verse des Dreißigjährigen wiedergesehen. Ein ganzes, langes Leben ist seit damals verflossen, und viele sind inzwischen zur Ruhe gegangen, Friederike Brion und Lotte Kestner, Kätchen Schönkopf aus Leipzig und Lili Schönemann aus Frankfurt, Frau von Stein und Christiane Vulpius, die in den zehn letzten Jahren seines Lebens sein Eheweib war, — und vor kurzem auch sein Jugendfreund und getreuer Herr, der Herzog Karl August. Im Beinhaus zu Weimar hatte Goethe Schillers Schädel in der Hand gehalten und ihm in die leeren Augenhöhlen gesehen, wo einstmals des Dichters Seele aus zwei lebendigen, strahlenden Augen hervorgeleuchtet hatte. Alles und alle hatte er überlebt, und mit Recht mochten die alten, zitternden Lippen jene letzten Zeilen des Gedichtes wiederholt haben: „Warte nur, balde ruhest du auch!"

Stieler, der 1828 im Auftrage des Königs von Bayern ein Porträt von Goethe malte, glaubte auch, eine Stimmung von Weltschmerz in dem Antlitz des Greises zu lesen. In Weimar aber protestierte man gegen diesen Ausdruck des schönen Bildes und bezeichnete ihn als „antipoetisch". In seinem Tagebuch haben wir des Dichters eigenen Bericht über jenen Besuch auf dem Gickelhahn. Übrigens wurde die Wallfahrt nicht am Geburtstage selbst, sondern am Tage vorher unternommen. Und nach einigen astronomischen Observationen und einer Bemerkung über das Wetter notiert Goethe folgendes:

„Früh halb fünf Uhr aufgestanden. Mit den Kindern gefrühstückt (s.: mit den Enkeln Wolfgang und Walter). Sodann Rentamtmann Mahr. Friedrich (der Diener) ging mit den Kindern durch die Gebirge auf den Gickelhahn. Ich fuhr mit Herrn Mahr auch dahin. Die alte Inschrift ward rekognosziert:

Digitized by Google

Über allen Gipfeln ist Ruh pp.
Den 7. September 1783.

Das Gabelsbacher Haus besehen. Die Chaussee mit Bewunderung bis zum „Auerhahn" befahren. Um zwei Uhr waren wir zurück . . . las in Herzogs altdeutscher Litteratur und von Knebels Übersetzung des Lucrez, neue Ausgabe. Seltsamster Contrast!"

Aus dieser Notiz ersieht man, daß der herzogliche Direktor des Straßenwesens, Geheimrat von Goethe, vielleicht ebenso viel Interesse an dem Ausflug hatte wie der Dichter. Das „Gabelsbacher Haus" ist eine noch existierende Waldschenke, der „Urhan" vermutlich ein Hotel, jedoch nicht dasjenige Goethes, denn er wohnte im „Löwen" in der Lindenstraße.

Schon lange hatte der alte Dichter jede Gefühlswoge, die ihn zu überwältigen drohte, bekämpfen und bezwingen lernen, und diese stramme, schroffe Haltung war auch unumgänglich notwendig für ihn. Er hatte, um mit Paludan-Müller zu reden, sein Teil erwählt, nämlich in dem Bezirk der fünf Sinne zu verbleiben.

Nach oben ist die Aussicht uns verrammt,
Tor, wer dorthin sein Auge blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet.

Mit dieser bitteren, nüchternen Weisheit scheidet der alte Goethe aus dem Leben, wie mit fest zusammengebissenen Lippen. Aber das praktische Gebot dieser Weisheit an den Einzelnen lautet: „Werde hart!" Und der alternde Dichter und Weise machte auch auf alle den Eindruck der Härte, der Kälte; er war „der Olympier". Er war kalt und fest wie eine Versteinerung oder wie einer der Abgüsse, mit denen sein Haus auf dem Frauenplan in Weimar gefüllt war, ein Abguß dessen, der einmal der lebendige Goethe gewesen war. Mit der tiefen Ehrlichkeit und Echtheit, die ihn von Anfang bis zu Ende kennzeichnet, führte er seine Weltanschauung in all ihren Konsequenzen durch. Ist das Dasein wirklich die Meduſa, von der uns unsere fünf Sinne berichten, gut! so starren wir ihr in das grausige Antlitz, bis wir zu Stein werden! „Sie wissen, wie symbolisch

Digitized by Google

mein Dasein ist," hatte er in seiner Jugend an Frau von Stein geschrieben. Der versteinerte Goethe steht als das Werk des reinsten Naturalismus vor uns, ein Symbol dessen, wozu die Wahrheit der fünf Sinne das wärmste und reichste Menschenherz zu verwandeln vermag.

Ich sitze an einem Septembermorgen auf der Bank vor der Goethehütte auf dem Gickelhahn. Es ist nicht mehr die ursprüngliche Hütte; die ist im Jahre 1870 abgebrannt, und diejenige, die jetzt an derselben Stelle steht, ist nur eine getreue Kopie. Mit der Hütte verbrannten auch Goethes Bleistiftverse an der Wand; glücklicherweise besaß man eine Photographie davon, und diese hängt jetzt drinnen unter Glas. Die ganze Jägerhütte besteht aus nur zwei Stuben, eine oben und eine unten. In der oberen ist ein eingemauerter Kamin, und gegenüber dem Kamin steht das Gedicht. Von der Bank aus, auf der ich sitze, öffnet sich mir zwischen Ebereschen und Tannen die Aussicht auf das weite, waldbedeckte, verschleierte Bergland. In immer dunklerem Blau ragt Kamm hinter Kamm in den weißgrauen, schweren Nebel- und Wolkenhimmel. Der Gickelhahn ist 900 m höher als der Meeresspiegel, er gehört zu den höchsten Erhebungen des Thüringerwaldes.

Auf feuchten Waldwegen gehe ich von hier nach dem Hermannstein, wo Goethe seine Höhle hatte. Mit seinen schroffen Wänden, seiner Vegetation von halb eingegangenen, abgebrochenen Tannen sieht der freiragende Porphyrfelsen aus, als wäre er von Dürer gezeichnet. Lange schweife ich in dem tiefen Waldesgrund umher, der sich am Fuß des Felsens breitet; überall trete ich auf dicke Teppiche von dunkelgrünem Moos und feinem Gras, an dem die Perlen des nächtlichen Regens noch leuchten. Es duftet nach Herbst.

Endlich finde ich die Höhle; eine Zickzacktreppe mit wackligem Lattengeländer führt hinunter. Sie ist ziemlich niedrig, ich muß mich bücken, um hinein kommen zu können; nur im inneren Teil, der sich ein Stück in den Berg hinein bohrt, kann man aufrecht stehen. Der Boden besteht aus feuchter Erde, längs der einen Seite ist eine Art Bank aus Steinen zusammengefügt; darauf setze ich mich.

Digitized by Google

Aus der Öffnung der Höhle sieht man wie aus einem ovalen Fenster; um ihren Rand herum zeichnen sich die feinen Gräser und Kräuter zart ab gegen die hellere Luft. Gerade davor steht eine große Tanne mit herabhängenden Zweigen, dahinter schimmert rotgoldenes Laub, dann wieder eine große Tanne und in der Ferne ein Bergkamm, dessen Tannen sich zackig von dem grauen Himmel abheben.

Hier also hat Goethe gesessen, wie ich heute, und hat das Rauschen draußen gehört, hat es „scharf regnen" hören „im tiefen Wald", und hat probiert, das, was er erblickte, für Frau von Stein zu zeichnen. Hier hat er gesessen wie ich, und mit seinen großen Strahlenaugen hat er gesehen, wie sich draußen die Zweige im Winde bewegen, er hat den zackigen Tannenkamm drüben am grauen Himmel gesehen, hat sich vom Dasein überwältigt gefühlt, und von seinen Lippen hat sich das Gebet gelöst:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich . . .
und führst die Reihen der Lebendigen
vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
. . . dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
geheime, tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
besänftigend herüber, schweben mir
von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
der Vorwelt silberne Gestalten auf . . .

So „betete" er, bis daß Mephisto kam und ihn zurückholte zu den Tälern, zu den Tiefen . . .

Lange bleibe ich in der Goethehöhle sitzen. Unwillkürlich wandern meine Gedanken nach andern Felsenhöhlen, nach andern Gebirgen in weiter Ferne, nach Umbrien, dem Rietital, und La Verna . . . In solchen Höhlen betete auch der heilige Franz von Assisi und betete n i c h t vergebens . . . Wir werden

Digitized by Google

in das verwandelt, was wir lieben, und Goethes Liebe zu Charlotte von Stein konnte ihn nicht davon erlöſen, nur ein Sohn der Erde zu ſein. Der heilige Franz liebte einen, der mehr war als ein Menſch, und dieſe Liebe verwandelt ihn zu einem Bilde des leidenden Gottes. Was wir lieben, werden wir. Der alte deutſche Dichter und Myſtiker hat recht, wenn er warnt und verheißt:

Menſch, was du liebſt, in das wirſt du verwandelt werden;
Gott wirſt du, liebſt du Gott, und Erde, liebſt du Erden.[1])

— Ende —

[1]) Angelus Sileſius: „Der cherubiniſche Wandersmann."

Sieg und Tod

Von M. Herbert

Es ſchritten Sieg und Tod weit übers Land:
Der eine ſchweigſam und den Blick verhangen.
Der andre jugendſtolz mit lichten Wangen.
So ſchritten ſie und hielten Hand in Hand.

Es war ein Paar ſo wunderſam zu ſchaun,
Wie Tag und Nacht, der Menſchheit ew'ge Ammen.
Der Tod ſo dunkel und der Tag voll Flammen.
Und Glück und Mut auf hochgetragnen Braun.

Da ſprach der Tod: Den Leib, den ich zertrat;
O Schöpfer, Krieg, ich gab ihn dir mit Beten.
Ein neu Geſchlecht aus ſeinem Staub zu kneten,
O ſo vollbringe die gewalt'ge Tat.

Digitized by Google

Richard von Kraliks Kriegsreden

Von Otto Walter

Kralik hat soeben eine schmale Broschüre geschrieben: „Die Entscheidung im Weltkrieg.“ [1]) Oder sinds Reden, die wirklich gesprochen wurden? Jedenfalls muß das Buch hoch interessieren. Nicht bloß deshalb, weils in das bereits nicht mehr zu übersehende Kapitel „Kriegsliteratur“ schlägt. Deshalb aber, weil der Mann, der dahinter steht, der berufenste Sprecher nicht nur des österreichischen Gedankens, sondern auch der katholischen Kulturidee in deutschen Landen ist. Außerdem weiß man, daß Kralik im letzten Jahrzehnt sich umfassenden historischen Studien zugewendet und u. a. die monumentale politische und kulturelle Geschichte der Donaumonarchie geschaffen. Für mich wenigstens gehört er längst in die Linie der großen Meister neuer klassischer Geschichtsdarstellung der Burckhardt, Treitschke und Lamprecht, mit dem bedeutenden Unterschied, daß er vor ihnen allen die Universalität des Standpunktes und die geruhige souveräne Sicherheit des Urteils voraus hat.

Dieser Mann, der durch eine glutgehämmerte, arbeitsüberreiche Lebenszeit sich eine nach allen Seiten abgerundete und in vollem historischem und philosophischem Wissen gesicherte Weltanschauung errungen, kennt keine Hast und keine überworfene Unsicherheit mehr. Auch in Weltumsturzzeiten wie die unsrigen nicht! Der hält schließlich nach den ersten heißen, durchwirbelten Stunden allen Geschehnissen gegenüber mit lächelnder Geste die großen Linien seines Systemes fest. Dem fügen, nach einem Görreswort, „spielend alle verworrenen Begriffe zur lautern Einheit sich.“ Der behält, war seine Idee Kraft und Wahrheit, darum auch einem Weltkrieg gegenüber Recht und braucht sich nicht zu korrigieren. Dem erscheint im ungetrübten Spiegel der historisch gewordenen Welt und in der ungeheuren Perspektive in die Zukunft auch ein Weltkrieg nur als eine Episode, die keine der gemachten und geldsten Rechnungen umwirft, aber alle in ihrem Wesentlichen erhärtet. Und der vermag darum mit mehr Recht als Iswolski auch zu sagen: „Ich habe diesen Krieg sozusagen als meinen Krieg angesehen, weil er die Richtigkeit meiner These be-

[1]) Drei Reden. Wien 1914. Adolf Holzhausen.

Digitized by Google

weisen mußte und auch wirklich bewiesen hat" (Seite 30), die Richtigkeit der These nämlich vom unzerstörbaren, organischen, blühenden Österreich! Es ist also selbstverständlich, daß diese „Kriegsreden" gar nichts an sich haben von dem fanatisierten aufpeitschenden Wesen, in dem die gallische Intelligenz zur Stunde in so unästhetischer und verlotterter Art überbordet. Daß vielmehr eine klare, ruhige Sachlichkeit in ihnen ist; eine hochgehende Flut starker historischer, philosophischer und auch politischer Gründe und ein wundersamer, deutscher und österreichischer Optimismus, der rollend und mächtig in seinen Ufern geht wie der Heimatstrom Österreichs, die unbesiegliche Donau!

Für Kralik ist dieser Weltkrieg als „Erfüllung der Schicksale aller Völker" (Seite 35) in erster Linie die große Bewährung und Sanktionierung des österreichischen Gedankens, der österreichischen Idee. Die ganze Entscheidung dieses Weltkrieges hing für ihn von allem Anfang an davon ab, „ob Österreich eine einheitliche Seele hat oder nicht"! Das hatte er allen Zweiflern, allen Nörglern, allen Pessimisten gegenüber durch Jahre hindurch bejaht, behauptet, bewiesen und bejubelt! Und darauf war die Rechnung aller Gegner Österreichs gegründet gewesen, daß der Doppelmonarchie diese Einheitlichkeit mangle, daß keine Individualität, kein Wille, keine Lebenskraft mehr in ihr pulse, daß sie aufgehört habe als einheitlicher Staat zu existieren, daß sie in sich abgedorrt und zerfallen sei. Die rassenstaatliche, die nationalstaatliche Idee hatte aber auch österreichische Köpfe längst zu verwirren begonnen; die ganz eigentümliche österreichische Melancholie, der österreichische Pessimismus, der in den intellektuellen Kreisen von Wien, Budapest und Prag vor dem Kriege fast durchgängig düsterte, lag in der Hoffnungslosigkeit beschlossen, daß Österreich die Energien eines lebensvollen Staatengebildes je mehr aufbringen werde. Man hatte der geschichtlichen Wahrheit sich entwöhnt, daß nie ein „Staat der Weltgeschichte national ganz einheitlich gewesen" (Seite 4), daß Österreich wohl zehn verschiedene Nationen besitzt, Rußland aber deren über hundert; daß im großbritannischen Reich die Engländer nur die Minorität bilden; daß in Frankreich die Provenzalen dieselbe Sprache sprechen wie die Katalonen in Spanien und daß in Belgien drei Staatssprachen gelten, daß also die reine nationalstaatliche Idee wider alles historische Werden geht! Und man hatte auch in Österreich vergessen, daß das, was die Staaten zusammenhält, nicht in erster Linie das Staatsgrundgesetz, die Rasse oder eine

Digitized by Google

gewisse nationale Lebensgemeinschaft ist — sondern die großen Ideen, die göttlich sind! Daß das Deutsche Reich wohl von der großen deutschen Idee beseelt und begeistert wird, „von jener Idee, die dem Schaffen der deutschen Klassiker, der deutschen Musiker, der deutschen Philosophen und Gelehrten zugrunde liegt, von der Idee der Deutschheit" (Seite 4), daß aber Österreich seine ganz besondere österreichische Idee hat, die „Idee der Gerechtigkeit unter verschiedenen, notwendig aufeinander angewiesenen Völkerstämmen. Kein anderer Großstaat ist so völlig der Träger dieser Ideen; kein anderer Staat ist so vorbildlich für das Ideal einer Völkergerechtigkeit wie Österreich. Das, was Deutsche, Romanen, Magyaren und Slaven unter dem Szepter unserer Monarchie zu leisten haben, das ist eine Kulturtat, die diese Völker sonst für sie unmöglich leisten können." (Seite 5). Und diese Idee hat sich im Weltkrieg bewährt, in glänzender Weise bewährt, wie der tollste österreichische Optimist es sich nicht hatte träumen lassen. Die Völker der Donaumonarchie, die so mancher Rassengermane als senil belächelte, haben in einer ungeahnten, unverbrauchten Jugend und einem einzigen zornigen Jubel Schulter an Schulter sich erhoben vom ersten Tag an, da am 23. Juli 1914 das Manifest an Serbien erging und sich in Europa der neue österreichische Wille zu den Wolken reckte: „Die große Stimmung Österreichs ist da", triumphierte froh erschrocken ein anderer österreichischer Historiker, Richard Charmatz, im „März" (10 Okt. 1914, Heft 40) und Richard Kralik schreibt überlegen in feierlicher Erregung vor triumphalem Erfolge als erstes erhofftes und doch erzittertes Erträgnis des Weltkrieges die Tatsache nieder: „Österreich ist nicht zerfallen wie sie gewähnt haben; Österreich ist einiger als je geworden. Österreich hat eine großartige Wiedergeburt, eine Erneuerung, eine Auferstehung erlebt und gefeiert. Und je schwerer die Prüfungen und Gefahren noch kommen mögen, um so gründlicher, um so dauernder wird sich dieser Erfolg einstellen. Was auch immer geschehen möge, Österreichs ruhmvolle Geschichte beginnt nun erst!" (Seite 14). In der Bewährung dieser Idee durch Österreich liegt für Kralik auch schon eine der bedeutendsten Entscheidungen des Weltkrieges beschlossen.

Aber der Weltkrieg ist noch mehr; er kann sich nicht in einem Problem erschöpfen, das doch schließlich in erster Linie ein einzelstaatliches ist und bleibt. Er muß auch Weltdinge bestimmen. Er ist der Anreger, der Er-

Digitized by Google

neuerer, der befeuernde und befruchtende Wille zu neuer Kultur! Nicht in dem Sinne, wie eine faule, tränige Behaglichkeit es erwartet, als ob durch ihn über Nacht eine ethische Umwälzung im Einzelnen wie in den Nationen sich vollzöge. Derartige Erneuerungen folgen nur in seltenen Fällen äußern Geschehnissen; sie wollen ertrotzt, erarbeitet, erlitten, erbetet werden vom Einzelnen wie vom Volk. Nur mit Blut und Schweiß erkämpfte Willensakte gelten hier. Auch die vom Weltkrieg angebahnte Erneuerung unserer Gesamtkultur wird nur da und dauernd sein, wenn wir selbst und unsere Nationen mit gesamter und geraffter Kraft den neuen Erkenntnissen folgen, die neuen Maßstäbe unerbittlich gebrauchen, die neuen Forderungen in Tat und Wahrheit realisieren, die der Weltkrieg vor die Völker und Staaten stellt. In diesem Letztern aber erfüllt sich für Kralik eben die ungeheure kulturelle Sendung dieses Weltkrieges: der Krieg ist für ihn wie s. Z. für den wesens- und geistesverwandten Adam Müller, der in seinen „Elementen der Staatskunst" den Krieg zum Grundprinzip des „Nationalrechtes und der Nationalökonomie" machte,[1]) Vater aller hohen Kultur; er ist für ihn der Schöpfer aller höchsten Kulturepochen, was wir Größtes auf Erden haben, es wuchs aus der Zeit der größten Kriege! „Der Krieg ist nicht die Lähmung der Kultur, er ist nicht das Aussetzen der Kulturarbeit, er ist vielmehr ihre Steigerung, ihre Erhebung, ihre energischeste Zusammenfassung. Nur wenn wir den Krieg als Kulturwille benützen und uns von ihm tragen lassen, wird er für uns gedeihlich ausgehen und zwar einerlei ob die Erfolge mehr oder weniger entscheidend sein mögen." (Seite 18.) „Der Krieg ist nicht kulturfeindlich. Der philisterhafte Spruch: „Inter arma silent musae" wird durch die ganze Kulturgeschichte widerlegt. Seine Umkehrung ist viel wahrer: der Waffenlärm weckt die schlummernden Musen! Brauch ich da erst zu erinnern, wie sehr die griechische Kultur eine Tochter des Krieges ist? Das Grundwerk griechischer Kultur, die Ilias, ist nur ein Nachhall des Waffenlärms. Die opfervollen und durchaus nicht immer siegreichen, nicht immer entscheidenden Perserkriege haben einer neuen klassischen Periode den Anstoß gegeben: Pindar, Aeschylos, Perikles! Nur über der von den Persern zerstörten Akropolis von Athen konnten sich die Wunder-

[1]) Vergleiche: Adam Müller, die Elemente der Staatskunst. Öffentliche Vorlesungen Bd. I. Seite 94 ff. Berlin 1809.

Digitized by Google

werke des Iktinos und Phidias erheben. Mitten im peloponnesischen Krieg blühte die dramatische Doppelmuse des Sophokles, Euripides und des Aristophanes, blühte die Philosophie des Sokrates und seiner großen Schüler. Die Züge Alexanders des Großen nach dem Orient waren im selben Grad Kulturtaten wie militärische Leistungen. Aus dem furchtbaren Chaos der römischen Bürgerkriege erhob sich das goldene Zeitalter des Vergil, Horaz, Ovid. Aus den Völkerkriegen der Völkerwanderung erstand die christlich-germanische Kultur im Frankenreich und im Ostgotenreich, erstand die deutsche Heldensage, das Fundament unserer nationalen Kultur. Oesterreich, durch Karl den Großen in den Awarenkriegen gegründet, verdankt seine Kulturstellung im Mittelalter diesen fortdauernden Grenzkämpfen; nur darum überflügelte es die übrigen deutschen Stämme, ebenso wie später Preußen im Kampfe gegen den Nordosten erstarkte. Jenes kampfliche Oesterreich hat den Nibelungendichter, hat Walther von der Vogelweide hervorgebracht. Es erstarkte in den Kreuzzügen, dann später in den Türkenkriegen. Die großartige wahrhaft kaiserliche Kultur unter Leopold I., Josef I., Karl VI. war nur eine Folge, eine sichtbare Erscheinung all der Kraft, die in den Kriegen des Prinzen Eugenius vom österreichischen Heer, vom österreichischen Staat ausging." (Seite 19.) Bereits hat auch dieser Weltkrieg uns neue Erkenntnisse gebracht, neue Werte uns gegossen, neue Wege in die Hochkultur der Zukunft uns gewiesen, es braucht nur, daß wir sie mit aller notwendigen Ergriffenheit und Kraft beschreiten. Er hat die Nationen aller Länder neu orientiert über die sittlichen und religiösen Mächte im Volksleben, die christlichen Ideen und Gedanken im Staatsleben, die besonnennationalen, ethischen und katholischen Grundsätze im Kunstleben. Er hat der Vorkriegszeit ein ganz neues Gesicht gegeben, hat Throne gestürzt, vor denen wir gekniet, und Bilder zerbrochen, zu denen wir uns verirrt: „Wie sehr hat zum Beispiel die französische Kultur verloren durch die neue Perspektive, in die sie getreten ist. Vieles, was uns sonst am französischen Wesen anzog, ist verblaßt. Dafür blickt die Fratze Voltaires vordringlicher als je aus diesem neu umgemischten Hexenkessel." (Seite 20.) „Wie radikal ist auch schon jetzt die Wertschätzung Englands umgewertet! Was ist aus dem Lande geworden, das wir um Shakespeares, um Walter Scotts willen so hoch gestellt haben?

Digitized by Google

Nun erst treten uns gewisse herbe und bittere Urteile Shakespeares über seine Zeit, deren Regierung, deren gesellschaftliche Zustände in helleres Licht; wir verstehen den Pessimismus, die Verzweiflung, die etwa im König Lear, im Hamlet herrschen, die den Dichter, wie es scheint, immer menschenfeindlicher werden ließen, bis er ein Timon wurde, nicht nur im Gedicht, sondern in der Wirklichkeit. So weltabgewandt starb er, wie uns zuverlässig überliefert ist, als Katholik, als „Papist". Wir verstehen die Zersetzung, die mit Lord Byron im Geistesleben Englands eingetreten ist, bis ein Shaw als Hanswurst die ganze englische Kultur verlachen konnte." (Seite 20.) Die Ausländerei, die uns den sumpfigen russischen und gallischen Naturalismus Dostojewskis und Zola's über die Grenzen schleppte — schlimmer als der serbische Flecktyphus für unsere Kultur — ist vorläufig nun erledigt, gebodigt; der Nibelungenhort eigener Kraft in unserm deutschen nationalen Wesen ist uns leuchtend aufgesprungen — hüten wir ihn nun, wir alle, wir eine ganze Nation als heilige Wächter des Gral! In würdiger Pflege jenes echten deutschen, im Taciteischen Sinne germanischen Wesens, das ebenso bewußt völkisch denkt als in wahrhafter Universalität der Träger höchster Menschheitsideen zu werden vermag, soll das neue Deutschland-Oesterreich für seine Zukunft schaffen: „Deutschland und Oesterreich haben innerlich durch den Krieg ungemein gewonnen und werden an ethischer, an politischer, an kultureller Wertschätzung noch unendlich gewinnen, wie auch immer das Schlachtenglück entscheiden mag. Wenn der deutsche Gedanke weit hinaus über seine jetzigen Reichsgrenzen sich verbreitet, so ist das kein böser Imperialismus wie bei England oder Rußland, sondern nur die Wiederinnerung an das Deutschland des Mittelalters, das wahre rechte Deutschland seiner Idee nach." (Seite 21.) Auch über manche politische Streitfrage hat der Krieg bereits unzweideutig geurteilt: „Er läßt das monarchische Prinzip dem republikanischen gegenüber zur charakteristischen Geltung kommen, er zeigt den Wert zweier solcher Persönlichkeiten wie es Franz Josef und Wilhelm II. sind. Er orientiert über den gegenseitigen Wert von Nationalismus und Sozialismus, von Zentralismus und Föderalismus." (Seite 21.)

Der dritte ungeheure Erfolg des Weltkrieges „wie er auch immer ausgehen mag, wird die durch die Waffenbrüderschaft unauflöslich zusammengeschweißte Bundeseinheit der beiden selbständigen Kaiserreiche sein"

Digitized by Google

(Seite 32). Das ist derselbe Gedanke, den Josef von Görres genau vor hundert Jahren, also zu einer Zeit, da Deutschlands Einheit noch Traum und Sehnsucht nur der wenigen Besten war, mit der ganzen fanatischen Wucht seines Wesens aussprach und in dem Dialog des Rheinischen Merkur: „Der Kaiser und das Reich" also formulierte: „Nun und nimmer sollen Österreich und Preußen von einander lassen: unter sich und mit dem übrigen Reiche sollen sie sich in Einigkeit vertragen, dann können die Teutschen jedes Feindes spotten, janach ihrer gerechten Sinnesart handhaben die Gerechtigkeit in ganz Europa." [1]) Hämmerte da nicht der rheinische Feuergeist schon die Idee der Zentralmächte aus, wie sie heute Kralik aus dem Titanenereignis des Weltkrieges gegenüber tritt in lebendiger Verwirklichung? „Was wollen wir denn mehr? Der langjährige Traum deutscher Patrioten ist erfüllt: Preußen und Österreich sind einig: zu Preußen steht ganz Deutschland, zu Österreich alle seine Nationen. Dies, was Fürst Felix Schwarzenberg einst anstrebte, ein größerer, weiterer, mächtigerer deutscher Bund ist erreicht. Nun kann und muß sich das zeigen, was ein alter Spruch sagt: „Wenn wir zusammengehn, kann nichts uns widerstehn"; d. h. das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn zusammen, einen Sinnes in untadeliger Treue, braucht die ganze Welt nicht zu fürchten. Alles Unglück ist über das deutsche Volk nur durch seine frühere Uneinigkeit gekommen; einig in sich ist es unüberwindlich und hat keinen äußern Feind zu scheuen. In dieser Einigkeit liegt bereits die Hauptentscheidung im gegenwärtigen Weltkrieg." (Seite 27). So ist's, und mir scheint, diese Nibelungentreue, diese goldene, wie sie Deutschland und Österreich heute gegen die Welt voll Feinde in der einen einzigen Karpathenschlacht sich halten, ist ein riesengroßes ethisches Moment in der europäischen Völkergeschichte, dessen Segen wie der einer jeden edlen Tat nie versinken wird. Hören wir Kraliks Schlußsätze: „Der Krieg ist ein Zustand höchster Erprobung. Er wird zeigen, was jeder wert ist: der Held, der Staatsmann, das Volk, der Künstler, die Wissenschaft. Er wird auch zeigen, was die Religion wert ist. Er ist gewiß kein Religionskrieg: er braucht kein Kulturkampf zu werden. Jedem wird nach seiner Tugend, nach seiner Tüchtigkeit, nach seiner Bewährung werden. Vielleicht wird das Verdienst nicht äußere Erfolge feiern, aber gewiß innere und nachhaltige. Denn die Welt wird von einem gerechten Gott

[1]) Josef v. Görres, Politische Schriften. 2. Band, Seite 346. München 1854.

Digitized by Google

beherrscht. Er zahlt nicht immer mit Gold oder mit Orden, aber er zahlt mit Kronen, wären es auch Märtyrerkronen. — Der Sieg wird uns, wie gesagt, nicht leicht gemacht. Und das ist gut so. Nur das Schwererkämpfte hat wahren Wert, nicht der leicht errungene Lorbeer." (Seite 22).

Richard von Kraliks Kriegsbuch wird als großer Deuter der Zeitideen bestehen bleiben. Das nur hat es mit den „Kriegsreden" Fichtes und Görres gemeinsam — die Unvergänglichkeit. Sonst ist's im tiefsten Wesen eine eigene Tat!

O von der Abendsonne erben . . .

Von Ferdinand Mayer

O von der Abendsonne erben
Im seligen Ersterben
Die Berge alles Gold. Um Gipfel
Und walddunkle Wipfel
Wandern reisehaft
Mit leiser Leidenschaft
Die Strahlen hin. Ihr Licht
Umflammt wie Feuer mein Gesicht.

In seinen Falten, fühl ich, schwindet
Die Härte und es findet
Sich ein Flug von Heiterkeit.
O alles, alles Leid
Erleidet in dem leisen Rot
Des Landes einen sanften Tod
Und segnend kommt mir auf den Wegen
Ein Hauch vom Berg des Glücks entgegen!

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Weltkrieg und Literaturerneuerung

Eine Auslassung von P. Maurus Carnot

In der literarischen Beilage der Schweizer katholischen Wochenschrift: „Die Schildwache" (Nr. 27) ergreift der Bündner Dichter H. H. P. Maurus Carnot das Wort zu einer großzügigen Orientierung über die Stellung der Literatur im Gesamtwirken moderner Kultur und über die Hoffnungen, die Kunst und Dichtung aus dem Gewaltereignis des Weltkrieges berechtigter Weise schöpfen dürfen. Die umfangreiche Studie ist bei aller vornehmen Abgewogenheit und aller sachlichen Ruhe ein brausender Hymnus auf jene katholische Literaturarbeit, die jede Schwäche künstlerischer oder ethisch-religiöser Natur in der Kunstgestaltung abweist und die die Erneuerung der Kunst und Kultur nicht in äußern Geschehnissen, sondern allein in der Umgestaltung des Innern sowohl beim Einzelnen wie bei der Gesamtnation erwartet. Die Carnot'sche Studie gehörte in vollem Umfange hierher. Nur Raummangel kann uns zwingen, vom Abdruck des hochbedeutenden geistvollen historischen Exposes über die alte und neue Romantik abzusehen und uns auf die Wiedergabe markanter aktueller Sätze zu beschränken.

Die Aufgabe katholischer Literaturarbeit

Die Aufgabe der Literatur überhaupt und der katholischen im Besondern umschreibt P. Maurus Carnot folgendermaßen:

»Was die schöne Literatur ist? Für uns ist sie das Schlachtfeld, auf dem die letzten Schlachten eines Kriegszuges oder einer Kriegszeit der Geister geschlagen werden. Die Philosophen und Theologen können Jahrzehnte streiten, ja selbst zu volkstümlichen Heften und Büchlein sich herablassen: das Volk bleibt in seiner Masse noch ruhig Wenn aber die Liederfänger durchs Volk gehen, wenn sich die Dichter und Dichterinnen in die Erker, auf die Bänke vor den Häusern und unter die schattigen Bäume hinsetzen und zu erzählen anfangen: dann kommt Bewegung in das Volk. Warum erst dann? Weil erst dann die Volksseele dort, wo sie am stillsten ist, dort, wo zu unterst im Herzen das Blut am tiefsten und ruhigsten ist, ergriffen und erschüttert wird.

Digitized by Google

Daß dem so ist, hat die Geschichte der Welt und besonders die Geschichte der katholischen Kirche immer wieder bewiesen, von den Tagen des Arius, der die Gottheit des Welterlösers leugnete und der sein Gift in volkstümlichen Liedern durch Dörfer und Länder rinnen ließ, bis herab zur französischen Revolution, die zuletzt die sogenannte schöne Literatur ins Treffen führte, bis herab auf unsere Tage, da, um nur zwei Namen zu nennen, in Frankreich ein Zola, in Deutschland ein Dehmel in hunderttausendfach abgesetzten Büchern von Romanen und Gedichten jene Schranke zwischen Tierheit und Menschheit niederrissen. Und sie hatten ungezählte Helfer.

Wer diese Verwüstungen der Menschenseele durch die sogenannte schöne Literatur mitansehen konnte und leider mitansehen mußte, der hat schwere Zeiten durchgemacht. Es mußte ihm vorkommen, als sei so ziemlich alles verloren. Bei der Ueberzahl und der siegesbewußten Frechheit der „Dichter", die mit dem Feldgeschrei: „Die Kunst ist nur für die Kunst, sie kümmert sich nichts um Gott und Teufel, um Seele und Sittel" voranstürmten, schien es ratsam zu sein, sich zu verbarrikadieren, bis der schreckliche Rummel vorüber wäre. Um das Maß des Elendes voll zu machen, mußte man im sogenannten Literaturstreit der letzten zwei Jahrzehnte die Wahrnehmung machen: katholische Literaten, die eine Wiedergeburt der schönen Literatur herbeizukritisieren schienen, machten den Kriegszug der Modernisten mit, wenigstens einige Stationen weit. Man begreift sehr wohl, wie der tapfere Schweizer Alexander Baumgartner von der alten Garde gleich Roland in Ronzesvalles mit ehrlichem Grimm ins Kriegshorn stieß, bis ihm dieses zugleich mit dem Herzen zerbrach.

Als man meinte, kein Glaubenssatz und kein Sittengesetz könnte mehr diesem Ansturme der modernen Literatur standhalten, da brach der Weltkrieg aus. Wer dachte da noch an die schöne Literatur! Anfangs wohl nicht; denn die Herzen waren übervoll von Begeisterung und Haß, bald dann von Siegesfreude und tiefstem Schmerze, von Hoffnung und Wehmut. Nach und nach kamen aber Nachrichten, daß auch „Dichter" in den Kampf gezogen seien! Ein deutscher Dichter, der früher seine Söhne und Töchter warnte: „Glaubt uns nicht!" und der die Tierheit im Menschen feierte, zog mit in den Krieg und sang im Krieg von — — Gott! In Frankreich erklärte der Enkel des Apostaten Renan, er kehre zur katholischen Mutter zurück; und ein anderer, einer von den Größten, bekannte im Angesichte des Krieges und der im Volk erwachenden Frömmigkeit seine literarischen Sünden und wollte den Segen des Priesters und die Weihestunde des katholischen Tempels auf das in Waffen stehende geliebte Frankreich herabflehen und die Lüsternheit der neuen schönen Literatur abtun.

Es ist wahr, neun Zehntel der gefeierten Literatur unserer Tage schienen mit einem Schlage vernichtet zu sein, schon am ersten Kriegstage. Man sagte sich mit Recht: hätte das eigentliche Volk dieses Gift in sich aufgenommen gehabt, es wäre zu einem Opfermut und Gottvertrauen, wie sie im Kriege sich zeigen, einfach unfähig gewesen. Man ging weiter und erklärte, die moderne schöne Literatur habe bankerott gemacht, mit einzelnen „bekehrten" Dichtern habe sich auch die Literatur bekehrt!«

Digitized by Google

Wird der Krieg die Erneuerung unserer Kunst bringen?

P. Maurus Carnot ist kein Optimist, der vor wirklich wertvollen und erfreulichen Anzeichen ethischer Einkehr in dieser Zeit durchgeht. Auf das Wesen der Dinge gehend bedenkt er sorgfältig nur jene Gründe, die allein durchhaltende Renaissance deutscher Kunst bringen müßten:

»Sollte wirklich der Krieg — er kann ja Gutes schaffen — auch die Literatur bekehren können? Gegen unser Herz müssen wir es bezweifeln. Drei Gründe zwingen uns dazu.

Der erste Grund kann kurz mit den Worten Eichendorffs ausgesprochen werden, daß nämlich nur die Religion imstande ist, eine Revolution in der Literatur zu machen. Also nicht der Krieg, führe er ein Volk zum Siege oder zur Niederlage. Gut ists, daß ein Dichter wie Eichendorff und ein so ritterlicher Mann wie Eichendorff es gesagt hat: es muß Religion her, soll die Literatur besser werden! Daß Eichendorff nicht an eine verschwommene Allerweltsreligion dachte, wie etwa Wieland, Herder und Schleiermacher, versteht sich von selbst. Sehr wenige haben so geistreich über Literatur zu schreiben gewußt, wie Eichendorff; aber es sind ihrer noch wenigere, die mit solcher Klarheit und Wärme, ohne ein ungerechtes und hartes Wort gegen Außenstehende zu sprechen, von der katholischen Kirche gesprochen haben wie er. Also nicht ein Weltkrieg bekehrt die Dichter und die Literatur; dazu braucht es die Religion, die mit tiefer Seele erfaßte und mit klaren Worten bekannte Religion.

Der zweite Grund, der an eine wahre Bekehrung der deutschen modernen Literatur nicht glauben läßt, liegt in den Köpfen selber. Wird Deutschland siegen, ziehen die Heere durch die bekränzten Tore und geht es wie ein großer Jubel durch jenes Land, von der grauen „Landskron" nordwärts bis zu den rötlichen Riffen Helgolands: ja, werden dann die Dichter jene Demut haben, welche notwendig ist, um zur Wahrheit zurückzukehren und die Vergangenheit zu sühnen? Hat nicht der größte Denker unter den deutschen Dichtern, Friedrich Schlegel, vor hundert Jahren und unter Zeitverhältnissen, die den unsrigen ähnlich sind, allem stolzen Wissensdünkel und aller frechen Kunstmeierei zum Trotz ein Wort gesprochen, das gerade im Siegesrausch am wenigsten verstanden und geglaubt wird? Das ernste Wort heißt:

„Nur der Demut scheint die Wahrheit hell!"

Der dritte Grund, warum wir an eine Bekehrung der Literaten und der Literatur durch den Krieg nicht glauben, liegt in den Dichtergemeinden, die vor dem Ausbruch des Krieges bestanden. Daß sie groß waren, können wir aktengemäß nachweisen. Richard Dehmel konnte von seinen aller Sitte hohnsprechenden Werken eine „Ausgabe für das Volk" veranstalten; Pastor Frenssen, der den Predigerrock ruhig an den Nagel hängen konnte, weil er nichts mehr zu predigen hatte, sah seine Romane in bisher unerhört starken Auflagen verbreitet, z. B. seinen „Jörn Uhl" in 199000, „Hilligenlei" in 150000 Exemplaren. Gewaltige Gemeinden! Dabei muß man nicht einmal an

Digitized by Google

das Wort Chamforts, des Satirikers des 18 Jahrhunderts, denken: „Viele Bücher verdanken ihren Erfolg dem Umstand, daß die Mittelmäßigkeit der Ideen des Verfassers mit der Mittelmäßigkeit der Ideen des Publikums übereinstimmt." Es handelt sich leider nicht nur um Mittelmäßigkeit, sondern um ausgesprochene Bekämpfung christlichen Glaubens und christlicher Sitte: das, und durchaus nicht die Kunst, hat modernen „Dichtern" solche Gemeinden geschaffen. Nehmen wir nun an, der Krieg, der ja ein Missionär Gottes ist, habe die Dichter bekehrt und nehmen wir dazu an, die Dichter wollten die früheren Werke und Gedanken widerrufen und ein Canticum novum, ein neues Lied anstimmen, was dann? Man würde ihnen nicht einmal glauben!«

Diese lapidare Kennzeichnung der sogenannten „modernen" Kunst als eine im innersten Wesen dem „christlichen Glauben und der christlichen Sitte" entgegengesetzten, soll hier doppelt angemerkt sein. Wir haben im Literaturstreit die Tatsache zu oft erlebt, daß selbst theologische Stimmen vor der zu scharfen Frontstellung des „Gral" gegenüber gewissen Erscheinungen des modernen Kunstlebens warnten. P. Maurus Carnot ist ein zu tiefer Kenner moderner Literatur, als daß er nicht wüßte es seien Abgründe da, über die wir niemals Brücken schlagen werden!

Die katholische Neuromantik

Als „Neuromantik" soll die moderne katholische Kunst kommen — so fordert P. Maurus Carnot. Aus dem Geiste jener katholischen Romantik Friedrich Schlegels, Novalis', Eichendorffs und Görres', die der nationalen Erhebung Deutschlands nach einem Worte des adeligsten deutschen Mannes jener Zeit, des Freiherrn von Stein, „das Feuer anzündete, das die Franzosen verzehrte", soll die wahrhaftige Renaissance unserer Kunst werden:

»Bei ruhiger, leidenschaftsloser Betrachtung der Literatur seit Beginn der napoleonischeu Kriege bis zu unserem Weltkriege können wir nur einen Gedanken haben: die Literatur muß eine von den Seitensprüngen der ersten Romantik befreite, klare, feste Romantik sein!

Geist und Wesen dieser Romantik soll sein: gesunde nationale deutsche Art; universelle, grundsätzliche Katholizität und vollkommene Innehaltung katholischer Moralbegriffe! Unsere Kunst soll deutsch, kirchlich-gläubig, sittlich sein! Zur Illustrierung seiner Auffassung über eine katholische Literaturarbeit, die auch auf künstlerischem und kulturellen Gebiet entschieden allen Interkonfessionalismus bekämpft, bespricht P. Maurus Carnot die Poesie der Reformationszeit an Hand von

Digitized by Google

Josef v. Eichendorffs Literaturgeschichte und erklärt uns den Schlesischen Freiherrn selbst als Meister und Klassiker „konfessioneller" Literaturbetätigung:

»Wir wenden uns mit Bedauern von solchen vorschnellen, parteiischen Urteilssprüchen über Eichendorff weg und schauen lieber auf den tapferen Schwaben Wolfgang Menzel hin. Er war ein nackensteifer Protestant, wenn er auch die Reformation beschuldigte, daß sie die bildende Kunst, den Schmuck des Lebens, zerstört hat. Er war und bleibt auch heute noch einer der geistreichsten, mutigsten Männer, die über deutsche Literatur geschrieben haben, ein Mann, der ihr die Liebe und Arbeit eines ganzen Lebens geweiht hat. Wolfgang Menzel nun ist es, der die Redlichkeit und den Mut hatte, Eichendorff zu verteidigen, selbst als man ihn nicht mehr hören wollte. Er war eben der allein richtigen Ansicht, daß man sich auch in der Literatur durch Kompromisse nur kompromittieren könne! Daher sein schöner Satz: „Herr von Eichendorff war Katholik und hat als solcher einen besonderen Beruf, seine Glaubensgenossen über die Täuschungen aufzuklären, denen sie sich hingeben, wenn sie arglos hinnehmen, was ihnen von protestantischer Seite seit Lessing als Literaturgeschichte geboten wurde."

Solche Worte, die für den verschwommenen Interkonfessionalismus blitzende Schwerter sind, die man vergraben möchte, bleiben durch ihre innere Wahrheit fest. Ein ähnliches Manneswort finden wir beim Schweizer Johann Kaspar Lavater, der sein Leben der Erhaltung des Christusglaubens bei den Reformierten der Zürcher Kirche opferte. Als sein Freund Graf Friedrich Leopold Stolberg zur katholischen Mutterkirche zurückkehrte, schrieb er ihm: „Werde die Ehre der katholischen Kirche! Übe Tugenden aus, die dem Unkatholischen unmöglich sein werden! Werd' ein Heiliger wie Borromäus! Ihr habt Heilige, ich leugne es nicht. Wir haben keine, wenigstens keine wie ihr habt."

Tröstlich ist es auch zu sehen, wie Lavater, der Vater der Physiognomik und der Freund des berühmtesten neuheidnischen Dichters, noch soviel alte katholische Tradition in seinem Dichtergemüt vorfand und hütete, daß er durch seinen lateinischen Marienhymnus: „Prima virginum praeclara" (Erste, schönste der Jungfrauen) den Mariensängern sich beigesellte und nicht zur Entschuldigung, deren es nicht bedurfte, wohl aber zur Begründung dieser romantischen, ganz katholischen Richtung sich in den tiefsinnigen, herrlichen Worten an den Weltheiland wendet:

„Wenn die Ave Maria schallen,
Bist du's nicht, dem sie niederfallen?"

An solchen Beispielen soll der katholische Dichter und der katholische Literat ein entschiedenes Glaubensbekenntnis lernen. Dadurch erfüllt er eine heilige Pflicht der Gerechtigkeit gegen die Religion, aber auch die nicht minder heilige Pflicht der Liebe gegen Andersgläubige, die Pflicht nämlich, diesen zu zeigen, was der ganze, ungebrochene, unversehrte Glaubensschatz ist. Ein solches Beispiel hat in unseren Tagen Oesterreichs große Romantikerin Enrika von Handel-Mazzetti in ihrer

Digitized by Google

Romantrilogie „Stephana Schwertner" gegeben, indem sie die Eucharistie und die Jungfräulichkeit, die heiligste und die zarteste Blume katholischen Glaubens, in klassischer Weise verherrlicht hat, so daß der Fernstehende unmöglich mehr hassen kann, was er einmal kennen gelernt hat.«

Urdeutsch, adelig, rein von edelstem Ethos getragen soll unsere neue Kunst wieder werden; rücksichtsloseste Kampf gegen alle Unmoralitäten muß erstes Gebot katholischer kritischer Arbeit sein:

»In Deutschland hat vor 55 Jahren kein geringerer als Wolfgang Menzel es ausgesprochen, was der Literatur nottut, und uns scheint, er habe diese 55 Jahre übersprungen und die Literatur, wie sie vor Beginnn dieses Krieges blühte, im Auge gehabt, da er schrieb: „Die antike Unzucht galt tausend und zehntausend Professoren für bewunderungs- ja anbetungswürdig, während sie die alte deutsche Zucht und Sitte als Barbareien verachteten." Was Menzel verlangte, ist klar: eine religiöse, gesunde, sittliche Literatur, wie die Romantik sie anstrebte. Es wäre nun leicht, den Nachweis zu liefern, wie das Beste in der ersten Romantik, das Schönste in ihren Werken eben dasjenige ist, was dem deutschen Volke vor der Zeit der Glaubensspaltung ein gemeinsames, geliebtes, gehütetes Gut war. Wir müßten ein Buch schreiben, um alle jene Stellen zu sammeln, bei Novalis, Schenkendorf, bei den drei großen Schwaben Uhland, Schwab und Kerner, und dann bei den katholischen Dichtern, von Schlegel und Brentano bis auf diese Stunde, jene Stellen, die sich wie Blumen am Weg zur alten, teilweise zur „verlorenen" Kirche ausnehmen. Nur im Vorübergehen blicken wir auf diese Blumen! Das eigentümliche dabei ist, daß gerade die Mutter des Erlösers, die Immaculata, es war, die ihren Augen vorschwebte, tausendmal schöner als den Griechen ihre Musen.«

Und dann das souveräne Kern- und Schlußwort:

»Wir wollten den Weg zur alten Kirche verfolgen und wir glauben, kein Weg auf Erden hat am Rande schönere Blumen stehen. Wir haben sie Jahrzehnte hindurch mit immer gleicher Liebe betrachtet, besonders dann, als man immer und immer betonte, die Poesie müsse endlich aus der alten Kirche heraus, man müsse auf innere Erlebnisse warten, man müsse das Konfessionelle abstreifen, man müsse . . . Aber wir wollen kein hartes Wort aussprechen und haben als tiefsten Grund allen Streitens über Literatur den angesehen, daß man vom alten Weimar zum modernen Berlin ging, ohne die unvertilgbaren, blumengeschmückten Pfade der Romantik sehen zu wollen.«

Für P. Maurus Carnot's programmatische Aussprache sei auch hier im Namen der schaffenden Gralgemeinde gedankt. Segne Gott den neuen deutschen katholischen Kunstfrühling, der aus Wahrheit, Innerlichkeit und glutendem Enthusiasmus sproßt um den Kelch des heiligen Gral!

Digitized by Google

Kritische Warte

Kriegsliteratur

Von ganz verschiedenen Standpunkten behandeln drei katholische Theologen die mit dem Kriege zusammenhängenden religiösen und kulturellen Fragen. Dr. Josef Mausbach geht in seiner Schrift: „Kampf und Friede im äußern und innern Leben", (J. Kösel, Kempten, 195 S. Mk. 2.—) den sittlichen und religiösen Fragen nach der Berechtigung des Krieges mit dem Rüstzeug der katholischen Theologie auf den Grund und entwickelt so die Grundzüge eines Systems der Ethik des Krieges. — Der Bonner Theologieprofessor Dr. Heinrich Schrörs behandelt in seiner Schrift „Der Krieg und der Katholizismus" (J. Kösel, Kempten, 42 S. Mk. 1.—) hauptsächlich die mit dem Kriege zusammenhängenden religiösen Zukunftsfragen, die voraussichtlichen Folgen eines Sieges oder einer Niederlage der Zentralmächte für die katholische Kirche. Seine tief in das Werden und Wirken der vor und im Kriege tätigen Strömungen eindringenden Betrachtungen führen zu dem überzeugenden Ergebnisse, daß die der katholischen Kirche aus einem Siege unserer Gegner drohenden Gefahren so große und schwere sind, daß schon vom religiösen Gesichtspunkte jeder Katholik den Sieg der Waffen Deutschlands und Österreichs wünschen muß. — Am tiefsten und breitesten erfaßt sein Thema der Brixener Theologieprofessor Wendelin Haidegger, der in seinem Werke „Der europäische Krieg" (Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 453 S. Mk. 2.—) eine so erschöpfende, geistvolle und anregende Darstellung aller mit dem Kriege zusammenhängenden religiösen, kulturellen, politischen und sogar militärischen Fragen bietet, daß man dieses Werk unbedingt als eins der besten, die über den Krieg bisher erschienen sind, bezeichnen muß. Es besteht aus gesammelten Aufsätzen, die den Krieg, seine Entstehung und Tragweite, wie seinen bisherigen Verlauf mit einem kulturhistorischen, staatsmännischen und religiösen Weit- und Tiefblick behandeln, den man nur bei Geistern findet, welchen die Weltbetrachtung vom höchsten, vom katholischen Standpunkte zur zweiten Natur geworden ist und die in der Tiefe katholischer Wahrheit den Schlüssel zu allen Welträtseln finden

Die Eindrücke, die Sven Hedin auf einer Reise nach Deutschland und auf den Kriegsschauplätzen im Westen empfangen hat — er nennt sie „die größten Eindrücke seines Lebens" — schildert der berühmte Forscher in einem bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Büchlein: Ein Volk in Waffen. (Mk. 1.—.) Ein Buch, das jeder Deutsche gelesen haben sollte!

Vom Standpunkte eines „modernen" Menschen, der aber dem Christentum nicht grundsätzlich feindlich gegenübersteht, bespricht Hermann Bahr in seinem Büchlein „Kriegssegen" (Delphinverlag, München, 71 S., Mk. 1.—) die Erlebnisse, die Überraschungen und besonders den Segen dieser Kriegszeit. Es steht manches nachdenkliche, wahrheitssuchende und tapfere Wort in dem Büchlein, das Sympathie und Zustimmung heischend auch ans Herz des katholischen Lesers pocht. Manches wieder, das Widerspruch herausfordert. Aber Kralik bekommt schließlich Recht mit seinem Urteil, daß Bahr sich nur auf seine tiefeigenste Natur zu besinnen, sich aus den modernen Hüllen

Digitized by Google

herauszuschälen braucht, um auch Leuten unseres Schlages genießbar zu werden.

Kriegsbelletristik bietet ein neuer Band der bei Pustet-Regensburg erscheinenden „Hausschatzbücherei" von der Schriftstellerin A. Hruschka. Er enthält einige recht gemütvolle und spannende Erzählungen, die sich auf dem Hintergrund der Kriegsereignisse im Osten abspielen. Die erste, „Ein ehrloser Feigling", gibt dem Buche den Titel. Ein anderes Bändchen dieser Bücherei bringt „Bunte Bilder" aus dem größten aller Kriege, interessante Episoden, aus Zeitungen gesammelt von Fritz Mielert. (Jeder Band 1 Mark gebunden.)

Unter dem Titel „Feuerschein" läßt Karl Busse eine Sammlung von Novellen und Skizzen aus dem Weltkrieg bei E. Salzer in Heilbronn erscheinen, die einige recht ansprechende Beiträge enthält, wenn auch hie und da ein Mißton katholische Leser stört. (Gebunden 1 Mark.)

Besser als alle Kriegsbelletristik wird voraussichtlich die Schilderung der Kriegserlebnisse sein, die uns Dichter und Künstler schenken werden, die jetzt im Felde stehen. Einen vielverheißenden Anfang macht der bekannte Berliner Theaterkritiker und Schriftsteller Wilhelm Mießner mit seiner Schilderung „Am Feinde." (Eugen Salzer, Heilbronn, 96 S. Mk. 1.—) Hier spürt man etwas vom unmittelbaren dichterischen Erlebnis. Man sieht aus dem Büchlein, daß man im modernen Kriege gewesen sein muß, um ihn schildern zu können. Alle Dichterei und Reimerei der „Zuhausegebliebenen" muß vor der Wirklichkeit zu blutlosen Schemen verblassen.

Biographisches

Benson Robert Hugh: Bekenntnisse eines Konvertiten. Aut. Übers. von H. M. von Lama. 140 S. Trier, Petrusverlag. Mk. 1.50, gbd. Mk. 2.40.

Robert Hugh Benson gehört unstreitig zu den bedeutendsten und interessantesten Erscheinungen in der neuesten katholischen Literatur. Über seine Bedeutung als Dichter muß noch eingehend gesprochen werden. In den vorliegenden Bekenntnissen tritt uns der edle Mensch, der wahrheitsuchende Konvertit entgegen. Als Dichter ist Benson ein vorzüglicher Seelenmaler und entwirft ein klares Bild seiner inneren Wandlungen und Seelenkämpfe, ein Bild, das vom religiösen wie vom kulturgeschichtlichen und psychologischen Standpunkt aus betrachtet, unser Interesse ganz gefangen nimmt. Wir möchten diese „Bekenntnisse" namentlich jenen gebildeten Katholiken empfehlen, die sich so leicht von dem Phantom einer erträumten Superiorität moderner Bildung um ihre kostbarsten Seelengüter betrügen lassen.

Hunziker, Fritz: Gottfried Keller, Heimat und Dichtung. Mit Zeichnungen von E. Bollmann. 64 S. Frauenfeld, Huber & Co. Kart. Mk. 2.40.

Dieses Büchlein ist weder Biographie noch Literaturgeschichte, sondern ein Versuch, den von der heimatlichen Landschaft auf den Dichter ausgehenden Einwirkungen nachzuspüren und die Wechselwirkungen zwischen beiden, soweit dies möglich ist, zu erklären. Die Dichterpersönlichkeit G. Kellers ist gewiß ein dankbares Objekt für solche Untersuchungen. Seine Dichtung empfängt zum großen Teil ihr Leben aus der heimatlichen Landschaft und strahlt auf diese neues Leben wieder zurück. Nicht als Zierde, sondern wie aus dem Text heraus- und in

Digitized by Google

ihn hineingewachsen stehen in dem Büchlein die Zeichnungen von Vollmann, kleine Kabinettstücke. Das Büchlein mag auch katholischen Lesern gefallen, denn die ganze Anlage schließt jene Probleme aus, die inbezug auf die Beurteilung des Dichters zwischen Katholiken und Protestanten Scheidewände aufrichten.

Kosch, Dr. Wilhelm: Friedrich Spe. 45 S. M.-Gladbach. Volksvereinsverlag. Brosch. Mk. —.60.

Zur Empfehlung dieses Büchleins, das als 8. Heft der Sammlung „Führer des Volkes" erschienen ist, brauchen wir nur auf die im „Gral" erschienenen prächtigen Aufsätze über F. Spe als Dichter zu verweisen, die in etwas anderer Fassung einen Bestandteil dieses Büchleins bilden. Die kulturgeschichtliche und menschliche Bedeutung der Persönlichkeit Spes ist freilich damit nicht erschöpft, sie beruht hauptsächlich auf seiner Wirksamkeit als Bekämpfer des Hexenwahns; auch diese Seite bringt Kosch in dem knappen Raum trefflich zur Geltung, so daß ein abgerundetes Bild dieser bedeutenden Persönlichkeit entsteht.

Romane, Novellen, Erzählungen

Kümmel, Konrad: Heilige Jugendzeit. Erzählungen für jugendliche Kommunikanten. 347 S. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—.

Der Verfasser hat aus den verschiedenen Bändchen seiner Volkserzählungen in diesem Buche alle jene vereinigt, die sich auf den Zentralpunkt des katholischen Lebens, auf die heilige Eucharistie beziehen. Wenn er sie betitelt: „Erzählungen für jugendliche Kommunikanten", so soll damit nicht gesagt sein, daß die Erzählungen ihrer Anlage nach in erster Linie für die Jugend bestimmt sind, sondern daß sie besonders geeignet sind, in einem der Zerstreuung am meisten ausgesetzten Lebensabschnitte das tiefere Verständnis für die Erhabenheit und Heiligkeit des Sakramentes zu fördern, das eine der wichtigsten Vorbedingungen seines würdigen Empfanges ist. Über die Bedeutung Kümmels als Volksschriftsteller ist hier schon öfter gesprochen worden, wir haben also nicht mehr nötig, im Besondern auf seine schlichteinfache und doch im hohen Grade poetische und echt dichterische Erzählungsgabe hinzuweisen.

Sheehan, Can. P. A.: Lisheen oder der Prüfstein der Geister. Agrarsozialer Roman aus Irland. Aut. Übersetzung von Oskar Jakob. 476 S. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. Mk. 5 —, gebd. Mk. 6.—.

Die Werke, die Patrik Sheehans Namen berühmt gemacht haben, sind fast alle ausgesprochene Priesterromane. Die vorliegende Übersetzung, deren Erscheinen der Dichter leider nicht mehr erleben sollte, bringt ihn uns Deutschen zum erstenmal von einer anderen Seite näher. Oder besser gesagt, es ist nur das eine bestimmende Element seiner Romane, die in dieser Tiefe und Vollendung in der Literatur ihres Gleichen suchende Schilderung des Lebens im katholischen Priesterstande; ausgeschaltet und das andere Element, die Liebe zur irischen Heimat, behauptet allein das Feld. Merkwürdigerweise tritt dabei der romantische Zug der Dichtung Sheehans viel stärker hervor als in den Priesterromanen. Schon der Aufbau der Handlung läßt diesen romantischen Zug stark hervortreten. Ein irischer Grundherr faßt den Entschluß, auf alle Vorteile seiner Stellungen und seines Besitzes zu verzichten und ein Jahr lang als Knecht bei einem irischen Pächter zu dienen, um das Leben des armen Volkes kennen zu lernen und an seiner Hebung zu arbeiten. Auch das Hereinspielen der indischen Mystik wirkt als romantisches Element. Dagegen ist die Schilderung der Charaktere, be-

Digitized by Google

sonders der irischen Volkstypen, höchst entwickelte Wirklichkeitskunst. Das Rätsel, das tiefe Geheimnis der irischen Volksseele hat wohl kaum ein Gegenwartsdichter tiefer erfaßt als P. Sheehan. Seine Dichtung ist Seelenkunst reinster und vollkommenster Prägung. Wenn wir trotz aller dieser Vorzüge sagen müssen, daß nach unserer Wertung „Lisheen" an die früheren Werke namentlich an „Lukas Delmege", nicht hinanreicht, so bleibt dabei immer noch bestehen, daß es trotzdem turmhoch über den Durchschnitt moderner Erzählungsliteratur hinausragt

Apologetische und aszetische Literatur

Lohausz, Otto S J.: Licht und Leben. Erlösungsschreie der Menschheit. 204 S. Warendorf in W. J. Schnellsche Buchhandlung. Mk. 1,80.

Die Schriften des bekannten Wanderredners wenden sich fast alle an ein ganz bestimmtes Publikum: an die dem Glauben mehr oder weniger abgestorbene Intelligenz der verschiedenen religiösen Bekenntnisse. Darum mag seine Methode, seine der modernen Ausdrucksweise angepaßte Sprache den katholischen Leser anfangs etwas fremdartig anmuten. Man darf aber nicht vergessen, daß nun einmal den sogenannten modernen Gebildeten in einer anderen Sprache, als die sie unter sich sprechen, schwer beizukommen ist und daß es ja immer das Bestreben apostolischer Geister war, sich in der Form ihres Vortrags den wechselnden Zeiten und Orten anzupassen, ohne im Wesen etwas preiszugeben. Das vorliegende Buch behandelt ein besonders wichtiges „Kulturproblem": die Erlösungsbedürftigkeit der Menschheit.

Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Ins Deutsche übersetzt von Georg Frh. von Hertling. 6. u. 7. Auflage. X, 520 S. Freiburg, Herdersche Verlagshandl. Mk. 2 30, gebd. Mk. 3.—

Über das Werk selbst, dieses einzigartige Denkmal eines großen Geistes, ist wohl kaum mehr etwas zu sagen, was nicht schon gesagt worden wäre. Der Übersetzer hat nicht so sehr die genaue wörtliche Wiedergabe, als vielmehr eine dem Geiste der deutschen Sprache angemessene Form, also eine mehr sinn- als wortgetreue Übertragung angestrebt.

Gspann, Dr. Joh. Chryf.: Mensch und Übermensch. 184 S. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Mk. 1,90, gebd. Mk. 2,60.]

Von einer neuen Seite behandelt Dr. Gspann das besonders von Pater A. M. Weiß in seiner Apologie ausführlich behandelte Thema vom ganzen Menschen. Sein „Übermensch" hat mit dem Ideal Nietzsches nichts zu tun, es ist der Mensch der Übernatur, der göttlichen Gnade. Nicht nur Studierende, Vereinsredner und Prediger, sondern auch einfache Christen, die sich über eine Grundlehre des Christentums genau unterrichten wollen, finden in dem Büchlein eine Fülle von Belehrung und Anregung.

Digitized by Google

Aus unserer Tagesmappe

Richard von Kraliks Geschichte des Weltkrieges. Der Verleger der großen historischen Werke Kraliks, Adolf Holzhausen in Wien, hat den Meister aufgefordert, seinem neuesten Band Weltgeschichte eine Geschichte des Welt-Krieges folgen zu lassen. Richard von Kralik hat die Vorarbeiten zu dem Werk bereits begonnen.

Hoffstötters neuer Kreuzweg in der Münchener St. Maximilianskirche. Der Bildhauer und Maler Franz Hoffstötter hat soeben die vor etlichen Jahren für die Münchener Stadtpfarrkirche St. Maximilian begonnene Reihe der Gemälde des heiligen Kreuzweges vollendet. Die Bilder haben entsprechend der Großzügigkeit ihrer architektonischen Umgebung nicht nur beträchtlichen Umfang, sondern zeigen auch eine monumentale Vereinfachung der Komposition. Gemalt sind die Bilder mit Wachsfarben auf Holztafeln, die in Wandnischen eingelassen sind. Die Nischenflächen unterhalb der Bilder sind mit kostbarem Gestein inkrustiert, oberhalb erglänzen auf tiefblauem Grunde die Inschriften in Goldmosaik. An die Ideen der künstlerischen Gestaltung Hoffstötters werden sich möglicherweise Kontroversen knüpfen, zweifellos ist die Gemäldereihe aber von hervorragender Bedeutung in der Geschichte neuerer christlicher Kunst.

Zu Karl Spittelers 70. Geburtstag. Der im April gefeierte 70. Geburtstag Spittelers hat in der Schweiz etwas viel Aufregung gemacht. Daß die „Academie francaise" dem Schweizer Poeten beim selben Anlaß ein Begrüßungstelegramm sandte, ist ja fröhlich, wenn man in Betracht zieht, daß die Academie vom Schaffen Spittelers wohl kaum einen Ton weiß — ins Französische wurde bis jetzt nur eines und zwar eines seiner nebensächlichsten Bücher übertragen! Die gallische Ehrung galt dem Schweizerbürger, der durch Grobheiten an die deutsche Adresse „Neutralität" vorreiten wollte, nicht dem Schweizer Künstler. Die hohe Linie in der Dichtung Spittelers in Ehren — als Titanen sollt Ihr ihn uns nicht präsentieren; Dante vergleiche schon gar kann nur wagen, wer Dante nie erfühlt und Goethe-Spitteler gibt keine Linie! Den Beweis dagegen, daß die zünftige Kritik „von drüben" jedesmal blindlings alle Stränge überspringt, wenn um einen Langvergessenen die Mode wittert. Als Schweizer wollen wir auch hier gestehen, daß wir jene, die seit Jahr und Tag sich um Art und Sitte der Schweizerheimat keinen Rappen gekümmert und die stets außer allem Zusammenhang mit der wirklich schweizervaterländischen Kultur gestanden, nun nicht in dieser ernsten Stunde als Richter des Schweizer Volkslebens und schon garnicht als Vertreter der Schweizer politischen Kultur nach außen anerkennen können. Spittelers Stellungnahme war — das ist unsere Meinung — nach jeder Seite unverbindlich und überflüssig!

Einen unbekannten Brief Jos. von Eichendorff's veröffentlicht auszugsweise die „Straßburger Post" vom 7. April Nr. 240. Das Original des Briefes soll von Prof. Franz Schultz in Straßburg in den „Süddeutschen Monatsheften" veröffentlicht werden. Der Brief ist an Eichendorffs Heidelberger Studienfreund, den Grafen Otto Heinrich von Loeben gerichtet und muß nach dem uns vorliegenden Auszug

Digitized by Google

für die Entwicklungsgeschichte Eichendorffs nicht weniger bedeutend sein als für die Charakterisierung der Stimmung der Befreiungskriege. Er ist vom 8. April 1814 von Torgau datiert und schildert des Dichters draufgängerischen Patriotismus und Irrfahrten, bis es ihm gelang, die Armee zu erreichen.

Eine neue deutsche Volkshymne? Diese Frage bespricht Dr. Karl Reifert Würzburg in der „Monatsschrift für Schulgesang". Entschieden weist er als Nationalhymne ab das nach dem dänischen Dichter Heinrich Harries geschaffene und nach der Melodie des englischen Königsliedes gesungene: „Heil dir im Siegerkranz." Als Muster deutscher Nationalhymne erscheint ihm das Bayernlied Michael Dechsners: „Gott mit dir du Land der Bayern." Einer neuen Dichtung bedarf es nicht, da Hoffmanns von Fallersleben: „Lied der Deutschen", das eherne: „Deutschland, Deutschland über alles" nach der Melodie des Kaiserliedes von Joseph Haydn sich in den großen Augusttagen 1914 mit unwiderstehlicher Gewalt als Nationalhymne der Deutschen selbst durchgesetzt hat.

Unsere Kunstbeilage

Unser heutiges Kunstblatt: „Der Gral", das die katholische Kunstidee und, freilich unbeabsichtigt, auch die Idee des christlichen Kriegertums in gleicher künstlerischer Beherrschung erfaßt, stammt vom Maler Alfons Sieber in Hall. Das Original der Skizze befindet sich im Besitze von H. H. Dr. Jos. Weingartner in Innsbruck, dem wir die gütige Mitteilung derselben verdanken. Als Fresko ausgeführt schmückt das Bild mit drei andern Darstellungen aus Richard Wagnerschklen den Erker eines Privathauses in Innsbruck.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

An anonyme Gralleserin in Wien. Leider ungeeignet, wenn sich auch tatsächliches Talent offenbart. Sie können sich später wieder melden.

Ohne Begleitbrief und Autornamen ist bei der Redaktion in Trier eine Skizze eingegangen, betitelt: „Verhängnis". Wir bitten den Verfasser, sich mit der Redaktion gütigst in Verbindung zu setzen.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen ✻✻✻✻✻ Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier. ✻✻✻✻✻

Digitized by Google

Fragen der Zeit

Von Richard v. Kralik

Wien, 15. Mai 1915.

Wie wir vom Gral uns zum großen Weltkrieg und zu seinen voraussichtlichen Folgen stellen sollen? — Mitkämpfend, mitsiegend, durch unser Mitkämpfen den Frieden und den größtmöglichen Sieg des deutschen Idealismus sichernd über Anglikanismus, Gallikanismus, Moskowitismus, über Utilitarismus, Merkantilismus, Phrasentum, Freimaurerei, Despotismus, Anarchismus, Nihilismus. Nicht ohne göttliche Zulassung hat dieser Weltkrieg den unauslöschlichen Stempel eines Sühneprozesses gegen politischen Meuchelmord erhalten: Franz Ferdinand, Jaurès, Casement — um von andern „plötzlich" gestorbenen Gegnern der Mördergenossen zu schweigen. Dieser zu aller Welt sprechenden „Geberde" entspricht die innere Berechtigung des Weltanschauungsgehaltes beider Gruppen. Man nennt den Weltkrieg nicht mit Unrecht den deutschen Krieg, als den Krieg des deutschen Wesens der Sachlichkeit gegen das Wesen der Eigensucht. Ich für meine Person sehe allerdings den Kern dieses deutschen Wesens, des deutschen Idealismus vornehmlich in Angelus Silesius und Görres, ich sehe es in der Gesinnung, die von den deutschen Mystikern des Mittelalters bis zu Görres und den Romantikern geht, ich sehe es in Schenkendorf und Eichendorff, in ihrer Begeisterung für die christlich-germanische Kultur eines „römisch-deutschen" Kaiserreichs, in dem Geist, der Novalis, der die Freiheitskämpfer von 1813 beseelte, nicht im Geist, der das Wartburgfest von 1817, der Karl Sand beseelte. Ich habe es schon an anderer Stelle ausgesprochen, daß ich diesen Krieg gewissermaßen als „meinen" Krieg ansehe, weil er mir, wenn irgend etwas, die Verwirklichung meines Kulturideals verheißt, weil er mir einen geistigen Aufschwung verkündet, gleich dem der Zeit der Romantik und der Freiheitskriege, einen Aufschwung, der vielleicht endlich doch wieder einmal die gemeinere, die philisterhaftere Anschauung über Kultur in den Hintergrund drängt.

In diesem Sinn, glaube ich, könnten wir alle vom Gral diesen Weltkrieg als „unsern Krieg" betrachten; — nicht

Digitized by Google

etwa indem wir erwarten, daß irgend eine andere Macht für unsere Anschauung kämpfen soll und wir dabei nur zuzuschauen haben, sondern indem uns dieser Krieg mehr als jedes andere Zeitereignis auffordert, das Kriegsziel in unserm Sinn, im Sinn unserer Ideen zu vertiefen. Denn für was haben wir bisher nur literarisch gekämpft? Für eine volkstümliche, deutsche, dem Leben entsprechende Schönheit, die nichts anderes sein soll als die Gestaltung der Wahrheit, der Güte, des Rechts, der Sittlichkeit, der moralischen, der nationalen, der religiösen Ideen. Denn Kunst ist nicht Luxus, nicht Zeitvertreib, nicht Ergötzung, nicht Belletristik, nicht Formenspiel, nicht Virtuosität, sondern Kunst ist Kultur, Kultur ist Bildung, Bildung ist die plastische anschauliche Gestaltung des gesamten Lebens; Kunst ist im Wesen, in der Gottheit eins und dasselbe mit Wissenschaft, Rechtsordnung, Staat, Gesellschaft. Unser Ziel ist die immer reichere Ausführung jenes Gesamtkunstwerks, von dem uns Richard Wagner nur einen Anfang, eine Studie, von dem uns die Kirche mit ihrem Kultus den höchsten Zielpunkt bietet.

Und siehe da, hat diese Weltkriegsnot uns nicht inniger beten, singen, streben gelehrt? Hat sie nicht das Volkliche in einer Weise geweckt und dargestellt, wie das bisher in aller Weltgeschichte unerhört war? Hat sie nicht alle an die Einheit des Lebens und Glaubens, an die Einheit des Todes und der Unsterblichkeit, der Übernatur, der Entselbstung drängender hingewiesen als wir alle geahnt haben? Gott hat uns die Leiden und die Erhebungen dieses Krieges geschenkt als Prüfung, als Erprobung, als Versuchung unseres Werts oder Unwerts, als eine Gabe, mit der wir wuchern sollen uns zum Heil oder Unheil. Der eigentliche geistige Weltkrieg wird vielleicht erst nach dem Friedensschluß folgen. Bereiten wir uns auch auf diesen vor!

Zu dieser Vorbereitung scheint mir nichts dienlicher zu sein als ein Rückblick, eine Gewissenserforschung und ein guter Vorsatz für unsere künftige Gralarbeit. Wir haben den Gral vor Jahren nicht in erster Linie als Kampfmittel gegründet, sondern als ein Organ, das unsere Bücher, Werke, Schöpfungen begleiten, vermitteln, erklären sollte, das uns zu neuen Schöpfungen anregen, das neue junge Arbeiter zum Werk rufen sollte. Der Gral sollte keine Familienzeitschrift sein, kein journalistisches Unternehmen, sondern im eigentlichsten Wortsinn ein „Organ", ein Arbeitsglied, geeignet zu schaffen und zu wirken, der Mittelpunkt, der ideelle Schwerpunkt einer Kulturbewegung, einer aus den Bedürfnissen der Zeit entsprossenen, weiter zu entwickelnden Literatur. Ungefähr

Digitized by Google

zu der Zeit, da diese Literatur wirklich in einer reichen Fülle von Werken der Mitglieder des Gralbundes mehr oder weniger abgeschlossen zu sein schien, als Fortsetzung einer Literaturbewegung, die von der deutschen Romantik an durch das ganze 19. Jahrhundert gegangen war, da entstand ein sogenannter Literaturstreit, der zwei Hauptpunkte betraf: 1. die Berechtigung des von uns aufgestellten (soeben auch kurz gekennzeichneten) „Programms", und 2. die Geltung, die Bewertung des Lebenswerkes jener Literaten des Gralbundes, die freilich schon lange vor der Formulierung des „Gralprogramms" so dichteten, wie sie mußten und wie es ihnen ins Herz gelegt war. Diesen Literaturstreit habe ich in zwei Denkschriften (1909 und 1910) begleitet. So viel ich bemerkt habe, war mit dem Erscheinen meiner zweiten Denkschrift der Streit abgeschlossen und zu Ende, abgesehen von einigen Reminiszenzen. Es liegt mir daran, bei dieser Gelegenheit als Mensch, Christ und ehrlicher Mann es auszusprechen, daß dieser Streit für mich nicht nur äußerlich erledigt ist, indem die Richtigkeit unserer Grundsätze sich erwiesen hat, sondern daß mir auch gegen keinen der Gegner im Kampf die geringste Bitterkeit, der geringste Unwille im Herzen geblieben ist. Im Gegenteil, ich habe bei Gelegenheit die Hand zur persönlichen Versöhnung sowohl geboten, wie die gebotene angenommen. Und ich glaube, daß es eben jetzt nicht nur zur Wahrung des „Burgfriedens", sondern zur Erfüllung viel wichtigerer positiver Aufgaben infolge des Weltkrieges und des Weltfriedens notwendig oder doch wünschenswert sein wird, wenn sich die geistigen Vertreter des katholischen, also eines voraussichtlich nicht gerade verhätschelten Teiles der deutschen Nation und der deutschen Kultur, nicht selber durch Zerklüftung und Zerspaltung um ihre Aktionsfähigkeit und Bedeutung bringen, soweit ihnen w i r k l i c h um die ernste katholische Sache zu tun ist. Ich habe in den letzten Monaten von anderer Seite klagen hören, daß der geistigen Arbeiter auf diesem Gebiete nicht allzu viele seien, und daß manche, auf die man vor einigen Jahren noch die größten Hoffnungen gesetzt hatte, sich nicht ganz bewährt hätten. Um nicht mißverstanden zu werden, erkläre ich, daß ich selbst von meinen besten Freunden niemals verlangt habe und verlangen werde, daß sie mich loben oder auch nur von mir Notiz nehmen sollen oder daß sie mein Programm unterschreiben müßten. Ich glaube, eine Verständigung ist heute aus zwei Gründen leichter und notwendiger als jemals früher: Erstens hat man sich, wie wir aus verschiedenen Anzeichen glauben hoffen zu dürfen, in den Anschauungen schon mehr genähert

Digitized by Google

und ich meine, nicht ohne günstigen Einfluß des Gral, und zweitens gebietet uns auch der große, geistige Aufschwung dieser Kriegszeit, einen neuen Geist anzunehmen, er gebietet uns das in Voraussicht der kommenden Geisteskämpfe, von denen ich zuversichtlich einen noch höheren geistigen Aufschwung der katholischen Kultur erwarte als je zuvor. Jedenfalls will ich das Meine dabei nicht versäumen.

Zum Schluß noch ein Wort über Gralarbeit. Der Gral ist niemals notwendiger gewesen, er wird nie notwendiger sein als jetzt, als in der nächsten Zukunft. Der Gral beginnt, wie mir scheint, nun eine neue, jugendkräftigere Phase seines Wirkens; eine neue Generation ist an die Stelle der älteren allmählich vorgerückt mit neuem Schaffensmut, mit neuen Aussichten, mit selbständigen frischen Gedanken. Das ist gut so, das ist vortrefflich; wir älteren können dazu nur Glück wünschen und (wie der alte Titurel) den jungen Anfortas und Parzifals aufmunternd zurufen: „Unsere Söhne, seid ihr am Amt?" Auch ich weiche nicht vom Amt, wenn ich auch das, was ich zu sagen habe, im wesentlichen schon gesagt habe. Ich habe auch schon zuvor bemerkt, daß etwa mit dem Abschluß des Literaturstreits 1910 auch meine Hauptarbeit auf literarischem Gebiet in gewisser Weise abgeschlossen war. Nun hat mir die göttliche Vorsehung, deren Hand ich, je älter ich werde, um so mehr verehre und deren Wirken ich mit unerschütterlichem Vertrauen anstaune, gerade in jenem Jahr ein neues Arbeitsgebiet angewiesen und zwar auf den Tag, da mein früheres Tagewerk getan war. Ich habe, dieser Fügung gehorsam, zuerst eine Geschichte Wiens und dann eine österreichische Geschichte geschrieben, denen sich nun, gewissermaßen als dritter Teil dieser Trilogie, die Geschichte des Weltkrieges anschließen wird, und ich habe daneben die allgemeine Geschichte der neuesten Zeit in vier Bänden aus den Quellen zu schreiben unternommen, alles das, um auch von dieser, der geschichtlichen Seite her, das Idealgesamtkunstwerk katholischer Kultur zu begründen, vorzubereiten, zu klären. Das ist auch erweiterte Gralarbeit.

Redaktionelle Nachschrift: Wir haben die große Freude, hier bemerken zu dürfen, daß Dr. Richard v. Kralik sich auf unser Ansuchen hin bereit erklärt hat, auch in den folgenden Gralheften zu den neuen politischen und kulturellen Zeitproblemen Stellung zu nehmen.

Digitized by Google

Anima

Ein Märchen / Von Elli Bilecki

(Fortsetzung)

Dann kommt die Nacht, die Mondfackel in den dunklen, weichen Händen und beugt sich schauernd über das regungslose Meer und späht und lauscht; als müßte sie selige, unsichtbare Sonnenwunder ergründen, die tief unten in geheimnisvoller Verborgenheit geschehen.

So lag Animas Seele vor dem Angesichte des Dreifaltigen Einen, ein tiefes, spiegelklares Meer.

Die ewige Geistersonne war hinabgetaucht in seine Flut; und nun breitete heiliges Schweigen seine Schwingen über das Meer, und es wehte über den Wassern: „Friede, Friede, Friede. Mein Geliebter ist mein und ich bin sein."

Die Menschen, welche Anima sahen, konnten wohl göttliche Wunder ahnen, die sich in ihrer Seele vollzogen, heute, da sie zum erstenmale den Heiland empfangen.

Was sie sahen, war nur eine arme Jungfrau, ehrfurchtsvoll und tiefdemütig hingeneigt in stummem Gebete. Kein Laut, kein Beben verriet die Wonne und den Jubel ihrer beglückten Seele. —

Als besondere Gnade erbat sich Anima an diesem Tage ihres verschollenen Vaters Seele.

Dann zog Anima heim. Der Geliebte ging mit ihr und die Engel, die ihm dienten. Als sie zu der Hütte kamen, stand er still und schaute sie lange an, weil sie ihm sehr wohl gefiel und segnete sie.

Da gewahrte Anima plötzlich etwas, das sie bisher nicht gesehen. Der Geliebte trug um sein verklärtes Haupt einen dunklen Dornenkranz, und rote Wundmale glänzten an seinen erhobenen Händen.

Dann brach er aus seiner Krone einen großen Dorn und schaute Anima fragend und liebreich an.

„Siehe, meine Braut", sprach er, indem er den Dorn vor der Schwelle der Hütte in die Erde steckte, „das soll meine Morgengabe für dich sein. Er soll wachsen und gedeihen und dein kleines Haus umschatten als ein blühender Rosenbaum.

Du sollst seiner fröhlich warten und ihn lieben, weil ich ihn dir schenkte, und weil sein Duft mich erfreut."

Während der Bräutigam noch redete, sproßte aus dem Dorne ein liebliches Zweiglein. Das trieb viele Dornen

Digitized by Google

und dunkelgrüne Blättchen und kleine, zarte Knospen. Die waren rot und süß wie die leuchtenden Wundmale an des Geliebten Händen.

Da wußte Anima, daß sie für Jesus leiden sollte. Sie küßte seine göttlichen Hände und begoß das Zweiglein mit schmerzlich süßen Tränen.

Dann winkte der Bräutigam einigen Engeln aus seinem Gefolge; und drei wunderschöne Jünglinge traten hinzu, strahlende Wonne im Angesicht, daß sie ihm dienen durften.

„Sieh, meine Braut," sprach der König, „dies sollen deine Ritter sein, die dich behüten und dir dienen. Ignis, aus der Schar der Seraphim, soll heiliges Feuer in deine Seele gießen und sorgen, daß es nicht erlösche.

Jener Cherub, Divinus, der gotterfüllte Seher, wird dir viele meiner Geheimnisse erschließen; und Ara aus dem Chor der Throne soll dich lehren, ein lebendiger Thron und Altar meines göttlichen Willens zu werden.

Diese und Benignus, dein Beschützer sollen dich ehren als meine Braut und dich nie verlassen."

Jene drei trugen Gewänder aus rosiger Feuersglut gewebt und neigten sich demutvoll vor Anima. Dann traten sie mit ihr in die Hütte, um ihr fortan zu dienen.

* * *

Nun kam der Bräutigam zu Anima alle Tage und war selbst Gastgeber, Gastmahl und Gast. Nicht immer aber kam er wie am ersten Morgen.

Oft kam er verhüllt und sprach zu ihr kein Wort; und es schien Anima, als wende er streng sein Angesicht von ihr. Doch auch in dieser scheinbaren Verlassenheit empfing sie die weiße Hostie mit gleicher Liebe und schlug demütig an ihre Brust und sprach:

„O Herr, ich bin nicht würdig."

Ja, sie liebte es sogar, sich ganz einsam und von ihm verlassen zu fühlen. Denn dann wußte sie, daß sie ihn nicht selbstsüchtig empfing, nur um seine süßen Tröstungen zu genießen, sondern ganz allein um ihm ähnlich zu werden und ihn zu verherrlichen.

Wenn ihre Seele bei seinem Empfange kalt und unbewegt blieb, als kenne sie ihn nicht, wenn ihr Glaube tot und ihre Liebe erloschen schien, bat sie zu Tode betrübt, aber dennoch ergeben die Königin und ihre treuen Ritter an ihrer Stelle den Geliebten zu ehren.

Sie aber setzte sich zu seinen Füßen nieder wie Magdalena, sich völlig seinem Willen überlassend und küßte seine Füße und schwieg.

Digitized by Google

Jene Stunden der Prüfung waren ihm die liebsten, in denen er geheimnisvoll, ohne daß sie selbst es sah, die herrlichsten Gnaden in ihre Seele legte.

So kamen und gingen die Monde. Noch hielt sich der falsche Dolus in Animas Nähe, da er immer noch auf eine Gelegenheit hoffte, sie zu gewinnen. Sie aber diente ihrem Könige in Treue.

Vor Animas Hütte war der Rosenbaum emporgewachsen, und süßduftige Purpurröslein blühten an seinen dornigen Zweigen das ganze Jahr.

Die Vöglein sangen in dem Wipfel, und tausend Bienen holten sich süßen Honigseim aus seinen Blüten.

In Animas Seele aber mehrte sich das Leid, je mehr er blühte.

Ignis nährte das heilige Feuer in Anima. Wenn sie ihre Tagesarbeit vollendet hatte, führte er sie zu ihren armen, hilfsbedürftigen Brüdern. Da pflegte sie die Kranken, half den Müden und bat für die Hungrigen um Brot; und obgleich sie selbst matt und hungrig war, tat sie doch alles mit heiterer Fröhlichkeit und scheinbar mühelos, als hätte sie noch nichts getan.

Wo sie ein trauriges Herz fand, das seinen Gott verlor, oder eines, das erstarrt war in Not und Sünde, da nahm sie ihre Harfe und entlockte ihr die lieblichsten Lieder, gleich wie David einst spielte vor König Saul.

Da flohen die unholden Geister. Die Trauer wurde zur Hoffnung, und die harten Herzen schmolzen wie Eisberge im Frühlingsscheine.

Anima tat alles mit einer solchen Liebe und Selbstentäußerung, als hätte sie Jesus selbst vor sich, immer seines Wortes gedenkend: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan."

Die bösen Geister, die Anima vertrieb, begannen sie tödlich zu hassen und bedienten sich harter, verstockter Menschen, um sie zu quälen.

Wenn sie solchen begegnete, wurde sie mit Flüchen und Steinwürfen bedroht. Sie warfen ihr Dornen und Scherben in den Weg, und Anima mußte mit bloßen Füßen darüber gehn.

Man spottete ihrer frommen Lieder und suchte sie mit wüstem Lärm zu übertäuben. Sie aber ging lächelnd mit nach innen gerichtetem Blick, als wüßte sie von all dem nichts und schaute nur das Bild des kreuztragenden Gottes an, das sie im Herzen trug.

Unzählig waren auch jene kleinen, täglich wiederkehrenden Übel, die ihr Jesus auferlegte; weil er wußte,

Digitized by Google

wie herrlich diese unscheinbaren Kreuzlein die Geduld und Demut großer Seelen offenbaren.

Trübe Alltagssorgen, die Not ums Brot und die Kleinlichkeit der Mitmenschen waren es, die Anima oft grausam wie ein Heer von Mücken plagten.

Wie oft auch fühlte sie sich körperlich krank und müde und fast völlig entkräftet. Doch sie achtete ihrer Schmerzen nicht und hielt sich mit eisernem Willen aufrecht und zeigte fröhlichen Mut.

Kein Mensch ahnte, was sie litt, weil sie leicht und mühelos alles, selbst das Schwerste zu bewältigen schien; und man häufte sorglos immer neue Lasten auf ihre schwachen Schultern.

Wenn dann Animas Leiden überhand nahm, als sollte sie von ihm ganz zermalmt und vernichtet werden, trat Ara zu ihr und lehrte sie, sich als lebendigen Altar dem göttlichen Willen darzubringen, und Animas Herz gewann eine große Freude und süßen Trost im Leiden.

Animas liebste Freunde im Tal der Prüfung waren die Kindlein. Ihnen gegenüber verlor sie ihre scheue, jungfräuliche Zurückhaltung. Sie lockte sie in ihren Blumengarten und spielte und sang mit ihnen selbst wie ein Kind.

Oder die Kleinen setzten sich still um sie im Kreis und hörten zu, was Anima von Jesus erzählte.

Da brach sie ihre tiefe Verschwiegenheit und ließ sie gern in die verborgenen Geheimnisse ihrer Seele schauen, die sie von Divinus erlauschte.

Sie verriet den Kleinen, wie sie mit Benignus, ihrem unsichtbaren Freunde, verkehrte, und lehrte sie, auch auf ihre liebevollen Schutzgeister zu achten und ihre Gegenwart zu ehren.

Da lauschten die Kinder still und großäugig und blickten verstohlen um, ob sich nicht zur Rechten der Engel wahrnehmen ließ, oder wenigstens ein Lichtglanz von ihm oder ein leises Wehen seiner Silberflügel.

Ihre größte Liebe wandte Anima jenen ganz armen, schutzlosen Kindlein zu, die im Dunkel schmutziger Hütten geboren, von bösen Menschen zum Laster erzogen wurden, obgleich sie hier für sich meist nur Schmach und Undank erntete.

Wenn sie gab, haßte man sie, weil sie nicht alles gab; und als einige von den Kindern, die unter ihrer Fürsorge waren, starben, gab man Anima Schuld an ihrem Tode, weil sie die Kleinen nicht genug gepflegt habe.

Anima sagte kein Wort zu ihrer Verteidigung. Doch sie bat alle Tage die Königin des Himmels, daß sie solch

Digitized by Google

arme Kindlein lieber zu sich rufe, ehe sie dem Laster anheimfielen.

* * *

Wie anders als einst gestaltete sich nun Animas Leben. Mit tiefem Erschrecken hatte sie erkannt, wie sie einst nur an sich gedacht, wie sie selbstsüchtig alle irdischen Güter in Empfang genommen, als gebührten sie ihr nach Recht und Gerechtigkeit.

Nun hielt sie sich für die Unwürdige, der nichts zukam. Sie dachte nicht an sich und teilte nur mit vollen Händen ihre Gaben aus, andere zu beglücken.

Wohl sahen die Menschen nicht, was die arme, stille Jungfrau für sie tat; denn ihr Wirken ging in jenes unsichtbare Geisterreich hinüber, das irdischen Augen verschlossen ist.

Nur der göttliche Geliebte sah es und die milde Königin und Animas himmlische Freunde. Benignus schrieb alles in das goldene Buch, um einst herrlich für Anima zu zeugen.

Er war es, der sie anspornte und ihr zeigte, wie sie das Bild des Heilandes allzeit vor Augen haben müsse, um es getreulich in sich nachzubilden.

Und Anima war eine gelehrige Schülerin und tat, wie ihr Benignus geheißen.

Oft, wenn sie in göttlicher Heimlichkeit mit Jesus Zwiesprache hielt, faßte sie eine glühende Sehnsucht, daß doch alle Herzen ihm angehören möchten.

Da weihte sie ihm ihr ganzes Sein zum Ersatz für alle Liebe, die ihm entzogen wurde. Sie sprach zu ihm:

„Ich opfere dir mein Herz und alle armen, sündigen Herzen, die deiner vergessen haben. Ich weihe dir an ihrer Stelle all ihre Mühen und Leiden und bitte dich, gib ihnen dafür deine zuvorkommende Gnade, daß sie sich zu dir bekehren."

Wenn Anima so bat, ging ein Strom von Gnaden vom Herzen Jesu aus. Er sandte die Engel, die seines Winkes harrten, hinaus in alle Welt, wo arme Sünder waren.

Sie eilten dahin auf Schwingen der Liebe und trugen in lichten Händen den Pokal seiner Gnade, ihn auf arme, verhärtete Herzen zu ergießen.

Fern, tausend Meilen weit von Anima erstand dann manches Herz von geheimnisvoller Kraft berührt, zu neuem geistigem Leben; und es neigte sich demütig vor dem Herrn und sprach:

„Herr ich habe dir nie gedient und habe dir bisher nur Schmach angetan. Woher kommt mir die Gnade, daß

Digitized by Google

du mich mit süßer Gewalt zu dir gezogen hast, als sehntest du dich nach mir, und als wäre es deine ganze Wonne, von mir geliebt zu sein?"

„Anima betete für dich," sagte der Schutzgeist des Bekehrten.

Oder es geschah, daß Animas Blick im flüchtigen Vorübergehn einen Menschen streifte, den sie nicht kannte, und der nach wenigen Augenblicken spurlos im Gewoge des Tages entschwand. Da fühlte sie Benignus leisen Antrieb in sich: „Hilf ihm! Er bedarf deiner."

Und sie bat Jesus: „Herr, laß dein kostbares Blut an ihm nicht verloren sein."

Da erbarmte sich der Richter noch einmal und gewährte dieser Seele, die bereits verloren schien, neue Zeit und Gnade zu ihrer Rückkehr.

Keine noch so geringe Wohltat, kein freundliches Wort, das Anima zuteil wurde, ließ sie ohne Dank und Lohn; in ganz besonderer Weise aber dankte sie jedem Priester, der ihr je eine sakramentale Gnade vermittelte.

Sie selbst war arm; doch sie lohnte allen tausendfach mit den königlichen Schätzen, die sie von dem Geliebten erbat.

Ebenso, ja fast noch reicher als ihre Wohltäter bedachte sie alle, die ihr Übles taten. Das sah ihr Bräutigam gern, und weil er dürstete nach dem Heil der Seelen, gab er ihr viele Feinde.

Ein armes Weib sagte einst zu ihr: „O Anima, glücklich wer dein Feind ist, denn du erbittest ihm das ewige Leben."

Mit besonderer Liebe gedachte Anima auch der abgeschiedenen Seelen, die noch im Reinigungsorte ihre Schuld sühnen mußten. Nach jedem Meßopfer, dem sie beiwohnte, stiegen die von ihr erlösten Seelen, die sie der Verdienste Jesu teilhaftig gemacht hatte, hinan zum Angesicht des Herrn, die Scharen ihrer Freunde im Himmel zu vermehren.

Kein Tag verging, an dem Anima nicht auch ihres verschollenen Vaters gedachte und dem himmlischen Vater Jesu Blut als Kaufpreis für seine Seele bot.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

P. Abraham a S. Clara — im Lazarett

Von Professor Dr. Karl Bertsche

Wie sie hungern nach kräftiger, gesunder Geistesnahrung, unsere Helden im Schützengraben wie im Lazarett! Ist es da nicht Pflicht der Nichtkrieger, ihnen den Liebesdienst zu erweisen und sie so schnell und ausgiebig wie möglich auch mit guter geistiger Kriegskost zu versorgen? Und was gäbe es da für einen passenderen Lesestoff als die urwüchsigen, kerndeutschen Schriften P. Abrahams, des österreichisch-katholischen Klassikers? Ist er nicht das Urbild und Muster eines Feldpaters? Schon sein ganzes Leben und Wirken in einer durchaus kriegerischen Zeit, sein ganz soldatischer Charakter voll Mut, Unerschrockenheit und Selbstaufopferung im Dienste der Allgemeinheit, voll feuriger Vaterlandsliebe und Treue zu Kaiser und Reich, und der Ausfluß und Ausdruck dieses Wesens: seine fast durchweg kriegerische Sprache voll Kraft und Saft, keckem Zugreifen und herzhaftem Anfassen, und daneben sein ewig sprudelnder Witz und nie versagender Frohsinn, die ja zu einem braven Soldaten gehören: all das macht den alten P. Abraham dem Kriegerherzen tausendfach lieb und wert. Das ist sein Mann! Er hat ja selbst eine hohe vaterländische Tat vollbracht mit seinem gewaltigen Kriegsaufruf: „Auf, auf, ihr Christen!" von 1683. (Damals ging's allerdings gegen die Türken, unsere jetzigen Freunde!) Und wie häufig spricht er doch vom Krieg und Soldatenstand, von Soldatentugenden und -Untugenden! Fast alles, was er darüber schrieb, gilt auch noch für unsere Zeiten; und was nicht für uns paßt, ist uns nicht minder interessant; denn das weckt Freude und Trost und Zuversicht beim Gedanken an unsere Fortschritte und unsere gerechte Sache.

Also hinaus mit P. Abraham a Sancta Claras Schriften an die Front und hinein vor allem in die Lazarette, sei es in Strigls großer Auswahl in sechs Bänden (Kirsch, Wien) oder in Bertsches „Blütenlese" in zwei Bändchen (Herder, Freiburg).[1])

[1]) Wie wir hören, erscheint bei Herder in Freiburg ein Kriegsbüchlein, worin P. Abrahams Werke besonders für unsere schwere Zeit fruchtbar gemacht werden, und zwar unter dem Titel: „Kriegsbrot für die Seele" (geb. 1 M.)

Digitized by Google

Hier seien — aus alten Drucken — nur einige Proben davon gegeben, was der Redegewaltige unsern Verwundeten zu sagen hat.

Ritter Georg im Leiden

Es muß unser lieber Herr (Jesus) den Feigen nicht wohl geneigt sein (da er den Feigenbaum verwünschte, Mark. II, 12), wenigst weiß ich solche Feigen, die er hasset und verwirft. Diese (das) sind die Lettfeigen (Feiglinge, von Lett = Lehm, Kot), diejenigen, so sich nicht trauen, um Christi willen etwas zu leiden. Sind rechte Lettfeigen, die da sehen ihren JESUM leiden und streiten, und sie können nicht das geringste Übel ertragen. — Wie dieser liebste Heiland wollte den Lazarus vom Tod auferwecken, so haben die zwei Schwestern Magdalena und Martha spüren lassen, als ob sie es nicht gern sehen, sagten demnach zu dem Herrn: „Er stinkt schon, denn er liegt bereits vier Tag im Grab." Schau mir einer die heiklen Weibernasen an! Kann's der Herr schmecken (riechen), warum ihr nit? Kann er dies leiden, warum ihr nit? Also könnte es mancher Lettfeigen gesagt werden: Tut Christus der Herr, der Erlöser, der vermenschte Gott, der Brunn und Ursprung aller Unschuld, leiden, warum soll es dir nicht auch schmecken? — Nicht also heiklich (empfindlich) war der tapfere Soldat Georgius, sondern er stellte sich vor Augen den gekreuzigten JESUM, wie von ihm spricht der heilige Laurentius Justiniani: „Nackt erwartete er am Marterpfahl Christum und ward durch sein Beispiel entflammt", und begehrte inbrünstig, in dessen blutige Fußstapfen zu treten. Es wünschte Georgius, er hätte 1000 Leben, so wollte er alle dieselben Gott aufopfern wie Abraham seinen Sohn; (Richter 11, 40); er wünschte, er hätte viel 1000 Adern, so wollte er alle dieselben Gott zu Ehren ausgießen wie David das Wasser von der Zistern zu Bethlehem (2. Rö. 23, 14). Und gleichwie der gebenedeite JESUS in seinem Leiden alle Pein gern angenommen, keine einzige nicht geweigert, ausgenommen den Essig auf dem Kreuz wollte er nicht trinken (Math. 27, 34), der Ursach halber, weil der Essig das Blut stillt; aber es wollte der verliebte und betrübte JESUS nicht, daß sein Blut sollte gestillt noch gestellt werden, sondern er begehrte dasselbige bis auf den letzten Tropfen zu vergießen, wie er denn aus seiner Seitenwunde Blut und Wasser (hat) rinnen lassen, zuletzt das Wasser, damit er mit diesem das ganze Herz ausschweibe (wie man die Wäsche abschwenkt, ausschweift) und nicht einen Tropfen (Bluts darinnen lasse — aus pur entzündeter Lieb zu den Menschen.

Digitized by Google

Also wünschte auch ebenmäßig Georgius: alle, alle Blutsadern, alle, alle Blutstropfen aus Inbrunst zu Gott, zu seinem Erlöser zu vergießen und für ihn, für seine Ehr und Lehr bis in den Tod zu streiten.

O ein starker Soldat, Georgius! Warum er sich also urbietig (erbötig, gern) zu allen Peinen und Tormenten anerboten, ist auch diese Ursach, weil er wußte, daß Streiten und Leiden hier auf Erden sei ein Zeichen, selig zu werden. Er wußte, daß kein sicherer Weg in das obere (himmlische) Jerusalem führe als der Kreuzweg; er erkannte, daß, wie kein Festtag ohne vorgehende traurige Vigil, kein Viktori ohne vorgehenden blutigen Kampf, kein lieblicher Frühling ohne vorgehenden rauhen, polzigen Winter, kein schöner Morgen ohne vorgehende dunkle Nacht, keine begnügliche Belohnung ohne vorgehende Arbeit, keine fröhliche Ostern ohne vorgehende Kar- und Kreuzwoche, also auch ohne vorgehendes Leid und Arbeit keine ewige Seligkeit. Er wußte, daß die Seligkeit spottwohlfeil sei, wie sie also eingekramt (eingekauft hat) Franciscus Salesius ꝛc. (Der fromme Verfasser der „Philothea", dem viel Spott und Hohn zuteil ward in seinem Wirken zu Genf.) Und dort droben nimmt man keine andere Münz als — Kreuzer. Er (St. Georg) erinnerte sich desjenigen, was sein geliebter Jesus einmal dreien Jüngern erwiesen.

Dieser gebenedeite Herr führte auf eine Zeit Petrus, Jakobus und Johannes — diese drei in der Zahl und Treue in der Wahl — auf den hohen Berg Tabor und zeigte ihnen alldort einen kurzen Inhalt und Abriß seiner Glory, indem nämlich sein Angesicht glänzte wie die Sonn, seine Kleider so weiß als der Schnee; der Himmel selbst eröffnete sich und (es) erschallte die Stimm des himmlischen Vaters; alles war glorreich und freudenreich über und über. Petrus hat sich dergestalten darein verliebet, daß er offenherzig aufgeschrien: „Bonum est nos hic esse, Herr, Herr! Da gehet es lustig her, da wollen wir verbleiben" (Mark. 9, 4). Kaum daß er dieses geredet, ist alle Glorie verschwunden und da Petrus vermeinte, er stehe im Himmel, so war er auf einem Scherhaufen (Schermaus = Maulwurf!) Durch dies wollte der gebenedeite Herr ihm seinen Fehler vorstellen, daß er nämlich hat wollen gleich selig sein, da er doch noch nie unglückselig gewest, daß er hat wollen eingehen in (den) Himmelssaal und noch nie gewest (ist) in Trübsal. Eintreten in die himmlische Freud ohne vorgehenden Streit, Leid und Arbeit kann nicht sein . . . (Aus „Merk's wohl, Soldat!")

Digitized by Google

Lob des Soldatenstandes

. . . Im übrigen muß doch ein jeder ganz Vernünftige bekennen, wie nützlich der ganzen Welt sei der Soldatenstand, allermaßen (da) ohne dergleichen tapfere Kriegsleut viel Länder und Reiche nicht könnten sicher stehen. Ganze Chroniken und Bücher sind angefüllet mit herrlichen Taten der streitbaren Helden, und getraute ich mir ehender zu zählen die Sterne am Himmel als die unsterblichen Namen derjenigen, so zu Schutz und Nutz der Christenheit, zur Erhaltung des Vaterlands und zur Glorie des Landesfürsten gefochten . . . (Aus „Etwas für alle.")

Die arme Leinwand

Ich hab oft bei mir betrachtet, daß fast kein Ding in der Welt sei, welches so gar viel müßte ausstehen als die Leinwat. Erstlich wird das arme Flachs- oder Haarkörnlein gar in die Erde begraben und zwar in das freie Feld hinaus, als wäre es etwan in einer Exkommunikation gestorben. Kaum, daß es nachmals den Kopf wieder hervorhebt und in dem besten Stand zu sein glaubt, da erfährt (spürt) es die tyrannischen Händ, so es mit Leib und Seel aus seinem Vaterland vertreiben. Bald hernach macht man ihm ein solches Schwitzbad, als hätte der arme Tropf die neapolitanische Galanterie (franz. mal de Naples, jetzt morbus gallicus, ital. malfrancese!) am Hals. Wenn es nun die Dürrsucht über und über bekommen hat, so muß es in die Brechel, worinnen es die ganze Haut muß lassen, und bleibt allein das Haar übrig, schindet doch ein Pfleger (Verwalter) die Bauren nicht so hart. Nach solcher unerhörter Strapazzen zeigen ihm sogar die zahnluckenden Weiber ganz eiserne Zähne und ziehen es durch eine Hechel, daß (es) ein Elend ist. Gleich darauf bindet man die Haar an eine Kunkel mit Strick und Band, als hätte er (der arme Tropf) das größte Schelmstück begangen. Es halten ihn oft die alten Weiber an das Maul, aber nicht daß sie ihm ein Bisserl oder Kuß (Busserl) wollten versetzen; sondern die wilden Husten (alten Husterinnen) speien ihm gar ins Gesicht. Endlich muß er gar auf das Rad (Haspel) kommen, als wenn etwan der unschuldige Tropf hätte Vater und Mutter umgebracht. Kaum daß er solches hat ausgestanden, so tut man ihm mit einer scharfen Lauge den Kopf waschen. Bei dem bleibt es noch nicht; sondern der Weber bindet und hänget ihn zwischen die Bäumer (zum Trocknen), als hätte der arme Narr den Galgen verdient. Nachdem er von dem Weber ein manches Kreuz hat ausgestanden, zumalen alles kreuzweis gewirkt wird,

Digitized by Google

so gerät diese Leinwat erst nach ausgestandener Bleich — ich glaub aus lauter Forcht tut sie also erbleichen, weil sie wieder in die Händ der Weiber kommt — unter die Wäscherinnen, welche also unbarmherzig mit ihr umgehen, daß dargegen alles Stockschlagen (beim Trocknen) leicht zu ertragen. Nachdem sie den Hals der armen Leinwat oft und viel umgerieben, so muß sie wieder aufgehängt werden, und ist kein Wunder, daß ihr ein Tropfen um den andern die Wangen herunter fällt, zumalen sie ihr Elend nicht genug kann beweinen. Endlich kommt der Schneider oder die Näderin über sie und schneidts und stichts und klopfts und ziehts und streckts, daß wohl (ist) ein rechtes Mitleiden mit ihr zu haben.

Aber warum leidet die Leinwat so viel? Warum? Ich glaub darum, weil sie in (den) Himmel gehört; denn der Chronist Gottes Johannes hat gesehen (Offenb. 15, 6: Vestiti lino mundo et candido), daß die Engel im Himmel sind angetan gewest mit sauberer und weißer Leinwat. Wenn nun die Leinwat muß leiden, so sie will in Himmel kommen, wie viel mehr der Mensch! Regnum coelorum vim patiatur et violenti (non vinolenti) rapiunt illud. (Das Himmelreich leidet Gewalt . . .)

Ich glaube endlich schon und weiche von dieser Aussag ganz und garnicht, daß es Kreuz und Leiden, daß es Mühe und Arbeit koste, wenn man will das obere Jerusalem erwerben, — aber glaub du mir, es kostet so viel, wo nicht mehr, wenn jemand will — zum Teufel fahren. (Aus „Judas" IV).

Was muß ein Soldat haben?

Zu erinnern sind alle rechtschaffenen Kriegsmänner, daß sie sich den Namen Soldat wohl vor Augen stellen und denselben nicht für sich (vorwärts), sondern zurück lesen, woraus ihre ganze Regel, mit einem Wort geschrieben, abzunehmen ist; denn das Wort Soldat heißt zurück tadlos, als soll ein steifer und tapferer Soldat ohne Tadl und Mangel (Fehler) leben. Eigentümlich aber wird zu einem lobwürdigen Kriegsmann erfordert, daß er drei Stück an sich habe, etwas von dem Garten, etwas von den Karten, etwas von den Schwarten. Von den Schwarten dies, daß er bei einfallender Not könne Hunger ausstehen, daß ihm die Schwarten krachen (also Ausdauer); von den Karten muß er haben Herzbub (Tapferkeit); von dem Garten muß er haben das Blümel Rittersporen (Edelmut). Wo diese drei Ding sind beisammen, verdient man erst eines Soldaten Namen. — (Aus „Merks Wien!")

Digitized by Google

Die Soldaten beim Prediger in der Wüste.

... Am Jordan haben sich auch die Soldaten eingefunden und (sind) bittlich eingekommen bei dem heiligen Mann (Johannes dem Täufer), wie daß sie eine ganze Zeit müßten auf der Schildwacht stehen und von einer Bastei zu der andern wandern, ein ganzes Jahr öfter im Zeughaus als im Gotteshaus, und wissen sie um kein Kapitel (von keinem etwas) aus der Bibel, wohl aber um Kapitel, die sie täglich von ihren Offizieren einnehmen (verlesen bekommen), bitten derohalben, er wolle ihnen die Weis an die Hand geben, wie sie auch möchten den Himmel erwerben (Quid faciemus?) Ihnen antwortet der heilige Johannes: „Tut niemand Überlast an, noch Gewalt und seid fein mit eurem Sold zufrieden" (Lukas 3, 13). Mit dem war die ganze Predig beschlossen. Da hätte ich mir ohnfehlbar eingebild't, der erleuchtete Mann Gottes hätte ihnen mit großem Eifer vorgetragen, wie daß sie den Soldatenstand sollen beiseits legen, den Harnisch hurtig ausziehen und dafür in einen rauhen Eremitenrock schliefen (schlupfen), die Lenden mit harten Cilicien (Bußgürtel) umgürten und also die übrige Zeit ihres Lebens der Buß abwarten; denn ein Krieg auf lateinisch heißet bellum, und meinen viel, es rühre her von dem Wort belua, so auf teutsch ein wildes Tier heißt, als seien die Kriegsleut ihres sträflichen und gewissenlosen Wandels halber den Tieren nicht ungleich.

Nichts dergleichen hörte man aus dem Mund des heiligen Johannes, sondern mit ganzer Höflichkeit ließ er sie abweichen (abtreten), als tät er gleichsam sagen: „Meine wackeren Soldaten, tut niemand keine Gewalt an und seid mit eurem Sold befriediget; im übrigen bleibt's Soldaten; denn Soldaten haben auch einen Platz im Himmel, und auf dieser strittigen Welt sind die Soldaten notwendig. Der Soldaten kühne Taten und heroische Tapferkeit ist dem Himmel nicht zuwider, sondern ihre starke Faust und unüberwindliche Couragi muß auch die sichtbare Kirche Christi auf Erden vor den Feinden schützen. Soldaten sind wackere Leut!" — („Merk's Wien!")

Ob's auch heilige Soldaten gibt?

Man kann's zwar nicht leugnen, daß bei den Soldaten die Heiligkeit ziemlich schitter (dünn, spärlich) wachse und finde man mehrer Federbusch als (Heiligen-) Schein auf den Kaskett (Helmen) und Pickelhauben. Die großen Kriegsstuck pflegt man derzeit insgemein Canonen zu nennen; dahero ein Spitzfindiger die Gelegenheit (wahr) genommen zu sagen,

Digitized by Google

der Soldaten ihr Geistliches Recht, oder Jus Canonicum seien die Canonen oder Kriegsstuck. Nun wär es wohl zu leiden (ertragen), wenn nur metalline Stuck unter den Soldaten anzutreffen wären; man findet aber auch zuweilen andere Stuck: Schel-stuck, Die-stuck (Schelmenstücke und Diebsstreiche) 2c; denn also singt der Poet:

„Nulla fides pietasque viris qui castra sequuntur!"

(Lucanus. Pharsalia IV, 481. Vergleiche Schillers Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager": „Aber wer bei den Soldaten sucht — Die Furcht Gottes und die gute Zucht. . .") Das ist auf Deutsch: Die Pikenierer sind Bankettierer, die Musketierer sind Leutverführer, die Reiter sind Ausbreiter (von Lügen und Verleumdungen. Andere Ausgaben haben dafür: Ausbeuter.) Die Dragoner sind Tragdoner (bayr. = trag von dannen. Vergleiche Schiller: „Denn — ihr tragt alles fort.") Die Soldaten sind Leut voller Untaten. Den Poeten aber muß ich entschuldigen, daß er diesen Spruch nicht allen Soldaten und tapferen Kriegsleuten zum Schimpf gesetzt, sondern nur auf etliche gezielet; denn (es ist) ja nicht in Abrede zu stellen, daß (nicht) auch fromme, redliche, treue und gottselige Leut in diesem Stand anzutreffen sind.

. . . Ohne allen Zweifel hat dieser himmlische Chronist (der Apostel Johannes, Geheime Offenbarung 7, 19) auch gesehen in der Glorie (des Himmels) viel Soldaten und nit allein lauter solche, die von der Karthause (Kloster der Karthäuser), sondern auch viel von der Kartaune (kleine Kanone) gekommen, nit lauter solche, die in den Zellen, sondern auch viel, die unter den Zelten gewohnt, nit allein lauter solche, die sich auf den Choral, sondern auch viel, die sich auf das Arsenal verstanden (haben). („Merk's Wien!")

Digitized by Google

Maler Franz Fuchs

Von Dr. Rudolf Huber

Wenn auch in Zeiten, wo alles gespannt auf die Kunde großer und entscheidender Waffentaten lauscht, die Geltung der schönen Künste zurücktritt und höchstens Jubeltage von Künstlern ein ausführlicheres Gedenken wachrufen, unternehmen wir es dennoch, über die Entwicklung und das Schaffen eines Malers zu schreiben, der heute in der Vollkraft der Jahre steht. Es geschieht in der Überzeugung, daß die Vertiefung des geistigen Lebens seit dem großen Weltbrande und das Wiedererwachen eines starken religiösen Empfindens in weiten Kreisen auch die Teilnahme für die kirchliche Kunst erhöhen werden. Dann wird auch der Name des schlichten Mannes aus den Tiroler Bergen, dem die Schönheit des Gotteshauses Herzenssache ist und der mit nimmermüdem Fleiße an seiner eigenen Vollendung arbeitet, weil er vor allem die Ehre des Höchsten sucht, in deutschen Landen lauteren Klang erhalten.

Die deutsche Gesellschaft für christliche Kunst hat wiederholt Werke von Fuchs veröffentlicht und ihnen dadurch bereits den Weg in das christliche Haus gebahnt. Drum darf ich annehmen, daß er vielen Lesern des „Gral" kein ganz Unbekannter sei. Überdies haben erst unlängst die öffentlichen Blätter den Namen Franz Fuchs genannt, als dieselbe Gesellschaft im Nationalmuseum in München einen Wettbewerb für religiöse Kriegsgedenkzeichen veranstaltete und Fuchs hierbei für die von ihm eingesandten Entwürfe die beiden ersten Preise und die belobende Anerkennung des Preisgerichtes empfing.

Eine freundliche Sonne beschien seine Lebensbahn, die in dem alten Salinenstädtchen Hall in Tirol ihren Ausgang nimmt. Hier wurde Franz Fuchs am 31. August 1868 geboren. Seine Vorfahren hatten, wenn man teils in der männlichen, teils in der weiblichen Linie zurückgeht, seit mehreren Jahrhunderten die Stadtkocherei inne, d. h. sie hatten einst für die Mitglieder des landesfürstlichen Hauses, die in Hall saßen, die Tafel zu besorgen. Dies vornehme Gewerbe war mit der Familie und mit dem alten schönen Familienhause verbunden, ging aber, wenn der Stadtkoch keine männlichen Erben hatte, auch auf seinen Eidam über.

Digitized by Google

Franz' Urgroßvater Alois Posch war Stadtkoch und zugleich akademischer Maler. Er war in Wien auf der Kunstakademie etwa zur Zeit, da Overbeck und seine Freunde diese Stadt verließen, und blieb der alten Richtung getreu, nicht zum Nachteile seiner Malweise. Treffliche Kopien nach Van Dyck, älteren Italienern und Franzosen, die sich im Besitze des Urenkels befinden, zeigen von starkem Talente und sicherer Pinselführung. Auch Franz' Vater bekundete starke Hinneigung zur Kunst und verzichtete nur auf den Einspruch der Großmutter, der Witwe jenes Alois Posch, darauf, sich ganz der Malerei zu widmen. Immerhin blieb ihm auch als Stadtkoch manches Stündlein für das Zeichnen und Malen. Seine Gattin stammte aus dem alten Tiroler Adelsgeschlechte derer von Weinhart und war auf dem Familiensitze Fritzenheim (da, wo heute der Bahnhof Fritzens steht,) zur Welt gekommen.

Verschiedene Umstände vereinigten sich, um in dem einzigen Sohne — von drei Mädchen starb eines im zarten Kindesalter — die Liebe zur Kunst erwachen zu lassen: das alte Städtchen selbst mit hundert malerischen Winkeln wird im Norden von den gewaltigsten Berghäuptern überragt, die je nach dem Wechsel der Jahreszeiten und der Witterung die mannigfaltigsten Bilder darbieten; das alte Familienhaus mit der schönen Prunkstube, den Bildern des Urgroßvaters an den Wänden und allerlei stattlichem Hausrat wirkte gewiß auf die Enbildungskraft des Knaben. Auch die eigenen Neigungen des Vaters zur Kunst blieben nicht ganz ohne Einfluß. So kam es, daß in Franz ziemlich früh der Gedanke an den künftigen Beruf erwachte. Er besuchte das von den Franziskanermönchen geleitete Gymnasium seiner Vaterstadt und gab schon von der vierten Klasse ab selbst den Zeichenunterricht an dieser Anstalt. Die Eltern sahen seine Hinneigung zur Kunst keineswegs ungern und ein Geschenk der Mutter, das Leben Overbecks von Howitt-Binder, das Franz mit siebzehn Jahren empfing, trug nicht unerheblich zur Stärkung dieser Neigung bei. Von dem Landschaftsmaler Edmund von Wörndle, einem Schüler Joseph Führichs, erhielt er den ersten Zeichenunterricht. Dann knüpfte er wertvolle Beziehungen zu dem edlen, schlichten Maler Franz Pernlochner in dem nahen Dorfe Thaur an, dem er auch für die spätere Zeit manche Vorteile, namentlich für Freskomalerei abschaute. Pernlochner war in München ausgebildet, ein Schüler des Andreas Müller (genannt der Komponiermüller) und arbeitete hauptsächlich für sein Heimatdorf und für die Tiroler Glasmalerei in Innsbruck. Fast täglich wanderte Fuchs von Hall nach Thaur hinüber.

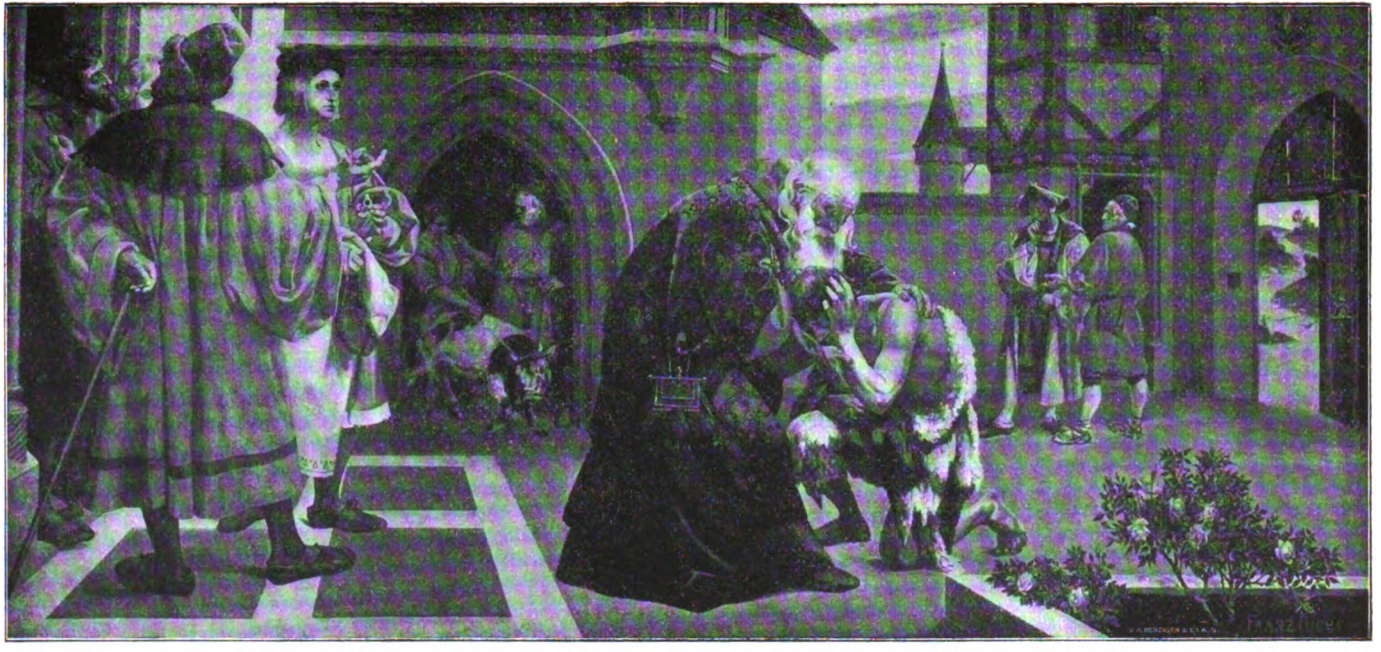
Digitized by Google

Im Herbst des Jahres 1889, nach Beendigung seines Dienstjahres als Einjährig-Freiwilliger bei den Tiroler Kaiserjägern, ging Fuchs nach München, zuerst an Holeschy's Schule, dann zu Ostern 1890 an die Kunstakademie, wo er zusammen mit Angelo Jank ein Jahr bei Löfftz unterwiesen wurde. Als dieser Direktor wurde, übernahm Paul Höcker die Schule. Trotzdem der junge Tiroler den Wert dieses Unterrichtes besonders nach der eigentlich malerischen Seite keineswegs gering anschlug, und auch seine Leistungen zweimal die Belobigung erhielten, ließ ihn das Heimweh diesmal nicht lange aushalten. Er kehrte schon im Jahre 1892 in die Vaterstadt zurück, mit der Absicht, durch fleißiges Studienmalen seine Ausbildung selbst fortzusetzen. Der anfängliche Plan des Jünglings, sich der kirchlichen Kunst zu widmen, war ihm während des Münchener Aufenthaltes fast entschwunden. Die damalige Richtung des Kunstlebens war solchem Streben nicht günstig. Alles, was an Komposition anklang, war geradezu verfehmt, die getreue Darstellung der nackten Wirklichkeit war das Ziel, die Freilichtmalerei das Mittel, in dem man allein das Heil erblickte. Andreas Müller stand geistig vereinsamt und seine Schüler galten als rückständig und veraltet. Es ist begreiflich, daß die Jugend sich scheute, verlassenen Fahnen zu folgen.

In Hall war Franz nicht müßig. Er malte allerlei Studien, Innenräume und dergleichen, wurde aber doch bald gewahr, daß hier die rechte Anregung abging. Da brachte eine Reise nach Italien 1894 entscheidende und für die Zukunft fruchtbare Eindrücke. In Florenz erschloß sich dem Künstjünger die ganze Größe einer aus tiefster Herzensfrömmigkeit hervorblühenden kirchlichen Kunst, namentlich in S. Marco. Neben Fiesoles unsterblichen Schöpfungen waren es besonders die Fresken im Hofe, das Leben des heiligen Bischofs Antonin darstellend, von einem geringeren Meister, die Fuchs mächtig ergriffen und ihm den Gegensatz solcher Arbeiten gegenüber aller Studienmalerei als Selbstzweck deutlich machten. Da erfaßte ihn tiefe Sehnsucht, sein Schaffen ganz der kirchlichen Kunst zu weihen und in der Tat hat er seither kaum mehr irgend ein profanes Gemälde geschaffen. Schon die Studien, die Fuchs damals in Florenz machte, dienten der neu ergriffenen Richtung. Die viermonatige Reise dehnte sich noch nach Neapel, Pompei, Genua und Turin aus.

Ein kleiner Auftrag nach der Rückkehr in die Heimat, ein Altarbildchen, sowie ein Fresko für eine Haller Kirche, gaben Fuchs Gelegenheit, sein bisheriges Können auf die

Digitized by Google



Der verlorene Sohn. Von Franz Fuchs.

Mit Erlaubnis der Verlagsanstalt Benziger & Co A-G.

Digitized by Google

Probe zu stellen und da er auf allerlei Zweifel stieß und die große Schwierigkeit einsah, in der Kleinstadt die rechten Modelle zu erhalten, befestigte sich der Entschluß, noch einmal als Schüler zu beginnen. Von Georg Busch beraten suchte und fand er Aufnahme in der Schule Professor Martin Feuerstein's in München. Im Jahre 1897 hatte sich Fuchs kurz vor dem Tode der Mutter mit Fanny Bikl vermählt. Von der jungen Gattin begleitet, die seitdem als treue und verständnisvolle Genossin jeden Aufenthalt mit ihm teilte, zog Franz Fuchs im Herbste 1900 das zweitemal in die bayerische Hauptstadt.

Nun hub ein fleißiges Arbeiten an. Man weiß, daß das Nachlernen und Umlernen seine Schwierigkeiten hat, wenn man über die eigentlichen Jugendjahre hinaus ist. Auch Fuchs erfuhr das und mußte sich erst wieder an die strenge Schule der Natur und an das schulmäßige Zeichnen gewöhnen. Aber sein starker Wille ließ nicht locker, der Abend-Aktkurs wurde täglich besucht und nach wenigen Monden fühlte Fuchs, daß er glücklich über dem Berg war.

Es kamen auch schon die Aufträge. Zuerst führte er unter Feuersteins Leitung vier Rundbilder für die barocke Brixlegger Pfarrkirche aus, deren Innenbemalung er aufzufrischen und zum Teil zu erneuern hatte: die Heiligen Notburga, Barbara, Isidor und Johannes den Täufer. Es folgte ein Auftrag für die Jesuitenkirche in Steyr, die heilige Notburga als Wandbild für eine gothische Seitenkapelle, mit sechs lebensgroßen Figuren. Das Bild steht noch stark unter Feuersteins Einfluß, fand aber als schöne Talentprobe verdiente Anerkennung, indem es unserem Künstler die große Medaille als Auszeichnung der Akademie brachte. Daß auch die kirchlichen Kreise auf Fuchs aufmerksam wurden, bewies der bald folgende Auftrag eines Bilderkreises aus dem Leben des Heilandes für die St. Andreaskirche in Salzburg. Den Anfang sollten die Darstellungen „Jesus bei Simon dem Pharisäer" und „Die Austreibung der Händler aus dem Tempel" machen, deren Ausführung denn auch Fuchs im Laufe des nächsten Jahres beschäftigte.

Um jene Zeit gab ihm sein Lehrer Feuerstein die Anregung, sich mit den älteren Fresken des deutschen Südtirol, namentlich mit den Bildern des Brixener Kreuzganges, eingehender zu befassen und sie nach Stil und Farbe zu studieren. Mit Eifer griff Fuchs diese Anregung auf und zog reichliche Früchte daraus, ja er hat seither die Studienblätter immer vor sich und ergänzte sie noch öfter durch genaue Nachbildungen dieser eigenartigen und tiefsinnigen Schöpfungen alter Meister.

Digitized by Google

Ehe Fuchs an die Ausarbeitung zweier weiterer Bilder für die Salzburger Andreas-Kirche schritt, führte ihn im Herbste des Jahres 1904 eine zweite Reise nach Oberitalien und zwar nach Verona und Padua. Besonders in dieser Stadt wurde fleißig kopiert. Im „Santo" war gerade damals Professor Ludwig Seitz mit der Ausmalung einer Kapelle beschäftigt. Fuchs suchte diesen bedeutenden Meister der religiösen Kunst auf und zeigte ihm die Lichtbilder der beiden zuerst entstandenen Salzburger Gemälde. Seitz betrachtete sie mit sichtlichem Wohlgefallen und lud den Tiroler Maler ein, ihn nochmals aufzusuchen und dabei die in Padua gemachten Studien mitzubringen. Bei einer weiteren Begegnung auf dem Gerüste in der Kapelle stellte Seitz sodann die Anfrage an Fuchs, ob er geneigt wäre, an seiner Seite in Rom zu arbeiten. Er selbst sei alt, der Auftrag für Padua halte ihn längere Zeit fest, er habe indes noch mehreres zu vollenden und bedürfe eines Mitarbeiters. Freudig gab Fuchs seine Zusage, die angebotene Überlegungsfrist ablehnend, denn die Arbeitsweise des ehrwürdigen Künstlers wie dessen Persönlichkeit hatten auf ihn einen mächtigen Eindruck gemacht. Nur die Zeit hatte Seitz zu bestimmen.

Vorerst kehrte Fuchs nach München zurück und ging mit dem ihm eigenen Fleiß an die Fertigstellung der Kartons für die Salzburger Wandbilder: „Einzug Jesu in Jerusalem" und „Barmherziger Samaritan". Auch ein Bild Maria Verkündigung für das Grab des am 27. November 1904 in Hall verstorbenen Vaters wurde im Karton in München vollendet. Bei der Jahresschlußausstellung 1905 brachte dieser Karton dem Künstler abermals die Auszeichnung durch die große Medaille.

Das Verkündigungsbild war in Hall al fresko ausgeführt, die beiden großen Kirchenbilder in Salzburg waren gleichfalls vollendet, als im Herbst 1905 Professor Ludwig Seitz seinen Ruf nach Rom ergehen ließ. Im Dezember des gleichen Jahres übersiedelte Fuchs mit der Gattin in die ewige Stadt. Hier begann eine emsige und für die weitere Kunstentwicklung förderliche Tätigkeit, zunächst im Dienste des Meisters, von dem Fuchs verschiedene Skizzen in Farbe setzte — Ideen zu einigen Wandbildern (ein Opfer Melchisedechs und ein letztes Abendmahl.) Seitz schien sehr befriedigt und zollte der Farbengebung seines jüngeren Genossen neidlose Anerkennung. Das Verhältnis einer Über- und Unterordnung wie zwischen Meister und Schüler schwand immer mehr und bildete sich zu einer idealen Mitarbeit aus, deren Fuchs mit wahrer Rührung gedenkt. —

Digitized by Google

Vor fünfundzwanzig Jahren hatte Seitz ein Bild für die Anima in Angriff genommen: Johannes Nepomuk und der selige Sarcander. Es war in der Komposition und Zeichnung vollendet, aber eine gewisse Ermüdung an dem Werke hatte den Meister damals überkommen. Nun übertrug er Fuchs die Ausführung und beteiligte sich nur an der letzten Vollendung, während Fuchs indessen mit seinen eigenen Arbeiten sich befassen konnte. Es waren die Skizzen zu den beiden Bildern für die Andreaskirche: „Der reiche Prasser und der arme Lazarus" und „Der verlorene Sohn".

Von großem Nutzen ward es für Fuchs, daß er sich im zweiten Jahre seines römischen Aufenthaltes an einer Arbeit beteiligen konnte, die ihm neu war und nach der technischen Seite manches Rätsel zu lösen gab. Seitz hatte nämlich die Ausmalung einer Gedächtniskapelle für Papst Pius X. in Treviso übernommen, bei der die Halbkuppel mit ihren Hohlflächen der Malerei keine leichten Aufgaben stellte. Mit liebevollem Verständnis führte ihn Seitz in die Geheimnisse einer solchen Arbeit ein. Nebenbei wurde ein Karton für Salzburg, das Opfer der Witwe, gezeichnet. Nach dessen Vollendung fuhr Fuchs nach Salzburg zur Ausführung der Arbeit an Ort und Stelle und kehrte mit einem neuen erfreulichen Auftrage zurück: er betraf die Ausmalung einer Apside in der Kirche der Schulschwestern in der Schwarzstraße dort mit Anlehnung an die frühchristliche Kunst. Hier kam ihm das unlängst in Hinsicht auf malerische Ausschmückung von Hohlflächen Gelernte zugute. Die Arbeit war so umfangreich, daß er sich auf Seitz' Rat ein eigenes Atelier in der Via Margutta nahm, um mit der nötigen Freiheit den Studien hierfür obliegen zu können. Fuchs zeichnete die Kartons und vertiefte sich gleichzeitig mit allem Eifer in die frühchristlichen Malereien und Mosaiken Roms. Dabei ging er ganz planmäßig vor, arbeitete wissenschaftliche Werke durch und merkte sich die Orte vor, wo es solche Kunstwerke zu sehen gab. Es dürfte kaum ein altes Mosaik in Rom geben, das der strebsame Tiroler nicht aufgesucht hätte, und es bedarf kaum der Erwähnung, daß solche Wanderungen auch sonst für die wachsende Kenntnis Roms ihm viel bedeuteten. Die Nähe der Kirche S. Maria del Popolo, die Fuchs häufig besuchte, befestigte zugleich seine Vorliebe für die Frührenaissance.

Das Jahr 1907 brachte die wertvolle Bekanntschaft mit Geheimrat Prof. Prell aus Dresden, der mit Seitz befreundet war und für dessen Schüler warme Teilnahme bekundete. Ein Briefwechsel mit dem großzügigen Historienmaler schloß sich an die Bekanntschaft an. Durch eine eigene

Digitized by Google

Franz Fuchs: Chriſtus als Schmerzensmann mit St. Anna und St. Nikolaus.
Geſellſchaft f. chr. Kunſt, München.

Digitized by Google

Fügung knüpfte sich auch die Beziehung zu einem fürstlichen Gönner und Förderer, Prinz Johann Georg von Sachsen (Bruder des regierenden Königs) an. Der kunstliebende Prinz sandte an Professor Seitz eine Ansichtskarte mit dem Bilde „Maria Verkündigung" von Franz Fuchs und stellte darauf an den Meister die Frage, wie ihm das Bild gefalle. Seitz schrieb zurück, daß der Schöpfer des Urbildes neben ihm in Rom arbeite.

Während Fuchs im Sommer und Herbst in Salzburg die besprochene Apside ausführte, traf ihn die erschütternde Kunde, daß sein väterlicher Freund und Meister Ludwig Seitz in Albano plötzlich gestorben sei. Wie vermißte er überall den innig verehrten Mann, als er wieder in die ewige Stadt zurückkehrte, um zwei weitere Bilder für die Kirche der Schulschwestern in Salzburg (Wandbilder auf Leinwand) zu schaffen, St. Antonius und Franz von Assisi darstellend! Die Arbeit vermochte ihm nicht über die Schwere des Verlustes, über das Gefühl der Vereinsamung hinwegzuhelfen. Und so entschloß er sich im Jahre 1909 nach München zurückzukehren. Im Mai verließ er die Tiberstadt. Die Arbeiten erlitten kaum eine Unterbrechung. Das schon in Rom entworfene Gemälde für Salzburg mit der Darstellung des reichen Prassers und des armen Lazarus wurde im Karton ausgeführt, eine Unbefleckte Empfängnis für den sächsischen Prinzen entstand in den ersten Münchener Monden. Zeitweise beschäftigte den Künstler die Restaurierung der Kirche zu Kirchdorf im nordöstlichen Tirol mit Wandbildern von Schöpf (1745 bis 1822.) Sodann wurden die Schöpfungen für die Andreaskirche in Salzburg teils in Bayerns Hauptstadt, teils in Salzburg selbst fortgeführt, („Jesus am Jakobsbrunnen", „Die Auferweckung des Jünglings zu Naim,"); ebenso wurden die heiligen Patrone der Kirche in der Schwarzstraße (Unbefleckte und St. Josef) dort gemalt.

In die folgenden Jahre fallen eine Santa Conversazione (Madonna mit Heiligen) im Auftrage des sächsischen Prinzen Johann Georg: ein Geschenk für den Bischof Dr. Fritzen in Straßburg zu dessen goldenem Priesterjubiläum, dann ein in der Farbe besonders feines und gelungenes Wandbild, das auf dem Friedhofe zu Innsbruck zur Ausführung gelangte (Christus als Schmerzensmann mit St. Anna und St. Nikolaus.)

Eine Reihe von Wiederherstellungsarbeiten in den Kirchen seines Heimatlandes ging nebenher: so in St. Johann und in dem nahen Oberndorf. In Ebbs und in Brixen im Tal leitete Fuchs die Erneuerung der

Digitized by Google

Innenmalereien, für Breitenbach lieferte er die Kartons zur Neuausschmückung der Kirche. Vielleicht der wichtigste und künstlerisch erfreulichste Auftrag dieser Art war aber die Wiederherstellung oder Erneuerung der aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammenden Wandmalereien in der Haller Pfarrkirche, die Fuchs von 1913 bis zum Herbst 1914 mit ängstlicher Wahrung alles Erhaltenen trefflich durchführte. Soweit diese Arbeiten und andere Aufträge ihn nicht an eine bestimmte Stätte binden, hält sich der Künstler in München auf. Der Kunststadt verdankt er mannigfache Anregungen, besonders durch die Komponierabende, die ihn mit Matthäus Schiestl, Beckert, Huber u. a. zusammenführen. Professor Feuerstein hat dem früheren Schüler eine treue Anteilnahme an allem Schaffen bewahrt und ist ihm ein kundiger Berater geblieben. Nicht minder rühmt Fuchs das sachliche und unbefangene Urteil des gleichstrebenden Fritz Kunz.

In den Sommermonaten verweilt Fuchs wohl auch öfter in der Vaterstadt Hall, wo er sich das schöne väterliche Haus als eine Art Heimatszuflucht bewahrt hat. Gegenwärtig dient er seinem Vaterlande als Major bei den Tiroler Standschützen. —

Durch die letzten Jahrzehnte des Kunstlebens geht vor allem das Bestreben des einzelnen Künstlers nach einer möglichst ausgeprägten Eigenart. Nicht immer zum Vorteil der wahren Kunst. Fuchs hat es nach seiner treuen, anschmiegenden und dankbaren Natur nicht verschmäht, von seinen Meistern ausgiebig zu lernen und in ihren Spuren zu wandeln, wie ich glaube in der dunkeln und durch die Zeit bestätigten Überzeugung, daß er auch auf diesem Wege seinen besonderen Stil finden werde. Wer seine Entwicklung verfolgt, wird den Einfluß Feuersteins, Seitz' und namentlich der alten Italiener gewahr werden, er wird aber auch nicht verkennen dürfen, daß Fuchs diesen Vorbildern immer freier und selbständiger gegenübertritt.

Es gehört zu den guten Überlieferungen der kirchlichen Kunst Deutschlands seit den Klassizisten und Nazarenern, daß sie die Linie niemals geringschätzt. Aber während wir bei manchen Gemälden gerade der nazarenischen Richtung den Eindruck gewinnen, als sei die Farbe ein Schmuck, der zu dem fertigen Bilde hinzukommt, möchte ich bei Fuchs betonen, daß ihm die Gestalten seiner Bilder fast immer schon farbig entstehen und daß der feine Zusammenklang der Farben oder ihr Gegensatz einen Hauptreiz seiner ersten Entwürfe zu bilden pflegt.

Digitized by Google

Unermüdlicher Fleiß läßt ihn nach der Vollendung streben. Auch für die figurenreichsten Bilder finden wir in den Mappen des Künstlers die sorgfältigsten Vorarbeiten zu jeder einzelnen Gestalt mit Akt, Gewandstudien, genauer Ausführung des Kopfes, der Füße, der Hände, ja der Finger nach dem lebenden Modell. Und doch machen uns die fertigen Schöpfungen keineswegs den Eindruck des mühsam Gewordenen und lassen uns des altgriechischen Spruches vergessen, daß die Götter vor die Tüchtigkeit den Schweiß gestellt haben.

Mein Toter

Im Feld 10. Oktober 1914

Von Fr. Schrönghamer-Heimdal

Du hast es gewollt und ich hab' es gemußt,
Mein toter Turko, wie leid du mir tust.

Du lagst im Busche und legtest an —
Ich hab mich gewehrt und habs auch getan.

Mein Hündchen, das treue, witterte dich
Und empfing die erste Kugel für mich.

Die zweite flog heiß mir am Ohre vorbei,
Die dritte traf dich — von deutschem Blei.

Ein Blitz, ein Knall in der Regennacht,
Wie hat dich mein Eisen so stumm gemacht.

Blindwütiges Schicksal, nun hast du Ruh,
Ich hatte im Töten mehr Glück als du.

Kalt krampft eine Hand sich ums kalte Gewehr,
Wie Schatten wanderts aus Wüsten her.

Ein Waislein wimmert, eine Witwe weint,
Wo auf ferner Oase die Südsonne scheint.

Die stummen Scharen klagen mich an:
Du hast es getan — du hast es getan.

Seid still, seid still, bald fällt ein Schnee
Und hüllt einen Toten und stillt ein Weh. —

Bald wird ein leuchtender Frühling sein,
Der sargt dich versöhnend in Blüten ein.

Dann singt eine Amsel zu Häupten dir
Ein Lied, halb Weinen, halb Jauchzen hier.

O Sehnsuchtshauch, o Wonneschall —
Amsel, wann singst du auch mir einmal?

Digitized by Google

Wimmet in Südtirol

Von Pater Gaudentius Koch, Kapuziner

(Schluß)

Und so von Hof zu Hof, Tag um Tag, eine ganze Woche lang. Eines Morgens in aller Früh ging es zum Mooserhof am Fuße vom Haflinger Berg. Noch lag diese ganze Bergseite in tiefem Schatten, während gegenüber alles schon in der Sonne glänzte. Der Mooserhof tauchte vor uns empor, wohlig an seinen Felshang gelehnt. Wie wir eintraten, kam uns die Haushälterin nach; doch wie sie uns die Hände reichte, waren diese bläulich und kalt. In der Stube jedoch war eingeheizt. „Das tut wohl", gestand ich. „Auf der Schattenseite braucht mans, wenn man bei Jahren ist," trat der Bauer heran und setzte sich neben uns. Und gleich brachte die Wirtschafterin eine Glocke rubinfarbigen Weins und stellte Brot und Speck dazu: „Wohl bekomms." Ich selber mußte ja verzichten wegen meiner Gicht; doch meine Genossen sollten die Gabe des Himmels nicht verschmähen „Wann kommt denn hier die Sonne?" fragte ich und sah durchs Fensterlein auf die andere Seite vom Tal, wo Marling wie in Verklärung lag. „Um neun Uhr, wird nimmer lang dauern." Die Geranien vor dem Fenster lechzten in den stillblauen Himmel hinein, und die Rebblätter draußen, die jetzt im Frühbauch zitterten, wimmerten nach der Sonne tröstender Hand. „Im Winter ists böser," nahm der Bauer wieder das Wort, „da kommt sie erst um elf Uhr." Und er plauderte von einem alten Mann bei Forst drüben. Dort erreiche die Sonne zur Winterzeit den Hof durch anderthalb Monate nicht mehr. Da habe der Greis einen Stuhl genommen, sei der Sonne entgegengegangen und habe sich eine Viertelstunde weit von seinem Hof in die Sonne gesetzt, nur daß er sie gesehn habe. Ich selber konnte beifügen, wie es mir ergangen als junger Pater in Meran: vom fünfundzwanzigsten November bis zum sechzehnten Eismonat sei mir die Sonne nicht mehr übers Kirchdach gelangt, da hätte ich den Tag im Kalender angemerkt vor Freude, als ihr erster Blick mich wieder getroffen an jenem Jännermorgen.

„Aber euer Wein funkelt doch wie roter Edelstein", lobte ich. „Der Wein ist recht," nahm der Alte das Wort mit Befriedigung auf, „an diesen Leiten hat man den rechten Boden. Je steiniger der Grund, desto besser der Wein." „Das wird mit den Menschen wohl auch so sein," sprach jetzt der Franziskaner; „wir hören, Ihr habt ja vier Buben im Krieg, der eine stärker und gesunder als der andere. Das machen wohl auch die Leiten." „Wird so sein," tat der Alte, „betet, daß sie wieder heimkommen."

Wie wir auf den Söller hinaustraten, priesen wir die Blumen, die da so reich in Töpfen standen, die Geranien, die Fleißige Lies und die prächtigen Nelken. „Jetzt ists nimmer so schön," meinte die Haushälterin, „aber im Sommer ist alles wie ein Altar."

Und wieder fort und die Kastanienhänge hinauf. Wuchtig schwingen die königlichen Bäume ihre machtvollen Kronen und überall lagen die dornigen Hülsen den Bergpfad hinan, beständig trat man darauf und hervor leuchtete die edle braunglänzende Frucht.

Die Sonne hatte uns jetzt erreicht, und das gelbe Laub über uns begann goldig zu schimmern. „Haben Sie die Klarheit dieser Luft je sonst einmal verkostet?" fragte ich Pater Franz. „Nichtwahr, nur hier so?"

Digitized by Google

Meran lag drüben im vollen Goldstrom der Oktobersonne, von der Marlinger Bergwand blinkten die weißen Höfe mit dem einstigen Hieronymitenklösterlein Sankt Felix. „Möchte man nicht da oben ein Einsiedler werden, Pater Gaudentius?" fragte mein Mitbruder, „so weltfremd und gottesnah, allem Niedrigen entrückt und allem Höheren ganz hingegeben?" Wir standen still und sahen in die sonnentrunkene Landschaft zu Füßen, und fern genüber zu den leuchtenden Weinhängen, Bergwiesen und Hochwaldungen empor. „Kennen Sie das neue Werk Franziskus von Kleinschmidt"? fragte mein Genoß.

„Setzen wir uns," bat ich, „daß wir uns darüber unterhalten." Und er erzählte, das Werk behandle unsern Patriarchen in der bildenden Kunst und bringe Gemälde des Heiligen seit der ersten Zeit. Die Anordnung des Stoffes wie der Bilder sei meisterhaft „Sehn Sie," meinte er, „hier sollten wir uns in dies Werk vertiefen, hier auf den Knieen sollten wirs haben und beide fröhlich über die seligen Bilder uns neigen, so daß der Atem des einen des andern Angesicht streifte." So sollte es sein. Dann würden bald zwei Vateraugen uns anlächeln, zwei braune Augen, zwei klare Augen, zwei seraphische Augen, die Augen des Meisters, des großen Poverello, der wohl eben herabkommt vom Berge der Barmherzigkeit beim Dorf Tirol und er würde sich auf den Stein setzen da vor uns und die Worte sagen: Ziehet aus, meine Lieben und verkündigt das Evangelium des Friedens und der Liebe aller Welt, so euch hören mag oder nicht. Seid geduldig in Drangsalen, gebet allen, die euch um etwas fragen, eine demütige Antwort. Segnet mir gerade die, die euch verfolgen und danket denen, die euch Unrecht tun oder euch verleumden. Für solches alles wird euer Lohn groß sein im Himmel . . .

O um diese biblischen Worte, o um diese evangelische Stimme ganz durchblutet von Entsagung, ganz durchzittert vom Wohllaut überirdischer Güte.

Neugestärkt stiegen wir zu Tal und pilgerten weiter von Hof zu Hof. Noch drei bis vier Gehöfte, und wir hatten unsere Ohre voll. Von Zeit zu Zeit nämlich warteten wir zwei Pater in einer Bauernstube, während die beiden Träger die Spenden der einzelnen Familien zusammentrugen und alles in einen gemeinsamen Bottich schütteten, in die Ohre, wie sie hier sagen. Doch schon drängte mein Gespan mich weiter. „Sehn Sie," zeigte er auf der Straße, „was das für stilvolle Häuser sind." Es war so, eins rassiger als das andere. Immer mehr weiß man wieder die heimatliche Kunst zu schätzen. So sind denn nicht nur Weinschlößchen wie Rubein und Rametz wahre Perlen südtirolischer Bauart, sondern auch neue Häuser wie der Winzerhof, der Ansitz Hölzl und andere mehr. Und überall fliehen die Eidechsen raschelnd hinein und schon beginnen ferne Amseln ihre Abschiedsklagen in den falbenden Weingärten.

Am letzten Tag hatten wir den ganzen Fragsburgerberg zu nehmen. Das war gewiß eine Strecke, doch lohnend blieb diese Wanderung auch. Bald gings über tauige Wiesen hin, stellenweise auch im Reif, bald wieder traten wir in den Kastanienwald, hierauf durch steile Äckerlein von Buchweizen fort, dann bogen wir in eine Mulde und überschritten ein plätscherndes Bächlein und wieder gewann man einen stolzen Hochweg und sah weit vor sich draußen den stahlblauen, duftigen Gebirgszug der Mendel wie eine einzige Bühnenwand, unsäglich fein in Linien und Farben. Und drüben am Eggerberg und fern an den Hängen gen Völlau und Dorf Tirol hat die Waldung schon alle Tönungen von Gold, Rot, Braun und Gelb, dazwischen Lila, und im Schatten wieder alle Übergänge von Grün zu Violett.

Digitized by Google

Wir hatten an diesem Tag nur einen Träger, Luis, den Mesner von Sankt Valentin. „Sehn Sie," wandte er sich zurück, „in dem Hause ist vor zwei Monaten Hochzeit gewesen." Er habe auch teilgenommen an dem Fest und da alles so recht lustig gewesen sei gegen Abend, habe er gesagt, heut ists fein, aber wie wirds in acht Tagen sein? „Jetzt wollen wir amol erst Hochzeit feiern," habe da der Bräutigam gesagt, „alles zu seiner Zeit." Das war recht gesprochen, aber in acht Tagen kam die allgemeine Einberufung und der junge Bauer mußte nach Galizien. Wir trafen die junge Bäuerin in der Küche am Herd. „Wie gehts, und wie gehts dem Bauer?" Das junge Weib hatte eben mit dem Kochschäufelchen in den Schmalztopf gestochen und tat es nun mit raschem Stoß noch einmal in voller Kraft, senkte den jugendschönen Kopf und es verschlug ihr die Antwort. „Beten," nahm unser Mesner das Wort. „Der himmlische Vater wird sorgen," fügte ich bei. Das junge Weib empfing den Segen schweigend. Sie hat es wohl geahnt, denn sechs Wochen später brachten sie ihr einen toten Helden heim. Als wir abwärts stiegen, wandten wir uns länger zurück, denn die Berghütte lag traulich. Gewiß hatte die junge Frau, die da am Hochzeitsmorgen heraufkam, hier beide Hände ausgebreitet und gesagt: Grüß di Gott, Hoamatle. Den Hang hinunter sahen wir zarte Äpfelbäumchen frisch gepflanzt, jedes sorglich eingezäunt und alles erst seit der Heirat.

Und über die Fragsburger Höhen hin und von Katzenstein hinunter ins Tal. Überall erkundigte man sich um das Wachstum der Kinder, das Gedeihen der Jünglinge und das Blühen der Jungfrauen, die Zufriedenheit der Bauern und der Bäuerin und freut sich von Herzen und nimmt teil an allen Freuden und Leiden dieses wackeren Volkes. Bisweilen jubeln die Kinder schon von weitem: „Die Patern kommen, die Patern kommen," und springen ins Haus, die Botschaft anzusagen. Bisweilen tritt man zuerst in die Stube. Dann laufen die Kinder aber schnell zusammen von Wiese und Feld und drängen sich heran, ihre Ringe uud Bildchen zu empfangen. Es ist eine Art Volksfest. So nahm es auch jener Siebenjährige, der uns weit außer dem Hof schon erwartete und mir mit großer Wichtigkeit seine vorjährige Erfahrung eröffnete: „Der Haflinger Pater schiebt oan den Ring so fest eini, daß man ihn nimmer außibringt."

Schluß machten wir mitten im üppigsten Landschaftsbild beim Sparsguterhof. Wenn man hinkommt, denkt man gleich an das Wort der Heiligen Schrift vom Garten der tausend Weinstöcke. Der liebe Bauer stand unter der Haustür. Er hatte sein Pfeifchen im Mund, das Reggl, wie man hier sagt, und ohne das ein richtiger Burggräfler kaum gedacht werden kann. Der Sparsguter Bauer trägt selbstverständlich seine Tracht und läßt davon nicht ab. Das wäre auch unverzeihlich bei seinen alten Tagen. Eben die Alten müssen die Überlieferung hüten wie einst Eleazar. Denn es geziemt sich nicht bei seinem Alter umzustehn, so daß viele der Jüngeren, in der Meinung, der alte Eleazar sei zu den Fremden übergegangen, auch ihrerseits durch ihn verführt würden. So will er sich seines Alters würdig erweisen. Siehe Mach. 6. 24.

Diese Männertracht vom Burggrafenamt ist auch der Treue wert. Als Tuch haben sie ein schlichtes, warmes Kastanienbraun, doch was in die Augen fällt, ist ihr lebhaftes Grün und Rot. Sie tragen breite grüne Hosenträger und das umgestülpte Rockfutter vorn ist rot: die hellfarbigsten Aufschläge, die man sich denken kann. Und die Bedeutung? Jetzt in der Kriegszeit könnte man kurz sagen, diese grüne Landschaft sei des Blutes der Edelsten wert. Doch sie tragen diese Farben auch im Frieden und immer mit Recht. Grün ist der Weinberg, das Ackerfeld, die Wiese. Und wie's draußen blüht und reift, so solls sprossen und

Digitized by Google

blühn im Haus, in der Familie von Jahr zu Jahr. Das Grün ist also zeitlicher Segen. Rot ist das Feuer, die Sonne, man denke an Morgen und Abend. Das Feuer bedeutet die Liebe, die Liebe zur Heimat, zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind; doch vor allem die Liebe zu ihm, dem wir alles verdanken, die flammende Gottesliebe. Diese Liebe, die den Glauben einschließt, ist des Landes himmlischer Segen. So will diese Tracht denn versinnbilden, was dieses Landes Stolz ausmacht: irdischen Segen und himmlischen Segen, zeitliche Freude und ewiges Glück.

Der alte Bauer ging in die Küche, daß für uns etwas hergerichtet werde. Unterdessen trat ich hinaus auf den hölzernen Söller und sah in die Landschaft. Vor einem durch die ganze Talbreite das Gewelle und Gewoge vom Weinlaub, unabsehbar, man blickt wie über ein grünes Blättermeer: ein leiser Hauch bewegt sie, daß sie spielen vor dem Herrn. Zur Linken der Fragsburgerberg in allen Farben des Herbstes. Zur Rechten die Stadt Meran, warm an den Küchelberg hingebaut, hochsonnig Dorf Tirol mit dem Abhang von Völlau, gegenüber Marling am Eggerberg, schon im Schatten gelegen, und hinab gegen Bozen zu der Mendelzug in zauberhaftem Blau. Der Form nach kommt die Mendelspitze mir vor wie die andächtige Lippe vom gesegneten Süden, der Mund dieser Erde, wie er dankbar den Himmel küßt. Eben taucht die Sonne hinab hinter den Egger. Noch ein silberner Aufschlag ihrer lieben Augen und sie war geschieden. Doch immer noch prangten Völlau und alle höher gelegenen Orte zur Rechten drüben und zur Linken hinauf im goldigen Abendschein. Schön ist diese Landschaft, daß man meint, man wäre in Umbrien und dieses Haus da, wo man eben weilt, trägt mit Recht den Namen Freudenheim. Wir erhielten darauf unsere Erfrischung, wobei der alte Bauer, seine Frau und seine Schwester, alle ihr Späßchen machten. Auch mein Mitbruder, der Franziskaner liebt den Scherz und verstand es, den Alten zu necken. Es war ein heiterer Abend, wie das bei Menschen mit gutem Gewissen überall Brauch ist.

Als wir schieden, spendeten wir unsern Segen mit besonderer Herzlichkeit. „Behüt Gott, behüt Gott," rief der Bauer uns nach, „aufs Jahr wiederum." Wir zogen heimwärts. Dorf Tirol und Völlau hatten immer noch die Sonne, während im Talgrund schon die Schatten lagerten. Durch ganze Wälder von Edelobst kamen wir, durch Apfelfluchten hin, durch Pfirsichhaine, und wieder durch prangende Weingelände, voll des schweren, blauen Segens Und aus der Ferne grüßte immer noch die warme Sonne von den Hängen nieder. Gewiß, hier müßte Sankt Franziskus seinem Gesang eine Strophe beifügen:

Preis dir, o Herr, mein Gott, durch unsern Bruder den Herbst,
Du hast ihn gesegnet vor allen Zeiten des Jahres,
Denn was dem Lenz verheißen, das hast dem Herbst du gewährt:
Durch ihn erfreust du das Herz und ernährst die Kinder der Erde.

Aus den Weingärten tauchte bald der Turm von Untermais, die Abendglocke begann jetzt: wir nahmen das Käppchen ab und beteten. Und als wir so der Ortschaft zusteuerten, begannen dort alle Lichter und Fahnen flatterten von den Häusern. Doch war das nicht ein Fest um den Herbstsegen des Jahres, sondern um den Kriegssegen Österreichs und Deutschlands: Antwerpen war gefallen, unsere Mannschaften wanderten der Stadt Gent zu, und auch von Osten war frohe Kunde eingetroffen.

Dann verabschiedeten wir uns. Pater Franz wandte sich zum Pfarrhof hinüber, der Mesner nach seinem Bergwinkel von Sankt Valentin, und ich mußte der Stadt zu. An der Bergwand waren die Goldtöne erloschen bis auf den Muttspitz, der hatte noch etwas Glut: in der Ferne entfaltete Meran all seinen Lichterglanz — — —.

Digitized by Google

Die Mystik des Islam

Von Dr. Wilhelm Oehl

Die echt orientalische, überaus bilderreiche Art der mystischen Lyrik Arabiens sei durch drei Gedichte verdeutlicht, die im Folgenden nach der Übersetzung und Erklärung M. Hortens (Bonn, Markus & Weber, „Kleine Texte" Nr. 105: „Drei Gedichte des Arabi") wiedergegeben sind. Sie zeigen, wie schön und tiefsinnig, aber auch wie barock und gefährlich die häretische Mystik des Islam ist.

1. Die Gleichwertigkeit aller Religionen.

1. O ihr Tauben, die ihr den Arâk- und Bân-Baum umflattert, habet Mitleid mit mir. Verdoppelt durch euer klagendes Girren nicht meine Sehnsuchtsschmerzen.

2. Habet doch Erbarmen! Locket durch euer lautes Klagen und Weinen nicht die verborgenen, in den Tiefen meiner Natur wurzelnden Gefühle der heftigsten Sehnsucht und Trauer hervor.

3. Abends und morgens rufe ich ihnen dasselbe als Antwort zu: das Stöhnen eines sehnsüchtig Verlangenden und die Klage des Verliebten.

4. Die Geister standen sich in dem sumpfigen Dickicht von Tamerisken gegenüber, indem sich die Zweige mit ihnen über mir zusammenbogen und mich vernichteten.

5. Sie brachten mir die verschiedenartigen Gefühle peinigender Sehnsucht, leidenschaftlicher Liebe (zu Gott) und eigenartiger Prüfungen.

6. Wer gibt mir die Gewißheit (des Versprechens) betreffs der Vereinigung, Muhassabs im Tale Minâ, des Edlen und der Glückseligkeit.

7. Sie umdrängten Stunde für Stunde mein Herz, um Liebe und Liebesqual zu erregen, und küßten über dem Schleier die Elemente meines Wesens.

8. Umkreiste doch auch das Beste der Geschöpfe (Muhammad) die Kaba, welche die Evidenz des Verstandes als mit Unvollkommenheit behaftet bezeichnet.

9. Küssend verehrte er dort Steine, obwohl er ein Prophet war. Welches ist schließlich der Rang des mekkanischen Tempels im Vergleich mit dem Werte des Menschen!

10. Wie oft versprachen sie (die Frauen), in Vertrag und Eid treu zu bleiben. Aber eine mit Henna Geschminkte kennt kein Erfüllen von Eiden.

Digitized by Google

11. Eines der wunderbarsten Dinge ist eine verschleierte Gazelle, die mit roten Fingerspitzen Zeichen gibt und mit Augenliedern winkt.

12. Der Weideplatz dieser Gazelle ist zwischen Brust und Eingeweiden — ein wie wunderbarer Garten inmitten von Feuern!

13. Mein Herz ist für jede Form (des religiösen Kultus) aufnahmefähig geworden. Es ist daher ein Weideplatz für Gazellen (indisch-mystische Weisheit), ein Kloster christlicher Mönche,

14. Ein Tempel für Götzen, eine Kaba für einen muslimischen Pilger, die Gesetzestafeln der Thora und die Buchrolle des Koran.

15. Ich hänge der Religion der mystischen Liebe an. Wohin auch immer deren Kamele ihren Weg einschlagen, — dieses ist meine Religion und mein Glaube.

16. Ein Vorbild dieser Liebe haben wir an Bischr, dem Geliebten der Hind und ihrer Schwester, an der Kais, Laila, Maisa und Gailán (arabische Mädchennamen).

Erklärung samt Kommentar Arabis.[1]) (Gekürzt.)

1. Der Arák-Baum, ein Dornbaum, bedeutet die geschöpflich-irdische Substanz des Mystikers. Der Bân-Baum, die ägyptische Weide, bedeutet die menschliche Individualität, insofern sie von Gott durch ihr Selbst, das im Nirwana erlöschen wird, noch getrennt ist. Die Taube als Botin Gottes und Symbol der göttlichen Erleuchtung und Gnade ist mit dem christlichen Symbol der Taube als Heiliger Geist, der Tröstung, Gnade und Erleuchtung bringt, zu vergleichen. Inhalt nach Arabî: „O ihr göttlichen Erleuchtungen und Einwirkungen, die mich heiligen und reinigen (Taubenunschuld) sollen, haltet ein! Ihr macht mir den Zustand meiner Trennung von Gott nur noch mehr bewußt und schmerzlicher."

2. Auch die göttlichen Einflüsse und Zusprüche (die Tauben) werden als klagend gedacht, da sie Gott verlassen haben und zum Menschen herniedergestiegen sind. Auch sie sind also in der Verbannung von Gott und wecken durch ihren Trauergesang die tief in der Menschennatur ruhende und verborgene Sehnsucht nach Gott, die freilich durch die Lockungen der Welt übertönt werden, aber nie aus dem Herzen ausgemerzt werden kann.

3. Arabi selbst kommentiert: „Ich wiederhole den Tauben als Antwort ihre eigenen Äußerungen. In dieser Weise

[1]) Der Text Arabis steht in Anführungszeichen.

Digitized by Google

sprach Gott zu der Seele, als er sie erschuf: ‚wer bin ich'? wogegen sie mit denselben Worten antwortete: ‚wer bin ich'?"

4. Die Geister sind auf den Bäumen sitzend gedacht. Es sind die Liebes- und Sehnsuchtsgefühle des Mystikers zu Gott, die in seiner geschöpflichen Natur hausen, getragen von den Lebensgeistern, wie es die Philosophie lehrt. „Sie stehen sich gegenüber, weil Liebe die Vereinigung von zwei sich gegenüberstehenden Dingen bedeutet. Das Dickicht von Tamarisken sind Liebesfeuer, die Zweige die Liebesflammen. Sie vernichteten mich, ließen mich in das Nirwana (fanâ = Vernichtung) versinken, damit Gott allein existieren möge, nicht mehr ich (neben ihm). So verlangt es die Liebeseifersucht, die es nicht zuläßt, daß der Liebende irgendeine Existenz in sich selbst, außerhalb und getrennt von dem Geliebten besitze." Das absolute Nirwana schwebt diesem Kommentare zweifellos vor.

5. In dem Leben des Mystikers wechseln die Zustände der Liebe und Begeisterung für Gott mit denen der seelischen Verlassenheit und geistigen Dürre ab.

6. Arabi verwendet die Termini der Pilgerzeremonien von Mekka im mystischen Sinne: „Die Vereinigung mit den Geliebten auf der Station der Gottesnähe, d. h. muzdalifa (wo die Pilger sich zum heiligen Laufe vereinigen). Muhassab ist der Ort, wo die Gedanken abgewehrt werden, die den Liebenden hindern, das Ziel seiner Liebe zu erreichen (Ausschaltung und Ablegung alles Irdischen und aller Leidenschaften). Der Edle bezieht sich und bedeutet den Ursprung; denn es ist Grundprinzip in der Liebe, daß du die eigentliche Wesenheit des Geliebten wirst, indem du deine Individualität verlässest und in ihm (Gott) verschwindest (Einswerden des Mystikers mit Gott im Nirwana). Glückseligkeit ist die Station der göttlichen und heiligen Wonne."

7. „Jene Geister umringten mich, um mir leidenschaftliche Liebe einzuhauchen. Durch einen Schleier küßten sie meine Fundamente": der Mystiker ist verschleiert (da die materielle Natur sein innerstes Wesen verhüllt) und unfähig, die Geister zu erschauen, es sei denn durch ein Medium. Der Kontakt mit dem Geiste dringt durch den Schleier der Körperlichkeit bis zu den innersten Teilen des menschlichen Wesens durch.

8. Darin liegt nun eine Schwierigkeit, daß vollkommenere Geschöpfe (Geister) sich um ein unvollkommenes, den Menschen mit seiner materiellen Natur, bewerben, es „umringen". Doch auch Muhammad, das vollkommenste der Geschöpfe, machte den Umlauf („umringte" d. h. umkreiste) den Stein der Kaba, der doch unvollkommen ist. Trotzdem bleibt immer

Digitized by Google

das philosophische Prinzip bestehen: das Vollkommene kann nur des Vollkommeneren wegen dasein, nur nach diesem (nicht nach dem weniger Vollkommenen) streben. Arabi kommentiert Vers 8 und 9 nicht, da sie für seine Zeit nur bekannte Dinge enthalten.

9. ‚Prophet' bezeichnet nicht das, was der orthodoxe Islam unter „Prophet" (rasûl) versteht, sondern den Propheten als Inkarnationsform des Weltintellektes, eine Lehre vieler islamischer Sekten (Drusen, Ismaïlis, Nosairier, Babis usw. — Inkarnationsgedanke!). Die Betonung der höheren Würde des selbst geringsten Menschen im Vergleiche mit dem heiligen Steine ist wiederum ein interkonfessioneller Zug bei Arabi, der die engen Fesseln des Islam sprengt.

10. Unter den Frauen sind die von Gott ablenkenden Reize der Welt zu verstehen. Arabi kommentiert: „Die mit Henna Geschminkten bezeichnen sinnliche Beeinflussungen wie z. B. in folgendem Falle: Gott spricht zur Seele: Bin ich nicht dein Herr? (Koran 7, 171). Sie verpflichtete und verband sich dann mit Gott, bewahrte jedoch nicht mit Treue die mystische Station der Einheit (mit Gott), sondern eilte andern Göttern nach. Kein Einziger ist frei von dieser Form des Polytheismus; denn jeder spricht: ‚ich tat' und ‚ich sagte', wenn er vergißt, Gott als den Wirkenden und Sprechenden in sich zu erkennen." — Der Gottheit stellt er das eigene Selbst als ein eigenes Wirkliches gegenüber, was einen Abfall von dem reinen Pantheismus und auch von der (orthodoxen) Lehre bedeutet: Gott bewirkt alles in uns. Er ist die einzige eigentliche Ursache im Weltall. (Die Leugnung der natürlichen Kausalität der Dinge ist eine orthodox-theologische Lehre z. B. Ascharis † 935 usw.)

11. Es würde dem Rufe Arabis nicht schaden, wenn ihm bei diesem Verse auch das Bild seiner Geliebten wieder aufgetaucht wäre. Er interpretiert jedoch in mystischem Sinne: „Die verschleierte Gazelle ist eine ausgesucht feine Gnadengabe Gottes, die durch eine sinnliche Erscheinungsform ‚verschleiert' (in ihrer reinen Geistigkeit verhüllt) ist in Vergleich zu den unerkennbaren, rein geistigen „Seelenzuständen", göttlichen Erleuchtungen der Mystiker, die ihre Erlebnisse Andern nicht mitteilen können. Nur symbolisch können sie dieselben solchen klar machen, die ebendieselben Erlebnisse zu empfinden begonnen haben. Die roten Fingerspitzen bezeichnen dasselbe wie die mit Henna Geschminkten im letzten Verse (also die Versuchungen). Das Winken mit den Augenlidern bedeutet: die spekulativen (durch die natürliche Vernunft erbrachten) Beweise für die Prinzipien der Mystiker haben nur für solche Wert, die wenigstens in den Anfängen des mystischen Er-

Digitized by Google

lebens erfahren sind. (Sie können keinen Nichtmystiker überzeugen, da sie nicht den Wert philosophischer Beweise haben.) Obwohl die Mystiker äußerlich gewöhnlichen Menschen gleichen, sind sie innerlich göttlich." — Sie haben durch Sichversenken in Gott die göttliche Natur angenommen.

12. Die Idealgestalt des Weibes symbolisiert die Wissenschaften: „Betreffs des Weideplatzes sagte Ali, indem er auf seine Brust schlug: Hier sind Wissenschaften in Fülle. Könnte ich nur Leute finden, denen ich sie mitteilen würde. Ein Garten inmitten von Feuern sind die mannigfachen Wissenschaften, die von den Liebesflammen in der Brust des Mystikers nicht verzehrt werden. Die Ursache dieser seltsamen Tatsache liegt darin, daß diese Wissenschaften von den Feuern des Gottsuchens und Nach-Gott-Verlangens selbst hervorgebracht werden. Deshalb werden sie, wie der Feueresser, vom Feuer nicht zerstört."

13. Arabi beginnt nunmehr, seine interkonfessionellen Ideen zu entwickeln: „Mein Herz, (der Sitz des Verstandes und daher der religiösen Überzeugungen) ist für jede Form aufnahmefähig. Es wechselt entsprechend den verschiedenen göttlichen Einwirkungen, die es nach den verschiedenen Zuständen der mystischen Erleuchtung erlebt. Diese Verschiedenheit der Erlebnisse ist eine Folge der Verschiedenheit der göttlichen Erscheinungen, die in seinem innersten Geiste auftreten. Die Gazellen sind die Objekte der Liebe des Mystikers. Insofern das Herz den Liebenden zu einem Mönche (im Gewande der Sufis) macht, es ist ein Kloster."

14. „Die Götzen sind die göttlichen Realitäten, die die Menschen (sogar in Idolen) zu erfassen suchen und wegen deren sie Gott verehren (d. h. ihr polytheistischer Kultus zielt schließlich auf den einen, wahren Gott). Die Kaba — denn das Herz des Mystikers ist von erhabenen Geistern umgeben (wie die wirkliche Kaba von den Pilgerscharen). Sodann ist das Herz des Sufi wie eine (Gesetzes)tafel, auf der die dem Moses mitgeteilten und von ihm verkündeten Erkenntnisse eingeschrieben stehen."

15. Alle Formen der Religionen vereinigen sich in ihrem tiefsten Grunde in der mystischen Liebe zu Gott, „wie der Koran (3, 29) sagt: ‚Folget mir. Dann wird Gott euch lieben'. ‚Wohin auch immer die Kamele der Liebe ihren Weg einschlagen,' d. h. gerne und willig nehme ich alle Lasten an, die Gott mir auferlegt. Keine Religion ist erhabener als eine solche, die auf der Liebe und dem Verlangen nach Gott gegründet ist. Ihn verehre ich und an ihn glaube ich. Diese Liebesreligion ist ein Vorrecht der Muslime: denn die Station der vollkommenen Liebe ist dem

Digitized by Google

Propheten Muhammad ausschließlich zuteil geworden, nicht den übrigen Propheten; denn Gott nahm ihn als seinen Geliebten (Freund) an."

16. „Die Liebe als solche in ihrem eigentlichen Wesen ist für die sinnliche und geistige dieselbe, also für jene Araber und für mich, aber die Objekte der Liebe sind verschieden: jene liebten sinnliche Phänomene, während ich, der Mystiker, das innerste Wesen (aller Dinge, Gott) liebe. In ihnen haben wir ein Vorbild, weil Gott ihnen nur deshalb das Verhängnis der Liebe zu ihnen wesensgleichen Menschen zuteil werden ließ, um durch sie den Betrug derjenigen aufzudecken, die Gott zu lieben vorgeben, ohne daß sie eine solche Entzückung und ein solches Hingerissenwerden in der Gottesliebe empfinden, als die war, die jene Araber ihrer Vernunft beraubte und sie bewußtlos machte."

2. Die Vision des göttlichen Wesens.

1. In der Talbiegung zwischen den beiden steinigen Plätzen ist das Stelldichein. Dort laß unsere Kamele niederknieen; denn dieses ist der Tränkort (das Ende der Tagesreise).

2. Suchet nichts weiter (als dieses unser Reiseziel) und rufet nicht nach etwas Anderem, nachdem wir diesen Ort (glücklich) erreicht haben O Bárik! O Hágir! O Tahmad!

3. Und gebet euch dem Spiele hin nach Art freundlicher Mädchen mit schwellenden Brüsten und erfreuet euch der üppigen Weide nach Art weiblicher Gazellen.

4. Auf einer Wiese summten und surrten die Bienen. Da antwortete ihnen freudigmunter ein zwitschernder Vogel.

5. Weich ist der Boden der Wiese, weich auch der über ihr fächelnde Wind. Dann blitzt es in den Wolkenschleiern und donnert es in den weißen Wolkenmassen.

6. Dabei fallen Regentropfen aus den Rissen der Wolken hernieder — gleichsam Tränen eines Liebenden, vergossen ob der Trennung von der Geliebten.

7. Trinke den reinen Extrakt des Weines der mystischen Liebe mit seinem betäubenden Inhalte und lausche in freudiger Ekstase einem Sänger, der dort leise und zart singt:

8. „O des reinen Weines, der in Adams Zeit von dem Paradiese als Wohnort der Menschen eine sichere Erzählung berichtete.

9. Schöne Jungfrauen ließen ihn aus ihrem Speichel austropfen wie Moschus, und züchtige Jungfrauen kredenzten ihn uns in selbstloser Weise."

Digitized by Google

Erklärung samt Kommentar des Arabi. (Gekürzt.)

1. Das Ziel, das der Mystiker erstrebt, ist das Versinken in das göttliche Wesen, vermittelt und herbeigeführt durch die Vision Gottes. In der vorliegenden Ode erreicht der Mystiker einen solchen Ruheplatz seiner Pilgerfahrt. „Die Talbiegung ist der Ort, wo die göttlichen Gnaden der Seele verliehen werden. Sie ist das Substrat und der Ort der Manifestation des göttlichen Wesens (die hier geschildert werden soll). Das Stelldichein ist entweder (Arabi selbst scheint mehr als eine Auslegung seines Gedichtes für möglich zu halten) die Station des Glaubens (des Pilgers) oder der Vertrag, den Gott mit der Seele schließt. Die Tränke, das Ende der Tagereise, bedeutet das Geheimnis des ewigen Lebens." Die steinigen Plätze symbolisieren die Dürre der Gottferne im irdischen Leben, die Askese usw., die Kamele die menschlichen Kräfte und Fähigkeiten, die auf Gott gerichtet sind, wohl auch seine Sehnsucht oder die ganze Natur seiner Konstitution. Daß hier die Gottesnähe erreicht wird, zeigt der folgende Vers.

2. „Über dieses Ziel (Gott) hinaus ist nichts zu suchen, wie es die Tradition des Propheten (Muhammad) ausdrückt: es gibt kein Ziel (keine Grenze) jenseits Gottes." Arabi redet seine drei Kamele an, keine andere Weide zu suchen, sondern sich hier ihrem übermütigen Spiele und dem Weiden hinzugeben.

3. „Spiel bezeichnet die verschiedenartigen Zustände des Mystikers, in die er versetzt wird, wenn er von einem göttlichen Namen zum anderen übergeht. Die Gazellen und Mädchen stellen die abstrakten und tiefgründigen Wissenschaften der reinen Vereinigung mit Gott dar." — Der Mystiker nimmt alle „Namen" d. h. Eigenschaften Gottes an, indem er den einen nach dem andern in seinem Wesen verwirklicht und erlebt. Dieses Wechselvolle nennt Arabi „Spiel". In dem Nirwana erschaut man die tiefsten Erkenntnisse des innergöttlichen Wesens, des Fundamentes und Quells der göttlichen Eigenschaften.

4. „Die Wiese ist die Gegenwart Gottes, verbunden mit den heiligen Namen, die in Gott enthalten sind." — Der Mystiker unterscheidet zwei Formen, in denen Gott sich darstellt und von den vernünftigen Geschöpfen auch erreicht wird: die äußere Erscheinung und das innerste Wesen. In der Ersten stellen sich die Namen und die Eigenschaften Gottes dar, die aus seinem Wesen fließen und die Welt selbst bedeuten; denn die Dinge der Welt sind die Determinationen, Bestimmungen, also Eigenschaften des inner-

Digitized by Google

göttlichen Wesens, das sich zur Welt entwickelt — natürlich nur in seiner äußeren Erscheinung. Aller dieser Vielheit liegt die Einheit des absoluten göttlichen Wesens als Quelle zu Grunde. In jenes innerste Wesen dringt der Mystiker nur in tiefstem Nirwana. In dem vorliegenden Gedichte soll nur die Vision des göttlichen Wesens, insofern es sich in seinen Eigenschaften zeigt, geschildert werden. Diese beiden Seinsformen und Erscheinungsformen Gottes werden auch die „relative Einheit" und die „absolute Einheit" genannt. — „Die Bienen sind seine Geister (als Boten Gottes zu denken), und der zwitschernde Vogel ist die menschliche Seele nach den verschiedenen Formen und Gestaltungen (nach dem Bilde des bunt schillernden Gefieders), die sie in jeder Seinssphäre und mystischen Station annimmt." — Die Seele tritt also hier nur indirekt, durch Geister vermittelt, mit Gott in Verbindung, nicht direkt mit dem innersten Wesen Gottes selbst.

5. Die Wiese und ihr Windhauch sind wohl göttliche Eigenschaften, die die Schönheiten der Welt darstellen und die ihrem Wesen nach mit der Welt identisch sind. — „Blitz und Donner beziehen sich auf die zwei zu unterscheidenden mystischen Zustände der Betrachtung" (des intuitiven Erschauens Gottes) und der Unterredung (mit ihm), vgl. Koran II 206 (Gott kommt zu den Menschen, umhüllt von weißen Wolken) und die prophetische Tradition: „Gott befand sich in einer dichten Wolke. Oberhalb und unterhalb seiner war keine Luft mehr frei (klar)". Während der Mystiker sich also in der Betrachtung der Eigenschaften Gottes (der Welt) wohl fühlt und am Reiseziel glaubt, überrascht ihn die eigentliche Vision Gottes, in der er sogar mit Gott redet. Plötzlich wie ein Gewitter bricht sie herein.

6. „Die Regentropfen (kein strömender Regen) sind die einzelnen, mannigfachen Arten der Gotteserkenntnis." — Sie sind gleichsam Boten Gottes an den Erdenpilger, die direkt vom Himmel durch die Risse der Wolken fallen.

7. Neben den immer wiederkehrenden Liebesschmerzen und -Tränen findet sich auch der Wein der mystischen Liebe als Tröster. — Arabi: „Die reine Essenz des mystischen Weines sind die geistigen (sich mit der Geisterwelt befassenden) Gedanken und Gotteserkenntnisse, die das Herz des Mystikers mit Wonne erfüllen. Der Sänger ist die Stimme (des Propheten, wenn er als Inkarnationsform Gottes oder des Weltintellektes gefaßt wird), die von dem universellen Lobpreise[1]) Gottes hervorgebracht wird. Die menschliche

[1]) Darunter versteht man das Lob Gottes, das auch die unvernünftigen und sogar die unbelebten Geschöpfe durch ihre Existenz und die Merkzeichen der Weisheit Gottes, die an ihnen sichtbar sind, verkünden.

Digitized by Google

Seele hört in ihrem Wesen (nicht mit ihren äußeren Organen) diese mystische Stimme und gerät in Ekstase." — Diese „leisen" Töne sind von einer anderen Gattung als die sinnlich wahrnehmbaren.

8. Adam erlebte die Gegenwart Gottes in seiner Seele, d. h. er ward von dem mystischen Weine trunken und berichtete daher von einem Paradiese „eine sichere, auf gute Gewährsmänner gestützte Tradition (Erzählung)". — „Dieser Wein stammt her und fließt aus der Gegenwart Gottes, der seine Wohnung in den Seelen der Mystiker aufschlägt, und zwar in der Zeit ihres Heranwachsens." Diese etwas dunklen Worte bedeuten wohl: Gott beginnt in dem Herzen des Mystikers zu wohnen, wenn dieser noch Novize, Anfänger auf dem Wege des geistigen Lebens ist. Der Genuß dieser Gegenwart Gottes ist der mystische Wein, der also schon in den ersten Anfängen des mystischen Lebens gekostet wird und uns den Menschheitstraum des Paradieses wieder vor die Seele zaubert.

9. Die für unseren Geschmack etwas abstoßenden Eigenschaften dieses Weines haben für die Liebespoesie der Araber nichts Widerwärtiges. „Die schönen Jungfrauen sind die göttlichen Namen (also: Manifestationen des innergöttlichen Wesens): Speichel bedeutet die mystische Station des Sprechens und Gedankenausdrucks (Zwiesprache der Seele mit Gott), und die züchtigen Jungfrauen stellen die Station der Schamhaftigkeit dar, d. h. die der Betrachtung Gottes)."

3. Das Göttlicherwerden des Menschen.

1. O du alter Tempel! Ein Licht ist für dich (euch) aufgegangen, das in unseren Herzen glänzt.

2. Bei dir beklage ich mich über die Wüsten, die ich durchschritt, und in denen ich ungehemmte Ströme von Tränen vergossen habe.

3. Weder morgens noch abends erfreute ich mich der Rast. Von der Morgen- bis zur Abendzeit setzte ich ununterbrochen meinen Weg fort.

4. Die Kamele setzen ihren Marsch bei Nacht fort, auch wenn sie ihre Füße wund gelaufen haben, ja sie beschleunigen den Schritt noch dazu.

5. Diese (gewaltigen) Reitkamele trugen uns zu euch (wohl: Gott) hin mit heftigem Verlangen, obwohl sie nicht hofften, das Ziel erreichen zu können.

6. Sie durcheilten im Liebesstreben nach dir (Gott) Wildnisse und regenlose Strecken, ohne sich deshalb über ihre Müdigkeit zu beklagen.

Digitized by Google

7. Sie klagten nicht über den Schmerz der heftigen Liebe, während ich es war, der ich mich über Müdigkeit beklagte. Sicherlich vollbrachte ich etwas Widerspruchsvolles.

Erklärung samt Kommentar Arabis. (Gekürzt.)

1. Das Thema dieser Ode lautet: durch Askese, heftiges Verlangen nach Gott und Geduld im Leiden wird der Mensch zu Gott, nimmt göttliche Natur an (Deificatio). Es ist ja doch das ethische Ideal des Mystikers, daß er mehr und mehr das außergöttliche, das eigene Selbst abstreife, um im Verhältnis dazu die Eigenschaften Gottes in sich aufzunehmen und zu Gott zu werden (Nirwana). — „Der alte Tempel ist des Mystikers Herz, das die göttliche Wahrheit in sich birgt. (Der Gebrauch von ‚Tempel' erinnert hier an den christlichen ‚Tempel des Heiligen Geistes'. Dieser Tempel wird mit ‚euch' (‚dich') wie eine menschliche Person angeredet.) Das Licht im Herzen ist bestrebt, aus seiner Quelle (das Herz ist das Zentrum des Leibes) auszugehen und den Gliedern des Leibes die göttlichen Erleuchtungen (‚Realitäten') zuzuführen. Auf der hier geschilderten mystischen Station sieht der Mystiker durch Gott, er hört durch Gott, er spricht durch Gott und bewegt sich durch Gott" (ein bekannter sufischer Ausspruch.)

2. „Die zurückgelegten Wüsteneien sind die erduldeten Abtötungen und Entsagungen." — Der Weg ist jetzt zurückgelegt, die Göttlichkeit ist erreicht, so daß ich mich über die überwundenen Mühsale beklagen kann.

4. „Die Kamele bedeuten das (unermüdliche, ausdauernde) Verlangen des Mystikers nach Gott. Dasselbe sucht und strebt ununterbrochen, obwohl seine Kräfte durch die Schwierigkeiten des Suchens erschöpft sind. Die Kamele (die natürlichen Kräfte) sind erschöpft, weil die von der natürlichen Vernunft (und der Natur) dargebotenen Beweise für die transzendente (göttliche) Welt unfähig sind, den Menschen zum göttlichen Sein (dem ‚notwendig Seienden') hinzuführen." — Der Mensch bedarf der göttlichen Gnade, weil die Vereinigung mit Gott ein Ziel ist, das zu erlangen seine Kräfte übersteigt. Auch die folgenden beiden Verse, von denen Arabi keinen besonderen Kommentar gibt, besagen, daß die menschliche Natur, soweit sie unbewußt ist, also das innerste Wesen unseres Geistes, beständig nach Gott verlangt, obwohl es in sich nicht die Kraft besitzt, Gott zu erreichen.

7. „Ich gab vor, Gott zu lieben, und beklagte mich dennoch über Müdigkeit und Erschlaffung. Jene Kamele aber, nämlich meine Handlungen und Gedanken, die ich leite und kontrolliere (wie Reittiere) beklagen sich nicht." (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Die Wiedergeburt deutscher Kunst?

In Nr. 10 der Münchner „Allgemeinen Rundschau" wendet sich Momme Nissen in eindrucksvollster Weise gegen die Ausstellung der Münchner „Neuen Sezession" und beantragt in Rücksicht auf „ihre entsittlichende Wirkung" deren baldigste Schließung. Im Anschluß an seine Polemik überlegt Momme Nissen die Frage, ob der große Krieg uns eine Erneuerung deutscher Kunst, die sich ihrer tiefsten eigenen Wesenskräfte wieder bewußt werde, zu bringen vermag und bejaht mit einem stolzen Optimismus das Problem, an dem wir alle uns erproben:

»Sollte es Traum und Täuschung sein, infolge des großen Krieges eine erneuerte deutsche Kunst (natürlich nicht von heute auf morgen) zu erwarten? O nein. In den Schützengräben reift ein stählernes, hellsichtiges Geschlecht heran, das den inneren Unwert der jüngsten Aestheten durchschaut. Ergreifend mahnen unsere Heldenbrüder wieder und wieder, daß wir sie nicht vergebens opfern und dulden lassen, daß doch das Blut der Besten nicht umsonst vergossen sein soll. Wie sie draußen, so haben wir drinnen aufzuräumen. Der Erfolg steht bei Gott, aber tatenlos klagen: „Es bleibt doch alles beim alten", das wäre entwürdigend. Lege jeder kräftig Hand an, wo immer er kann! Wie im Heere, so dürfen und sollen wir auch in der Kunst von deutscher Seelenkraft das Höchste erwarten, verlangen.

Leider ist es infolge falschmoderner Einflüsse zur Kennergewohnheit geworden, die Kunstentwicklung rein fatalistisch zu betrachten, wie etwa die wechselnde Witterung, deren Kommen und Gehen man ohnmächtig gegenübersteht, die man nur zu vermerken und zu glossieren hat. Man hat vergessen, daß Kunst mit freiem Willen gestaltet wird, daß starke Impulse, wie sie in der Geistesgeschichte immerzu gegeben wurden, notwendig und wirksam sind, daß zur Neubelebung die Forderung — allerdings eine solche mit Hand und Fuß — der Leistung voraufgehen oder sie doch geleiten muß. Mit der Forderung einer echten, vergangenheitstreuen und gegenwartsstarken Kunst fliegen wir nicht in die Wolken. Damit treten wir auf den Boden nüchternster und zugleich modernster Wirklichkeit. Auf Grund guter Vertrautheit mit unserer Künstlerschaft und ihren Leistungen (die man in Ausstellungen nur ungenügend kennen lernt) behaupten wir, daß in Nord Süd, in Ost und West Scharen gediegener einheimischer Maler wirken, die lange nicht genug beachtet, die über dem pariserischen Modetaumel gröblich vernachlässigt, vielfach verkümmert sind. Wie die hehre Kriegserhebung weniger eine Umwandlung schlechter Elemente in gute, als ein Frei-, ein Tätigwerden bisher niedergehaltener, schlummernder Volkskräfte darstellt, so ist heute auch der deutsche Künstler bereits vorhanden: es heißt nur ihn zu berufen, ihn auf seinen Platz zu stellen.

Digitized by Google

Und ihm die Bahn freizumachen durch Absage an Unnatur und an falsche Propheten, welche unsere ersten Meister kritisch verkleinert und verhöhnt haben. Jetzt heißt es, das Schamlose, Sinnlose, Kunstwidrige ganz entschieden abzustoßen, eine ehrliche künstlerische und auch handwerkliche Disziplin zu fördern, ohne Geniegetue den Geist der Neuigkeitssucht beiseite zu setzen, — dagegen liebevoll all das zu pflegen und ans Licht zu rücken, was noch gute Erbkunst, edlen Geist und treue Tüchtigkeit zeigt. Dazu gehört freilich mutvolles und doch bescheidenes Denken, ein starkes und doch pietätvolles Empfinden ohne das Schielen nach Paris, nach Meier-Gräfe und den modernsten Salons mit ihren Organen. Dazu gehört eine gründliche Nachprüfung und Vertiefung der ganzen neuzeitlichen Kunstbewertung, die ebenso verirrt war wie die jüngste Kunstübung. Dazu gehört ein warmes Heimatgefühl, ein gesunder Optimismus, eine Begeisterungsfähigkeit im Sinn eines Schiller, eines Cornelius, eines Schwind. Dazu gehört, als Quellgrund klugen und klaren Geistes, ein kindlich offenes deutsches Gemüt, das vertrauensvoll alles Denken und Schaffen in Beziehung zu Gott sieht und setzt. Glauben wir nur an die Ehre und Würde germanischer Kunst, fühlen wir hingebend in und mit dem ganzen Volke, dann wird der tausendjährige Stamm der reinen deutschen Malerei so sicher wieder frische Schößlinge treiben und vom Geistigen, Geschichtlichen aus sich eine zeitgemäße neue Körperhaftigkeit erbauen, wie auch der Maimonat 1915 Frühlingsblüten zeitigen muß. Jetzt ist die Jugend aufnahmedurstig für das Höchste und Beste; jetzt gilt es ihr Edelgut zu übermitteln und auch einen neuen künstlerischen Adel von ihr zu fordern, der allerdings nicht durch sprunghafte Einfälle, sondern nur durch pflichtgetreue, gehorsame, geduldige, fromme und frohe Arbeitsamkeit erreicht werden kann.«

Was Momme Nissen hier von der Malerei im Besonderen sagt, gilt im Ganzen für die deutsche Kunst überhaupt. Nur aus der stolzen und eigenwilligen ethischen Selbstbesinnung und aus dem romantisch-kraftvollen Zurückgreifen auf die stammhafte und universale katholische Kultur wird der neue Frühling werden — anders nicht!

Der Bankerott Schönherrs

Ein neues Schauspiel Karl Schönherrs! Also zweifellos eine Sensation? Gewiß, wenn die geistige Bankerotterklärung eines Künstlers, auf den man immerhin noch etwelche Hoffnungen setzte, Sensation gescholten werden darf. Das neue Stück Schönherrs heißt: „Weibsteufel". Es wurde nicht nur in Wien sondern auch in Berlin schon aufgeführt. Was darüber zu sagen ist, ist sehr schmerzlich, weil einem trotz der größten prinzipiellen Bedenken bei „Glaube uud Heimat" die gewaltige dramatische Gestaltungskraft des Dichters als

Digitized by Google

eine große Hoffnung und ein schimmerndes Versprechen verblieben. Nun ist's auch mit dem Letzten vorbei; Schönherr hat sich nicht bloß weggeworfen, er hat sich verächtlich gemacht. Das endet in der Gosse. Jämmerlich! Und ausgerechnet in der Zeit! Hören wir, wie die „Augsburger Postzeitung" Nr. 169 vom 14. April 1915 sich aussprechen muß:

»Wie die wissenschaftliche Bildung eines Volkes, so auch seine Kunst; beide stehen in einem untrennbaren Zusammenhang. Wo die Geisteswissenschaften eines Volkes sich auf groben Atheismus gründen, da wird die Kunst des Idealismus entbehren. Hat man da in Berlin und Wien gleichzeitig einen „neuen Schönherr" aufgeführt, wie man im Börsenjargon des Berlin-Wiener Feuilletonismus sagt. Man kennt Schönherr: ein sehr begabter Photograph des täglichen Lebens in Tirol. Seine grob-naturalistischen Platten „retouchiert" er mit dem gängigen Unglauben des philosophisch ungebildeten Mediziners. Ließen poetische Werte in Glaube und Heimat trotz aller übrigen Bedenken, noch hoffen, daß er sich zu wahren Höhen dichterischen Schaffens durchringen könnte, so hat er durch seine späteren Werke alle enttäuscht. Er ist ganz auf den Standpunkt seiner „Erde" wieder zurückgekommen, in der er die „Scholle" freilich glänzend schildert, aber doch nur dort, wo die an ihr haftenden Staubgeborenen mit einem derben, ungefügen Animalismus in Brunst und Dunst sich wild geberden. Der führende Geist in seiner „Erde" ist der philosophisch ungebildete Arzt des Stücks, der mit einem schmutzig-hoffnungslosen Pessimismus über die Bretter klettert, derweilen die Bauern des Stücks, die Schollenleute, sich in einem animalisch aufgemachten Gehege wild austoben! Kein Wunder, daß dieser Schönherr der Mann des Großteils unserer deutschen Presse war. Die „frohe Kunde" der Häckel, Ostwald und Genossen, daß der Mensch auch in der zur Höhe entwickelten Form des Tiers seinem tierhaften Charakter treu bleibt und der Egoismus der brünstigen Sinnlichkeit den alles beherrschenden Zug des Seelenlebens bilde —, verstand Schönherr in gleißnerischen dramatischen Bildern der Großstadt zu bestätigen. Sein Glück war gemacht. Je mehr die „Klerikalen" — der Sammelname für alles, was einer darwinistisch beeinflußten Kunstgebarung entgegenstand — sich gegen den neuen Dichter der Bauernscholle aus Tirol auflehnten, um so stärker wurde er von dem Berlin-Wiener Feuilletonismus als „wahrhafter Dichter" angerufen.

Dieser Schönherr hat jetzt ein neues Stück „Weibsteufel" herausgebracht. Der Wiener Korrespondent der „Frankf. Ztg.", Herr Goldmann, erklärt entzückt, das Publikum und die ganze Wiener Presse, mit Ausnahme der „klerikalen" Reichspost, habe dem Stück zugejubelt. Man kann die Freude des Herrn Goldmann verstehen. Etwas kritischer ist schon der Berliner Korrespondent des gleichen Blattes über die Aufführung in Berlin. Ihm kommen doch einige Bedenken, ob das Stück eine Brücke für die heutige Zeit bildet. Es kommt hier schon etwas wie norddeutscher Berliner Ernst gegen Wiener Sorglosigkeit zum Ausdruck. Und was ist nun der Inhalt des Stückes? Eine einzige dramatische Roheit auf der Grundlage ausschweifender serueller Brunst. Die Frau eines alten Schmugglers im Gebirg beginnt mit einem forschen Grenzjäger — erst geschoben, dann schiebend — ein Verhältnis, in dessen Verlauf die teuflische Natur des Weibes unter den Peitschenschlägen der Brunst sich herausbildet und den Grenzjäger dahin bringt, daß er den alten

Digitized by Google

Ehemann und Filz ermordet. Durch fünf Akte hindurch wird dieses ekle Thema der Geilheit und Grausamkeit, natürlich in feinster psychologischer Verpackung, zwischen drei Menschen abgewandelt. Und Publikum und Kritik sind enthusiasmiert und bis ins kleinste Käseblatt der Provinz wird der „sensationelle Erfolg" ausposaunt.

Das ist die Kunst, an der sich unser Großstadtpublikum in dieser ernsten und schweren Zeit des Krieges unterhält —, eine Kunst, die sich in der Photographie alles Untermenschlichen gütlich tut, die mit schnalzendem Behagen der Welt verkündet, daß tierisches Begehren die Seele im Menschen meistert.

Das österreichische Reich kämpft um seine Existenz. Der „liabe Weaner" merkt das nicht, ihn geht das nichts an. Er höhnt wohl noch über den „Klerikalen", der es nicht vermag, die Brücke zu finden, die von dieser „Kunst" zu dem ungeheuren Ernst der heutigen Zeit führt. Freiheit und Selbständigkeit Deutschlands und Österreichs kann nur durch eine ungeheure Kraftanstrengung, in der gestählter Wille und unangefressene Sittlichkeit die bedeutendsten Faktoren sind, erhalten werden, und die Wiener und Berliner „Gebildeten" delektieren sich an den Brunstorgien eines entfesselten „Weibsteufels". Das ist der Ernst, mit dem die „führende Bildungsschicht" von heute die ungeheure Tragik der Zeit quittiert.

Ob sie sich geändert haben? Ob sie wohl anders werden? Kaum — wenn des gewaltigen Schicksals Wehen nicht noch schärfer in die „dürren Äste" des modernen Ästheten-Baums fährt, den eine gottentfremdete Wissenschaft und Kunst hochmütig und skrupellos gepflanzt hat und sorgsam weiterpflegt allen gewaltigen Warnungen zum Trotz.«

Es ist ein traurig Stück, daß heute das Urteil über Karl Schönherr nicht mehr anders lauten kann als wie etwa über Hans Hyan oder irgend einen andern „Romanzier" von Berlin-Nacht.

Eine Kulturfrage

Die Frage des Interkonfessionalismus ist nicht nur ein Problem der Politik, wenn sie auch dort am unmittelbarsten in die Erscheinung tritt. Sie ist im Tiefsten eine Kulturfrage. Sie orientiert unsere Gesamtkulturarbeit so oder so. Auch das Kunstschaffen als die höchste geistig-mechanische Potenz jeder Kulturgestaltung wird von ihr bestimmt, wir haben kurz vor Ausbruch des Krieges die Auseinandersetzungen, die hierüber notwendig waren, erlebt. Wir halten es deshalb für angebracht, die Entwicklung dieser Frage, soweit sie sachlich und prinzipiell gefaßt werden kann, auch hier zu verfolgen. Als Zeitdokument glauben wir darum die nachstehenden Sätze, die Professor Dr. Josef Selbst im 2. Heft des Mainzer „Katholik", Seite 137 ff. ausspricht, auch hier festhalten zu sollen:

»Nicht daß wir der Szylla des Optimismus ausweichend in die Charybdis des Pessimismus fallen und einen neuen gesetzlich organisierten Kulturkampf prophezeien. Der scheint uns im Gegenteil für absehbare Zeit ausgeschlossen, obwohl der letzte Stachel des alten noch

Digitized by Google

in unserem Fleische steckt, wie die jüngsten Erfahrungen mit der Handhabung des Jesuitengesetzes (in Konstanz) mitten im Krieg wieder zum Bewußtsein gebracht haben.[1]) Aber nicht für ausgeschlossen halten wir neue Erschütterungen des konfessionellen Friedens einerseits und neue Gefahren von seiten des Interkonfessionalismus andererseits. Die Anzeichen dafür mehren sich, daß die vor Ausbruch des Krieges unheimlich gesteigerte konfessionelle Spannung nur abgelöst, nicht innerlich überwunden ist. Es ist nicht „die gezähmte Widerspenstige" (Sozialdemokratie) allein, die in jeder Äußerung katholischen Lebens schon gleich eine Störung des Burgfriedens sieht und Abrechnung in Aussicht stellt. Die Vorbereitungen zum Jubiläumsjahr der Reformation (1917) waren bereits im Gange und werden nach dem Krieg wohl wieder manche Geister wecken, die kein Zauberwort eines Meisters so leicht wird beschwichtigen können. Als Symptome darf man den bereits allen Ernstes gemachten Vorschlag betrachten, das ausgesprochen evangelische Schutz- und Trutzlied: „Eine feste Burg" zum christlichen Nationallied und die Lutherbibel zum deutschen Volksbuch zu machen, auch den Versuch, den Sieg der deutschen Waffen dem Protestantismus gutzuschreiben und ähnliches. Wo aber die Spannung gelöst und der gute Wille zum Frieden vorhanden zu sein scheint, droht bereits wieder das Gespenst des Interkonfessionalismus. Schon wird von gewisser Seite als erste Friedensbedingung die grundsätzliche Anerkennung der „Schwesterkirche" und damit die Preisgabe eines unveräußerlichen dogmatischen Prinzips gefordert, von anderer Seite eine Art Union oder Bund der christlichen Kirchen befürwortet, wodurch die dogmatischen Unterschiede zwar nicht ganz beseitigt, aber gemildert und überbrückt werden sollen.[2]) Wir brauchen nicht zu sagen, daß es weder des einen noch des anderen bedarf um zu erreichen, was alle Wohlmeinenden erstreben und für absolut notwendig halten: ein friedfertiges, einträchtiges Zusammenwirken der christlich Gesinnten auf allen Gebieten des bürgerlichen Lebens auf Grund wahrer Toleranz und Parität, befruchtet durch den Wetteifer der christlichen Liebe, die nicht den Irrtum, sondern den Irrenden und seine Lebensinteressen umfaßt. Nicht dieses Zusammenwirken, nicht die Solidarität der christlichen Konfessionen im Kampf gegen die Mächte des Umsturzes aller göttlichen und menschlichen Ordnung ist es, worin eine Gefahr erblickt werden kann, sondern die Verflachung und Vermischung der Prinzipien, die vielleicht gerade unter Hinweis auf das in der Not der Zeit so herrlich bewährte Gemeinschaftsbewußtsein und patriotische Interesse versucht werden wird.«

Es wird notwendig werden, sich dieser Sätze bei Gelegenheit wieder zu erinnern.

[1]) Es wurde dort die seelsorgliche Aushilfe eines reichsdeutschen Jesuiten aus Feldkirch auf den Gebetssonntag (10. Januar) durch den badischen Kultusminister für unzulässig erklärt und verhindert. Augsb. Postz Nr 25 v. 17. Jan. 1915

[2]) Vgl: Ein Herr und ein Glaube, ein Beitrag zum Frieden unter den christlichen Konfessionen von Dr. O. Freiherr von und zu Aufseß, Privatdoz. a. d. Technischen Hochschule zu München (München 1914; 32 S.). — J. Rambaud, Ut omnes unum Offene Fragen und Antworten (ebd. 48 S).

Digitized by Google

Kritische Warte

Literaturkunde

Storm Theodor, Sämtliche Werke. Neue Ausgabe in fünf Bänden. Gr. 8° (255, 360, 330, 358, 352) Braunschweig und Berlin, George Westermann. In Leinen Mk. 15.—.

Im Jahre 1918 läuft die Schutzfrist für Storms Werke ab. Sein Verleger bietet schon heute eine wohlfeile Volksausgabe, die nicht nur sämtliche erzählenden Dichtungen des norddeutschen Meisters der Novelle enthält, sondern auch die Gedichte und die Erinnerungen an Eduard Mörike, mit dem ihn die tiefste innere Geistesverwandtschaft verknüpfte. Diese Ausgabe bedeutet einen dankenswerten Schritt zur Anbahnung einer tieferen und nachhaltigeren Wirkung Storms auf unsere Zeit, die seinen Werken nun allmählich jene Beachtung und Würdigung zollen wird, die sie einem Dichter von seinem hohen Range schuldet. Es gibt unter den Gebildeten noch viele, deren Kenntnis des Dichters sich auf die eine oder andere seiner Novellen und auf etliche seiner häufig gesungenen Lieder beschränkt. Allmählich bricht sich aber auch in weiteren Schichten die Erkenntnis Bahn, daß Storm ein Klassiker der deutschen Novelle ist und seine Lyrik zu den vorzüglichsten Erzeugnissen deutscher Liedkunst zählt. Vor allem war er ein ganzer Dichter, der sich auch in den künstlerisch weniger vollendeten Novellen nicht verleugnet, der keine unfertige Zeile aus der Hand gab, sondern alle seine Schöpfungen mit dem Element dichterischer Stimmung durchtränkte. Seine Novellen, in denen der Schwerpunkt seiner Dichtung ruht, bezeugen das stete Wachsen seiner poetischen Kraft, den Aufstieg von weichem Lyrismus zu kräftigen lebenswahren Formen und Gestalten. Die ganze Gefühlswelt des deutschen Herzens kommt darin zu immer tieferem und bezwingenderem poetischen Ausdruck. Der volle Zauber des Heimatlich-Gemütvollen, der anheimelnde Reiz trauter Häuslichkeit waltet in diesen meisterhaften Gebilden der Erzählungskunst. Meist behandeln sie die Herzensfragen in Liebe und Ehe, aber auch die reiche Skala der übrigen Empfindungen ist dem Dichter zutiefst vertraut und wir begegnen bei ihm allen Stimmungselementen von friedsamer Idyllik bis zu erschütternder Tragik. Fast alle erzählenden Dichtungen fesseln durch den Tiefgang der psychologischen Analyse, durch den anmutigen Wechsel der Einkleidung, durch die Innigkeit, mit der die Gemütsstimmung alle seine Gestalten und Bilder von innen heraus erfüllt und durchdringt, und durch eine Prosasprache voll durchsichtiger Klarheit und poetischer Anschaulichkeit und doch auch von jener leichten Verschleierung, die dem mitdichtenden Leser noch manches zu ergänzen und zu erraten übrig läßt. Seine Lyrik steht an Wert hart neben der seines schwäbischen Freundes Mörike; sie bildet die tausendfachen Stimmungen des Menschenherzens und des Naturlebens klar und licht in poetische Anschauung um und schmeichelt sich meist durch den reinen Wohllaut ihrer musikalischen Sprache ins Ohr.

Diese Erinnerung an längst bekannte Tatsachen hielten wir deshalb vonnöten, um auch unter den Lesern des „Gral" eine zahlreiche Stormgemeinde zu werben. Daß Storm keine eigentliche Jugendlektüre bildet und daß er den religiösen Fragen zumeist gleichgültig gegenüber steht, darf als bekannt gelten. Aber das Fernsein aller Feindseligkeit

Digitized by Google

gegen das Christentum und der stark ethische Zug, der auch in der Unrast der Leidenschaft das sittliche Urteil hochhält, muß ihm auch bei den Katholiken immer mehr Verehrer und Schätzer zuführen. Diese kraftvolle Dichterpersönlichkeit, über die die Monographien von Paul Schütze (s. Gral VII 443) und Gertrud Storm (s. Gral VII 316 f. und 628 f.) verläßliche Kunde geben, bedeutet einen wirklichen Höhepunkt der deutschen Poesie des vorigen Jahrhunderts und jeder Literaturfreund muß aufrichtig wünschen, daß Storms dichterisches Lebenswerk Allgemeingut des deutschen Volkes werde. Franz Ranegger.

Biographisches

Heinrich Maria Schaub: „Gerhart Hauptmann. Versuch einer Charakteristik. Verlag von J. und W. Boisserée, Köln. Geb. 0.85 Mk. 25 Seiten. 1914.

Ein begeisterter Jünger G. Hauptmanns ergreift in diesem hochfein ausgestatteten Schriftchen das Wort, um nachzuweisen, daß G. Hauptmanns Kunst wenigstens in gewissen Grenzen „der gesteigerte Ausdruck der Volksseele", daß sein Naturalismus mehr als bloß „eine Photographie des Lebens", „mehr als peinlichst genaue Milieuschilderung, mehr als Zustandsdichtung" sei. Für den Mangel an Einheit in G. Hauptmanns Dramen entschädige das bei ihm vorherrschende neue Prinzip der Einheit der Stimmung, das an die Stelle der früher geforderten Einheit der Handlung oder des Charakters getreten sei. Als einen Mangel an G. Hauptmann gibt der Verfasser zu, den „Mangel geistiger Dialektik", der das Weltbedeutende, Große in seiner Tragik zwar nicht so eindringlich zum Bewußtsein bringe, es aber darum doch nicht verkennen lasse. Wohltuende Kritik übt Schaub da, wo er Hauptmanns Verhalten anläßlich seines „Geburtstagsrummels", die Ausführung des patriotischen Festspiels zur Breslauer Jahrhundertfeier 1913, die er „als der skeptischsten modernen Menschen einen" hätte ablehnen müssen, und seine scharf antikatholische Tendenz in diesem Festspiel offen rügt. Im übrigen will das Büchlein offenbar nicht eine gründliche wissenschaftliche Arbeit, sondern eben nur die erweiterte Überarbeitung eines Vortrags sein, den der Verfasser bei Gelegenheit der Hauptmann-Matinee des deutschen Theaters zu Köln gehalten hat. Karl Jakubczyk.

Prosadichtung

M. Reynes, Monlaur. Jerusalem. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Mit einem Vorwort von Kardinal de Cabrières, Bischof von Montpellier. Berechtigte, nach der 18. Auflage des Originals bearbeitete deutsche Ausgabe von Ludwig Klinger. Petrus-Verlag, Trier. 262 Seiten 8°. Preis 3 Mark.

Dieses Buch mit dem etwas unbestimmten Titel ist weder ein Roman, der uns unterhalten will, noch eine methodische Darstellung der topographischen Eigentümlichkeiten, der religiösen und geschichtlichen Bedeutung Jerusalems, und doch der beste Beweis, „daß das heilige Evangelium den gerechten Seelen, die guten Willens sind, eine reiche Unterhaltung bietet", der schönste Wegweiser in die Tiefen des neuen Testamentes selbst. Ein herrliches Buch voller Stimmung und Andacht, voller edler Gedanken, wie geschaffen dazu, um manche heilige Szene, manchen ehrwürdigen Ort, manchen weihevollen Augenblick im Leben Jesu dem Herzen des Lesers innerlich nahe zu bringen, lieb und vertraut zu machen. Es enthält, wie Kardinal de Cabrières in seinem schönen Vorwort zu dem Buche sagt, „eine Reihe beseelter und sehr lebendiger

Digitized by Google

Berichte", für deren aufmerksame Lektüre er den Lesern gleichsam als Lohn verspricht: „Sie werden sehen, daß eine lebendige Phantasie, ein tiefes Gefühlsleben und eine groß angelegte Kunst viel gewinnen können, wenn sie sich den göttlichen Seiten zuwenden, die der Heilige Geist diktiert hat." Es gibt nicht bald ein Buch halb schöngeistiger, halb erbaulicher Natur, das man so frohen Herzens wie dieses allen nach Innerlichkeit verlangenden Seelen empfehlen kann. Karl Jakubczyk.

Apologetische und aszetische Literatur

Gspann, Dr. Jos. Chrys.: Schönheit der katholischen Weltanschauung. 296 S. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. Mk. 3.20, gebd. Mk. 4.—.

Ein echtes Gralbuch! Ganz wie wir es vom künstlerischen Standpunkte aus tun, wird hier vom dogmatischen und vom Vernunftstandpunkte aus der Tempel der katholischen Wahrheit als ein Wunderwerk übernatürlicher Schönheit und göttlicher Harmonie gezeigt. Ein wahrhaft zeitgemäßes, notwendiges Beginnen! Denn wir Katholiken sind vielfach schon so verstört und verwirrt von dem Redeschwall unserer Gegner, daß wir halb blind sind für die glanzvolle Schönheit unseres Glaubensgebäudes und unseres kirchlichen Lebens. Gerade diese Blindheit für die übernatürliche Schönheit der katholischen Lehre ist ja auch der Grund des kleinmütigen Zweifels an der Kraft der katholischen Weltanschauung, aus ihren Tiefen heraus eine neue, herrliche Kunst zu bilden, vor der aller Glanz und Flitter der „Moderne" verschwinden müßte. Von diesem Standpunkte aus empfehlen wir besonders allen Gralleſern die Lektüre des vorliegenden Buches.

Hilgers, Joseph, S. J: Das Büchlein von Unserer Lieben Frau. VIII., 374 S. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. gebd. Mk. 2.60. Mk. 2 —,

Ein liebes, schönes Büchlein für Marienverehrer, also für alle Katholiken, besonders für den Maimonat. Wer so recht die Tiefe und Schönheit der Marienverehrung erleben will, der möge darnach greifen.

Pagés, Helene: Ehrenpreis. Eine Festgabe für Erstkommunikanten. Mit 7 Bildern. 2. u. 3. verbesserte Auflage. XIV., 252 S. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 2.40, gebd. Mk. 3.20.

Das Buch ist in jeder Beziehung eine hervorragende Erscheinung der reichen katholischen Literatur für Erstkommunikanten. Hervorragend nach drei Gesichtspunkten: erstens durch die taktvolle, nach pädagogischen Grundsätzen geregelte Auswahl der einzelnen Stücke, hauptsächlich Erzählungen; zweitens durch das Bestreben, das Gute in schöner, edler Form zu bieten, also literarisch wertvolle Stücke zu bevorzugen; drittens durch die schöne, würdige Ausstattung, die der sorgfältigen Auswahl des Inhalts entspricht. Es ist wohl hier das Beste zusammengetragen, was in der Prosadichtung und in der Legende über das allerheiligste Altarssakrament zu finden ist.

Schwarzmann, Prof. H.: An den Quellen des Heiles. Ein Buch zur Förderung und Verinnerlichung des eucharistischen Kultus. Buchschmuck von H. Hoffmann. 278 S. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Mk. 2.50, gebd Mk. 3 30.

In die reiche aszetische Literatur über die heilige Eucharistie fügt sich dieses Buch als ein gelungener Versuch ein, das erhabene Thema in der Sprache und nach dem Geschmacke der Gebildeten unserer Zeit zu behandeln. Es wurde darum in der Form auf sprachlich schöne,

Digitized by Google

poetische Darstellung, im Wesen auf das, was man in der modernen Sprache „Verinnerlichung" nennt (es ist nur ein neuer Ausdruck für das alte, schönere „Gottseligkeit"), Rücksicht genommen. Es ist so ein Werk entstanden, das an Gedankentiefe und innerer Fülle den Schriften von Hettinger, Scheben u. a. kaum nachsteht und mit seiner schönen poetischen Einkleidung auch solche anzieht, die für rein aszetische Erörterungen schwer zugänglich sind.

Seelein, Dr. J. M.: Gott ist die Liebe. 432 Seiten. München, Franz X. Seitz. Gebunden Mk. 3.–

Der Hauptvorzug dieses Buches besteht u. E. in der Herzenswärme, mit der es geschrieben ist und die es wohl zustande bringen kann, den katholischen Leser seines Glaubens so recht froh werden zu lassen. Es bietet auch Antwort auf manche Fragen und Zweifel, die gerade jetzt in der Kriegszeit auftauchen, denn es zeigt, daß und warum Gott im Lichte, in der Finsternis, überall und immer nur die Liebe ist.

Vezin, Dr. August: Die Freudenbotschaft unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. X, 532 Seiten. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 4.–, gebunden Mk. 5.–.

Das Buch erwuchs aus dem Verlangen, Jesu Werk und Wort nach den Berichten der Urüberlieferung in einem Gesamtbilde zu erfassen und wiederzugeben. Es bietet eine Evangelienharmonie, die nicht in der heute üblichen literarkritisch bestimmten Weise in den Rahmen eines der Evangelien den Inhaltsüberschuß der andern einfügt, sondern, nach dem Vorbilde der Evangelisten selber, frei mit dem gegebenen Stoffe waltend, in ihrer besondern Absicht gemäß nach psychologisch-sachlichen Gesichtspunkten ordnet: Jesu Leben nach seinem wesensbedingten Verlaufe und Jesu Lehre nach ihren inneren Zusammenhängen darstellt.

Da in dieser Fassung der Inhalt des „vierfältigen Evangeliums" sich selber erklärt, brauchte es durchweg keiner besondern Inhaltserklärung; wo — besonders im Johannesberichte — die Prägnanz im Ausdrucke des Urtextes den Sinn der Worte dunkel oder die Verknüpfung der Gedanken unersichtlich hätte lassen können, sind die Schwierigkeiten durch [eingeklammerte] Texterweiterungen behoben worden.

Das rechte Verständnis seiner Form: des geschichtlichen Verlaufs von Jesu Werk und der äußeren Einkleidung von Jesu Wort kann nur durch die Kenntnis der Umwelt Jesu vermittelt werden; deshalb sind im zweiten Teile des Büchleins eingehende zeitgeschichtliche Erläuterungen gegeben, die in ihrer Gesamtheit sich zu einer fast lückenlosen evangelischen Zeitgeschichte zusammenschließen und so dem Leser einen Einblick in jene eigenartige Enklave des römischen Imperiums eröffnen, die trotz ihres reiz- und bedeutungsvollen Geschehens und Lebens selbst dem historisch gebildeten Laien leider durchweg unbekanntes Gebiet ist. Der auch apologetisch nicht unwichtigen chronologischen Verankerung der evangelischen Tatsachen ist dabei zweimal ein breiterer, zu bemerkenswerten Ergebnissen führender Exkurs gewidmet.

Digitized by Google

Literarische Umschau

Von Otto Walter

Heinrich Federer und die Schweizer Schillerstiftung. Der Aufsichtsrat der Schweizer Schillerstiftung hat in seiner ordentlichen Jahressitzung am 20. Mai in Zürich Heinrich Federer eine Ehrengabe von 1000 Franken verliehen für seine erzählenden Werke: „Sisto e Sesto" und „Das letzte Stündlein des Papstes."

Karl Domanig und Richard von Kralik. In der „Augsburger Post Zeitung" Nr 208 vom 6. Mai veröffentlicht Anton Dörrer aus dem Nachlasse Karl Domanigs eine interessante Studie, die der tote Tiroler Dichter seinerzeit über seinen Wiener Freund schrieb und die für die Wesensbetrachtung Domanigs wie Kraliks in gleicher Weise wertvoll ist.

Das Kriegerische bei Annette Droste. Unter diesem Titel schreibt M. Herbert in Nr. 19 der Münchner „Allgemeinen Rundschau" vom 8. Mai kurz aber trefflich über die Quellen und die Wucht der Gestaltungskraft kriegerischer Vorwürfe in der Dichtung jener adeligsten aller deutschen Künstlerinnen. Sie macht darauf aufmerksam, wie die soldatische Tradition eines uralten westfälischen Freiherrngeschlechtes im Blut und Wesen Annettens fortlebt und wie ganz sprühende Gegenwartsstimmung vor allem aus der kräftigen Kriegsdichtung: „Die Schlacht am Loener Bruch" blitzt, deren literarische Qualitäten trotz aller Bedenken höchste sind.

Franz von Defreggers 80. Geburtstag. Zu Defreggers Jubiläum (30. April 1915) ergreift die deutsche und österreichische Presse in sehr herzlicher, dankbarer und würdiger Weise das Wort. Es ist ein ganzes Volksbekenntnis zu dem greisen Meister aus dem Pusterthal, das sich da erhebt und in den goldnen Abendschein, den die Liebe deutscher Völker um seinen Scheitel webt, wittert der zornvolle Ernst der großen Stunde hinein, wie er selbst ihn in seinem „Letzten Aufgebot", „Heimkehr der Sieger" u. s. w. schauernd erahnte. Ist's nicht, als wüchsen seine Bilder im heiligen Land Tirol heute ganz wahrhaftig aus ihren Rahmen hinaus und in den brausenden Volkssturm hinein, der für Kaiser und Reich wuchtiger als je aufbricht? Es ist eine merkwürdige Aktualität um das Lebenswerk dieses Achtzigjährigen und es wird täglich wahrer, was Avenarius im ersten Maiheft des Kunstwart schrieb:

> »Lebt aber derselbe, der da Widersprüche fühlt, längere Zeit unter den Alplern – seltsam, so sieht er doch überall Defregger, als ginge das mit dem Defregger-Dorf in Tirol wie mit den Türmen Seldwylas in der Schweiz: in jedem Orte ist etwas davon. Kein Weiler im Tirol, in dem nicht ein paar Defreggersche Leute hausten. Kein tüchtiger Bub und kein starker Mann, keine Dirn und keine Frau im Tirol, in denen nicht etwas von dem da wäre, dem Defreggers Herz als der Heimat seiner Seele zuschlug. Bei Defregger steht es so: ein Sohn dieses Bergvolkes selbst, der einst Hirtenbub und dann Almhüttenbauer gewesen war, der zeigte, was er in sich fand und um sich liebte, der holte den Gegenstand dieser seiner Liebe aus den Köpfen und Seelen um sich heraus, und pflegte ihn weiter mit seiner Liebe herauf. Als er ihn dann vor aller Augen stellte,

Digitized by Google

erwies sich dieser Wuchs so gesund, daß sehr viele in seinem Heimatvolk ihn als ihr Ideal annahmen. Defregger ist für Tausende von Tirolern etwas wie ein Zielsetzer ihrer eigenen Veredlung geworden. Konnte das werden, weil er ihrem Volkstum keinerlei Fremdes aufokulieren wollte, weil er ihnen zeigte: seht, solche Zweige und Früchte könnt ihr treiben, wenn's gut geht. Es ist ein Idealisieren und Stilisieren aus der Sache heraus, aus der Sache, die er gibt: aus seinem Gefühl von seinem Heimatvolk.«

Der Gral wird in Bild und Wort des Defregger-Jubiläums gedenken.

Französische Kriegslyrik. Romain Rolland hat kürzlich über die Kriegsliteratur Deutschlands eine kleine Studie geschrieben. Er mußte sich wundern, wie gering die lyrische Ausbeute in der neuesten französischen Kriegsliteratur gegenüber dem deutschen Kriegslied sei. Ob seine Entschuldigung stimmt, die jungen Literaten und Poeten Frankreichs fänden deshalb keine Zeit zu künstlerischer Betätigung, weil sie in viel größerer Zahl im Felde ständen als ihre Kameraden jenseits des Rheines, ist doch eine kleine Frage. Wie mancher deutsche Dichter sang sein schönstes und zornigstes Lied im grauen Rock! Ob nicht vielmehr das deutsche Lied darum wuchtiger und feierlicher klingt, weil über seinem ganzen Volk ein blutiger Sturm der Entschlossenheit und des Ernstes braust, und weil im deutschen Volksherzen eine viel tiefere und ergriffenere Stimmung loht als etwa im gallischen, das diesem Krieg fremder gegenübersteht, weil es ihm doch nicht um sein ganzes Sein oder Nichtsein geht? Vielleicht sänne Romain Rolland einmal auch über diese Dinge ein klein wenig nach! — Das schmale Büchlein gallischer Kriegslyrik: „Poètes de la guerre", das Hugues Delorme soeben bei der Librairie militaire Berger-Levrault herausgibt und das fast sämtliche jener mehr oder weniger bewußt-differenzierten Richtungen einträchtiglich vereint, die Otto Grautoff in seinem Buch: „Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich" (Eugen Diederichs 1911) nicht übel charakterisiert, zeigt in keinem Vers besondere Rasse oder irgend einen neuen fulminanten und großen Ton. Es wäre, protzte nicht auf mancher Seite eine so zügellose, künstlerisch-verlotterte gallische Schimpferei gegen jegliches Deutschtum, eher frohmütig oder gar liebenswürdig zu nennen. Wenn der Herausgeber in gereimter Vorrede diese Strophen als Vers d'espoir, de deuil. de revolte taxiert, so liegt die Betonung auf der erstern Gattung. Schützengrabenhumor und naiver Glaube an Frankreichs endlichen Sieg laufen recht verwegen durch das Büchlein. Welsches Pathos singt schön und überlaut Edmond Rostand, dem die französische Armee als die „Garnison der Zukunft" erscheint, der er im Gegensatz zum deutschen Feldgrau die Farbe des Himmels wünscht:

„Je crois, puisqu'ils n'ont pris que de couleurs de terre,
Qu'il est bon, qu'il est juste et qu'il est salutaire,
Qu'on s'habitue à nous confondre avec l'azur."

Bemerkenswert ist vorzüglich auch die oft elegische, innige und herbe Stimmung, die wie einsame Nächte in dem Büchlein stehen, in denen fern der Himmel brennt, die Geschütze heulen und Schrecken mit Heimatgedanken zusammen Weh und Tränen herbeischleppen. Die impressionistische Art René Fanchois', des lyrischen Dolmetschers unseres Beethoven in Frankreich, findet hier den besten, realistischen Ausdruck. Man höre ein Gedicht in der Übersetzung der „Neuen Zürcher Zeitung":

Digitized by Google

Nocturno.

Die Mörser schwiegen plötzlich. Unterm Rauch
Der letzten Bombe glitt ein Korporal
Tot in die Gruft. Ein toll gewordner Gaul
Bäumt sich im Tanz . . . Fern steigt ein Feuermal,

Schwillt auf und sinkt. In seinem Scheine blitzt
Der Stahl von Klingen, Augensterne lohn . . .
Versprengte Reiter jagen durch den Grund
Mit irrem Lachen, schrill wie Teufelshohn.

Da hebt der Wind in allen Wäldern sich
Und wogt so starke Moderdüfte her,
Daß Rabentrupps auf ihrer Beute Sitz
Die müden Köpfe wenden, träumeschwer . . .

Zur Ambulanz schleppt humpelnd, hier und dort
Ein Krüppel sich. Dann kommt die schwarze Nacht,
Neigt schmerzgebeugt die mütterliche Stirn
Und leise schluchzend hält sie Totenwacht — —

Klemens Brentano als vaterländischer Dichter. Brentanos politische Gesinnung und Dichtung ist noch viel zu wenig untersucht. Seine ganze Wesensgestaltung scheint auf den ersten Blick den scharfen politischen Akzent auezuschließen. Es ist äußerst verdienstvoll von P. Alois Stockmann S. J., daß er in den „Stimmen der Zeit", 7. Heft, Seite 50 ff. auf die deutsch-vaterländische Note in der Dichtung Brentanos mit Nachdruck in ausführlicher Studie hinweist. Brentanos „Kantate auf die Einweihung der Berliner Universität", von Reichardt komponiert; sein allegorisches Bühnenstück: „Am Rhein, am Rhein!", das für das Wiener Hoftheater rasch in wenigen Stunden geschrieben wurde und das dramatische „klingende Spiel": „Viktoria und ihre Geschwister", das innert vier Wochen „Zwischen dem Kulmer und Leipziger Sieg" entstand, wie Klemens selbst berichtet, dokumentieren sämtlich, daß sein Inneres in der Glut jener frühen romantischen Heidelberger Zeit nicht unergriffen geblieben war, die er mit Görres, Arnim und Creuzer verlebte und von der Freiherr von Stein gestand, daß in ihr ein gut Teil jenes Feuers sich entzündet habe, das einige Jahre später die Franzosen verzehrte. Ausgezeichnet ist es, daß P. A. Stockmann eindringlich auf die Bedeutung hinweist, die Achim von Arnim an der Entwicklung Brentanos nach der politisch-heimatlichen Seite zukommt. Das Verhältnis Clemens' zur politischen Romantik überhaupt, sollte im Anschluß an die Stockmann'sche Studie unverzüglich ebenfalls dargestellt werden, wobei die Beziehungen Brentanos zu den Gebrüdern Grimm und Josef Görres und der Anteil, den Clemens z. B am „Merkur" nahm, in erster Linie betont werden sollten.

Pierre Jean Van der Ouderaa †. Verspätet langte in Deutschland die Kunde ein, daß am 5. Januar dieses Jahres in Antwerpen der Historien- und Genremaler Van der Ouderaa gestorben ist. Der Künstler war am 13. Januar 1841 zu Antwerpen geboren; frühzeitig kam er in die junge Akademie des umsichtigen Nicaise de Keyser und erschaute hier die mit koloristischer Bravour gepflegte, genrehafte Behandlung historischer Stoffe; lange Studienreisen führten ihn nach Frankreich und Italien, wo er sich später die Skizzen für einen längst geplanten Franziskuszyklus holte und nach Palästina. In München, wohin er 1869 kam, im Kreise von Freunden wie Georg Zell, Josef Scherer, Ernst Willers usw. und in ernstester Arbeit reifte seine Kunst

Digitized by Google

zur Vollendung; nach seiner Rückkehr in die Heimat errichtete er sein eigenes Atelier und entfaltete als Professor der Akademie eine vielseitige und unermüdliche Tätigkeit. Am bekanntesten sind seine der Vlämischen Geschichte entnommenen Darstellungen, „wozu er mit umfassenden Kenntnissen ein erstaunliches Material von Rechtsgebräuchen, Sitten und Kulturleben mit getreuesten Kostümstudien in virtuoser Technik zum Ausdruck brachte". (Hist.-polit. Blätter 9. Heft Seite 610); so u. a.: „Der Einritt der Erzherzogin Anna von Österreich in Antwerpen"; „Das letzte Gebet" eines ob Meineid verurteilten Soldaten; „Der letzte Besuch bei den Verurteilten"; „Der Goldschmiedemarkt in Antwerpen" usw. Unter den vielen religiösen Darstellungen sind vor allem die „Rückkehr der heiligen Frauen von der Kreuzigung" und die Franziskuslegenden zu betonen.

Einheitliche Bühnentexte? Der am 15. Juni in Darmstadt tagenden Generalversammlung des deutschen Bühnenvereins wurde von Geheimrat Ludwig Barnay der Antrag vorgelegt, es sollten an allen deutschen Bühnen einheitliche Texte der klassischen Dramen und Opern obligat eingeführt werden. Damit würde die heutige Praxis erledigt, nach der die Darsteller klassischer Rollen sich im Sinne der Auswirkung ihrer künstlerischen Individualität gewisse textliche Streichungen herausnehmen, was natürlich eine Texteinheit sogar an ein und derselben Bühne unmöglich macht. Gegen den Antrag Barnay wenden sich aus technischen und prinzipiellen Gründen eine ganze Anzahl von Leitern deutscher Theater, neuerdings im „Berliner Tageblatt" vom 6. Mai 1915 Berthold Held, der Regisseur des Deutschen Theaters zu Berlin, der für die Schauspielkunst als eine streng subjektive die heutige Praxis reklamiert und dagegen die Sorgfalt Aller auf strengste Reinkultur der deutschen Sprache an unsern Bühnen lenken möchte, für die aus den lächerlichsten Willkürlichkeiten heraus eine einheitliche deutsche Sprachbehandlung d. h. Aussprache das allernotwendigste sei. Auf die Beschlüsse in dieser Sache sind wir gespannt.

Dr. Heinrich Hansjakob. Die philosophische Fakultät der Universität Tübingen hat aus Anlaß des goldenen Doktorjubiläums von Stadtpfarrer a. D. Heinrich Hansjakob dessen Doktordiplom ehrenhalber unter Überreichung einer prächtigen Urkunde erneuert.

Das Debboralied. Über das Debboralied (Richt. 5) als „Israels ältestes Schlachten- und Siegesgesang" schreibt Dr. A. Weber-Eltville a. Rh eine interessante Studie im zweiten Heft der Mainzer Revue „Der Katholik". Er gibt eine gehaltvolle, aufs Praktische gerichtete Erklärung des bedeutsamen Liedes, das als eines der ältesten und charakteristischsten Denkmäler altisraelitischer Poesie und als ein Vorläufer und Vorbild des gewaltigen Siegesgesanges Exsurgat Deus in Ps. 67 angesprochen werden darf.

Die österreichische Völker- und Ruhmeshalle. Der Wiener Stadtrat hat den Beschluß gefaßt, den Gedanken einer Ruhmeshalle bei Wien dadurch zu fördern, daß er einen allgemeinen Wettbewerb für künstlerische Entwürfe ausschrieb; damit erhält der großartige Plan die erste bedeutsame Garantie künftiger Verwirklichung. Besser als es Richard v. Kralik in Nr. 251 der Wiener „Reichspost" vom 30. Mai tut, kann die Idee einer österreichischen Völkerhalle nicht umschrieben werden. Man höre aus dem in größte historische Perspektiven gestellten Aufsatz die folgenden Sätze:

Digitized by Google

»Der Beschluß des Wiener Stadtrats, den Gedanken einer Ruhmeshalle bei Wien dadurch zu fördern, daß er fürs erste einen Wettbewerb für künstlerische Entwürfe ausschrieb, wird in der Kulturgeschichte Wiens Epoche machen. Es ist gar nicht auszudenken, was es bedeutet, die geschichtliche, providentielle Idee Österreichs zum anschaulichen, sprechenden, überwältigenden Ausdruck zu bringen, wie das diese Ruhmeshalle mit allen Mitteln der Architektur, der Plastik und Malerei soll. Es gilt, den Machtzauber Österreichs wie in eine wunderkräftige Rune zu bannen. Es gilt, das sichtbar zu machen, was sonst unsichtbar wird, daher unsicher bliebe. Es gilt, diesen Zauber an unser Wien, an die Haupt- und Residenzstadt des Monarchen unserer Monarchie zu fesseln. Es gilt also auch die Bedeutung unserer Stadt weit emporzuheben über alles Banale. Es gilt, alle Ideen, alle guten Geister, alle Heroen der österreichischen Geschichte hierher zu bannen, und damit erst ein wahres Groß-Wien, ein Über-Wien zu schaffen, in welchem alle unsere großen Toten mit ihren Taten lebendig und zu unseren Mitbürgern werden. Es gilt, ein größeres Österreich und ein größeres Wien zu schaffen, nicht extensiv, was nicht immer eine Stärkung ist, sondern intensiv. Erobern wir! Erobern wir vor allem uns selber, unsere Geschichte, unsere Traditionen, unsere großen Vorfahren; denn nur in ihnen und in den durch sie vertretenen Ideen liegt unsere Lebenskraft.«

Als Standort wird eine jener Kuppen gewählt werden, die als Rußberg, Bisamberg und Burgstall Wien beherrschen, und wie Kralik sagt, gewissermaßen „Wiens Akropolis" bilden

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

An Dr. R. M. Gewiß, die Kritik der „Unitas" über Hans Steigers Gedichtbuch „Draußen steht alles in Herrlichkeit" ist eine Hilflosigkeit. Wir vertreten die entschiedene Meinung, daß die Anonymität in erster Linie die Zerfahrenheit und die Unsicherheit der katholischen literarischen „Kritik" auf dem Gewissen hat, sofern bei der Recension der „Unitas" noch von einer solchen gesprochen werden kann. Wir werden Gelegenheit finden, über diese Dinge hier deutlich zu reden. Otto Walter.

Notiz. Dieses Heft erleidet zu unserm Bedauern eine mehrtägige Verzögerung durch Schwierigkeiten, die sich in letzter Stunde der Illustrierung entgegenstellten. Wir bitten unsere Leser sehr um Entschuldigung.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Aufschwung

Von Richard v. Kralik

Das wäre doch wahrlich traurig, wenn dieser opferreiche, weltumwälzende Weltkrieg für uns nichts wäre als eine unbequeme Episode, nach der jeder Philister wieder in seine Hühnerstiege zurückkriecht und sich mit erledigten Banalitäten genügen läßt. Es soll irgendwo ein paar alte Weiber geben, die sich in ihrer Wohnung mit ausreichendem Proviant abgesperrt haben, um den Weltkrieg zu verschlafen und erst wieder aufzustehen, wenn man ihnen die Botschaft bringt, daß die leidige Störung ihres Behagens vorüber ist. Der Krieg ist uns von Gott als Prüfung, als Erprobung geschickt; und demnach wird er dem einen zum Verderben, dem andern zur Bewährung und zum Segen gereichen. Ist uns der Krieg einmal mit seinen schrecklichen Leiden verhängt, dann laßt uns doch wenigstens aus der Bitternis das Heilsame heraussuchen und uns zum Heil gebrauchen. Neulich hab ich mit einem von dem großen Aufschwung alles Lebens gesprochen, den ich mir von diesem Ringen um die höchsten Güter erwarte. Ja, glauben Sie das wirklich? entgegnete mir der Herr; ich fürchte, es wird alles beim Alten bleiben, wir werden dieselbe Indolenz, dieselben Parteienkämpfe, dieselben ungelösten Probleme, dieselben Kleinlichkeiten und Selbstsüchtigkeiten der Ämter, der Zeitungen, der Literaten, der Politiker haben, nur daß alles noch mehr verärgert, noch mehr auf das Philistertum erpicht sein wird. Und so weiter. Ich hab ihm darauf geantwortet: wer den Aufschwung will, der darf nicht darauf warten, daß andere anfangen und daß sie ihn mitreißen. Er muß sich selbst aufschwingen, und wenn er auch der Einzige wäre. Dann wird wenigstens die Möglichkeit eines allgemeinen Aufschwungs gegeben sein, der alle mitreißt.

Ich weiß nicht, ob die Welt sich nach dem Weltkrieg zu neuen Bahnen, zu neuen Sternen aufschwingen will; ich

Digitized by Google

frage nicht danach. Aber ich fühle in mir selber die unbedingte Nötigung, mich selber aufzuschwingen und zu erheben über alle Erbärmlichkeit, über alle Mißgunst, über alle Feigheit und Niedertracht. Ich fühle die Notwendigkeit, reiner, besser, bewußter, strenger mit meinen Pflichten, milder mit dem Unverstand der Welt zu werden. Warum soll ich es nicht herausſagen, daß ich mich durch den Weltkrieg ganz umgewandelt fühle? Ich bin (wie gewiß viele, viele andere) ein neuer, ein anderer Mensch geworden, nicht etwa im Sinn eines Gegensatzes zum alten Menschen, sondern im Sinn der Regeneration. Um es bestimmter auszudrücken, ich fühle, daß ich ein besserer Deutscher, ein besserer Patriot, ein besserer Katholik geworden bin. Alle diese Beziehungen haben für mich neue, bisher noch verhüllte Werte bekommen; sie sind mir unbedingter aufgegangen, sie leuchten mir heller, sie geben mir noch mehr Kraft und Freude als je vorher. Mir ist, als lehrte mich erst dieser Weltkrieg recht, Gott und die Welt zu verstehen, die Vorsehung, die Gerechtigkeit, das Geschick, die Geschichte, das Wesen der Nationen und der Staaten, das Wesen der Kultur, der Religion.

Ich sage das nicht als lyrisches Geständnis, das nur für mich selber Wert hätte; ich sage das, weil ich glaube, daß die gleiche Stimmung auch viele getroffen hat, die sich dessen um so bewußter werden, wenn wir uns einander mitteilen. Und ich sage das, um diese sicherlich weit verbreiteten Aufschwungsstimmungen zu Gunsten der idealeren Ziele nutzbar zu machen.

Sollen denn nur die Armeelieferanten, die Handelsspekulanten von der Hochkonjunktur dieses Krieges Nutzen ziehen? Sollen wir als Kämpfer für die ideale Seite der menschlichen Kultur in der Nachhut bleiben? Die materielle Zukunft unseres Volkes liegt in guten Händen. Für die ideale Zukunft müssen wir sorgen; ich wüßte nicht, auf wen wir sonst noch zu warten hätten. Unter „wir" mein' ich nicht nur die Ritter und Knappen des Grals, sondern alle, die guten Willens sind, sich der Sache hinzugeben, ohne Persönlichkeiten, ohne Ressentiments. Ich meine nur, daß

Digitized by Google

der Geist, den „wir" vertreten, schwer durch staatliche oder politische Faktoren allein zum Aufschwung gebracht werden kann. Wenn wir einen Aufschwung unserer Sache wollen, so müssen wir selber, wir Ritter vom Geist, wir Literaten und Geistesfreunde uns aufschwingen, und dazu selber die Kühnheit und die Zuversicht, das Selbstbewußtsein und den Siegeswillen uns herausnehmen.

Ich habe in der letzten Zeit gestaunt, in Briefen und Gesprächen auf eine gewisse Kleingläubigkeit zu stoßen, die mir ganz unberechtigt zu sein scheint. Man sprach die Befürchtung aus, daß es gerade um unsere Ideale nach dem Krieg nicht günstig bestellt sein könnte. Das liegt alles nur an uns, an unserer Tapferkeit oder an unserer Zweifelsucht, an unserer Einigkeit oder an unseren inneren Zwisten, über die wir uns endlich einmal hinwegschwingen müssen, wenn wir nicht noch weiter wirkungslos bleiben wollen. Allen, allen möchte ich so zurufen:

Schwingt euch auf ob Tod und Wunden
Zu des Geistes Siegeslauf!
Kämpfend nur wird überwunden,
Was euch droht! So schwingt euch auf!

Der Wind / Von Leo Sternberg.

Sie sagen, daß deines Schweifens keine Schranke ist —
Ich aber sehe, daß du gefangen bist.

Ich höre dich wüten wie ein verratenes Tier . . .
So ist die Seele eingeschlossen in mir,

Wie du in der Welt . . .
Woge nach Woge brandet und zerschellt.

Digitized by Google

Der eiserne Lerchenschlag*)

Kriegslieder katholischer Dichter

Von M. Herbert, Tony Eick, Paul Bourfeind, Hans Eschelbach, P. Gaudentius Koch, Lorenz Krapp, Heinrich Lersch, F. Schrönghamer-Heimdal.

• • •

Verlustlisten

Namen, Namen und immer wieder Namen!
Tausende, die des letzten Weges kamen!
Tausende, die noch eben jubelnd zogen
Übers Land in brausenden Heereswogen.
Tausende, die von Pflug und Dorfesfrieden,
Die von Werkstatt, Esse und Amboß schieden,
Tausende, abertausende, immer weiter — —
Tod, du reitest schnell, gewaltiger Reiter!

Namen, Namen und immer wieder Namen!
Aber selig, die dieses Weges kamen!
Auf zerschossner Helme goldenen Spitzen
Sehn wir unseres Volkes Freiheit blitzen,
Über den Strömen des Bluts, die dunkel rauschen,
Wird der Adler des Sieges die Schwingen bauschen.
Die da fielen von Kugel, Lanz' und Schwerte,
Sind ein Samen, gesät in Gottes Erde,
Als ein Heer der Geister im Morgenglänzen
Stehn sie schimmernd um unseres Landes Grenzen,
Über der Schlachten dunkeldonnernde Wetter
Heben sie segnend die blutige Hand als Retter,
Während unten ringen und bluten die Streiter,
Kämpfen als Geisterheere sie droben weiter.

Wehrt den Tränen, ihr Mütter und ihr Waisen!
Selig sollt ihr den Tod der Helden preisen!

Lorenz Krapp.

• • •

*) Diese Gedichte sind unveröffentlichte Originalbeiträge, mit Ausnahme der Dichtungen von Lorenz Krapp und Heinrich Lersch.

Digitized by Google

Hauptmann Grum

„Nun spannt die Sehnen, Herr Hauptmann Grum,
Eu'r Maschinengewehr laßt knattern!"
So raste der Tod noch nie rundum,
Sein Nebelhemd, seht ihr es flattern?

Das Schrapnell platzt aus dem Pulverdampf,
Getroffen sinkt stöhnend der Dritte.
„Herr Hauptmann, nun sind wir noch zwei zum Kampf —."
Eine Kugel löscht zischend die Bitte.

Gefallen der letzte, nun steht er allein:
„Ich laß die Maschine nicht rosten."
Und schneller gedreht, wieder drauf und drein:
„Mein Kaiser, ich steh auf dem Posten."

Und neues Gepraſſel, der Hauptmann Grum
Das Herz durchschossen am Rasen:
Heil Östreich, es sei dem Soldatentum
Ein schmetterndes Hurra geblasen!

P. Gaudentius Koch, Kapuziner.

Heimgefunden

So hab' ich heimgefunden
Aus Fiebern, Wahn und Wunden
Zu dir und auch zu mir?
Du reichst mir beide Hände:
Sei still, das ist die Wende,
Sei still, ich bleib' bei dir.

Und soll ich noch gesunden
Von Fiebern, Wahn und Wunden?
Du Gute, sag' es mir. —
Sei still, du wirst genesen
Und sein, wie du gewesen,
Sei still, ich bleib' bei dir.

O Herz, was soll ich sagen?
Wird man auch mich bald tragen
Hinaus zum stillsten Ort?
Sei still! Tu mich nicht kränken,
Sieh', will dir Alles schenken
An Liebe immerfort.

Digitized by Google

Ist's wahr — und soll ich leben?
Und was soll ich Dir geben?
Bin worden wund und arm,
Sei still und laß mich walten,
Ich will dich treulich halten
Im Herzen weich und warm.

Sei still du wirst gesunden
Von Fiebern, Wahn und Wunden,
Bist ja mein Büblein, schau.
Sei still, nicht immer denken,
Und sieh', ich will dir schenken
Ein Büblein blond und blau.

Ein blondes, blaues Büblein,
Im Kinn ein zartes Grüblein
Wie du, wie du genau.
Dann hab ich zwei blühende Knaben,
Wie lieb will ich sie haben
Meine Büblein blond und blau.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Der Arm im Feld

Das Grauen der Straße vergesse ich nie,
Der Straße von Prémont nach Lassigny.

Da lag ein Arm im freien Feld,
Ein Feindesarm, vom Leib gespellt.

Die kalten Finger schmerzverkrampft,
Das Feld von Hufen und Stiefeln zerstampft.

Ein blutiges Linnen lag dabei,
Das war wie ein letzter, verzweifelter Schrei.

Als schrie der Arm nach seinem Mann,
Gefallen wo und verdorben wann —

Seit Wochen der Arm im Felde lag,
Wird er liegen so bis zum jüngsten Tag?

Ein Arm verloren im Felde liegt,
Der einst sich um schlanke Schultern geschmiegt.

Ein Arm, der auf Kinderlocken geruht,
Der nimmer Liebes und Leides tut.

Digitized by Google

Ein einsamer, toter, verlorener Arm.
Wie oft denk' ich seiner, das Herz voll Harm.
F. Schrönghamer-Heimdal.

• • •

Da nobis pacem

Nach Frieden schrein die Völker, starker Gott!
Ein blutger Wahnsinn hat ihr Herz zerschlissen
Und sie auf Molochs glühnden Arm gerissen.
Nun zehrt sie auf der Flamme grimmer Spott.
Hüll dich in Wolken nicht, Gott Sabaoth.
Unschuldges Blut, Herr, raucht zu dir empor —
Mit Lasterhaften sterben hin die Reinen.
O höre du der Waisen lautes Weinen,
Neige, barmherzig, treuer Gott, dein Ohr.
Gewaltig schwillt zu dir der Beter Chor.
Sende die Taube deines Friedens aus!
O daß sie doch den grünen Ölzweig fände.
Das Hoffnungszeichen, das aus dem Gebrände
Der Wasser sprießt und über Chaos Braus
Vom Leben schießt in all dem Todesgraus.
Entreiß die Sense deinem Botenmann,
Dem Schlachtenmörder! Flachgestampft die Felder.
Die Eichen kronenleer. Die heil'gen Wälder
Stehn schwarz verbrannt. Sieh dir, o Herr, es an.
Ob unser Elend dich versöhnen kann? M. Herbert.

• • •

Klein Zenta

Klein Zenta flechtet den Preis durchs Land
Im Kranz von Liedern und Rosen:
Kühn bot sie die Stirn zum Widerstand
Zwölf Schiffen der roten Franzosen.

Geborsten das Bord und gebrochen der Mast
Dankt weiter sie mit den Geschützen:
Vorwärts durch Granaten, ohne Furcht und Hast
Rauscht sie in ehernen Blitzen.

Und als gefallen schon achtzig Mann,
Da stiegen die Heizer vom Grunde.
Schnell vor ans Geschütz, was noch atmen kann:
„Hoch Österreich!" schallts in die Runde.

Digitized by Google

Das Schiff steht in Flammen, schon sinkt das Deck,
Vergraben in Wolken und Funken;
Doch einmal noch hebt sich im Wasser das Heck:
Ein Schuß noch, dann ist es gesunken.

Heil, wackere Zenta, die Panzer im Kreis
Die täten die Flaggen jetzt neigen:
Die Feinde am Land zu der Helden Preis,
Die senken die Fahnen und schweigen.

P. Gaudentius Koch, Kapuziner

Alte und neue Mär

Kinder spielten am Grabenrand,
Hölzerne Schwerter in kleiner Hand
Spielten sie Krieg.
Und der Kleinste, ein Hosenmatz,
Sprang auf den Größten mit kühnem Satz,
Jubelte: Sieg!

Kinder spielten am Grabenrand
(Schützengraben ward er genannt)
Spielten Sterben.
Deutsche Waislein waren dabei,
Sechs oder sieben? Zwei oder drei?
Lachende Erben.

Lachende Erben von Deutschlands Ruhm,
Engelshüter dem Heiligtum,
Schwert in der Hand!
Wußten noch nichts von Tücke und List,
Wußten nur: Deutschland in Nöten ist!
Feinde im Land!

Kennt ihr, Kinder, die alte Mär,
Daß Barbarossa am Schlafen wär
In Bergesnacht?
Und daß des Reisigen heiligen Traum,
Haltend sein Schlachtroß an Zügel und Zaum
Ein Kind bewacht?

Wißt ihr nun auch, wie es weiterging?
Eines Tags, als der Krieg anfing
Lärmten die Raben,
Stoben dann auf mit warnendem Schrei
Und es stürmten aus Walhall herbei
Wotans Raben.

Digitized by Google

Barbarossa auf schnaubendem Roß
Ritt hinein in der Feinde Troß,
Ritt sie nieder!
Deutsche Lande, vom Feinde frei,
Wußten nun, wer ihr Befreier sei,
Wußten es wieder!

Fürchtet euch nicht, wenn ihr Brandschein seht!
Denket nur: Kaiser Rotbart geht
Wieder durchs Land!
Rot ist der Weg, den der Kaiser ging,
Blut, wo im Kampf sich sein Bart verfing,
Frei doch das Land!

Wunder geschehen jetzt jeden Tag,
Märchen, die kaum einer glauben mag,
Schrecklich und schön!
Dauerts noch tausend und eine Nacht:
Einmal wird doch ein Ende gemacht
Dem Kampfgetön!

Geht nur und klopfet am Kyffhäuser an!
Geht nur, ihr Buben, kühnlich voran,
Lachende Erben!
Glaubet dem Lied, das euch Dichtermund sang;
Offen der Berg! Und der Riegel sprang
Klirrend zu Scherben!

Deutsche Schätze sind aufgetan,
Heilig dem Enkel, heilig dem Ahn,
Heilig dem Kind!
Wollt ihr der Schätze Hüter sein?
Hüter der Weichsel und Wächter am Rhein?
Schwöret geschwind!

Kommen wird dann ein goldener Tag,
Allwo der Rotbart rasten mag,
Ruhen und lachen!
Wenn er verschwindet nach Hader und Streit:
Haltet ihr Roß dann und Schwert ihm bereit?
Wollt ihr dann wachen?

Tony Eck.

Deutsche Treue

Die Russen haben uns Krieg erklärt,
Vom gallischen Golde bestochen:

Digitized by Google

Da haben wir Deutschen die Treue bewährt
Und Treue zum Tod uns versprochen.

Die Russen, die wollen die Stadt Berlin,
Schon sind ja die Münzen geschlagen;
Da schreibt Kaiser Wilhelm schnell nach Wien:
„Den Bären müßt ihr uns jagen."

Ganz Belgien dröhnt von der Deutschen Hurrah,
Jäh brechen die gallischen Festen;
Ganz Frankreich schaut seinen Richter nah,
Deutsche Banner fliegen nach Westen.

Die Siegesfeuer, ein lodernder Sturm,
Ziehn Reigen zu Deutschlands Ehre:
Derweil im Osten zu Wall und Turm
Gebannt sind Österreichs Heere.

Dort steht unsre Macht, furchtbar zu schaun,
Die prangenden, herrlichen Helden,
Und sengt auch der Schlachtenzorn sie braun,
„Feststehn", heißts, „bis wir es melden!"

Dann stürmen die Russen in dreifacher Zahl,
Der Tod mäht in wogenden Streichen:
Doch sechsmal Nacht und Tag sechsmal,
Denkt Österreich nimmer ans Weichen.

So banden wir sie seit der Krasnikfront,
Drei Mann gegen neun auf der Lauer:
Und standen viel Meilen am Horizont
Gen Rußland als eherne Mauer.

Drum, preist ihr preußische Schneidigkeit
Von Jahr zu Jahr aufs neue:
Bleibt Österreich doch für alle Zeit
Das Land, das Land der Treue.

P. Gaudentius Koch, Kapuziner.

Heimkehr

Die Riegel kreischen und springen, die Riegel so rostigrot,
So rot wie das Blut da draußen im Lande von Not und Tod.
Staub wirbelt vor mir auf den Treppen, meine Schritte erschrecken das Haus,
Wie schreien die Balken und Böden in hellem Entsetzen hinaus!

Digitized by Google

Graut dir, mein Haus? Seit Sommer — wie lagst du [verlassen und tot!
Seit ich da draußen im Blute verdiente das tägliche Brot.
Aus einer Ecke tollwütig stürzt jetzt ein Hund herbei,
Ein Hund, mein Hündchen! Gewinsel. Geheule. Schon [heulen zwei . . .

Wie starren von Spinnwebwänden verstaubte Bilder mich [an —
Ihr Bilder aus toten Welten, was habe ich denn getan
Daß mich das Schicksal so grausam, der Krieg so blutig schlug?
Meine Liebste ist lang gestorben. Tod, war das nicht genug?

Und kreischend geht Türe um Türe, springt Riegel um [Riegel auf,
Von Schreinen und Schränken geistern die roten Siegel zuhauf,
Die ich daran gegossen am Tag, da ich fortgemußt,
Am heißen, unvergess'nen, am heiligen zweiten August.

Da ist mein Schreibtisch wieder, darauf das heilige Buch,
Aus dem ich zum Scheiden getrunken so manchen heiligen [Spruch.
Und schauernd lese ich wieder das heiliggewaltige Wort —
Und hinter mir wedelt und winselt mein Hündchen in [einem fort.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Krieg oder Frieden

Wir hätten diesen Krieg gewollt?
Das ist die schlimmste der Lügen
Von denen, die um fremden Sold
Die ganze Welt betrügen!
Man hat uns verleumdet und gehaßt
In allererbärmlichstem Neide;
Wohl hielten wir stets das Schwert gefaßt,
Doch ließen wirs in der Scheide.

Daß uns der Friede heilig war,
Das haben die deutschen Riesen
Redlich durch dreiundvierzig Jahr
Der ganzen Welt bewiesen.
Die kleinsten Schreier sind dabei
Auf Tisch und Bänke gestiegen;
Wir haben zu dem ganzen Geschrei
Gutmütig nur geschwiegen.

Digitized by Google

Man drückte uns sachte an die Wand —
Wir legten die Stirn in Falten;
Es zuckte zwar oft in Herz und Hand —
Wir haben das Maul gehalten!
Wir hielten das Maul zu lange schier,
Das sollte dem Frieden frommen;
Ihr aber in Länder- und Beutegier,
Zu Sieben seid ihr gekommen!

Zu Sieben im Bunde mit Meuchelmord,
So drohtet ihr unserm Lande
Zu Wasser, zu Land, von West und Nord,
Ein Rattenkönig der Schande!
Kein Schwur war heilig, kein Wort war wahr,
In den Wind war alles gesprochen;
Ihr habt, eine ehrlose Räuberschar,
Den Völkerfrieden gebrochen.

Nicht fehlte es jemals uns an Mut,
Die Welt hat es oftmals erfahren;
Doch wollten wir allen Tränen und Blut
Und rohes Leid ersparen.
Ihr aber habt geschrien und gehetzt
Und seid uns ins Land gedrungen,
Ihr habt das Völkerrecht verletzt
Und das Schwert in die Hand uns gezwungen.

Ihr zwangt uns zum Kriege. — Das aber wißt:
Wir lassen das Schwert nicht mehr ruhen,
So lange ein Feind voll Hinterlist
Noch aufrecht steht in den Schuhen!
Kein Friede für dieses Heuchlergeschlecht
— Wir rufen die Welt zum Zeugen —
Bis sie vor Wahrheit, Ehre und Recht
Wieder die Kniee beugen!

Wir kämpfen nicht nur für das Vaterland
Furchtlos als freudige Hüter,
Wir kämpfen mit reiner und starker Hand
Für der Menschheit heiligste Güter.
Betet zu Gott im Himmelszelt,
Daß uns der Sieg beschieden
Und daß wir erkämpfen der ganzen Welt
Den Frieden, den wahren Frieden! Hans Eschelbach.

Digitized by Google

Ballade

Die Nacht ist so dunkel, der Sturm geht so laut,
All die Sterne sind tot und verweht,
In Deutschland steht eines Soldaten Braut
Am Fenster und sinnt ein Gebet.

Und die Wolken wandern, die Wolken fliehn,
Der Regen zur Erde fließt.
O sagt, ihr Wolken, wo sahtihr ihn,
Der mein Leben, mein alles ist?

Ihr Wolken wißt nichts von unserm Weh.
Daß er tot, das glaube ich nie —
Ich fühle es, wenn ich zur Kirche geh,
Es schützt ihn die Jungfrau Marie.

Er sagte es mir, als er Abschied nahm:
Die heilige Maria schützt mich.
Und es steht in dem Briefe, der gestern kam:
Sie wahrt und sie schützt mich für dich.

* * *

Der Mond steht hoch überm Feindesland
In einer sternklaren Nacht.
Tief in Frankreich man einen Soldaten fand,
Der erschossen ward auf der Wacht.

In der Rechten hielt er sein blankes Gewehr,
In der Linken einen Brief an sie.
Mit der letzten Kraft darunter schrieb er:
Es schützt mich die Jungfrau Marie.

Sein Haupt sank zurück, und still stand sein Herz,
Sein junges Leben ging hin —
Seine Augen schauen noch himmelwärts,
Und die Sterne spiegeln sich drin. Heinrich Lersch.

Tränen um Blut

Ich sah's im Traum. Mir war die Welt versunken,
Städte und Dörfer, Tal und Fluß und Berge,
Die Menschen, ihr Leid und ihre Freude.
Und alle Schwere war von meinem Leibe abgetan.
Im Fluge ward ich hoch hinauf getragen

Digitized by Google

Dem Adler gleich.
Tief unter mir die Welt im blauen Morgen.
Ein dunkles Kreuz war hoch auf ihr errichtet,
Und seine Arme trugen, der Wage gleich,
Zwei Riesenschalen,
Eine gen Morgen silbern und hell,
Eine gen Abend blutrot und golden.
Und beide schwankten auf und nieder.
Hob sich die eine, so sank die andere
In ewigem Wechsel, hinauf und hinab.
Und Engel in weißen Gewändern sah ich wandern,
Sie stiegen von der Erde empor und senkten
Wieder den Flug zu ihr hinab.
In bleichen Händen trugen sie blasse Perlen, —
Menschentränen, —
Trugen sie aus der Tiefe zur Höhe empor.
Und legten sie still in die silberne Schale
Zu tausend andern.
Und Engel in purpurnen Mänteln sah ich wandeln
Niedersteigen zur Erde und wieder empor.
Sie trugen in ihren Händen leuchtende Rubine,
Herzblut der Menschen,
Und jeder Rubin ein Leben.
Zu tausend andern legten sie ihn
In die glutgoldene Schale.
Geschäftig waren die Engel auf und nieder,
Mit Tränen wogen sie der Menschen Herzblut.
Und stilles Weinen wurde wach,
Wenn die silberne Schale zur Erde sich senkte.
Jubelndes Schlachtlied, stieg glutgolden die andre empor.
Und wie der Welle nie ruhendes Schwanken
Wogen die Engel
Träne um Blut, — und Blut um Träne —
— — — — — — — — — —
Da ich erwachte, sank tief gen Abend
Des bleichen Mondes silberne Schale.
Gen Morgen stieg glutgolden der Sonne Schale empor.
In den stampfenden Schritt frühziehender Krieger
Klang fern ein Lied: Tränen um Blut! Paul Bourfeind.

Digitized by Google

Adolf Trampe*)

Ein gefallener katholischer Dichter

Von Dr. Richard Volpers

Stolz auf dem Schlachtfeld stand der Tod,
Seine Sense troff vom Blute,
Von jungem Blute, frisch und rot,
So war ihm wohl zu Mute.

Ein Engel kam des Wegs daher.
Dem ist er entgegengesprungen.
„Bring deinem Herrn die frohe Mär,
Ich hätte das Leben bezwungen!" —

„Was deiner bittern Arbeit Lohn,
Wird Gott dir gerne geben.
Du nimm dir, was Verwesung ist,
Was Sein, wird ewig leben!"

(II, 148).

Es war an einem Kaisers-Geburtstagsmorgen. Vor vielen Jahren. Mit deinem grünen Lodenhut kamst du an, den ein jeder kannte. Denn du konntest ihm tausend Formen geben. Und er stand dir doch, und dein frisches Gesicht schaute so keck und frei, daß es ein Glück war, dich zu sehen. Und nun erst dich zu hören: von Hoffnungen und Glück und Hoffnungen und Glück, — du lieber toter Freund!

Wir beide gingen hinaus in den Winterwald. Zu einer Birkenallee kamen wir, deren Stämme leuchteten, und es leuchtete der weiße glitzernde Schnee. Da haben wir gehorcht auf das Wehen im Walde. Da haben wir versucht, für das Leben im Walde und das Wehen des Windes je nach seiner Art und Stärke entsprechende Laute zu finden. Und dann mußtest du — das Unvermeidliche tun, dein letztes Ge-

*) Adolf Trampe war geboren am 30. 9. 1886 zu Paderborn und war dort seit dem 27. 5. 1912 glücklich vermählt. Außer wissenschaftlichen Arbeiten über „Georg Herwegh", „Goethe und Spinoza" arbeitete er mit an einem Wibbeltbüchlein und gab mit Max Heidrich heraus den Band „Deutsche Wohnungskunst" und mit Professor Dr. Müller „Drei Kaiserlieder von Orlando di Lasso". Sein 1. Band Gedichte „Lenz" erschien 1911 im Kommissionsverlag der J. Schnellschen Buchhandlung, Warendorf; der 2. Band „Nemt, frouwe, disen Kranz" erschien im Verlag der J. Schnellschen Verlagsbuchhandlung 1913. Adolf Trampe fiel als Reserveoffizier beim Rückzuge von Paris in der Nähe von Montmirail am 8. 9. 1914.

Digitized by Google

dicht mir vorlesen — und andere, viele andere. Aus einem Skizzenbuch, darin wenig gezeichnet und viel mehr geschrieben wurde in Reimen — und immer in Reimen. Und dann kam — wieder das Unvermeidliche, ein leises Wort von deiner Lebensliebe, — geflüstert, still. Und das Neue dazu! Daß der geistliche Freund, der dich so gut kannte, sein „Ja!" gesagt. Also! Das Glück sah dir dabei aus den Augen. Nun wolltest du die Welt bezwingen. — —

I.

Mein Freund hatte das heitere, sorglose, lebenstüchtige Lachen des christlichen Optimismus. Er spricht davon in dem Büchlein, das er vor wenigen Jahren herausgab: „Es lebe der Optimismus!" Und er sagt da recht schön: „Das Lachen der Menschenkinder klingt tausendfältig wie die Stimmen der vielen, vielen Glocken auf der weiten Welt. Es gibt ein Lachen, das jubelt wie ein feines silbernes Weihnachtsglöckchen, ein Lachen des sieghaften Mutes, das dröhnt wie das tiefe Erz, ein Lachen innerer Selbzufriedenheit und einfältiger Gottesfreudigkeit — die Menschen nennen es naiv, ich möchte es das heilige Lachen nennen — aber es gibt auch ein Lachen, das wimmert wie der Mißton einer zerbrochenen Glocke!" Meines Freundes Lachen war einst häufig ein allzu siegreiches Lachen, daß es einem kranken Herzen wehe tun konnte. Aber es ward dann gedämpfter und stiller und doch sicherer — und wirklich mehr und mehr jenes heilige Lachen, das wir erst nun recht erkennen, da es so jäh erstarb — für uns.

Es gibt eine Christenfreude, an der die nicht Anteil haben, die nicht Christen sind. Und da unsere Kultur — oder vielmehr Zivilisation — aufhörte eine christliche zu sein (gebe Gott, daß sie es nach dem Kriege wieder werde!), wer möchte sich da recht noch ein ganzer Christ nennen in seines Herzens Grunde! Denn es ist schwer, sich loszulösen von den Einflüssen, der Stimmung der Zeit, deren Luft wir atmen, weil wir nicht die große Kraft in uns selbst haben. — Als der Bischof Keppler sein Buch schrieb „Mehr Freude", da konnten auch die wohlwollendsten Kritiker aus dem anderen Lager kein rechtes Verhältnis finden zu diesem Buche und seinen Erfolg nicht verstehen. Weil sie kein Verhältnis zu dem Geiste hatten, in dem das Buch geschrieben ist. Und gestehen wir es nur, wie viele auch von uns selber, die wir uns Christen nennen, können oder konnten ihm noch ganz ohne Nebengedanken und widerstrebende Gefühle beistimmen? Auch Nietzsche hat die Freude gepredigt und das Leben. Und die meisten Kulturmenschen haben irgendwie von seinem

Digitized by Google

Geiſte. Die Nerven ſind zu müde, und das Leben iſt zu häßlich, daß ſie es nicht ertrügen, wenn ſie nicht darüber lachen könnten. Und leben! müſſen wir nicht doch leben! Darum: Ave, vita, morituri te salutant. Der ärgſte Peſſimismus hat den modernen Optimismus geboren — mit dem der chriſtliche Optimismus nichts gemeinſam hat.

Adolf Trampe †

Mein Freund hatte ein volles Verſtändnis für das Buch des Biſchofs und für die „Vier Quellen der Freude" unſeres norddeutſchen Landsmannes Wibbelt. Er hat darüber viel liebe Worte geſagt und geſchrieben. Das war ſo wunderſam an ihm. Er war eine ungebrochene chriſtliche Perſönlichkeit. Wie haben ſeine Freunde einſtmals ſogar unvernünftigerweiſe darüber den Kopf geſchüttelt! Er ließ die moderne Kultur nicht an ſich heran oder beſſer geſagt: nicht in ſich hinein. Aber auch keinen Zentimeter. Und er war doch, was man einen Schöngeiſt nennt. Er kannte auch

Digitized by Google

die moderne Literatur und Kunst recht wohl und hat das Schöne mit seiner ganzen frischen Seele geliebt.

Weil er eine so festgeschlossene Persönlichkeit war, so zeigte all sein Tun und zeigt insbesondere all sein Dichten den einheitlichen christlichen Geist. Man möchte sagen, er hat wieder einmal bewiesen, daß es rein weltliche Geschäfte nicht gibt. Man lese es nach in seinen Gedichten: er arbeitet und denkt an Gott. Er freut sich und denkt an Gott. Er liebt mit aller Glut seines jungen Herzens, und wann dachte er eifriger als gerade dann an Gott! Sogar die manchem seltsam erscheinende Offenbarung geheimster Wünsche geschieht in Verbindung mit Bitten an Gott, den Herrn der Zukunft. Seiner Sehnsüchte Träume legt er in die allmächtige Hand.

Und gerade die Tatsache, daß die Gedichte der Ausfluß einer so ganz einheitlichen und dazu christlichen Persönlichkeit sind, machen sie uns wert. Ich habe meinen Freund darin wiedergefunden, wie ich ihn einst kannte, bevor er eine Lebensstellung antrat. Aber nein, doch nicht ganz so. Er ist feiner, zarter, inniger und wahrer geworden in seinem letzten Bändchen, das ich noch nicht recht durchlebt hatte. Wahrer durch die Liebe, die ihn nun so still und so gut gemacht hatte. Eine wahrhaftige Konfession ist jede Zeile besonders seines zweiten Bandes: „Nemt, frouwe, disen Kranz." Aller Überschwall der Jugend, der sich noch in dem sonst aber für ein Erstlingsbuch so reifen Gedichtband „Lenz" geltend machte, ist gedämpft; die Frische ist geblieben. Und hinzugekommen ist ein noch ernsteres Ringen um Gott (wer sollte vor ihm bestehen!), von dem nun der größte Teil des zweiten Bandes Zeugnis gibt.

II.

Nun aber, was reden wir viel, du lieber Freund, wo du selbst so gut zu uns zu reden weißt! So sollst denn du nun sprechen zu uns, dein Geist und deine Seele. So aber gibst du dich ganz:

„Und einen Morgenstern sah ich,
Und meiner Sehnsüchte Boote
Schickte ich in den Tag,
Mutig über das Meer der Zeit,
Daß sie landen in der Ewigkeit." (II, 72).

Da finden sie den Herren, der so weit und so nahe ist den Menschen überall. So nahe insbesondere auf dem Altare in unscheinbarer Gestalt. Vor dem Tabernakel kniet der Dichter nieder und weiht dem Gotte dort, den er gläubig anbetet, seiner Lieder allerschönste Fülle:

Digitized by Google

„Der schönsten Lieder allerreichste Fülle
Möcht' ich vor deinen Tabernakel tragen
Und dir in einem seligen Augenblicke
Als meines Wesens wahrstes Opfer sagen.

Doch so, daß ich mich ihrer ganz enteigne,
Daß sie nicht fürder Lob noch Glück mir bringen,
Daß sie die laute Menge nicht erfreuen.
Für dich allein möcht' ich mein Schönstes singen!" (II, 40).

Doch darf ein Mensch vor seinem Gotte stehn? Ein Mensch! Was ist Gott, und wie mag der Mensch ihm Gaben bieten mit seinen Händen! Aber der Mensch muß vertrauen dem Herrn, der erretten will, wessen Herz sich zu ihm erhebt und zu ihm spricht:

„Ich weiß es zwar, ich kann nicht untergehn;
Du hältst mein Herz in deinen Vaterhänden,
Und wenn mich tausend Sorgen rings umdrohn:
Ich weiß es ja, es muß sich alles wenden." (II, 48).

Und doch kommen den Menschen immer wieder verlorene Stunden, beweint und bereut. Immer wieder aber auch sendet der Herr „Tage der Gnade", an denen es still wird im Herzen und alles Leid vergeht:

„Ich habe Tage ohne Trauer,
Da rinnen der Erkenntnis Schauer
Durch meine Seele reich und klar,
Da bin ich glücklich, bin ich wahr.

Da such ich nicht nach Menschengründen,
Ich höre Gottes Weisheit künden
Ihr Wesen liebend mir und meins,
Und selig bin ich meines Seins.

Ich bin ein Kind nach seinem Bilde,
Begnadet von der reichsten Milde,
Wandle in Gott, um nach der Zeit
Mit ihm zu sein in Ewigkeit. (II, 58).

Denn nichts, rein nichts geschieht ohne des Herren Hand:

„Im Dämmern sitzend denk ich dein,
Und daß mir nichts begegnen kann,
Was du nicht willst,
Und daß du willst, was mir begegnet.
Und wie ich mir das überdenke,
Kommt eine Ruhe über mich,
Als rauscht' des Lebens Unglück meilenfern
An mir vorüber.
Und all mein Wesen wird zum Beten,
Das dir gilt." (II, 78).

In der alten Bischofsstadt an der Pader erhebt sich an der Bahnhofsstraße, der Hauptverkehrsader der Stadt, schmucklos und schlicht, das Kloster der Franziskaner. Eine Kirche

Digitized by Google

steht dabei im Barockstil mit einem eigenen Halbdunkel im Innern und von Gold und Glanz etwas überladen. Eine hohe Treppe führt hinauf zum Eingang und hebt die Beter heraus aus dem Gewühl der Straße in eine andere Welt. Und wenn nun draußen vor der Stadt der Maien blühte einst und die uralten Bäume auf dem Walle sich belaubten, dann schmückten die braunen Mönche ein wundersam Marienbild mit Duft und Blütenpracht, und die Kirche konnte abends die Beter nicht fassen. Besonders die Jugend ging in diese Kirche zur Maiandacht, und etwas Frohes und Heimliches und Glückliches durchflutete die Kirchenräume in dämmernden Abendstunden. Dann konnte man auch unseren Freund ganz unten in der Kirche gerade hinter der letzten Bank finden, und wie selbstverständlich sang es da in ihm:

„Viel tausend Blümlein, Kopf an Kopf,
Viel Farben frisch in langen Reihen
Erblühen ihrer Königin,
Der Himmelskönigin der Maien.

Viel tausend Kinder, dicht bei dicht,
Die beste Mutter froh zu grüßen,
Knie'n nieder, singen freudevoll
Ein Jubellied zu ihren Füßen." (II, 93).

Viele Lieder hat der Dichter der Mutter Gottes und der Menschen geweiht, keines aber individueller und rührender als dieses:

„Wir bringen dir den Strauß der weißen Rosen,
Den Hochzeitsstrauß, vor deinen Maialtar,
Und mit dem Strauß die jungvereinten Herzen
Als Kindesdank der treuen Mutter dar.

Du nimm uns hin und laß uns dir gehören,
Und wie die Rosen laß uns vor dir blüh'n,
Bis wie die Rosen unsre Herzen welken
Und die befreiten Seelen heimwärts zieh'n!" (II, 88).

Unser Freund ist erst, nachdem er auch für sein Leben die Liebe als das Geheimnis des Geschehens verstanden hatte, ein eigener, ganzer Mensch geworden. Die Liebe ward mit ihrer Allgewalt das Erlebnis seines jungen Lebens. Beide Gedichtbände sind geweiht „Meiner Braut" und „Meiner Frau". Heiße, sehnende Worte sprechen von Tagen des Harrens, bis der Tag der Erfüllung kam.

Das Sakrament der Ehe.

Was sich flieht in feindlichem Verneinen,
Trieb und Geist, zwiespältig Menschenleid,
Willst durch deinen Segen du vereinen,
Daß es wirk' in einiger Seligkeit.

Digitized by Google

Und dein Segen ist auf mich gekommen,
Und ich bin ein Sieger in dem Streit.
Aller Zwiespalt ist aus mir genommen,
Und ich wirk in seliger Einigkeit. (II, 23).

Nun hatte der Dichter die Harmonie seiner selbst und des Lebens gefunden.

„Nun schläft in mir, was ruhlos rief.
Nun wachte auf, was krankend schlief.
Nun kam der Tag, nun wird es klar,
Nun werd ich mein erst selbst gewahr.

Nun reg ich fröhlich meine Kraft,
All was ich schaffe, dir sei's geschafft,
Die du das Sehnen zugedeckt
Und alle Lust mir aufgeweckt!" (II, 25).

In einer Besprechung des „Lenz" urteilte Laurenz Kiesgen schon vor Jahren in der „Gottesminne": „Adolf Trampe erhebt die pflichtgetreue Arbeit zur Poesie. Wie etwa in dem bekannten Gedicht des großen Landsmannes unseres neuen Dichters, in Fr. W. Webers „Mir griff des Lebens harte Faust," so wird hier die Poesie zum Bekenntnis einer kräftig zugreifenden Lebensbetätigung." (Gottesminne VI. S. 389.) Und woher unserem Freunde das Lied von der Arbeit kam? Er sagt es selbst: von den Eltern, denen er treu ergeben, und deren er häufig auch in seinen Gedichten gedenkt:

„Ich habe der Arbeit Würde
In Kindertagen erkannt:
Es waren Schwielen in meiner
Mutter segnender Hand,

Und Schwielen in meines Vaters
Rechten, die mich geführt,
Die sich in des Alltags Frondienst
So stetig für mich gerührt.

Was heut ich geworden, das ward ich
Durch ihre schwielige Hand.
Ich habe der Arbeit Würde
In Kindertagen erkannt." (I, 78).

Ein wenig vom Glück der Liebe, die da segnet, und dann Arbeit, Arbeit — mehr hat sich der Dichter nie gewünscht. Was warst du doch für ein unmoderner Mensch in vielen Dingen, du lieber Freund, und hier so modern in dem, was uns an der Zeit so ergreifend das Herz bewegte: daß sie arbeitete und arbeitete ohne Rast und Ruh, und Millionen von Rädern und Rädchen immerfort surrten und schnurrten — immerzu, immerzu! Du warst wirklich ein Dichter der Arbeit:

„Ich lasse die Feste andern und den Wein,
Ich will in Müh und Liebe glücklich sein." (II, 35).

Digitized by Google

III.

Vor einigen Wochen kam mir das letzte rote Heft der neuen Monatsschrift „Das heilige Feuer" auf den Tisch geflogen. Und noch einmal ein Aufsatz darin von dem lieben Freunde: „Jenseits des Lärms." Wie der Titel schon sein Wesen kennzeichnet! Jenseits des Lärms! So war es: er stand jenseits des Lärms. Und so muß man ihn lieben, jetzt viel mehr als einst, da er noch lebte.

„Mein Haus steht jenseits des Lärms, versteckt im Frieden.

Ich bin ein Fremdling auf der Straße; ich gehe wohl einmal hin, und mein Auge trinkt sich satt an dem bunten Hasten, das an mir vorüberhuscht; ich werde geschoben und gestoßen von Menschen, die mir gleichgültig sind, und denen ich gleichgültig bin; ich gehe satt nach Hause und mummele mich in meine Einsamkeit ein. Was soll ich auch auf den Festen, auf denen die menschlich egoistische Unzulänglichkeit ihre Orgien feiert? Ich bin zu unpraktisch, als daß ich mit dem Leben einen profitlichen Pakt schließen könnte.

Mein Haus steht in der Stille. Da brauche ich nicht zu schwatzen und andere schwatzen zu lassen; da kann ich mich ausschweigen. Und im Schweigen wird es mir lebendig, kichern tausend frohe Stimmen: mein Ich. Ja, wie das wohl tut, seinem Ich zu lauschen! . . ."

Nun saget mir, war der Freund nicht auf dem Wege zu einem seltenen Menschen, ein seltener Mensch zu werden! Mit einem eigenen, so gelassenen Stil. Doch höret weiter:

„Mein Haus steht in der Sonne; morgens scheint sie mir ins Schlafzimmer, mittags ins Speisezimmer und nachmittags ins Arbeitszimmer; das Licht macht froh.

Und dann hallt Lachen durch meine Räume, das Lachen meines Weibes und meines Kindes. Meinem Weibe lachen die Hände, mit denen sie mich streichelt." (Das heilige Feuer. 2. Jahrgang. 4. Heft. S. 183, 184).

War er nicht glücklich, unser Freund, in seinem Heim voll Lachen und Sonnenschein? In seinem Haus mit den Geranien vor den Fenstern und den Maiglöckchen und Stiefmütterchen und dem Flieder und den Rosen im kleinen Vorgärtchen? Ach Gott, er war ein Glücksmensch alle Tage seines Lebens. So heimlich hatte er mit dem Glücke einen Bund geschlossen.

Und nun ist er dahingegangen ohne Krankheit und Niedergang. Im fernen Lande nahm ihn der Todesengel rasch in seine segnenden Arme. Er fiel als ein Held im Völkerkrieg auf Frankreichs blutgetränkter Erde für sein Vaterland.

Digitized by Google

Wie das „Bonifatiusblatt" berichtet, waren die letzten Worte, mit denen der junge Offizier, gegen den Feind anstürmend, seine Soldaten ermunterte: „Wer nicht mehr kämpfen kann, der bete!" (Bonifatiusblatt, Jahrgang 62. Nr. 2, S. 43).

Mit dem lieben Freunde ist eine starke Hoffnung des deutschen Katholizismus in die Erde eingebettet. Und um ihn klagen, die ihn kannten, und weinen, die ihn liebten.

Ein Lichtlein*)

Von Otto Walter

Du warst in meinem wilden Tag
Ein stilles Licht und eine kleine Flamme.
Du warst mein Blust- und Frühlenzschein —
Ich bin von einem andern, dunklern Stamme.

Du hast gesegnet, wo du gingst
Und wo du schrittest, blieb ein Sönnlein hangen.
Nicht anders als ein Wunder bist du mir
In meinen Einsamkeiten aufgegangen.

Ich hab dich lieb gehabt, — wie lieb,
Es glaubt es keiner, der mich Harten kannte.
Die Fahne meiner tiefsten Leidenschaft
Sank knisternd, wo ich deinen Namen nannte.

Ich spüre heute noch, ob Jahr und Tag
Verging und längst dein letztes Äderchen
Im Schollengrund verblutet haben mag,
Den tiefen Segen deiner weißen Hände.
Und wie mein Tag sich, mein Geschick sich wende,
Ob über mir die blauen Wetter schlagen,
Ob hoch im Scheitel mir Glücksterne tagen — —
Stets wird durch Tag und Traum, ein ewig Lichtlein,
An meines Hauses Söller hingestellt,
Der fromme Schein von deinem Wesen glänzen
Auf mich und meine ganze Welt.

*) Aus dem demnächst im Petrus-Verlag in 2. Auflage erscheinenden Versbuch von Otto Walter: „Auf junger Erde".

Digitized by Google

Schönheit, bildende Kunst und Ideal

Eine Skizze von Professor F. X. Hoermann.

I.

Fast ebenso alt und bekannt wie die Unterscheidung und Einteilung der Seelenkräfte des Menschen in Erkennen, Begehren und Empfinden, ist die hiervon abgeleitete Trias der Ziele, Begriffe und Wissensgebiete: Das Ziel des normalen Denkens oder Erkennens ist das Wahre und seine wissenschaftliche Ausgestaltung die Philosophie. Das Ziel des Begehrens oder Wollens soll das Gute sein und als die ihm dienende Wissenschaft gilt die Ethik. Und das unverdorbene Empfinden muß auf das Schöne gerichtet sein, seine wissenschaftliche Disziplin ist heute die Ästhetik. Während aber die Philosophie, unterstützt von der von ihr nicht zu trennenden Theologie, und ebenso die Ethik, erleuchtet durch die christliche Morallehre, zu positiven und dauernden Werten und Wahrheiten gelangt ist, ist die dem menschlichen Empfinden entsprechende Wissenschaft der Ästhetik bis heute nicht zu feststehenden und allgemein anerkannten Wahrheiten und Gesetzen vorgeschritten. Wir besitzen dauernde, göttliche Lehrsätze in Bezug auf Religion und Moral, weil wir eine Offenbarung in Hinsicht auf die Glaubens- und Sittenlehre besitzen, aber wir kennen keine „ästhetischen Dogmen", weil wir auch keinen Offenbarungsakt, der sich auf das menschliche Empfindungsleben und ihr Ziel, das Schöne erstreckt, kennen. Wir sind nur voll überzeugt, daß das Schöne, ebenso wie das Wahre und Gute, auf unwandelbaren Gesetzen ruht, und daß die harmonische Einigung dieses dreifachen Gesetzes den Höhepunkt des geistigen Strebens bezeichnet.

Inhalt und Gesetz des Wahren, Guten und Schönen bedürfen, um zur menschlichen Erkenntnis zu gelangen, der Vermittlung der Sinnesorgane. Während aber bei den beiden ersten Gesetzen die Sinne eine untergeordnete Rolle spielen, während ich über philosophische und ethische Probleme nachdenken kann, ohne den Gehörs- oder Gesichtssinn in Anspruch zu nehmen, weil eben das Wahre und Gute etwas wesentlich Übersinnliches ist, ist das dritte Gesetz, ist die Ästhetik ohne Ohr und Auge dem menschlichen Geiste nicht erreichbar. Denn das für uns Menschen in Frage kommende Schöne oder Schönheitsobjekt ist nicht etwas rein Abstraktes

Digitized by Google

sondern etwas zugleich Konkretes, etwas Hör- oder Sichtbares, also Sinnliches. Übersinnlich ist nur die überirdische Schönheit und das Schöne als solches.

Diese kaum bezweifelte Tatsache ist wohl der wichtigste Grund, warum die Philosophie allein nie zum Wesen des

Albrecht Dürer, Selbstbildnis.
Verlag F. Bruckmann A. G., München

Schönen vordringen wird und warum alle von rein philosophischen Ästhetikern verfaßten Ästhetiken nicht befriedigen konnten. „Die grundlegenden ästhetischen Gefühle werden nie vom Denken erbracht, sondern müssen schon vorhanden sein“ [1]) und durch richtige Übung verfeinert werden. „Unrichtig ist aber die Meinung, daß eine zulängliche Ästhetik ohne Mitwirkung der Philosophie zustande kommen könne.“ [2])

[1]) Theodor Alt, Die Möglichkeit der Kritik neuer Kunstschöpfungen und der Zeitgeschmack. Mannheim 1910. S. 101.
[2]) Ebenda S. 103.

Digitized by Google

Und wenn Theodor Lipps einmal schrieb: „Verloren ist jede Kunst, die philosophiert!", so ist diese Behauptung in ihrer Allgemeinheit eine Unwahrheit oder Übertreibung.

Die Bestrebungen zur Festlegung einer philosophischen Definition des Schönen sind alt. Der Schönheitsbegriff der griechischen Philosophen berührt das Wesen des Schönen, erschöpft es aber nicht. Aristoteles findet das Schöne „in der Ordnung, Symmetrie (richtigem Verhältnis der Teile) und Begrenztheit. Das Schöne verlangt Einheit und Ganzheit," [1]) organische Verbindung. Auf Plato und Aristoteles fußt zum Teile auch die Scholastik, welche sich gelegentlich mit dem Schönheitsbegriffe beschäftigt. Der heilige Thomas von Aquin scheint die Schönheit als eine übersinnliche Beschaffenheit der Dinge aufzufassen. Schönheit ist, objektiv, Ähnlichkeit, Übereinstimmung mit Gott. „Die Schönheit der erschaffenen Dinge ist nichts anderes als das Nachbild der Schönheit Gottes, an welchem jedes derselben teil hat." [2]) Nach diesen und anderen Ausführungen des Aquinaten definiert P. J. Jungmann S. J. [3]) die Schönheit in drei Formeln, deren letzte lautet: „Die Schönheit der Dinge ist deren tatsächliche Übereinstimmung mit dem vernünftigen Geiste, insofern sie durch diese demselben Gegenstand des Genusses zu sein sich eignen."

Die neuere Philosophie hat eine Reihe von Definitionen und Erläuterungen des Schönen hervorgebracht, die aber fast weniger befriedigen als jene der griechischen Philosophie. Der Schönheitsbegriff hat so innerhalb eines Zeitraumes von zweitausend Jahren keinen wesentlichen Fortschritt zu verzeichnen. Bei Alexander Gottlieb Baumgarten, dem wir die Ästhetik als selbständige Wissenschaft verdanken, ist schon der als „Schönheitslehre" gefaßte Begriff der Ästhetik falsch. Denn die Ästhetik umfaßt nicht nur das sinnlich wahrnehmbare Schöne, sondern auch das Häßliche usw. Bedeutender war sein Schüler Joh. Joach. Winkelmann (1717 bis 1768). Winkelmanns Auffassung über Schönheit basiert auf einem eingehenden Studium der griechischen Kunst. Eine eigentliche Metaphysik des Schönen liefert er indes so wenig wie eine Definition desselben. Auch Lessing, Herder und Goethe geben uns in ihren hier einschlägigen Werken — „Laokoon", „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und „Iphigenie" und „Tasso" — keine Definiton des Schönen. Immanuel Kant behandelt die Ästhetik

[1]) Dr. Carl Lemcke, Populäre Ästhetik. 5. Aufl. Leipzig 1879. S. 10

[2]) Zitiert nach P. Jos. Jungmann S. J., Ästhetik. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1884. S. 142.

[3]) Ebenda S. 150.

Digitized by Google

in der „Kritik der Urteilskraft". „Es ist eine streng begriffliche Untersuchung des Schönen und Erhabenen nach den durch die Kritik der reinen Vernunft gewonnenen Grundformen der menschlichen Erkenntnis. Nach diesen Kategorien ergibt sich: Schön ist, was ohne alles Interesse gefällt; schön ist das, was ohne Begriff allgemein gefällt; Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird; schön ist das, was ohne Begriff als Gegenstand eines notwendigen Wohlgefallens erkannt wird." [1]) Mit Recht, wenn auch ohne Erfolg, bekämpfte Herder diesen Subjektivismus seines ehemaligen Lehrers, der durch die Schriften und Dichtungen Schillers [2]) eine weitgehende Popularisierung erfuhr.

Das einflußreichste und stilistisch ungenießbarste Werk über Ästhetik hat im neunzehnten Jahrhundert Friedrich Vischer geschaffen. Nach ihm ist das Schöne die Idee in der Erscheinung: eine der unzulänglichsten Definitionen, welche die rein philosophische Ästhetik bis heute hervorgebracht. Die Natur ist — Vischer ist Pantheist — die unmittelbare Form der sich verwirklichenden Idee; die zweite, vermittelnde Form ist die Phantasie. Andere Philosophen wie Fichte, Schleiermacher, kehren in der Auffassung des Schönen wieder zu dem Kant'schen Subjektivismus zurück oder finden es, wie Konrad Lange [3]), in einer Illusion des Menschen, also in einer Täuschung und Unwahrheit usw.

In all diesen zur Ergründung des Wesens des Schönen sich geltend machenden Bestrebungen steht „eine philosophische Spekulation gegen die andere. Aber andere wollen überhaupt von dieser Art ästhetischen Theoretisierens nichts wissen und verlangen neue Standpunkte, neue Behandlung." [4])

Die ganze metaphysische, mit abstrakten Begriffen operierende Ästhetik ist bis heute nahezu unfruchtbar, in Bezug auf die erste und entscheidende Frage derselben vollständig ergebnislos geblieben. Sie hat damit nicht nur bei den ausübenden Künstlern, sondern zum Teile auch bei der übrigen, für das Natur- und Kunstschöne sich interessierenden Welt jeden Kredit eingebüßt. Erfolgreicher, wenn auch keineswegs zufriedenstellend, waren die von literarisch tätigen bezw. mit der Kunstphilosophie sich etwas beschäftigenden

[1]) Dr. Karl Lemcke, a. a. O. S. 24.

[2]) „Schönheit ist nichts anderes als Freiheit in der Erscheinung" ist ein Kernsatz der Ästhetik Schillers.

[3]) Das Wesen der Kunst. Grundzüge einer illusionistischen Kunstlehre. 2. Aufl. Berlin 1907.

[4]) Dr. Karl Lemcke, a. a. O. S. 36.

Digitized by Google

großen Künstlern angestellten Untersuchungen über das Problem des Schönen. Hier verband sich die lebendige, geübte und verfeinerte Anschauungsweise mit dem philosophischen, wenn auch nicht ganz geklärten Gedanken.

Von den älteren, ästhetisch theoretisierenden Künstlern kommen in erster Linie Alberti, Leonardo da Vinci, Michelangelo Buonarotti, Rafael und Albrecht Dürer in Betracht. Von besonderer, zum Teil gegensätzlicher Bedeutung sind die literarischen Nachlässe von Alberti und Dürer.

Die Analyse des Schönheitsbegriffes Albrecht Dürers ist schwierig. Man muß sich in die begriffliche Auffassung der Zeit, in die in langen Jahren sich entwickelnde Anschauung und in die Terminologie des Meisters erst hineinarbeiten und zugleich die Entwicklung seines Kunstschaffens verfolgen. Dürer sucht sowohl in seinen Arbeiten wie in seinen Schriften die vollendete Schönheit, aber er gesteht von ihr, „daß sie noch nicht im Besitze menschlichen Wissens sich befindet“ [1]). Ihr Besitzer ist Gott. „Gott weiß Solichs (Die vollendete Schönheit) allein, wem ers offenbarte, der weßt es auch“ [2]). Dürer zeiht diejenigen, welche eine ewiggültige Schönheit schon jetzt behaupten, des Irrtums“ [3]).

Eine wichtige Rolle spielt in Dürers ästhetischen Schriften der Harmoniebegriff. Zur Harmonie, d. i. Schönheit eines Körpers, ist es nach Dürer nicht unbedingt erforderlich, daß er nur aus schönen Teilen bestehe; einzelnes kann unschön, das Ganze aber doch schön, harmonisch sein. Nach ihm können daher auch die Merkmale des Alters schön sein; „er läßt sie gelten unter der Bedingung der Harmonie, ihres Zusammenstimmens zu der charakteristischen Erscheinung des Alters“ [4]). Die Harmonie sieht und sucht er vorab in mathematischen Gesetzen und Verhältnissen. Seine Proportionskonstruktionen sind zahlreich. Er erblickt die erste (sichtbare) Quelle der Schönheit in der Natur, aber er will keine reine Naturkopie.

Die Bedeutung der Dürer'schen Auffassung über „Schönheit“ liegt für uns darin, daß er die Grundbedingung des Schönen in gewissen mathematischen Gesetzen (Maßen und Verhältnissen) sieht und sucht, daß er aber zugleich und wiederholt erklärt, das Wesen der nicht geoffenbarten vollen Schönheit wisse Gott allein.

[1]) Dr. Frz. L. Müller, Die Ästhetik Albrecht Dürers. Straßburg 1910. S. 11.

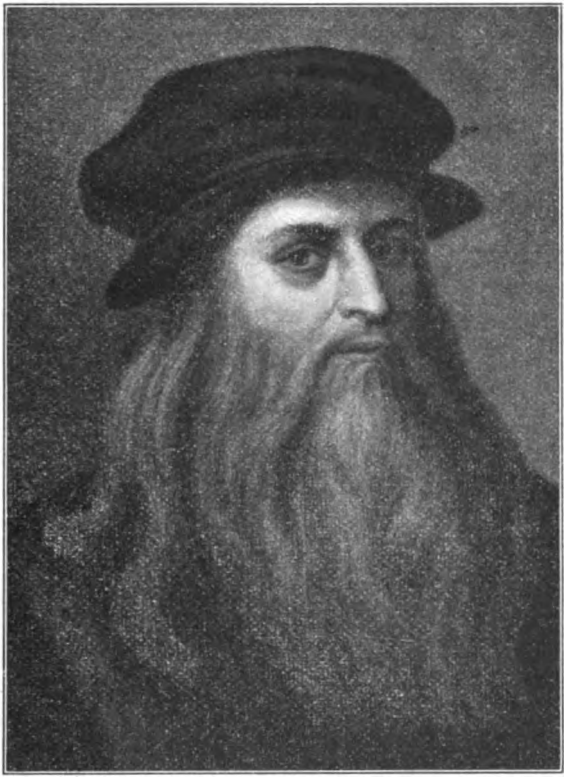
[2]) Albrecht Dürers schriftlicher Nachlaß Herausgegeben von Heidrich und Wölfflin. Berlin 1908. S. 269

[3]) Dr. Frz. L. Müller, a. a. O. S. 16.

[4]) Ebenda S. 46.

Digitized by Google

Wie in Deutschland Dürer, ist in Italien Leo Battista Alberti der erste fachmännische Literat unter den Künstlern der Frührenaissance. Auf dem universell gebildeten Alberti baut auch der bedeutendste Kunstschriftsteller unter den Meistern der Hochrenaissance, Leonardo



Leonardo da Vinci. Selbstbildnis.
Verlag F. Bruckmann A. G., München.

da Vinci, auf, bei dem einige Paragraphen „seines Traktates geradezu den Eindruck von Exzerpten aus Alberti machen“ [1]).

Wie bei Dürer hat auch bei Alberti der Harmoniebegriff eine wesentliche Bedeutung. Im sechsten Buche seines großen Werkes „De re aedificatoria“ definiert der italienische Meister „die Schönheit als die völlig geschlossene Harmonie der einzelnen Teile und Glieder, in einer Weise, daß nichts

[1]) Dr. H. Janitschek, Leone Battista Alberti's kleinere kunsttheoretische Schriften. Wien 1877. S XXX.

Digitized by Google

dazugetan, nichts hinweggenommen, nichts geändert werden könne, ohne Schädigung des Ganzen“ [1]).

Alberti fordert gründliche Naturbeobachtung, aber er erblickt nicht die höchste sinnliche Schönheit in der sich uns darbietenden äußeren Natur. Höher als die Naturwahrheit und Naturschönheit steht die wirkliche, vollendete Schönheit. Ein menschlicher Körper ist beispielsweise nie vollkommen; vollkommen sind regelmäßig nur Teile desselben. „Aus diesem Grunde“, betont er [2]), „wird es von Vorteil sein, von allen schönen Körpern jeden (besonders) gepriesenen Teil auszuwählen. — Und stets strebe man mit allem Eifer und Fleiß sich des Schönen in reichem Maße zu bemächtigen, wie schwierig dies auch sei, weil man eben nicht an einem Körper allein alle Schönheit vereinigt sieht, sondern sparsam verteilt an verschiedenen Körpern; darum eben muß man alle Mühe daran wenden, sie aufzusuchen und sie sich zum geistigen Eigentum zu machen.“

Gegenüber Dürer, der auch das Häßliche in der Natur und beim Kunstwerke nicht ausgeschlossen haben will, wenn nur das Ganze harmonisch gestaltet ist, fordert Alberti auch Schönheit der Teile. Darum will er das Alter im figürlichen Werke nicht verwendet wissen: „Die Zusammenstimmung der Flächen bewirkt es“, sagt er [3]) „daß Körper jene Anmut besitzen, welche Schönheit genannt wird. Sieht man ein Gesicht, welches hier große, dort kleine, hier zu stark erhobene, dort zu sehr eingesunkene Flächen zeigt, wie dies an dem Gesichte alter Weiber der Fall ist, so gewährt dies einen ganz häßlichen Anblick“. Alberti sieht somit die vollendete sinnliche Schönheit in der harmonischen Zusammenstimmung an sich harmonischer, schöner Teile. Er will auf dem Gebiete des sichtbaren Schönen nicht das Schöne durch den Kontrast des Häßlichen gehoben haben. Damit spielt auch das Charakteristische bei seinem Schönheitsbegriffe eine untergeordnete Rolle. (Schluß folgt.)

[1]) Ebenda S. XVIII.
[2]) Ebenda S. 150.
[3]) Ebenda S. 108.

Digitized by Google

Anima

Ein Märchen / Von Elli Bilecki

(Fortsetzung)

In stiller Abendstunde, wenn Anima zurückkehrte von ihrem mühseligen Tagewerk bei den Menschen, setzte sie sich müde in den Schatten des Rosenbaumes.

Da vertraute sie der geliebten Harfe alles Weh, das ihr die Menschen bereitet und ihre Sehnsucht nach Jesus.

Benignus saß bei ihr in entzücktem Lauschen, denn sie spielte schön und lieblich wie seine Brüder aus dem Himmelreich.

Am Hügel stand wohl auch mit seiner Herde der Hirt und horchte dem Klang. — Er und Anima kannten sich nicht. Sie hatten nie ein Wort gewechselt, nie einen Blick getauscht.

Nun aber spannen sich geheime Fäden von Seele zu Seele.

Er sah aus der Ferne in ihr liebes, reines Angesicht, und ihm war, als hätte er diese Züge schon einmal gekannt, aber ohne den Hauch zarter Jungfräulichkeit, der jetzt darüber lag.

Er dachte an sein junges Weib, das in jener Hütte im Tal einst wohnte, als er sie treulos verließ.

Sie war lange tot. — Vielleicht ist sie im Elend verdorben, und ihr letztes Wort war ein Fluch für ihn.

Als er nach Jahren wiederkam, stand die Hütte leer, und sein Kind, das er nie gekannt, hatten fremde Menschen mitgenommen.

Die Königin vom Himmelreich hatte Anzillas demütiges Flehen nicht vergessen: Rette ihn und mich! — Ein Strahl ihrer Gnade war es, der den Gottvergessenen zurück zur Heimat führte.

Da blieb er nun und wurde ein Hirt; doch mied er die Hütte, deren Anblick sein Gewissen quälte.

Nun, da er Anima dort walten sah, fühlte er sich mit geheimnisvoller Gewalt zu ihr hingezogen, und ein hohes Lieben zu der fremden Jungfrau kam in seine Brust.

Oft wenn er sie ferne wußte, stieg er hinab ins Tal und schlich wie ein Dieb zu der Hütte.

Dann fand Anima bei ihrer Heimkehr eine Liebesgabe vor der Tür, sei es nun ein Krug voll süßer Milch, ein weißes, duftendes Brot oder ein wilder Blumenstrauß, ja

Digitized by Google

sogar ein kleines, weißes Lamm, das er an ihre Tür gebunden hatte.

Wohl hätte sie gern erforscht, wer der unbekannte Spender war, doch da sie es nicht wußte, begnügte sie sich damit, ihn mit ihren Gebeten zu lohnen.

Als der Hirt nun Animas Liedern lauschte, erwachte seine Seele langsam wie aus schwerem Fiebertraum und schaute geblendet in das neue, große Licht, das ihr erschien. Sie hörte im Harfenklang fernes Rufen:

„Kehre um! Kehre um! Es ist spät. —"

Er sah erschreckt, daß die Nacht hereinbrach, und es war schon in der elften Stunde. Da brannte sein Herz in flammender Reue und göttliche Wunder geschahen in seiner Seele. — Und sie begann ein neues Leben.

Auch Ignis, Divinus und Ara saßen gerne lauschend unter dem Rosenbaum. Wenn dann die Harfe schwieg, in der tiefen Abendstille begegneten sich Animas und Divinus Augen und er neigte sich lächelnd zu ihr, weil er wußte, daß sie ihn nun fragen würde.

„Sag mir," begann sie einmal, „warum ruft Gott so viele Kindlein von der Erde, ehe sie in der Taufe von der alten Erbschuld gereinigt wurden? Mich dauern diese Kinder, daß sie ohne eigene Schuld ewig von seinem Angesicht verbannt sein sollen.

Sage, wird Gott am letzten Tage ihren Müttern oder ihren Engeln nicht erlauben, sie zu taufen? Oder könnte er nicht dann noch in ihr Herz ein flammendes Begehren gießen, das sie reinigt?"

„O wie töricht du denkst," lächelte Divinus.

„Wir alle, die Gott erschaffen, sind von Ewigkeit her in seinem Willen vollendet, Er kannte ewig aller Geschöpfe Leben, all ihr Irren und Sündigen, Beten und Büßen, alle Auserwählten und alle Verfluchten.

Von diesen Kindern sah er voraus, daß sie bei langem Leben der Sünde und dem ewigen Tode anheimgefallen wären.

Ist es dann nicht ein Beweis seiner Güte und Erbarmung, wenn er sie ungetauft, aber frei von eigener Schuld hinwegnimmt an einen Ort, wo sie nicht leiden müssen, ja wo sie sogar eines natürlichen Glückes nicht entbehren."

Da sah der Cherub, daß Anima weinte.

„O Divinus," sprach sie leise, „wie kann solches Glück möglich sein? Gib mir alle Güter der Erde und nimm mir das lebendige Brot, die Vereinigung mit ihm, den ich über alles liebe; und dann frage, ob ich auch nur einen Funken Glücks mein nenne.

Digitized by Google

Ich kann nicht verstehen, wie sie ohne ihn auch nur eine leise Freude haben können. Mich tötet fast die Sehnsucht, wenn ich krank in meiner Hütte liege und Jesus mehrere Tage nicht empfangen kann. Und wenn er am Tage zu mir kommt, sehnt sich mein Herz nach ihm die ganze Nacht und fragt tausendmal, ob es wieder nicht bald Morgen ist."

„Kleines, törichtes Menschenkind," sprach mit freundlichem Tadel der Cherub, „liebst du ihn so sehr und willst nicht einmal glauben, daß er mächtig genug ist, dieses Wunder zu tun, Seelen auch ohne seinen unmittelbaren Genuß ewig zu beglücken?

Liebe Gott, und je mehr du ihn liebst, desto mehr wirst du ihn erkennen, und je mehr du ihn erkennst, desto klarer wird dir seine Unbegreiflichkeit vor Augen treten."

Da bat Anima in ihrem Herzen Gott um Vergebung.

Indessen kam die Nacht und spann um Wald und Hügel Nebelglanz und säte Sterne über die Himmel.

Anima lehnte ihr Haupt an Benignus Brust.

Er und Ignis, Divinus und Ara schauten selig hoch über Zeit und Raum in den Glanz des ewigen Lichtes. Vom Rosenbaum floß ein süßer Duft und zog als lieblicher Traum durch Animas Seele.

* * *

Eine Zeit harter Prüfung und bitteren Leidens kam nun für Anima. Sie wurde mit Jesus verurteilt, gegeißelt, mit Dornen gekrönt und mit einem Spottgewande angetan.

Und während von seiten der Menschen Haß und Verleumdung sie bedrängten, führte sie Ara in die Wüste geistiger Verlassenheit hinaus, wo Dolus sie versuchte. Doch sie dachte an Jesus und blieb stark im Anblicke seiner Leiden.

Nun zog wieder einmal der Frühling ins Land. Da schmolz der Schnee im Tale; die Hügel ergrünten und der Bach begann zu rauschen.

Hyazinth und Narzis, die Frühlingsengel, kamen mit Scharen ihrer lieblichen Blumenkinder angezogen und schmückten das Tal zum Osterfeste.

Ueber die Hütte spannte breit und mächtig der mystische Rosenbaum seine ewig blühenden Zweige.

Spät kehrte Anima heim von ihrem Tagewerk. Sie war todmüde und unendliches Weh preßte ihr das Herz zusammen. Was galt ihr noch die Heimat? Was Menschenliebe und Freundschaft?

Vor wenigen Jahren hatte man sie in diesem Tale gastlich aufgenommen; nun, da sie ihr Bestes hingegeben, stieß man sie zurück.

Digitized by Google

Das war Dolus Werk.

Verleumder hatten ihre fleckenlose Ehre in den Staub gezerrt. Ihre schönsten Taten hatte man entstellt und all ihrem Tun gemeine Absichten unterschoben.

Animas Beten und Dulden nannte man Heuchelei, ihre Liebeswerke Hochmut, ihren verborgenen Wandel lichtscheues Treiben.

Man hatte sie aus dem Dienste gejagt, und sie war selbst ihren bisherigen Freunden ein Stein des Anstoßes geworden.

Selbst der Geliebte, so schien es ihr, habe sich von ihr gewendet; und er wohnte doch immer mitten in ihrem Herzen.

Nun kam die Nacht vor dem Charfreitag, da der Menschensohn in Todesangst und blutigem Schweiß allein auf dem Oelberg war, indes seine Freunde schliefen.

Aus dem Norden stieg eine düstre Wolke auf.

Sie fraß den Mond und griff nach den zitternden Sternlein, sie zu verschlingen. Ein heulender Windstoß fuhr über den Wald.

Als der Charfreitagmorgen heraufstieg, erhob sich Anima müde und überwacht und ging nach dem Feldkirchlein.

Kahl und nackt wie der Berg Golgatha war der Altar, nicht blumengeschmückt und kerzenumstrahlt wie sonst.

Im Trauerornat warf Cölestin sich vor dem Altare nieder und betete für seine schuldigen Brüder. In erschütternden Bildern zogen dann die letzten Stunden Jesu an Anima vorüber, als sie den Priester die Leidensgeschichte aus Johannes lesen hörte.

Dann enthüllte er das Kreuz am Altare und hob die heilige Hostie empor, worauf er sie zerbrach zum Zeichen der Erhöhung am Kreuze und des gewaltsamen Todes des Erlösers.

Unsägliches Weh erfüllte Anima, als sei auch ihr Herz zerbrochen worden. Vor dem heiligen Grabe kniete sie dann und wußte nicht, wie lange sie da blieb. All ihr Denken und Fühlen war aufgelöst in trostloser Verlassenheit und heißem Hunger nach dem lebendigen Brote, das sie bis zum Ostermorgen nicht empfangen sollte.

Nach dem Gottesdienste ging Anima heim, eine lähmende, ungewisse Furcht im Herzen. Als sie über den Bach kam, erstarrte ihr Herz vor Weh. — — —

Rote Flammen verzehrten eben gierig den letzten Rest ihrer Hütte. Menschenrache hatte hier gewütet.

Auf dem verdorrten Boden lag nackt und dornenbesetzt

Digitized by Google

der Rosenbaum zu einem großen, dunklen Kreuz gezimmert. Die Harfe lag dabei, und die blühenden Rosenzweige waren im Wind verstreut.

Lautlos brach Anima über dem Kreuze zusammen.

Als sie erwachte, stand Benignus bei ihr, weiß und nebelhaft, als wäre sein Glanz erloschen.

„Siehe, Freundin," sprach er mild und ernst, „dein Geliebter ladet dich zu neuer Wanderschaft. Dies Kreuz soll sein dein Wanderstab und deine Ruhstatt und dein Reisegefährte. Nun wandre weiter, liebe Seele, und sei unverzagt. Die Menschen nahmen dir alles, was dein war auf Erden; und nun sollst du vor ihrem Hasse selbst aus der Heimat fliehen. Das soll dein Charfreitagsopfer sein. Denn auch dein Bräutigam hat um deinewillen alles verlassen an diesem Tage.

Ich will dich in ein anderes Land führen. Eine Seele, die nach Wahrheit dürstet, wartet dort auf dich. — Komm!"

Da nahm Anima die Harfe und das Kreuz, das sie nun tragen sollte, und folgte ihrem Führer. Ihres Geistes Kraft war nicht gebrochen.

Seltsames Licht floß von dem fahlen Abendhimmel, und im Westen hob sich regungslos und schwarz umrissen eine Wolke wie ein dunkler Riesensarg.

Dann kam die Nacht und legte stumm voll erhabener Trauer die schöne, blutrote Sonne in den Sarg. Sie deckte ihn mit schwarzen Flören zu und zündete die kleinen, weißen Totenlichtlein an.

Am Hügel stand Anima und griff in die Harfe und sandte der Heimat ihren letzten Scheidegruß.

Dann wanderte Anima weit, weit in Nacht und eisigem Sturm.

Doch endlich tagte der Morgen, und Anima sah mit süßem Troste, daß ihre lichten Freunde wieder bei ihr waren. Eine vorwurfsvolle Frage drängte sich auf ihre Lippen, warum sie in aller Angst und Not allein und ungetröstet hatte leiden müssen.

Aber ihr Blick traf Aras emporgewandtes Angesicht; und vor dem lebendigen Altar des göttlichen Willens verstummte sie.

Leise rührte sie die Harfe, deren Klang die Freunde so gerne hörten, und „fiat, fiat," zitterte es durch die Saiten.

Zur Nacht schlief Anima in einer leeren Waldhütte und sah im Traume ferne die entschwundene Heimat leuchten.

Als der Ostermorgen heraufstieg in junger Frühlingspracht, fand er Anima gestärkt und voll froher, starker Zuversicht.

Digitized by Google

Eine Stadt breitete sich vor Animas Blicken aus. Und wie sie von fern die hohen Türme ins Morgenrot steigen sah und jubelnde Glocken erklingen hörte, da wich aus ihrer Seele das Leid wie Dunst und Schatten vor der siegenden Sonne.

Sie fühlte nicht mehr das Kreuz, das sie trug. Sie eilte, nein sie flog dem offenen Dome zu, nach dem die Menschen strömten.

* * *

Ehe Anima vor den Geliebten trat, reinigte sie sich vom Reisestaube. Als dann das „Ego te absolvo" über ihr verklungen war, stand sie da in liliengleicher Schöne.

Benignus schmückte ihr weißes Kleid, das mit Blut und Tränen gebleicht war, nun mit Perlen und Rosen; und ihre Begleiter schauten sie mit Entzücken an.

Dann trat Ignis zu ihr und bot ihr in goldener Schale seraphisches Liebesfeuer zum Trank; und Anima trank in vollen Zügen und fühlte sich durchdrungen und berauscht von nie gekannter Glut.

Divinus ließ sie in ungewöhnlicher Klarheit das Göttliche, das sie umgab, erkennen; und Ara vereinigte ihre Seele in einer ganz neuen, alle bisherigen Stufen der Ergebung überragenden Weise mit dem Willen Gottes.

Dann führten sie Anima jubelnd zum Liebesmahl, wo der Bräutigam ihrer harrte. Wieder wie am ersten Tage empfing ihn Anima und schenkte ihm ihr ganzes Sein.

Er schaute voll Wonne in ihre jungfräuliche, von Schmerzen geläuterte Seele, die wie ein klarer Spiegel seine eigene Schönheit wiederstrahlte. Dann hob er sie, die bisher zu seinen Füßen kniete, an sein göttliches Herz und sprach zu ihr:

„Heute ruhe aus von all deinem Weh!"

Er führte sie in seine Schatzkammern, wo unvergängliche Güter aufgespeichert lagen in unermeßlicher Fülle.

„Begehre für dich was du willst," sprach er gütig, „ich will es dir geben."

„O Liebster, dies alles ist göttlich schön," entgegnete sie demutsvoll, „doch ich weiß, daß du mir überreich alles geben wirst, was mich selig machen kann. Eines schenke mir, wonach mich ewig dürstet."

„Sage, was ist es?"

„Seelen, Seelen, die dich verherrlichen."

Da glänzte sein Angesicht im Uebermaß der Liebe. Sie zeigte ihm die Niederungen der Menschheit, wo Millionen und Abermillionen in Nacht und Sünde und selbstgeschaffner Qual vergingen.

Digitized by Google

„Und wieviel begehrst du?" fragte er weich.

„Soviel," sprach sie mit leuchtendem Blick, „als Raum haben in deinem göttlichen Herzen, soviel, als dein grenzenloses Erbarmen und deine ewige Güte zu retten vermag."

Dann versank Anima in seliges Schauen und ruhte glückverloren an des Geliebten Herzen. Sie wußte, daß ihre Bitte gewährt sei.

* * *

Einmal kam Anima an einen Ort, wo viele wohnten, die vom Ziele abgeirrt waren. Die harte Pilgerschaft war ihnen leid geworden, nnd sie hatten sich hier angesiedelt, um fröhlich zu rasten und ihre Tage zu genießen.

Dolus empfand eine teuflische Freude, als Anima ahnungslos den Ort betrat, um sich nach einer Nachtherberge umzuschauen.

Einige Jungfrauen in reicher, eitler Kleidung begegneten ihr. Sie waren verblendet und sahen nicht das Kreuz, das Anima trug, wohl aber die goldene Harfe und glaubten, sie sei der Lust und irdischen Liedern geweiht.

„Wohin gehst du?" fragte Levitas, die ewig Gesprächige, als Anima sich nach einem Tempel umschaute.

„Zu meinem Bräutigam," entgegnete sie lächelnd, sie wußte wohl, daß die törichten Jungfrauen sie nicht verstehen würden.

Jene dachten auch gleich an einen irdischen Geliebten und musterten spöttischen Blicks Animas Aeußeres, ihr reines, ärmliches Gewand, ihre demütige Stirn und die keuschen, wohlbehüteten Augen. Da wunderten sie sich, daß ein so unbedeutendes Wesen einen Liebsten gefunden habe.

„Wie heißt denn dein Schatz?" fragten sie neugierig.

„Emmanuel," sagte Anima.

„Ein unbekannter Name. Wie habt ihr euch denn gefunden?"

Anima hörte nicht den Spott im Ton ihrer Stimmen und sagte:

„Er warb um mich, weil ich arm und elend war, um mich zu beglücken."

„Seltsam, bei uns hierzulande ist es umgekehrt. Nur die Reichen und Fröhlichen finden einen Schatz. Die Armen werden verachtet.

Sag, liebst du ihn nun auch? Oder tust du nur so, weil seine reichen Gaben dir gefallen?"

„Ich liebe ihn mehr wie mein Leben und würde ihn ebenso lieb haben, wenn er mir gar nichts gäbe und mich peinigte und verstieße."

Digitized by Google

„Dann seid ihr die einzigen Zwei von dieser Art auf der ganzen Erde."

„O nein," widersprach Anima, „er hat noch viele Bräute, die ärmer waren und ihn mehr lieben als ich."

Da lachten die Mädchen schallend.

„Wie, du weißt, daß er noch mehr Bräute hat und liebst ihn doch und bist nicht krank vor Eifersucht?"

„O nein, wie sollte ich? Ich freue mich, wenn ich sehe, daß er andere reicher beschenkt als mich; denn dann weiß ich, daß sie ihn mehr verherrlicht haben. Sein Herz ist so unendlich groß und sein Lieben so unerschöpflich! Er liebt eine jede so stark und treu und überschwenglich, als ob sie seine einzige Geliebte wäre."

Da wurden zwei von den Jungfrauen, Laeta und Aurea, die in ihrem irdischen Lieben bisher nur Untreue und Enttäuschung gefunden hatten, nachdenklich und suchten in ihrem Gedächtnis nach Einem, den auch sie einst geliebt hatten, nach einem Großen, Treuen, Reinen.

Wie nannte doch Anima ihren Geliebten? Emmanuel?

Die andern Mädchen hielten Anima für eine Närrin. Sie gaben ihr ihre Tücher zu tragen und sagten:

„Geh vorerst mit uns und hilf uns dies tragen. Du kommst zu deinem Liebsten noch zeitig genug."

Sie taten dies aber nur, um sich noch länger über Animas Einfalt zu belustigen. Da ging Anima mit, denn sie lehnte nie einen Liebesdienst ab. Aber die Sehnsucht nach dem Bräutigam brannte hell in ihrem Herzen.

Sie kamen bald in einen prächtigen Garten, wo viele Menschen zum Tanz versammelt waren. Nun wollte Anima gehen, doch die Mädchen hielten sie lachend zurück.

„Bleibe noch!" gebot Ignavia halb schmeichelnd, halb herrisch. „Du kannst uns bedienen. Bringe uns Speisen. Wir sind hungrig."

Da blieb Anima und bediente sie demütig.

Die Mädchen lachten in einem fort und scherzten mit den Knaben, die sich zu ihnen fanden. Anima war unter ihnen wie ein Kind. Sie verstand ihre zweideutigen Reden nicht und lachte auch nicht darüber.

Aber so oft sie ein sündhaftes Wort vernahm, das den geliebten König lästerte, pries sie ihn still in ihrem Herzen und bat ihn um Vergebung und bot sich ihm zur Genugtuung dar.

„Welches ist denn deine Lieblingsspeise?" rief Levitas lachend zu Anima herüber.

„Brot," sagte sie leuchtenden Blicks, „weißes, süßes Brot."

Digitized by Google

Sie dachte an die Himmelsspeise, das Brot der Engel.

„Haha, ihre Augen glänzen vor Vergnügen, wenn sie nur vom Brote spricht. Wie kann man Brot seine Lieblingsspeise nennen! Und welches ist dein liebster Trank?"

Da dachte Anima an den Wein der Liebe, den ihr der Liebste bot.

„Wein," sagte sie darum.

„Hört! Hört!" Wieder lachten die Mädchen schallend. „Du bist also doch nicht so ganz enthaltsam, als wir dachten. — Höre, sing uns jetzt ein frohes Lied zum Tanz. Du hast eine schöne Harfe, gewiß ein Angebinde deines Herzallerliebsten?"

„Ja," entgegnete Anima, „aber ich kann nur Lieder von seiner Liebe singen."

„Sehr gut! Liebeslieder hören wir gerne."

Da griff Anima in die Harfe, und sich auf das vorangegangene Gespräch beziehend, sang sie mit lieblicher Stimme:

„Tief in der morgenstillen Einsamkeit
Ruht noch die Welt von wirrem Traum befangen.
Noch hat mein Herz kein sündiges Verlangen,
Kein lautes Wort die Lippe mir entweiht.

Da kommt zu mir im ersten Morgenstrahl
Still der Geliebte, den mein Herz erkoren.
Da halten wir zusammen glückverloren
In tiefer Ruh ein heilig Liebesmahl.

Er läßt mich trinken seiner Liebe Wein,
Gibt mir das Brot, das süße Brot zu essen;
An seiner Brust läßt er mich ganz vergessen,
Was mir das Herz verstört mit Weh und Pein.

Ich gebe gern mein letztes Herzensblut
Um eine einz'ge dieser Liebesstunden.
O welches hohe Glück ich da gefunden,
Weiß nur, wer selbst an Jesu Herz geruht.

Weich und süß klang das Lied durch die still gewordene Runde, als habe der Zauber der Harfe plötzlich allen Lärm und frechen Spott gebannt.

Laetas und Aureas Augen hingen heiß und groß an Animas Mund.

Das war er, von dem Anima sang. Sie hatte im Liede seinen Namen genannt, Jesus, dem sie die Treue gebrochen hatten.

Als Anima schwieg, traten sie zu ihr mit blassen, schuldbewußten Mienen.

„Komm nun," bat Aurea leise, „du bist zu rein für diesen Ort. Komm, wir wollen mit dir gehen."

Digitized by Google

Laeta und Aurea folgten ihr. Sie gingen eilends heim, legten ihre eitlen Gewänder ab und riefen ihre Knechte und Mägde, die träge herumstanden, zusammen.

„Auf! Rafft alles zusammen, was nötig ist zur Reise! Wir werden diese Stadt heute noch verlassen."

* * *

Anima suchte lange, bis sie fast außerhalb des Ortes eine verfallene Kirche fand. Die zerbrochenen Fenster wehrten Wind und Regen nicht den Eingang; und in dem dämmernd hereinflutenden Licht sprachen die hohen Wände und zersprungenen Marmorsäulen von einstigem Reichtum. Mit Staub und Spinnweb war der Altar verhangen.

Im Tabernakel aber wachte er, den diese Stadt vergaß, in heiliger Liebe betend für seine verirrten Kinder.

Selig, großer Gefahr entronnen zu sein, fiel ihm Anima zu Füßen. Nun, als sie diesen armseligen Tempel sah, begriff sie, was mit dieser Stadt geschehen war; und sie bat um Vergebung und Gnade für die in Trägheit und Lauheit versunkenen Seelen.

Als sie dann endlich weiterziehen wollte, begegnete sie an der Pforte Laeta und Aurea in Reisekleidern.

„Ihr wolltet mit mir reden?" fragte sie erstaunt.

„Ja, Anima; erlaube, daß wir mit dir ziehen."

„Zu wem wollt ihr gehen?"

„Zu Jesus, unserm Könige, dessen Bräute wir einst waren, und dem wir die Treue brachen. Sag, wird er uns verzeihen?"

Von heiliger Freude erglühend, öffnete Anima weit die Tempelpforte.

„Er hat bereits vergeben. Tretet ein. Fraget ihn selbst."

Sie erkannten den verwüsteten Tempel nicht mehr und fragten verwundert: „Wer wohnt hier in diesem elenden Hause?"

„Er, den ihr verschmäht habt. Er wachte über euch in göttlicher Treue und heute ist sein Ruf an eure Seelen ergangen; denn er will auch vergeben."

Da gingen die Jungfrauen hinein und warfen sich vor Jesus nieder mit reuigen Tränen.

Als sie ihm ihre Schuld bekannt und er ihnen verziehen hatte, schauten sie aus, wo Anima bliebe. Aber sie sahen sie nur noch ferne wandern, barfuß und barhaupt mit dem großen, dunklen Kreuze.

Ihre Engel traten herzu und gaben ihnen den Gedanken ein, in der Stadt zu bleiben und den Tempel neuaufzubauen und zu schmücken. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Mystik des Islam

Von Dr. Wilhelm Oehl

Seine mystisch-pantheistische Weltanschauung hat Arabî am deutlichsten und unverhülltesten in dem ziemlich kleinen Buche Fusûs ul-hikam dargelegt. Dieses Werk wurde denn auch am meisten bekämpft in späterer Zeit. Es behandelt in 27 Kapiteln, die nach den Propheten von Adam bis Muhammed benannt sind, seine Mystik und enthält wiederholt Ereignisse aus dem Leben des Propheten als Stützpunkte und Beweisstellen eingeflochten. Diese Taktik, durch reichliches Anführen von Koranversen und Hadîth-Aussprüchen die eigene Lehre als in der Lehre Muhammeds begründet darzustellen, diese Taktik kennen wir schon. Allezeit haben es die Häretiker wohl verstanden, aus Bibel oder Koran ihre Gedanken herauszulesen. — Die Einkleidung, die Arabî seinem Buche gibt, ist ziemlich phantastisch. Er erzählt, am Ende des Monats Muharrem des Hedschra-Jahres 627 (1230 n. Chr.) sei ihm im Traum Muhammed erschienen. Er hielt in der Hand ein Buch und sagte ihm: „Dies ist das Buch Fusûs ul-hikam. Nimm es hin und geh damit hinaus zu den Leuten, damit sie daraus lernen." — Es gibt in der mystischen Literatur des Mittelalters vielleicht kein Buch, worin die pantheistische Mystik mit solcher Konsequenz bis zu den letzten Folgerungen zu Ende gedacht wird. — Der Hauptinhalt ist in Kürze folgender.

Die Quelle wahrer religiöser Erkenntnis ist nicht die Spekulation des Verstandes, sondern die göttliche Erleuchtung. Durch die Erleuchtung wird dem Menschen folgende Erkenntnis zuteil. Das Wesen aller Dinge ist Gott. Es gibt nichts außer ihm. Er ist das Wesen des Gesichts, des Gehörs, der Hand, des Fußes, der Zunge. (Vgl. dazu die Stelle aus Fârid über die Vermengung der Sinnesfunktionen!) Gott ist das Wesen der Welt. Die Welt ist seine Form. Er ist der Geist der Welt, der sie leitet, der große Mensch (Makroanthropos), das ganze Sein, der Einzige, durch dessen Sein das Einzelsein besteht. Und doch ist jeder Teil der Welt die gesamte Welt; im kleinsten Dinge liegt Gottes ganze Wesensfülle beschlossen. Von dem Einen Wesen stammt das Sein aller Dinge. „Durch Ihn bist du in deinem Sein zum Vorschein gekommen, wenn es dir feststeht, daß dir eine Existenz zukommt. Wenn

Digitized by Google

es wahr ist, daß das Sein Gott gehört, nicht dir, so ist ohne Zweifel das Urteil über das Sein Gottes von dir selbst; und wenn es wahr ist, daß du das Seiende bist, so kommt das Urteil ohne Zweifel dir zu. Sollte aber Gott das Bestimmende sein, so kommt nur die Emanation deines Seins Ihm zu, dich selbst bestimmst du selber und darum darfst du nur dich selbst loben oder tadeln; Gott kommt nur das Lob für die Emanation des Seins zu, denn das Letztere gehört Ihm, nicht dir. Du bist Seine Nahrung durch die Bestimmungen, Er ist deine Nahrung durch das Sein." — Wir sehen, Arabîs Weltanschauung ist vollendete Identitätslehre. Aus dem Angeführten erklären sich ohne weiteres Aussprüche wie: „Die Gottheit, ohne Anthropomorphismus vorgestellt, ist die gottähnliche Welt." — „Das Schaffende ist das Geschaffene und das Geschaffene ist das Schaffende und dies Alles ist Eine Substanz." Auch den Fatalismus der muslimischen Orthodoxie weiß Arabî mit seiner Identitätsphilosophie in Zusammenhang zu bringen. Daß auch bei ihm, wie bei anderen Mystikern, der Mystizismus zur Verwischung der Grenzen der Religionen führt, ist nur natürlich. Wenn Gott in allen Dingen als ihr innerstes Wesen gegenwärtig ist, so verehren ja auch die Götzendiener Gott. Er beurteilt daher Heiden und — Christen ziemlich milde. Auch die strenge Auffassung der Jenseitsorte wird natürlich allegorisch spiritualisiert. Himmel und Hölle sind unter dem Gesichtspunkte dieses mystischen Pantheismus nichts anderes als Gottesnähe und Gottesferne. Der Satan ist die unterste Stufe der Entfremdung der Einzelwesen vom Urwesen. Das Dogma wird so völlig zerdeutet und verwischt, Wahrheit und Irrtum heillos vermischt.

Es wäre sehr zu verwundern, wenn diese verstiegene Lehre nicht bekämpft worden wäre. Noch im 13. Jahrhundert erstand der Mystik Arabîs und Tilamsanî's ein grimmer Feind, Ibn Tejmîja, geb. um 1250. Und seither ist der Streit um Arabî's Rechtgläubigkeit Jahrhunderte lang nicht zur Ruhe gekommen. Wir besitzen allein zu Fusûs ul-hikam zwölf Kommentare, noch im 18. Jahrhundert war die Orthodoxie Arabî's kontrovers. Es zeigt sich hier im Islam das gleiche Schauspiel wie im Christentum: seit Erigenas Tod sind mehr als tausend Jahre verflossen, seit Meister Eckehard bald sechshundert Jahre — und noch immer ist die Frage, wie und wie weit sie irregingen, nicht ganz endgültig entschieden.

Ibn Arabî hinterließ mehrere Schüler. Einer davon war sein eigener Sohn Alî Sadr ud-Din ben ul-Arabî,

Digitized by Google

gest. 1258; von ihm sind einige Kassiden erhalten. Andere Arabî-Schüler waren Abû 'l Kâsim und Sadr ud-Dîn Abû 'l Maâlî ul Kônawî aus Kônija in Kleinasien, gest. 1273, also im selben Jahre wie Dschelae ud-Dîn. Von Kônawî sind mehr als fünfzehn Werke erhalten, darunter sein Briefwechsel mit ut-Tûsî. Er schrieb einen der Kommentare zu Arabi's Fusûs. — Ein Schüler des Kônawî war Zaki ud-Dîn ul-Hamdânî. — Aus dem 13. Jahrhundert sind noch zwei bedeutendere Mystiker zu erwähnen: Abû 'l Hasan Alî usch-Schâdhalî aus Tunis, gest. 1258, und Izzedîn Abd us-Salam ul-Makdîsî, gest. um 1279. Schâdhalî ist der Gründer des berühmten Schâdhalîjja-Ordens; seine Biographie, von seinem Enkel verfaßt, ist erhalten. Der Schâdhilijja-Orden breitete sich vor allem in Ägypten und Nordafrika aus; es sind aus ihm ziemlich viele beachtenswerte Schriftsteller hervorgegangen, so der Dichter Ibn Wefa, gest. 1404. — Makdîsî hat uns neun verschiedene prosaische und poetische Werke hinterlassen, darunter das Buch von den „Vögeln und Blumen".

Mit Ibn Arabî hat die mystische Literatur der Araber ihren Höhepunkt erreicht. Wohl stirbt das mystische Leben auch in der Folgezeit durchaus nicht aus; vielmehr setzen die verschiedenen Sufiorden in den folgenden Jahrhunderten ihren Siegeszug durch die ganze islamitische Welt fort. Aber die Genialität, Originalität und Verwegenheit der früheren Mystiker haben die Epigonen nur selten. Die Zahl namhafter Sufi ist allerdings gerade jetzt eine sehr große; auch wenn man nur diejenigen zählt, von denen uns Werke erhalten sind, kommt man auf Hunderte. Brockelmann führt in seiner zweibändigen „Geschichte der arabischen Literatur" aus der klassischen Zeit 51 mystische Schriftsteller an, deren Bücher wenigstens zum Teil bis auf uns gekommen sind, und aus der nachklassischen Zeit 196 solcher Autoren, also im ganzen 247 Schriftsteller. Dabei ist aber sehr zu beachten, daß von vielen dieser schriftstellernden Mystiker mehr als ein Dutzend Werke erhalten sind, von einigen aber noch viel mehr, so von Scharânî 46, von Ghani 85, von Arabi 150 Bücher. In seiner zweiten Literaturgeschichte der Araber (in den „Literaturen des Ostens") sagt Brockelmann von dieser Spätzeit: „Es wäre die Aufgabe der Religionsgeschichte des Islam, darzustellen, wie seit dem 15. Jahrhundert die großen Derwischorden, namentlich die Kâdirijja, Nakschbandijja und Chalwatîjja, immer weitere Kreise der Bevölkerung für die Sache des Sufismus gewannen und so eine durchgreifende Erneuerung des religiösen Lebens herbeiführten. Fast unabsehbar

Digitized by Google

ist die Reihe der kleinen Schriftsteller, die im Sinne eines der großen Orden den Gedankengang der tiefsinnigen Meister der Vorzeit weiterspinnen. Über die große Masse dieser Epigonen erhoben sich auch jetzt noch einige originelle Köpfe, die den alten Meistern gleich ihre eigenen Wege zu Gott suchten." Auch hier wieder sehen wir eine ganz ähnliche Entwicklung wie im christlichen Europa. —

Noch ins 13. Jahrhundert fällt die Lebenszeit des Achmed ibn Atâallah, gest. 1309 in Kairo. Er ist der Verfasser zahlreicher Werke, die in Nordafrika noch heute viel gelesen werden. — Ein für das Sufitum wichtiges Werk verfaßte Dschemal ud-Din Abd ur-razzâk ul-Kâschâni, gest. 1330 in Kâschân. Sein Wörterbuch Isthilâhât us-sufijje, „Terminologie der Sufi", enthält reiches Material von allegorischen Deutungen aller möglichen Worte und Dinge, — Deutungen, die an kühner Sonderbarkeit jene wunderlichen Schleichwege noch übertreffen, mittels welcher die Allegorie der christlichen Mystik aus dem harmlosesten Bibelvers die erstaunlichsten Dinge herausfand. Hundert Jahre später (1430) starb Schems ud-Din Muhammed ben Hamsa ul Fanari, der zu Abd ur-razzâks Wörterbuch Glossen verfaßte. — Im Lande Jemen ist 1298 Abdallah ul Dschâfiî geboren; auch seine literarische Tätigkeit war ziemlich bedeutend, er verfaßte unter anderem eine Glaubenslehre der Mystiker. Er starb 1367 in Mekka; im selben Jahre starb zu Ulm der selige Heinrich Suso. — Ein Berber ist der Mystiker Abû Abdallah ul-Gazûlî, der Verfasser eines in der muhammedanischen Welt sehr angesehenen, volkstümlichen Erbauungsbuches. Er starb 1465 in Marokko. Ebenfalls ein Berber ist Alî ibn Majmûn ul-Idrîsî, geboren um 1450. Majmân verließ im Jahre 1495 Fez und reiste nach dem Osten. Er starb 1511 in Damaskus. Die religiösen Zustände in den Ländern des östlichen Islam fanden seine stärkste Mißbilligung und in seinem „Sittenspiegel" übte er an den offiziellen Religionsvertretern in Ägypten und Syrien die schärfste Kritik. Nicht minder klagte er über die sittlichen Zustände in den Sufiklöstern, — alles wie bei uns!

Einer der bedeutendsten und kühnsten Mystiker der Nachblüte ist der Ägypter Abd ul-Wahhâb ul-Scharânî. Scharanî lebte in Kairo und schrieb zahlreiche Werke, von denen 46 erhalten sind. Seine Sammelbiographie großer Sufis, Lawâkih ul-anwar, ist schon erwähnt worden; ferner schrieb er viele mystische Monographien und eine Selbstbiographie. Sein Leitstern in der Mystik war Arabî, den er viel studierte, ohne ihn freilich, wie er selbst zugibt,

Digitized by Google

immer zu verstehn. Bei Arabî entspricht eben der Überschwänglichkeit des Gedankens oft eine ebenso überschwängliche Dunkelheit des Ausdruckes, — womit er keineswegs allein dasteht unter den Mystikern. Die Gefolgschaft, die Scharânî dem Arabî leistete, zog ihm selbstverständlich die Aufmerksamkeit der Orthodoxie zu; doch blieb er trotz ihrer Anfeindung ungefährdet. Übrigens ist Scharânî ein psychologisches Rätsel, wie noch manch anderer Mystiker des Islam. Der unglaubliche Hochmut, mit dem er in seiner Selbstbiographie von den Gnadengaben spricht, die ihm Allah gewährte, ist nicht leicht zusammen zu reimen mit der Demut, die man bei einem „Gottesfreunde", einem „Heiligen", billig erwartet. Auch erzählt er die merkwürdigsten Dinge von seinem Verkehre mit Gott und den Engeln; doch findet sich bei unseren Visionären im Mittelalter oft ganz Ähnliches. Von Scharânîs abenteuerlicher Phantasie zeugt folgende Einkleidung, mit der er eine Schrift in die Welt sandte. Er gibt an, es sei bei ihm in der Dienstagnacht des 31. August 1548 (oder, wie er eigentlich sagt: des 26. Radschab 955) ein kleiner, grau-gelber Hund eingedrungen, der im Maule ein Blatt Papier mit achtzig Fragen hielt. Dieses Hündchen sei nichts anderes gewesen als die Erscheinung eines gläubigen Dschinn (Geistes), der von ihm Belehrung wünschte. (Die Dschinnen sind geisterartige Mittelwesen zwischen Engel und Mensch und zum Teil Anhänger des Islam.) Diese achtzig Fragen beantworte er jetzt in seinem Buche. — Scharâni starb im Jahre 1565. — Ein Zeitgenosse des persischen Lyrikers Sâib und des Schlesiers Angelus Silesius war Muhammed ud-Darî in Nordafrika, gest. 1674. Darî ist namentlich bedeutend als Reformator des von Schâdhalî gegründeten Schâdhalîjja-Ordens. — Ein hervorragender mystischer Schriftsteller war Abd ul-Ghani un-Nâbulusî, geb. 1641 in Damaskus. Schon sehr jung Sufi, ließ er sich nach vielen Reisen 1702 dauernd in Damaskus nieder. Als Jüngling widmete er sich mit außerordentlichem Eifer dem Studium der Schriften Arabis; er schloß sich sieben Jahre lang in seinem Hause ein und las Arabî. Seine eigene literarische Tätigkeit ist sehr bedeutend, wir haben von ihm 85 Werke. Meist behandelte er Einzelfragen des mystischen Lebens mit besonderer Berücksichtigung der Derwischorden, deren Verteidigung ihm immer sehr am Herzen lag. Auch als mystischer Dichter ist Ghani zu nennen; endlich beschäftigte er sich wie sein Vorbild Arabî auch mit dem Studium der Wahrsagekunst. Er starb 1731.

* * *

Digitized by Google

Wir sind nun, mit dem 8. Jahrhundert beginnend, in der Aufzählung der hervorragendsten arabischen Mystiker bis ins 18. Jahrhundert heraufgekommen. Auch noch im 19. Jahrhundert fehlte es, wie Brockelmanns Literaturgeschichte zeigt, nicht an mystischen Schriftstellern. Die Mystik ist im Islam bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben, genau so wie die zahllosen Erbauungs- und Gebetbücher, Handpostillen, Heiligenlegenden, Gesangbücher etc., die bei uns alljährlich auf dem Büchermarkte erscheinen, auch im Katholizismus des 20. Jahrhunderts einen beträchtlichen Teil alter christlicher Mystik lebendig und wirksam erhalten, ein Glück und ein Segen für unsere Literatur, unsere Kunst, unser soziales Leben, für unsere ganze Kultur.

Ende des ersten Teiles.

Der Kriegsfreiwillige

Von Lorenz Krapp (im Felde).

Wenn sie mich im blut'gen Feld begraben,
Und kein Kreuzlein meinen Namen nennt,
Eine weiß ich, die des blonden Knaben,
Ihres Einz'gen, letzte Ruhstatt kennt.
Eine, die im Geist die Arme schlägt
Um den Leichnam kalt und unbewegt,
Eine, die mich stets im Herzen trägt.

* * *

Meine Mutter! . . . Oh, die Hände breiten
Wollt ich unter dein ergrautes Haupt,
Wenn du einst des Alters Weg mußt schreiten,
Wenn du jedes andern Trosts beraubt.
Doch die bittre Not vom Vaterland
Ruft uns alle in den Schlachtenbrand,
Ruft auch, Mutter, ruft nach meiner Hand.

* * *

Laß mich wandern! Denn die Fahnen brausen
Mahnend schon im frischen Morgenwind.
Ob ich sterbe auch im Kugelsausen,
Sieh, ich bleibe, was ich war, dein Kind!
Einmal laß mich schau'n noch dein Gesicht,
Und ob fern im Kampf mein Auge bricht:
Kind- und Mutterliebe sterben nicht!

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Gehört Nietzsche zu den deutschen Meistern?

Mit einem kräftigen „Nein" antwortet auf diese Frage Rudolf Huch in der „Täglichen Rundschau": „Nietzsche ist keiner von den deutschen Meistern." Und er begründet diese Behauptung nicht sosehr mit Nietzsches Deutschenhaß, in dem viel berechtigte (?) Empfindlichkeit gewesen sei, mit seiner Hochschätzung des französischen Geistes, sondern mit seinem gänzlich undeutschen Wesen. Undeutsch war nach Huch seine übergroße Freude an der formalen Schönheit, die ihm nicht selten statt des Inhalts steht. Ist dieser Zug romanisch, so ist hingegen der Übermensch, wie Nietzsche sein Bild umrissen hat, mit seinem schrankenlosen Willen zur Macht überraschend verwirklicht in John Bull. Undeutsch war Nietzsches Verachtung der Begriffe Vaterland, Pflichterfüllung, Unterordnung, undeutsch seine Verherrlichung des äußersten Individualismus, der auf die Ohnmacht des Schwachen und die Allmacht des Starken, also praktisch auf die Befestigung einer schrankenlosen Macht des Reichtums hinauslaufe. Das sei eben der Zustand in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Undeutsch war auch die Beharrlichkeit, mit der Nietzsche sich selbst Hymnen sang.

Huch erwähnt freilich nicht den tiefsten Grund, warum Nietzsches Wesen gerade in unserer Zeit als undeutsch, als fremd, ja als verderblich empfunden wird. Der Gegensatz zwischen Nietzsches Wesen und dem jetzigen Geisteszustande des deutschen Volkes ist nicht so sehr ein Gegensatz zum Deutschtum, sondern ein Gegensatz zum Christentum. Hätte unser Deutschtum die vor dem Kriege begonnene Entwicklung vom Christentum zu jenem schrankenlosen Individualismus und Materialismus, das heute der englischen wie der nordamerikanischen Politik den Stempel aufdrückt, schon bis zum Ende vollendet, so würde niemand Nietzsches Wesen im Gegensatz zum deutschen empfinden. Weil aber der Krieg diese Entwicklung gehemmt, die Sterne der alten christlichen Ideale an unserm Himmel entzündet, Deutschland zum großen Teil bewußt oder unbewußt wieder christlich

Digitized by Google

gemacht hat, darum und nur darum empfinden wir Nietzsches Wesen immer stärker als fremd, als undeutsch. Nicht im Deutschtum an sich ruht dieser Gegensatz — sondern in dem durch den Krieg in uns wieder lebendig gewordenen Christentum.

Wir Katholiken . . .

Anläßlich der heldenmütigen Verteidigung von Przemysl waren am 19. April in der Wiener Reichspost folgende Betrachtungen zu lesen:

„Es ist an der Zeit, daß wir Österreicher von uns und unserer Armee reden. Es ist an der Zeit, alle übelangebrachte Bescheidenheit abzulegen und mit der uns nicht angeborenen, sondern in trüben Jahren anerzogenen krankhaften Selbstverkleinerung endlich einmal tabula rasa zu machen. Krieg der Kleingläubigkeit und ihren Aposteln, die an Österreich kein gutes Haar lassen, seine Vorzüge und sein Können nicht anerkennen wollen, das Gute und Tüchtige verachten, wenn es heimischen Ursprungs ist und alles, was auch immer geschieht, unter die Lupe des Zweifels nehmen! Es ist an der Zeit, unser Österreichertum hervorzukehren gegenüber den schwachherzigen Auslandsüchtigen, die es nicht über sich bringen, uns etwas Großes zuzutrauen, alles mit falschem Maße messen und bei den vollen Schüsseln der Heimat Hunger leiden und sehnsüchtig nach den Töpfen der Fremde schielen."

Es ist schon wiederholt hervorgehoben worden, daß die hier mit Recht gerügte österreichische Verkleinerungssucht und Auslandsanbetung nur ein schwaches Seitenstück ist zu der in den gebildeten katholischen Kreisen Deutschlands und Österreichs leider so stark verbreiteten Stimmung des kleinmütigen Inferioritätsjammers. Aufs Haar trifft das Urteil der „Reichspost" auf die von dieser Stimmung angesteckten Katholiken zu, wenn man überall das Wort „Österreich" und „österreichisch" durch „Katholiken" und „katholisch" ersetzt. Sind es nicht jene Kleingläubigen, bei jedem zweiten Wort über unsere katholische Inferiorität klagenden, vor dem hohlsten Modegötzen in Ehrfurcht ersterbenden Katholiken, die an einer geradezu krankhaften Selbstverkleinerung leiden, die nichts Gutes und Tüchtiges anerkennen wollen, wenn es katholischen Ursprungs und nicht von unsern Gegnern gereicht ist? Was galt sogar die heute vergötterte Handel-Mazzetti jenen schwachherzigen Inferioritätsaposteln, ehe noch das Wohlgefallen der freisinnigen Literaturbonzen auf ihr

Digitized by Google

ruhte? Wie hungern sie bei der heimischen Kost und wie sehnsüchtig schielen sie nach den Töpfen der Fremde! Ja, nicht nur „wir Österreicher" sondern vor allem „wir Katholiken" sollen uns doch endlich einmal gründlich unserer jammermütigen Selbstverkleinerungssucht schämen!

Kritische Warte

Unsere Kriegslyrik

Von Otto Walter

Es muß ein vorbereiteter Aufsatz über die Kriegslyrik zeitgenössischer katholischer Dichter für dieses Heft noch zurückgestellt werden. Wir beschränken uns deshalb darauf, hier in kurzen Noten die lyrischen Publikationen unserer katholischen Autoren anzuzeigen, auf die ganz allgemein das Prädikat gilt: eiserne Zeitdichtung hoher künstlerischer Prägung! Die zusammenfassende Besprechung im nächsten Gralheft wird erweisen, daß die Zeitdichtung des katholischen Deutschland und Österreich jedem Vergleich die Stange hält. Unsere Kriegslyrik ist an ethischen und künstlerischen Werten reicher als jede und das neue nationale Lied dank katholischer Dichtung vom allerbesten!

Franz Eicherts und Richard Kraliks Buch: „Schwarzgelb und Schwarzweißrot" (Verlag der katholischen Union für Oesterreich), haben wir hier als reifstes Erträgnis der neuen Kriegslyrik angezeigt. — Ebenso Ilse Frankes Kriegslieder einer deutschen Frau: „Deutsche Treue." (Hesse und Becker in Leipzig,) die von wundersam starker und inniger Kraft sind, die die zünftig-dürre Kritik der „Kölnischen Zeitung" (Nr. 392 vom 18. April) freilich nicht erfaßt. — Sebastian Wieser's umfangreicher Sammelband „Schildgesang". Lieder und Skizzen vom Weltkrieg mit acht Kunstbeilagen (Lucas-Verlag, G. m. b. H., München), läßt neben Leo van Heemstede, Martha Große, Enrica von Handel-Mazzetti, Marie Herbert, Lorenz Krapp, Antonie Jüngst, Laurenz Kiesgen, Hedwig Kiesekamp, Gaudentius Koch, Richard Kralik, Ilse Franke, Timotheus Kranich, Elise Miller, Anton Müller, Josephine Moos, Ansgar Pöllmann, Richard Schaukal, Franz Schrönghamer-Heimdal, Ernst Thrasolt, Heinrich Tiaden, Sebastian Wieser und Hans Eschelbach auch Richard Dehmel, Gustav Falke, Fritz Lienhard, Ernst Lissauer, Leo Sternberg etc. zu Wort kommen. In der sonst ausgezeichneten Sammlung muß nur sehr entschieden P. Pöllmanns durchaus verfehlte: „Jungfer Lüttich" und mit besonderer Betonung Lissauers: „Haßgesang gegen England" gestrichen werden; die Aufnahme des letztern läßt sich durch keinerlei Gründe, auch nicht die zornige künstlerische Schönheit des Poems rechtfertigen. —

Alois Weinberger's Kriegsbüchlein: „Wenn des Krieges Fackel loht." (Kommissionsverlag der Wagner'schen k. k. Universitätsbuchhandlung in Insbruck) läßt eine geschlossene künstlerische Konzentration noch etwas vermissen und zeigt da und dort noch formliche

Digitized by Google

Unebenheiten, braust aber in herrlichem schwertscharfem Pathos einher und ist in der Gesinnung edel wie eine deutsche Eiche. — „Geistliche Kriegslieder" hat Ernst Thrasolt in der Trierer Paulinusdruckerei zusammengestellt; zumeist Neubearbeitungen oder Neudrucke älterer kirchlicher Lieder mit sorgfältiger Notenrekonstruktion oder Melodienangaben, alte katholische Kerngesänge, Kampf-, Bitt- und Leidenslieder, die man nicht weit genug verbreitet wünschen kann. — Beim Sekretariat Sozialer Studenten-Arbeit hat Hans Steiger ein dünnes Heftchen Kriegslieder erscheinen lassen, betitelt „Waffenhandwerk", das in erster Linie auf die konfuse Einleitung durch H. v. M. hätte verzichten sollen, in dem das volksliederhaft klingende Kinderlied: „Jungdeutschland singt" aber sofort wieder versöhnt, weil es entzückende Schönheit ist. Im Übrigen ist Hans Steiger zu wenig Liederdichter, ihm gelingt das knappe, neugeschaute, impressionistische Bild, das dann zu seltenen köstlichen Stücken wird, wie das Gedicht: „Das zerstörte Gotteshaus" oder das andere: „Weihnachten 1914" sie darstellen. — Liedersammlungen für die Truppen gibt in dünnen billigen Taschenformatheftchen sowohl der Kösel-Verlag heraus: „Kriegs- und Siegeslieder" als auch Habbel in Regensburg: „Dreiunddreißig Soldatenlieder", Unternehmungen, die durch gute Neudrucke bekannter Kampf- und Heimatlieder den vielen Schund verdrängen sollen, der sich zu den Truppen stiehlt. Man hat für diese verdienstvolle Verlagstätigkeit aufrichtig zu danken. — Wenn wir nicht irren, so ist es Heinrich Lersch, der für den Volksvereinsverlag in M.-Gladbach die durch das Sekretariat sozialer Studentenarbeit herausgegebenen 15 Pfennig-Hefte: „Kriegslieder" in der Schriftleitung besorgt, von denen uns neun Nummern vorliegen. Im Ganzen eine sehr glückliche Auswahl der besten neuern Dichtungen verschiedener Autoren, wobei wir freilich wiederum Lissauers Haßgesang begegnen müssen, der nun endlich überwunden sein dürfte, so gut wie Dehmels: „Gebet ans Volk", das unbedingt bei Neuauflagen verschwinden muß. — Richard Schaukals: „Eherne Sonette" und „Kriegslieder aus Oesterreich," (beide bei Georg Müller, München), offenbaren nicht nur eine ganze neue, kraftvoll aufbrechende mutige Note in Schaukals eigener dichterischer Entwicklung, daß österreichische Patrioten auf-jubelnd sich um den Tyrtäus scharen — „den mutigsten Oesterreicher!" — sondern bilden auch eine starke Besonderheit in der Geschichte des nationalen Kampfliedes überhaupt, in dem die auch von Schaukal mit so eifersüchtiger Liebe gepflegte und gemeisterte moderne Versform und Wortkunst hier zum erstenmal einen großen lodernden Inhalt erhält und ihn souverän bewältigt. Mit Schaukals neuem Lied wird man sich ernsthaft beschäftigen müssen.

Gesamtausgaben

Karl Domanigs gesammelte Werke. 1. Band: K. Domanig, ein Persönlichkeitsbild von E. M. Hamann; Literarisches Selbstporträt; der Katholizismus in der Literatur (programmatische Apologie); Wanderbüchlein mit Nachtrag neuerer Gedichte; Um Pulver und Blei, historische Verserzählung; Der Abt von Fiecht, poetische Erzählung. — 2 Band: der Tiroler Freiheitskampf, dramatische Trilogie. — 3. Band.: die Gegenwartsdramen, Der Gutsverkauf, Der Idealist, Die liebe Not. — 4. Band: Tiroler Hausgärtlein, Volksbuch; Grobianus Nostranus Tirolensis, Dialektsatire; Für Gott, Kaiser und Vaterland, Rede. — 5 Band: Die Fremden, kulturhistorische Erzählung; Kleine Erzählungen. — Verlag Josef Kösel in Kempten und München, geb. 30 Mark.

Digitized by Google

Wenn heute so viel und so ruhmreich die Rede von den tapferen Tirolern geht und ihr Heldenmut und Opfersinn in aller Mund ist, so sollte man den Tiroler Schriftstellern, vorab unserem heimgegangenen Altmeister Karl Domanig, den E. M. Hamann den Klassiker des Landes genannt hat, gerade in diesen Tagen der Besinnung auf deutsche Tugend und Tüchtigkeit den lautesten Dank sagen; denn was bislang in ihren Schriften als Dekorations-Idealismus hingenommen wurde, hat sich als echter, unverbildeter Tiroler Volksgeist bewährt; was man als poetische Ausschmückung ihrer Heldenzeit bezeichnete, entspricht vollauf der Gesinnung der Tiroler Bauern von heute. Keine schönere Anerkennung und kein großartigerer Erfolg konnte gerade Karl Domanig werden, der doch zeitlebens nur für sein Tiroler Volk schuf, stritt und litt, als dieser Erfolg, diese Anerkennung der Tat. Sein christlicher Optimismus hat bestens eingewirkt auf seine Landsleute und wir können es nicht freudig genug begrüßen, wenn seine Bücher Anklang und seine Lehren Befolger finden. Die verdienstvolle Herausgabe seiner gesammelten Schriften bedeutet einen neuen Fortschritt und es ist zu hoffen, daß die fünf vornehmen Bände bei Führern und Volk die zeitgemäße Beachtung erfahren werden. Es erübrigt sich, in unserer Zeitschrift auf den Inhalt der Bände einzugehen, nachdem schon die fränkische Literarhistorikerin vor einigen Jahren das Schaffen des Dichters eingehend gewürdigt hat, und seine Werke außerdem noch einzeln bei ihrem Erscheinen besprochen wurden.

Die kraftvolle, kernige Persönlichkeit Karl Domanigs und ihre aufs Höchste gerichteten Werke werden in unserer Zeit fraglos ungleich tiefer erfaßt werden, als es noch vor einem Jahre möglich gewesen ist. Da sollten nun alle Guten und Edlen wetteifern in dem Bemühen, das deutsche Volk auf sie aufmerksam zu machen; denn leider genügt es einmal nicht, Schönes und Edles zu schaffen, es muß auch darauf nachdrücklich hingewiesen werden, damit es sein Publikum finde. Und dazu sind in erster Linie die Freunde und Leser des „Gral" berufen, die den Dichter ein Gutteil seines Wirkens im Geiste verfolgen und sich in die einzelnen Schöpfungen vertiefen konnten. Anton Dörrer[1]).

Literaturkunde

Prof. Dr. phil. Gerhard Adrian. Das Nibelungenlied in moderner Form. Nachdichtende freie Übertragung des mittelalterlichen Originals in Auswahl nach ästhetischen Gesichtspunkten. Lichtenrade-Berlin, Friedrich Ruhland, (1912). 159 S. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

[1]) Von Anton Dörrer ist der Ergänzungs- bezw. 6. Band der Domanig-Werke in dritter Auflage erschienen: Karl Domanig, ein Beitrag zur Erkenntnis seiner Dichterpersönlichkeit, und die tirolische Literatur ab 1800. 8°. 248 S. Brosch. 2.80 Mk., eleg. gebunden 3.80 Mk. Der Band ist auch einzeln erhältlich. — Demnächst dürften auch die Briefe Karl Domanigs an seinen Biographen Dörrer in Auslese erscheinen. – Domanigs Werke sind zugleich einzeln erhältlich und zwar „Wanderbüchlein", „Der Abt von Fiecht", „Um Pulver und Blei", „Der Tiroler Freiheitskampf", „Tiroler Hausgärtlein" und „Kleine Erzählungen" bei Kösel in Kempten, „Der Idealist", „Die Fremden" bei der Verlagsanstalt „Tyrolia" in Brixen a. E. Die Volksausgaben von „Hausgärtlein" und „Die Fremden" bei der St. Josefbücherbruderschaft in Klagenfurt, „Der Gutsverkauf" bei V. Höfling in München, „Anno Neun" (Elias Domanig, Anton Obrist und die Kronenwirtsleute Straub von Hall) bei der Vereinsbuchhandlung in Innsbruck. Die Gesamtausgabe (einschließlich des Bandes von Anton Dörrer) sind offiziel in die Schulbüchereien von Tirol, Niederösterreich und Wien eingeführt worden. Gral-Redaktion.

Digitized by Google

Das vorliegende Buch wird durch seinen (übrigens recht schwerfälligen) Titel genügend gekennzeichnet. Der Verfasser, Gymnasialprofessor zu Dortmund, wollte das altdeutsche Nibelungenlied dem modernen Leser genießbarer machen, indem er „alles Episodenhafte, alle Wiederholungen und alle sich breit machenden Schilderungen sowie alles dem jetzigen Empfinden Widersprechende" ausschied und „aus der ungeheuren Stoffmasse den Kern des Ganzen, die dramatische Haupthandlung" allein heraushob, — ein an sich gewiß guter Gedanke, der freilich dem subjektiven Ermessen viel Raum gibt! Dabei ist statt der alten Nibelungenstrophe die neue verwendet, und dies mit Unrecht; doch dem Verfasser kommt der vierhebige Strophenschluß vor „wie ein Knüttel, der dem Leser, bei jedem zweiten Schritt zwischen die Füße geworfen wird." Wie stark A. kürzt, sieht man daraus, daß die 2379 Strophen des mittelhochdeutschen Originals bei ihm auf 840 Strophen, also fast auf ein Drittel zusammengezogen sind. Diese konzentrierte „Haupthandlung" ist aus dramentechnischen Rücksichten — A. bewertet das Nibelungenlied besonders nach seinem dramatischen Gehalt — in 20 Abschnitte, gleichsam Akte, geteilt, deren Überschriften übrigens recht stark nach Kolportage-Roman klingen: 1. Der Traum des Lebens; 2. Heldenkraft; 3. Siegeslust und Liebeszauber; 4. Trugkampf; 5. Doppelhochzeit; 6. Zwei stolze Frauenherzen; 7. Der Verrat; 8. Die Sühne; 9. Gottesurteil; 10. Rheingold; andere lauten: „Donaufluten und Geisterstimmen" „Letzter Friede, erste Liebe", „Frauenhaß und Männertreue", „Wer wagt's?", usw. Das so umgeformte Original ist recht frei übertragen, so daß schließlich eigentlich ein neues, selbständiges Gedicht zustande kam. Diese Neudichtung nun ist mit viel Fleiß und Liebe gearbeitet, sie liest sich glatt, und dem Verfasser war es außer seinem ästhetischen Plane vor allem darum zu tun, „daß die herrlichen Gestalten dieser einzigartigen Dichtung der deutschen Jugend mehr und mehr ans Herz wachsen und daß ihre ideale Größe sie immer mehr zu idealer Lebensauffassung begeistern möge." Vortrefflich! Man darf also seinen interessanten Versuch ruhig neben den anderen verschiedenartigen Umdichtungen dieses deutschesten aller Gedichte gelten lassen und hoffen, daß auch sein Buch einige Leser zum alten Nibelungenliede selbst und überhaupt zu unserer herrlichen altdeutschen Poesie führe.

Dr. Wilhelm Oehl.

Paul Merker. Deutsche Lyrik des siebzehnten Jahrhunderts in Auswahl. Bonn, Markus und Weber, 1913, 53 S. Geh Mk 1.40. (= Heft 124 der „Kleinen Texte für Vorlesungen und Übungen", herausgegeben von Hans Lintzmann.)

Diese kleine Auswahl enthält charakteristische Lyrik-Proben von 27 Dichtern des 17. Jahrhunderts, im ganzen 41 Gedichte, und zwar nach historisch-philologischen, nicht nach ästhetisch-literarischen Gesichtspunkten. „Sie sucht das Auf- und Abwogen der hauptsächlichsten Strömungen innerhalb der Entwicklungsgeschichte der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts an markanten Beispielen zu veranschaulichen. Sie will zeigen, wie viel Altes und Neues, Einheimisches und Fremdes, Volkstümliches und Kunstmäßiges mit einander ringt, wie die wechselnden Geschmacksrichtungen der Zeit sich durch das Auftreten gelehrt-akademischer, pastoraler, anakreontischer, mystischer, barock-galanter, verstandsmäßig-nüchterner Züge in Stil und Motiven kundgeben und Metrik und Form ihre tiefgreifenden Wandlungen erfahren." (Vorwort.) Die Auswahl ist gut und erfüllt ihren Zweck; für höhere Schulen, zumal für das Universitäts-Seminar eignet sie sich gut. Überhaupt sei

Digitized by Google

bei dieser Gelegenheit die sehr reichhaltige und billige Sammlung der „Kleinen Texte" mit warmem Lobe empfohlen: dem Fachmann wie dem Liebhaber bietet sie bequem und billig viel Wertvolles.

Dr. Wilhelm Oehl.

Biographisches

Otto Ernst, Nietzsche der falsche Prophet. 1.—5. Tausend. L. Staackmann, Leipzig 1914. 136 Seiten.

Otto Ernst ist in der literarischen Welt schon öfters unangenehm aufgefallen. Mancher katholische Leser wird sich z. B. noch mit sehr gemischten Gefühlen seines „Blühenden Lorbeers" erinnern. Aber in diesem Büchlein über Nietzsche macht Otto Ernst seine Sache nicht übel. Zaghaft und übermäßig schüchtern ist er in seinen Schriften ja nie gewesen. Gut, daß er es auch hier nicht ist, daß er es gewagt hat, hier einmal die verderblichen Ideen und die ganze innere Haltlosigkeit eines philosophischen Systems bloßzustellen, dessen Träger man (in diesem Weltkriege) dem deutschen Volke als den Heros seines Geistes anzuhängen fertig gebracht hat. Mit diesem Buche hat Otto Ernst, wenn es beachtet wird, ein gutes Werk getan, um dessentwillen man ihm manches verzeihen könnte.

Karl Jakubczyk.

* Berksche, Dr. Karl: Abraham a. Sankta Clara, Blütenlese aus seinen Werken. 2 Bände röm. 38 und 648 Seiten. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 5.60, geb. Mk. 7.20.

Mit Ausnahme des großen Werkes von Dr. Hans Strigl, dessen Herausgabe vom Wiener Stadtrat veranlaßt wurde, leiden alle Auswahl-Ausgaben der Werke dieses großen, leider noch viel verkannten und zu wenig gewürdigten Volksschriftstellers an dem Mangel, daß ihre Herausgeber sich gänzlich unfähig erweisen, der katholischen Seele der Werke Abrahams gerecht zu werden. Damit ist aber schon der erste Schritt getan, den großen Mann zum Possenreißer herabzuwürdigen, indem man ihm sein Tiefstes nimmt und nur Äußerliches beibehält. Es war also gewiß eine verdienstvolle Tat, die vorliegende, volkstümlich gehaltene und räumlich beschränkte Auswahl von einem Forscher besorgen zu lassen, der — wie unsere Leser aus seinen im Gral veröffentlichten Arbeiten wissen, — neben der vollen wissenschaftlichen Befähigung zu dieser Arbeit auch liebevolles Verständnis für die religiöse Seite in den Werken Abrahams mitbringt. Möge diese Ausgabe darum von den deutschen Katholiken ausschließlich und mit dem Erfolg benützt werden, einen der größten Volksschriftsteller des Mittelalters der Gegenwart wieder vertraut zu machen.

Versdichtung

Hesse, Hermann: Musik des Einsamen. Neue Gedichte. Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn. In Leinwand geb. Mk. 1.—, in Leder geb. Mk. 2.50. 1915.

Hesses Lyrik ist eine dunkelwarme Sommernacht mit Sehnsuchtsternen, verschlafenen Wäldern, fern rauschenden Flüssen irgendwo und viel zerwühlter Schwermut. Es ist eigentümlich, wie jünglinghaft dieser Dichter geblieben ist, wie wenig sicher er über dem Leben steht, wie befangen er blieb in vielen Dingen, die sonst nur im Gefühl der Knaben sind, die in ihren Sehnsüchten und Wünschen sich noch nicht helfen können. Es ist viel einsame, flutende Romantik in diesem Buch, viel

Digitized by Google

Klang, viel Schönheit, viel Wehmut. Hesse war stets nur Lyriker und der Epiker schlug sich nie durch die Stimmung hindurch. Das ist nicht schade. Es ist keine Zeile Mache bei ihm — und das will viel heißen heutzutag. Seine Kunst, die immer recht innerlich und ausgereift kommt, steht uns nahe; Gott, wie erlösend ist's, daß da doch „auch noch einer" ist, der tiefere Reichtümer und wonnigere Schönheiten der Erde weiß, als den Tanz um die Venus! Einige stark pantheistische Stimmung beeinträchtigt die Wirkung des Büchleins. Otto Walter.

Herold Theodor: Das Lied vom Kinde 11.—15. Tausend. Fritz Eckardt-Verlag, Leipzig 1914.

Das Buch enthält eine Auswahl der allerbesten Gedichte, — der Superlativ besteht hier wirklich zurecht! — die über Kinderseele und Kinderlust, über Wonne und Weh des Mutterherzens geschrieben worden sind. Es geht eine unsagbar zarte Note durch dieses Buch und wer wie ich über ihm die Augen voll Tränen hatte beim Lesen — Tränen wundersam-süßer Ergriffenheit, der braucht sich dessen nicht zu schämen, wahrhaftig nicht! Das Buch ist voll Glück, Schönheit, Liebe, Leid und Wehmut zugleich. Künstlerisch mit Ausnahme der unbedeutenden Dichtungen auf Seite 24, 51, 78, 82, 123, 181 ganz außer jeder Korrekturnotwendigkeit! Ethisch und pädagogisch für junge Männer und junge Mütter von tiefstem und seltenstem Wert! Theodor Herold, der selber die innigste Note beitrug, ist zu dem Buche dankbar Glück zu wünschen. Daß die ältere und jüngere katholische Dichtung ausgiebig vertreten ist, stillt das letzte Wünschlein. Otto Walter.

A. De Nora: Das Soldatenbuch. Neue schöne und lustige Soldatenlieder. 6.—10. Tausend. Gebunden 60 Pfg. Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Ausgerechnet sechs Lieder stecken in dem Büchelchen, die heller, wirbelnder Soldatensang sind. Das übrige ist Schund bis zur Gemeinheit! A. De Nora wirft die letzte ehrliche Gebärde weg, die nicht im „Simplicissimus" versank. Dieses Autodafé ist jämmerlich.
Otto Walter.

Theodora Roote und Hans Hoppe, Zeitgesänge. Emslandverlag von H. Rohr, Tapenburg.

Ein Duett! Ein richtiger schöner Alt, ein lyrischer Bariton, der zum Baß neigt: Theodora Roote und Hans Hoppe. Lieder von der Not und dem Drang der Zeit geboren und doch mit einer ganz persönlichen Note. Mahnungen an die deutsche Nation, wie einst Moses am Berg die Hände im Gebet zu Gott emporzuhalten, bis der Sieg gewonnen sei — groß zu bleiben in der größten und bittersten aller Lebenslagen — beim Verlust des Liebsten. Den Frauen, dem Heere auf den Knieen gilt das Buch zumeist. Tiefes Verständnis bringt Theodora Roote ihrem Opfern und Wirken. Ganz wundervoll hat sie das in einem der herrlichsten Gedichte der Sammlung „Der Strom" ausgedrückt.

Hart und kriegerisch schmettert Hans Hoppe manches Lied hinaus, andere sind weich und tränenüberströmt, heimwehgetränkt. Die Töne sind nicht überall ganz eben. Hans Hoppe steht selbst mitten in der bitteren Kriegsnot, wie sollte er da feilen und Silben zählen? Alles in allem aber eine Gabe, die man gern zu den Erinnerungsblättern an unser heißestes Kriegsringen legen wird. M Herbert.

Ilse Franke, Deutsche Treue. Kriegslieder einer deutschen Frau, zweite, starkvermehrte Auflage. Unseren deutschen und österreichischen Helden gewidmet. Hesse und Becker-Verlag, Leipzig.

Digitized by Google

In dem schönen Buch Ilse Frankes „Deutsche Treue, Kriegslieder einer deutschen Frau" flammt und zuckt es mächtig von innerer Glut. Zuweilen sprüht ein neuer Gedanke auf, der frische Akkord eines Weckrufs:

Die Trommeln wirbeln! Krieg, der Kaiser rief!
Auf deutsches Volk! Es geht um Reich und Ehre,
Ums heil'ge Vaterland! An die Gewehre!
Der Friede, der auf deinen Fluren schlief,
Heischt sterbend noch — daß man ihn neu gebäre.

Aus Blut und Eisen! — — — Ja um Frieden zu gewinnen. Nur darum diesen ungeheuren Kampf! Welch tröstliche Idee!

Wunderbar klar und rein erhebt sich der Ausdruck echten, deutschen Frauentums aus dem Liede, das die junge Gattin dem in den Krieg ziehenden Manne singt:

„Hörst du den Kriegsruf, der die Schwüle bricht?
Du sahest lang dies Schicksal sich gestalten,
Sahst, wie sich wetterträchtige Wolken ballten.
Nun fällt auf dich ihr bleiernes Gewicht

Ja, geh und opfere dich! Ich darf dich nicht
Mit meiner Liebe Rosenketten halten.
Geh mutig! Nimm es hin als ein Gericht.
Ihr blutet draußen und wir bluten auch!
Wir Frauen schleppen alle schwere Bürde.
Eins hilf dem anderen Tränen lächelnd tragen.

Es liegt ein Purpur über diesen Tagen.
Der krönt nach tiefster Not mit stiller Würde
Und Liebe liebt uns bis zum letzten Hauch.

Es ist wahr, gegenüber dem ungeheuren, wuchtigen europäischen Schicksalskrieg, gegenüber einer Not, deren Entsetzlichkeit sich gigantisch zum Himmel aufreckt, müssen Bild und Wort verstummen. Kein Rot des Pinsels ist so grell, wie der Brand der Städte und Dörfer, kein Weheschrei des Dichters so laut, wie die Klage zerrissenen Leibes und vergewaltigten Weibes, niemand, der es nicht erfuhr, kann das Leid um die zerstörte Heimstätte so schildern wie es mit innerlicher Unruhe und Rastlosigkeit den Betroffenen erfüllt — um so mehr aber müssen das Vertrauen auf unsere unverwüstliche Kraft, unsere heilige Siegesgewißheit, unsere Hoffnung auf Segen und Frieden gestärkt werden und diese Aufgabe der Dichtung zur gegenwärtigen Zeit hat Ilse Franke in ihren gottdurchtränkten Liedern begriffen. M. Herbert.

Weltkrieg, vier Lieder für einstimmigen Chor mit Begleitung. Dichtung von Erich Trzywara. Komposition von Josef Kreitmaier. Bei J. Habbel, Regensburg. Unser Vaterland, drei religiös-patriotische Volkslieder an denselben.

Sicherlich wird die große Not unserer Zeit dem Volke einen neuen Schatz von singbaren Gebeten hinterlassen. Diesen Schatz werden wohl auch die in zwei kleineren Heften vereinigten Lieder und Vertonungen zweier geistlicher Herren aus dem Jesuitenorden angehören.

Die Texte sind kraftvoll, von hoher Begeisterung getragen, die Choralmelodien zeigen sich einfach, strenggewaltig und die Seele packend aufgebaut.

Besonders mächtig und ergreifend ist das Kriegsgebet II in dem Hefte „Weltkrieg":

„O großer Gott im Himmel,
Der Welten schafft und trägt!

Digitized by Google

Du Richter, der die Völker
Auf guter Wage wägt.
Du bist es, der uns züchtigt,
Der uns mit Wunden schlägt.
Du großer Gott im Himmel,
Der Welten schafft und trägt.
O großer Gott im Himmel
Der Völker stürzt ins Nichts
Wir knien zerknirschten Herzens
Im Donner des Gerichts,
O sende unsern Nächten
Ein Leuchten deines Lichts!
Du großer Gott im Himmel,
Der Völker stürzt ins Nichts."

Klare Einfachheit, in Diktion und Komposition streng festgehalten, machen diese Gesänge besonders volkstümlich und der Verbreitung würdig.

M. Herbert.

Verschiedenes

Reuß, Franz X. C. SS. R. Tentamina poetica. VIII. 359 p. in 8°. Romae. Cuggiani. 1911.

Im Dichterkonzert der Gegenwart sind lateinische Stimmen sehr selten zu hören. Neben dem allgemein bewunderten Dichterpapste Leo XIII. hat nur der Schweizer Pater Esseiva in weiteren Kreisen verdiente rühmliche Anerkennung gefunden. Auch die strengste Kritik wird jedoch den oben angezeigten Dichtungen des Elsässers Pater Reuß unter dem bescheidenen Namen Tentamina ein Plätzchen neben diesen Perlen nicht verweigern. Mit Erfolg hat nämlich auch er sich wiederholt an dem Wettstreit beteiligt, den den Holländer J. H. Honufft um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch eine bedeutende Stiftung unter lateinischen Poeten hervorgerufen hat. Der erste Teil enthält neun größere Dichtungen, die bei dieser Gelegenheit oder von römischen Preisrichtern ausgezeichnet worden sind. Vielleicht am eindrucksvollsten darunter ist für die Gegenwart „Ad Franciam." Die Möglichkeit, auch die modernsten Verhältnisse im klassisch-reinen Latein darzustellen, zeigt sich, wie in den meisten Carmina, so insbesondere in der balladenhaften Schilderung der schrecklichen Feuersbrunst in dem Bergwerk von Courrières im März 1906. Seinem religiösen Charakter entsprechend hat der Dichter seine Begeisterung mit Vorliebe frommen Gegenständen gewidmet. Aber auch die Natur und das tägliche Leben sind nicht zu kurz gekommen! Überaus anmutig ist z. B. „Robellola", während in „Bacchanalia Romana" die frische Wirklichkeit anzieht. Ein väterlich liebevolles Schreiben Pius X. nennt den Dichter „limatulum politumque ac probe vel facultate ingenii vel doctriade elegantia instructum." Wer sich vom Gymnasium her Liebe für dichterische Schönheit in lateinischer Form bewahrt hat, wird diese Worte bestätigt finden.

Monitem in Steiermark. Aug. Rösler C. SS. R.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen ✻✻✻✻✻ Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier. ✻✻✻✻✻

Digitized by Google

Ins Zentrum der Welt!

Von Dr. Richard v. Kralik

Was ist denn dieser Weltkrieg anders, als ein Versuch, das Zentrum der Welt zu finden: dieselbe Aufgabe, die sich Friedrich Schlegel und Görres gestellt haben, gegenüber allen exzentrischen Versuchen! Was sucht er anders, als den Kern der Weltmächte zu offenbaren gegenüber aller Schale! Er ist der Kampf der deutschen Sachlichkeit gegen die Unsachlichkeit. Er ist der Kampf des deutschen Idealismus gegen englischen Utilitarismus, französischen Modismus, moskowitischen Despotismus, italienischen Egoismus. Er ist der Kampf des Wahren, Guten und Schönen, gegen Hohlheit, Gewissenlosigkeit und Frivolität. Er ist der Kampf des Ja gegen das Nein.

Ich sage das nicht etwa aus ungerechter Überhebung und Parteilichkeit; ich gebe zu, daß Positives und Negatives mannigfaltig gemischt ist; ich gebe zu, daß es auch unter der exzentrischen Mächtegruppe biedere Leute gibt und in der zentralen Gruppe angestochene Existenzen. Die Zentralmächte haben nicht nur gegen das Anglikanische, Gallikanische, Moskowitische, Welsche bei ihren Feinden zu kämpfen, sondern sie haben durch den Krieg auch alles Snobistische, Modistische, Machiavellistische, Tartarische im eigenen Grenzbereich zu überwinden. Oder wie Görres einmal gesagt hat: Wir müssen den Bonaparte auch in unserm eigenen Busen bezwingen. Der Weltkrieg soll also allen zu tieferem Heile werden. Er ist ein Feuer, das alles Unechte ausbrennen soll.

Wie auch der Weltkrieg ausgehen mag, er bietet uns allen Gelegenheit, besser und wahrer zu werden. Wir kämpfen nicht gegen Menschen, sondern gegen das Böse, das Unwahre, das Falsche, das Unechte in ihnen — und in uns. Wir bekämpfen in diesem Krieg unsere eigenen

Digitized by Google

Schwachheiten und Fehler, die politischen wie die moralischen und ästhetischen. Jeder nicht überwundene Fehler verzögert uns den Sieg. Jede Lässigkeit, jede Fahrigkeit, jede Leichtfertigkeit rächt sich da. Denn es kämpfen in diesen Schlachten nicht nur Bajonette und Kanonen, sondern auch Seelen, Nerven, Stimmungen, Erhebungen. Auch die Moral ist eine kriegführende Macht, und die Kunst, die Poesie, die Musik sind kriegführende Mächte. Der Streiter, der mit dem „Großer Gott, wir loben dich" im Gemüte zum Sturm geht, ist wesentlich anders gerüstet, als der, der eine Operettenmelodie im Ohr hat. Das gilt von jedem Einzelnen und das gilt vom Ganzen.

Darum sage ich, daß dieser Weltkrieg das Gralprogramm mit Blut und Eisen beweist und bestätigt. Warum singen unsere Kämpfer, warum blasen die Trompeten? Etwa um ihre schönen Stimmen und ihre Kunstfertigkeit zu zeigen? Nein, als Ausdruck des Guten, des Tüchtigen, des Heldenhaften, des Frommen und um diese Stimmungen des Heldischen, Tüchtigen, Gottergebenen zu steigern, zusammenzufassen zur höchsten, siegreichsten Erhebung. Wenn unsere Helden nicht eine heldenhafte, überragende, erhebende Kultur zu verteidigen hätten, so würden sie nicht singend in den Krieg ziehen.

Wir werden im Krieg und im Frieden genau die Erfolge erringen, die wir durch unsere Kultur verdienen, nicht mehr und nicht minder, und wir werden unsere Gegner nur insoweit besiegen können, als wir es mehr verdienen als jene. Das Böse ist keine Realität, sondern nur ein Mangel, eine Verirrung, eine Verfehlung des Guten. Anderseits kann kein Sterblicher vollkommen sein; es genügt, wenn er so gut wie möglich ist. Darum will ich nicht allzusehr über Übelstände unserer Kultur klagen. Ich will vielmehr darauf hinweisen, wie in diesem Krieg manche Mängel unserer repräsentativen Kultur reichlich ergänzt und überwogen worden sind durch die tief innerliche Kultur unseres Volkes. Alle bei dieser Gelegenheit erschienenen Kunstgedichte unserer berühmtesten Namen wurden meines Erachtens übertroffen von der Fülle unserer Volkspoesie, die diesem Krieg entströmt ist

Digitized by Google

wie nie zuvor so rein, so innig, so ergreifend. Ich baue darum nicht auf unsere Theater, unsere Konzertsäle, unsere Buchmacherei, aber ich baue auf den guten Geist des Volkes; er ist der Genius des Sieges, er ist die Genialität. Wer diesen Genius verkennt, ist ein Philister. Das Volk besitzt das Zentrum einer Weltanschauung, getragen von wirklicher Weltweisheit und Religion, diesem Gipfel aller Weisheit.

Damit komme ich wieder zum Gralprogramm, das nichts anderes war und ist, als die Verkündigung und Verteidigung jener Genialität gegenüber Philistertum. Wir wollen das Allergenialste, und es gibt nichts Genialeres als die Religion und als die Kirche mit ihrem sakramentalen Zentrum, das die Poesie der Vorzeit unter dem Symbol des heiligen Grales begreift.

Also kommt herbei, ihr Ritter
Und ihr Knappen, her zum Gitter,
Wo euch eint das Liebesmahl!
Seht im Zentrum alles Lebens,
Alles Ringens, Streitens, Strebens
Blutvoll glühn den heilgen Gral!

An die Braut

Von Oswald Menghin

Wir haben zusammen gerungen
Um uns und unser Glück;
Nun ist es uns gelungen
Und nichts wirft uns zurück.

Nun reichen wir uns die Hände
Und gehn voll tiefer Ruh
Durch großer Tage Wende
Der großen Stunde zu.

Digitized by Google

„1915.“ *)

Neue Zeitlieder von Richard Schaukal

Wende

I.

Ich wohn am Kahlenberge
in einem alten Haus,
Bäume schauen ins Fenster,
in Gärten blick ich hinaus.

Die Wände sind mit Büchern
bis hoch hinauf bedeckt,
in vielen stillen Bildern
kauert die Sonne versteckt.

Es gehen Großmutteruhren
geruhigen Pendelgang.
im Dache hausen Marder
undenkliche Zeiten lang.

Schildkröten, Fische und Eulen
gehören zu meiner Welt,
die fröhliches Kinderlachen
in Frühlingsfrische hält.

Und Hunde wandeln und wedeln
und streichen mir zärtlich ums Knie,
Blumen durchduften die Räume:
Tritt ein, Frau Poesie!

II.

Was stehst Du so still auf der Schwelle?
Was hemmt den heimlichen Schritt?
Was hüllte der wallende Mantel,
der von den Schultern Dir glitt?

Was hebst Du mit weihenden Händen,
was hältst Du mir schweigend hin?
Was wandeln sich Deine Mienen
in die einer Herrscherin?

*) Aus den demnächst bei Georg Müller in München erscheinenden zwei und drei Heften der „Kriegslieder aus Oesterreich“.

Digitized by Google

Es ist eine mächtige Leier,
mit eisernen Saiten bespannt.
Ich nehme sie neigend entgegen:
sie fügt sich mir fest in die Hand.

Noch ticken die Uhren wie immer,
doch mählig aus ihrem Gang
vernehm ich gewaltiger Heere
taktmäßigen Marschgesang.

• • •

Tirol 1915

Die Firnen glühn in Gottes Widerschein.
Er wird mit uns und seinem Lande sein.

Der Glocken Klang schwillt in den Tälern an.
Wir stehn zu Dir bis auf den letzten Mann.

Komm, falscher Feind! Dein Dräuen schreckt uns nicht.
Ein Hoch dem Kaiser, bis die Büchse spricht.

• • •

Weh Dir, Welschland!

Weh Dir, Welschland, Dein Atem ist Pesthauch,
den noch blühenden Leib, schon umschuppt ihn der Aussatz:
der Herr hat Dein Herz verstockt. Du siechst am Verrate.
Herrlich, sieh, hat Gott mit Gefahr mich begnadet,
rings umlohen mich Hochgereckte die Flammen der Feinde,
daß mir der Schild glüht, den ich halte,
daß mir der Helm auf dem Haupte,
daß seine weißen Flügel sich heben im wallenden Rauche,
denen der silbernen Möve gleich im wehenden Winde.
Du aber dort, Verfluchte, duckst Dich, heiser geifernd,
am Halse birgst Du mit zitternden Händen das Blutgeld,
und die Sehnen an Deinen Knöcheln erstarren im fliegenden
Krampfe.
Werfest Du's auch ins Meer, es käme Dir wieder,
wie das Galgenmännlein, der Geist im Glase,
höhnisch kichernd.
Sporne Dich, Spottgeburt, spute Dich, Spittlerin,
Haß hüstelnd humple heran, gekrönte Dirne:
schon mein vernichtender Blick, Aufkreischende, bannt Dich.
Reck ich aber, Armselige, erst den ruhigen Arm hoch,
röchelnd versinkst Du. An Deinem Marke
zehrt, eine gleißende Glut, Verröchelnde, der Verrat.

• • •

Digitized by Google

Pfingsten 1915

So wie der Geist in Feuerzungen
herniederbrauste dazumal,
hat er sich heut herabgeschwungen,
ein gottgesendetes Fanal.

Die Kraft des Höchsten ist ergossen,
und alle, alle reden gleich:
wie prangst Du, flammenüberflossen,
pfingstpurpurrot, mein Oesterreich!

• • •

Das „Gott erhalte"

Im Dom zu St. Stephan

Feierliche Orgelklänge:
übern Weihrauch, der verzieht,
hebt sich, schönster der Gesänge,
unser altes Kaiserlied.

Wenn Du, Wunder, aus der Kehle
dich metallen mir entschwingst,
bist dus, meine Kinderseele,
die du aus dem Dunkel bringst.

Mächtig mit den Mutterlauten
füllt die Wölbung sich des Doms,
und es spiegeln sich die trauten
Worte in der Kraft des Stroms.

Majestätisch schwillt der breite,
unabsehbar weicht sein Rand:
Gott erhalte, Gott geleite
also dich, geliebtes Land!

• • •

Einsame Siegesfeier

(6. Mai 1915)

Nun heb ich meinen Becher,
gefüllt mit jungem Wiener Wein.
Hoch Österreich! Ein stiller Zecher
will heut ein lauter sein.

Digitized by Google

Ein Mottenschwarm von Sorgen
fliegt taumelnd auf. Mein Silberbecher glänzt.
Und sei es nur ein Traum: ich seh den Morgen
mit Maiengrün bekränzt.

• • •

Altösterreichs Wehrspruch

Nicht hassen, aber schlagen
den Feind, der uns bedroht.
Nicht prahlen, doch nicht zagen,
treu bis zum schweren Tod.

• • •

Zum 28. Juni 1915 *)

Sie haben uns nach dem Herzen gezielt
und trafen uns auch ins Herz,
und dennoch hat ihr Frevel verspielt:
zum Riesen erstarkte der Schmerz!

Und er nahm das Schwert und hob es empor,
und Gott erhörte den Eid,
den ihm stumm der Schmerz von Österreich schwor
im schwarzen eisernen Kleid.

Reck hoch das Schwert, du starker Schmerz,
Gott selber hält dir die Hand:
Er gab dir ein neues, ein Herz von Erz,
weil er dich treu erfand.

• • •

Tiroler Landsturm 1914/15

Söhne Ihr der schneebedeckten Berge,
still in alter Treu
steht im Sturm Ihr heut bei Eurem Kaiser
heldenhaft aufs neu.

Eurer Heimat felsenfester Glaube
glänzt aus Eurem Blick,
ruhig auf den Schultern tragt Ihr Schützen
Österreichs Geschick.

*) Dem Jahrestag der Ermordung des Thronfolgers, Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich-Este.

Digitized by Google

Schönheit, bildende Kunst und Ideal

Eine Skizze von Professor F. X. Hoermann.

II.

1. Die Wissenschaft des Schönen, seiner Nebenerscheinungen und seines Gegensatzes, die Ästhetik, hatte bis in die neueste Zeit ihr Forschungsgebiet über die ganze Welt der äußeren Erscheinungen, über das Reich der Natur und der Kunst ausgedehnt. In allerneuester Zeit macht sich indes immer mehr das Bestreben geltend, die ästhetischen Untersuchungen und Urteile auf das Kunstschöne zu beschränken.

Daß der direkte Zweck und die Aufgabe der Kunst in der Darstellung des Schönen liege, war bis zum letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ziemlich unbestritten. Das letzte Ziel der Kunst ist nach Alberti und seinen ästhetisierenden Nachfolgern „nicht äußere Naturtreue, sondern Schönheit.“[1]) Diese Überzeugung galt insbesondere für die bildende Kunst, mit welcher wir es in den folgenden Ausführungen ausschließlich zu tun haben.

Wie die irdische Schönheit kann die Kunst nie ausschließlich „ästhetisch- philosophisch- abstrakt begriffen werden, immer muß sie (zugleich) anschaulich empfunden sein. Es gibt in der bildenden Kunst kein anderes vermittelndes Element, keine andere Sprache als das Auge.“[2])

Vom Auge als Aufnahme- und Vermittlungsorgan sinnlich-ästhetischer Empfindungen ausgehend gibt Dr. Hans Cornelius[3]) in seiner für das praktische Kunstverständnis bestgeeigneten Ästhetik folgende Definition: „Bildende Kunst ist Gestaltung für das Auge.“ Die in ihrer Kürze etwas zu weite Definition dürfte präziser etwa lauten: Bildende Kunst ist Gestaltung für das ästhetisch sehende und gebildete Auge. Das tiefste Wesen der Kunst erfaßt allerdings auch diese neue Definition nicht, weil eben die Erfassung dieses Wesens zugleich die Erfassung jenes der Schönheit wäre.

Das Wesen der bildenden Kunst beruht ebenso wie das Wesen des Schönen auf einer bestimmten ästhetischen Gesetzmäßigkeit; auf einer Gesetzmäßigkeit im Verhältnis und

[1]) Dr. H. Janitschek, Leone Battista Alberti's kleinere kunsttheoretische Schriften. Wien 1877. S. XXVI.

[2]) Kurt Münzer, Die Kunst des Künstlers. Prolegomena zu einer praktischen Ästhetik. Dresden 1905. S. 4.

[3]) Elementargesetze der bildenden Kunst. Grundlagen einer praktischen Ästhetik. Leipzig 1908. S. 1.

Digitized by Google

Rhythmus, in Form und Farbe, in Kontrast und Harmonie usw. Die in dieser Gesetzmäßigkeit, welche mit der Gesetzmäßigkeit unseres durch den Verstand geleiteten Empfindungslebens und seiner Organe in Wechselbeziehung steht, wesentlich begründete Schönheit der Kunstgebilde kommt dem Menschen zum Bewußtsein durch das Auge, ähnlich wie die Musik durch das Gehör. Je höher und sensitiver das nicht als bloß physisches Organ aufgefaßte Auge ästhetisch veranlagt und je besser es geschult ist, in desto höherem Grade wird es auch die sinnliche Schönheit zu erfassen und zu genießen vermögen, desto urteilsfähiger wird es bezüglich des größeren oder geringeren Schönheitswertes eines Kunstgebildes sein.

Ist die Darstellung des Schönen, die bildende Kunst, gesetzmäßige Gestaltung für das ästhetisch sehende und gebildete Auge, dann ist das Produkt dieser Darstellung, das Kunstwerk, ein von Menschenhand und Menschengeist in künstlerischer Absicht, oder doch künstlerischem Triebe, und in bewußter oder unbewußter Gesetzmäßigkeit geschaffenes und das mit ästhetischem Urteilsvermögen ausgerüstete Auge einigermaßen befriedigendes Gebilde.

Ein Kunst-Gebilde setzt ein künstlerisches Arbeiten voraus. „Kunst heißt das schön machen," sagt der Engländer Professor Lethaby,[1]) „was gemacht werden muß." Ein zufällig schönes menschliches Arbeitsprodukt, ein nur technisches Gebilde ist kein Kunstwerk, mag es auch einer gewissen Schönheit nicht entbehren. Es muß das mehr oder minder klar ausgesprochene Bestreben vorhanden sein, ein das empfängliche Auge, den Geist und das Herz erfreuendes Gebilde zu erzeugen. Kunstschaffen und Kunstwerk sind unzertrennlich miteinander verbunden.

Unentbehrlich für das Studium des Kunstschönen wird wie bis heute so auch in Zukunft die klassische Kunst bleiben. Klassisch heißt mustergiltig in Beziehung auf Maß und Form, äußere Erscheinung und geistigen Inhalt. Die antike, speziell die griechische Kunst ist die abgeklärteste aller Künste und darum „klassisch"; sie weist eine feine Abwägung der Verhältnisse, eine organische Anordnung und Harmonie der architektonischen, figürlichen und ornamentalen Details, eine Schönheit und Weichheit der Formen auf, die unübertroffen und unübertreffbar dasteht und das künstlerische Auge dauernd anzieht. Die griechische Kunst ist individuell und objektiv zugleich; sie vermeidet alle krankhaften Extreme

[1]) Zitiert nach Raymond Unwin, Grundlagen des Städtebaues. Aus dem Englischen übersetzt von L. Mac Lean. Berlin 1910. S. 4.

Digitized by Google

und Abnormitäten, jeden gesetzlosen Subjektivismus; sie ist Persönlichkeitskunst, aber sie ist keine Kunst der Laune und Mode; sie beachtet insbesondere die fundamentale Aufgabe aller künstlerischen Tätigkeit: die Gestaltung zur einheitlichen Wirkung. Die griechischen Kunstwerke sind, wie Alberti fordert, schön im Detail und sie sind schön in ihrer einheitlichen Gesamterscheinung. Sie werden — ebenso wie die klassischen Werke der Hochgotik und der Hochrenaissance — ihren Schönheitswert behaupten, mag auch vorübergehend eine Zeit keine Sympathie und kein Verständnis für sie besitzen. Klassische, wahre, objektive Schönheit dauert, sie altert so wenig wie das geistig-ästhetische Gesetz, das sie in ihren sinnlichen Formen zum Ausdruck bringt.

Bildende Kunst ist niemals Kopie der Natur, sondern „innere geistige Verarbeitung der Natur,“ [1]) der Außenwelt. Naturschönes und Kunstschönes sind, wenn auch einer Schönheitsquelle entsprungen, wesentlich zu unterscheiden. Das Naturschöne ist gleichsam eine den Naturgegenständen meist beigegebene, oft aber auch versagte Eigenschaft; es ist nicht notwendig mit ihnen verbunden. Das Kunstschöne dagegen macht Zweck und Wesen der Kunstobjekte aus; eine Kunst ohne Schönheit ist keine, oder eine mißratene Kunst.

Je vollendeter das Kunstschöne, desto weniger naturalistisch, desto strenger und gesetzmäßiger; desto klarer und einfacher die Lösung des künstlerischen Problems. In allen großen „Kunstepochen“, sagt Kurt Münzer, [2]) „ist das Bemühen der Kunst stets gewesen, für jeden Lebensinhalt nur die klarste, gesetzmäßige Form zu finden.“ „Selbst das größte Genie bekundet sich .. in der Erfüllung der Gesetze“. [3]) Die vollendete „Kunst ist das Reich der strengsten Gesetze und Beschränkungen“. [4]) Aber diese Gesetze des Kunstschönen können nicht dem Naturschönen abgelauscht werden; sie sind das geheimnisvolle Gebiet des forschenden und empfindenden menschlichen Geistes, des geschulten Auges und der geübten Hand. Das Genie empfindet und findet diese Gesetze, dem Minder- und Unbegabten bleiben sie verschlossen.

2. Kunst ist Darstellung des Schönen, Erfüllung des ästhetischen Gesetzes — diese Auffassung ist in der modernsten, bei der Umwertung aller alten Werte angelangten Kunst- und Künstlerwelt überwunden! Die Anhänger der naturalistischen Kunstrichtung und die fortgeschrittensten Kunst-

[1]) Wilhelm Trübner, die Verwirrung der Kunstbegriffe. Frankfurt a. M. 1898. S. 43.
[2]) A. a. O. S. 24.
[3]) Ebenda S. 13.
[4]) Ebenda S. 53.

Digitized by Google

literaten verwerfen den bisherigen Begriff „schön" in der bildenden Kunst. Sie „haben uns . . daran zu gewöhnen versucht, daß wir die „Schönheit" nicht mehr als einen hervorragenden Gegenstand der Kunst zu betrachten hätten,"[1]) oder doch den künstlerischen Schönheitsbegriff völlig umgebildet: Schön ist das Charakteristische, und die Aufgabe der Kunst die Darstellung des Charakteristischen. Man erklärt selbst „das Individuell-Häßliche, weil charakteristisch, für schön".[2]) Der Satz einer neueren französischen Schule lautete: Le beau c'est le laid. —

Während die extremste moderne Kunstlehre die Schönheit ganz verwirft, faßt die gemäßigtere Richtung derselben Schönheit und Schönheitsbegriff völlig im evolutionistischen und „modernistischen" Sinne auf. Der Schönheitsbegriff ist nach dieser Richtung kein fester und dauernder, er ist wie alle Werte und Wahrheiten in steter Umbildung begriffen. Es gibt so wenig ein absolutes Schöne wie einen absoluten Geschmack. Es gibt auch keine unwiderrufliche Geschmacklosigkeit, keine bestimmte allgemeine Unschönheit."[3]) Der Zeit- und Modegeschmack — das ist die Quintessenz dieser neuen Lehre — entscheidet über das Schöne.

Am verhängnisvollsten haben in dieser Hinsicht einzelne, fester Urteile und höheren künstlerischen Empfindens bare, dem wechselnden Tagesgeschmack folgende Kunstliteraten gewirkt. Ob etwas als schön oder häßlich aufgefaßt werde, hängt nach ihnen von der „Gewöhnung" ab. Die Gewöhnung wird bald auch die Produkte und Werke der Technik und Industrie, trotz des noch bestehenden Widerstrebens, als schön bezeichnen. „Die modernen technischen Konstruktionen", meint J. A. Lux[4]), „brauchen nur älter zu werden, um als schön zu gelten. Sie brauchen nur den Vorzug des Geburtsadels durch die Zeitdauer zu erhalten, die ihnen die Ahnenreihe der Tradition verschafft." Daß man mit der „Gewöhnung" bezüglich der Schönheit der Kunst- und Industriewerke alles, und darum nichts beweisen kann, scheint den um philosophische Elementarbegriffe sich nicht zu viel bekümmernden Verfassern von „Ingenieur-" und anderen „Ästhetiken" nicht bekannt zu sein.

Mit der evolutionistischen Auffassung des Schönen verbindet sich die subjektivistische. Was schön ist, das ist nicht nur Zeitgeschmack, sondern zugleich persönliche Ge-

[1]) Theodor Alt, a. a. O. S. 30.
[2]) Dr. Karl Lemcke, a. a. O. S. 69.
[3]) Robert Mielke, Der Einzelne und seine Kunst. Leipzig 1900. S. 13.
[4]) Ingenieur-Ästhetik. München 1910. S. 38.

Digitized by Google

schmackssache. „Schön ist", schreibt Cornelius Gurlitt[1]), „was gefällt. Für mich ist schön, was mir gefällt, für einen anderen etwas anderes." Mit dieser subjektivistischen, nichtssagenden Definition des Schönen ist nicht nur jeder wissenschaftlichen Ästhetik, sondern auch dem Urteile des ausgebildeten Künstlers und des geläuterten Geschmackes der Boden entzogen, und es ist nur verwunderlich, daß solche extreme Vertreter des Subjektivismus, welche das Schöne auf das eigene Ich konzentrieren und ihm keine allgemeine Giltigkeit zuerkennen, dickleibige, für die — Allgemeinheit bestimmte Werke ästhetischen und kunstwissenschaftlichen Inhalts schreiben und, zum Zwecke der Verbreitung ihrer höchst subjektiven Meinungen, hinaussenden. — —

Die heute in weiten Kreisen herrschende subjektivistische oder extrem-individualistische Auffassung der Kunst und des Schönen verleitet die besten Kräfte dazu, jeder Tradition Fehde anzusagen und um jeden Preis etwas Absolut-Neues, noch nicht Dagewesenes zu schaffen. Moderne Kunstzeitschriften reproduzieren plastische Werke und Gemälde, die nicht nur bei dem „kunstunverständigen" Laien, sondern auch bei dem normal sehenden und empfindenden Künstler ein Lächeln und Kopfschütteln erregen, die aber von einer einflußreichen modernen Kunstkritik dem Publikum als Höchstleistungen einer neuen und Zukunftskunst suggeriert werden. Die Gefahr dieser Kunstrichtung und Kritik ist ebenso groß wie die ihrer weitgehenden Unterschätzung: Wenn die Auflehnung gegen die ewig junge und ewig gleiche Schönheit in ihrem ureigensten Reiche sich vollzieht, ist die kommende Dekadenz der Kunst unvermeidlich.

III.

1. Erster Zweck und treibende Ursache der bildenden Kunst sind und bleiben — trotz alles modern-ästhetischen Radikalismus — Darstellung des Schönen. Das Kunstwerk ist nach F. X. Kraus[2]) „die Wiedergabe einer Idee in einem sinnlich schönen Gebilde". Die Idee ist geistig, transzendent, aber sie ist noch nicht das Ideal. Wenn das natürliche Streben des bildenden Künstlers nach Verwirklichung des formal Schönen als ein „ideales" bezeichnet wird, so gilt dies nur im übertragenen und sekundären Sinne. Wir können in der vollendetsten Darstellung z. B. des menschlichen Körpers wohl eine über das Reale sich erhebende Leistung, aber kein Ideal der Kunst, das immer ein im höheren Sinne geistiges ist, erblicken.

[1]) „Grenzboten" 1894, Nr. 20.
[1]) Geschichte der christlichen Kunst. Freiburg i. Br. 1895. I. 2.

Digitized by Google

Wie verhält sich nun das geistig hohe Ideal zu der mit sinnlichen Formen und materiellen Stoffen arbeitenden Kunst? Hat die bildende Kunst *als solche* Ideale, oder sind die stoffliche Welt dieser Kunst und die geistige Welt der Ideale zwei vollständig getrennte Gebiete?

Die große Mehrzahl der bedeutenden Vertreter der heutigen Kunst lehnt das Ideal als integrierenden Bestandteil und direktes Ziel des Kunstschaffens und des Kunstwerkes ab. „Die persönliche Kaprize, das Geistreichtun", sagt Adolf v. Hildebrand,[1]) „sind immer ein Zeichen, daß die Kunst ihren alten gesunden Inhalt verloren hat." Die bildende Kunst als solche: die sinnliche Formengestaltung für das ästhetisch sehende Auge hat mit den übersinnlichen Ideen nichts gemein. „Die Kunst ist verloren," meint Kurt Münzer[2]), „sobald sie ihren Schwerpunkt aus dem Sein auf das Bedeuten verlegt und anstatt mit der Empfindung mit dem Verstande begriffen werden muß." „Nie sei die Kunst ein „Turnplatz für Geistesgymnastik"." „Ein Bild wird für das Auge und nicht für den Verstand gemalt."[3])

Die hohen Künste, Architektur, Plastik und Malerei, haben es in erster Linie -- betont man mit einem gewissen Rechte — mit der *äußeren* Erscheinung zu tun. „Das ganze Übergewicht der (alten) italienischen Kunst über die deutsche besteht darin, daß sie äußerlicher ist. Der Deutsche bringt die ganze Fülle des Inneren, allen Reichtum des Gemüts hinaus, was ohne Verwirrung der Erscheinung nicht abgeht."[4]) Die italienische Kunst ist darum im allgemeinen einfacher, klarer und monumentaler als die gleichzeitige deutsche.

Man kann, wenn auch nicht im Einzelnen, so doch im Ganzen dieser Anschauung moderner Künstler über Aufgabe, Stellung und Grenze der bildenden Kunst zustimmen: Die Kunst als ein konkretes Ding hat *in sich* keine Ideale, keine abstrakten Ideen. Das Bedenkliche oder Irreführende an den zitierten und anderen Aussprüchen liegt nicht in

[1]) Das Problem der Form in der bildenden Kunst. 6. Auflage. Straßburg 1908. S. 97.

[2]) A. a. O. S. 7, 21 und 28.

[3]) „Was das Bild vorstellt," behauptet Wilhelm Trübner, „ist bei der künstlerischen Beurteilung ganz gleichgiltig und niemand wird es für einen Fehler halten, daß auf dem Bilde von Tizian „Himmlische und irdische Liebe" man nicht erkennen kann, was für einen Gedanken der Gegenstand vorstellt. Der Titel ist dem Bilde ja bekanntlich nur als Konzession an den Laiengeschmack in neuerer Zeit beigegeben worden." A. a. O. S. 21 f.

[4]) Kurt Münzer, a. a. O. S. 37.

Digitized by Google

dem, was sie sagen, sondern in dem, was sie verschweigen. Sie verschweigen oder übersehen, daß jede große Kunst der Vergangenheit eine ideale war und sein wollte. Zwar war auch der Kunst jener Tage bewußt, daß man mit Stift, Pinsel und Meißel keine Ideale erzeugt, daß diese nicht in der Kunst selbst, sondern in einem unsichtbaren, in einem religiösen Reiche geistig geschaut und geholt werden müssen. Die Kunst war den alten Meistern gleichsam Gottesdienst, ein Dienst im großen Werke der Veranschaulichung göttlicher Ideen.

Es ist und bleibt eine der vornehmsten und höchsten Aufgaben der bildenden Kunst, mit ihren unzureichenden materiellen Mitteln und Kräften dem Ideale zum sichtbaren Ausdruck zu verhelfen, die geistige Wahrheit mit der konkreten Schönheit zu verbinden und zu verschmelzen. Der Gewinn ist ein gegenseitiger: Wie einerseits die idealen Vorstellungen und Gedanken durch die in allegorischer, symbolischer ꝛc. Weise verwendeten Kunstformen dem menschlichen Anschauungsvermögen näher gebracht werden, so wird anderseits die Kunst, indem sie mit freier Hingebung dem Ideale dient, veredelt und verklärt, aus einer realen zu einer idealen Betätigung und Erscheinung.

Diese Behauptung wird jeder Vergleich profaner und religiöser, d. i. im vulgären und im höchsten Sinne idealer Bilder gleichbefähigter Meister erhärten. Wir haben vor uns eine Serie gut reproduzierter religiöser Gemälde von Rafael, Andrea del Sarto, Domenico Zambieri, Sodoma, Giorgione, Tizian, Guido Reni, Murillo, Velazquez und Zurbaran liegen, und daneben eine ebensogute Sammlung größerer Reproduktionen von profanen oder Sittenbildern von Paolo Veronese, Rubens, Rembrandt, Tiepolo, François Boucher, Josuah Reynolds, Franz Hals und Wilhelm Leibl ausgebreitet. Und wir sind überzeugt, daß jeder große Künstler und gediegene Kunstkenner die erste Serie der religiösen, d. i. im höchsten Sinne idealen Gemälde, hoch über die zweite der profanen stellen wird. Der ideale, der große und erhabene Gegenstand zwingt förmlich den Künstler zu einer großen, klaren und strengen Komposition, zu einer alle Kleinheiten und Kleinlichkeiten vermeidenden Formgebung, zu der Wahl feierlich wirkender Farben, Töne und Zusammenstimmungen. Die Malerei und Skulptur der Vergangenheit, die Malerei insbesondere des Quattrocento und Cinquecento hätte ihre die Bewunderung aller Zeiten erregende Höhe niemals erklommen, wenn sie eine ausschließlich profane, idealfeindliche Malerei gewesen wäre.

Digitized by Google

Soll die Kunst in erfolgreicher Weise dem Ideale dienen und Ideale veranschaulichen, so muß sie hiebei jedoch mit einer gewissen Einschränkung verfahren. Nicht jedes Ideal, nicht jedes geistvolle Motiv ist für die künstlerische Ausführung geeignet, am wenigsten eine komplizierte, keine klare und einheitliche Anordnung ermöglichende Verknüpfung geistreicher Gedanken. Insbesondere ist die Stein- und Holzskulptur, wenn sie noch künstlerisch wirken soll, einer großen Beschränkung zu unterwerfen. Die besten Kunstwerke sind fast niemals die geistreichsten. Die Kunst verlangt Einheit in der — nicht zu weitgehenden — Mannigfaltigkeit, und diese Einheit und Harmonie soll in der anschaulich zu verarbeitenden geistigen Idee gleichsam schon vorgebildet sein.

Das Ideal in schöner sinnlicher Form und Komposition, das ist der vornehmste Zweck der hohen Kunst, wie die Verschönerung der Wohnräume, Gebrauchsgegenstände usw. der Zweck der niederen ist. Es gibt so wenig eine l'art pour l'art-Kunst wie eine absolut tendenzlose Literatur. Eine sich selbst genügende, eine zwecklose Kunst ist eine Illusion. Selbstzweck ist sich Gott allein.

Nur eine einen bestimmten Zweck verfolgende Kunst kann, auch aus diesen Gründen, eine ideale sein. Denn da, wie wir gesehen, das sichtbare und sinnliche Gebiet der bildenden Kunst keine geistigen Ideen in sich selbst birgt, sondern sie in einem andern, einem transzendenten Reiche suchen muß, darum muß auch eine Kunst, die sich selbst Zweck ist, auf die außen liegenden Ideale verzichten, ideallos sein.

Eine idealen Aufgaben sich widmende Kunst setzt ideal denkende Künstler voraus. Charakterfehler, niedere Gesinnungen, heftige Leidenschaften der Kunstschaffenden werden sich auch in ihren Werken offenbaren.[1]) Damit wird allerdings der Fortschritt in Technik und Formgebung nicht wesentlich berührt. Eine Kunst kann in letzterer Beziehung zur höchstmöglichen äußeren Vervollkommnung vorwärts schreiten, während ihr innerer Gehalt in steiger Abnahme begriffen ist.

2. Die bildenden Künste, welchen die Lösung großer und idealer Aufgaben seit Jahrhunderten oblag und heute noch zufällt, sind, wie angedeutet, die monumentale Baukunst, die Plastik und die Malerei. Sie alle haben ihre glänzendste Entwicklung im Dienste des religiösen Ide-

[1]) Vgl. John Ruskin, Vorlesungen über Kunst. Übersetzt von Hedda Moeller-Bruck. Leipzig. S. 62.

Digitized by Google

als genommen, und die Bewunderung fordernde Verwirklichung dieses Ideals möge uns, in natürlicher und historischer Reihenfolge, eine altchristliche Basilika, ein Werk mittelalterlicher Steinplastik und ein Gemälde des italienischen Cinquecento erläutern.

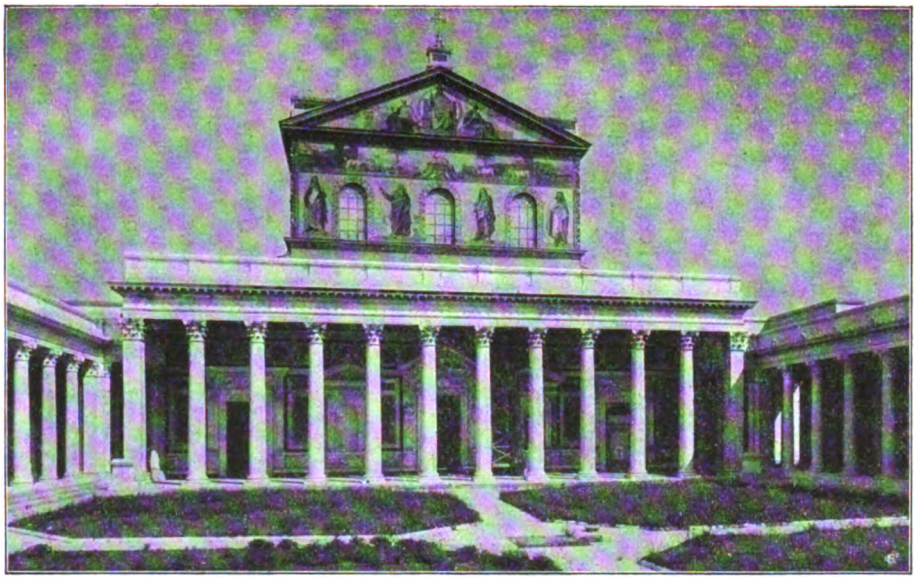
Die Basilika ist der Typus der großen abendländischchristlichen Kirchen. Sie repräsentiert den höchsten Zweck und das höchste Ideal christlicher Kunst: eine Wohnung des in Brotsgestalt verborgenen Gottes und ein Vorbild und Abbild der himmlischen Wohnungen zu sein. Einheitlich und groß wie der religiöse Gedanke ist auch die bauliche Anlage der Basilika.

Das imponierendste Denkmal der basilikalen Anlagen ist die in den Formen der 1823 abgebrannten alten Basilika wieder aufgerichtete Kirche San Paolo fuori le mure in Rom. Trotz starker Modernisierung ist der Eindruck des Innenraums ein überwältigender und die Größe und Schönheit der Verhältnisse eine zur Bewunderung zwingende. Die klare Disposition und die geniale Raumkonstruktion, die in St. Paul ihren gesteigerten Ausdruck findet, ist die nicht übertroffene technisch-ästhetische Leistung der Basilika. Die mittelst des überhöhten Mittelschiffes erzielte Beleuchtung des Innenraumes ist die künstlerisch vorteilhafteste, welche die Baugeschichte kennt; in ihr beruht auch ein wesentlicher Reiz unserer großen mittelalterlichen und späteren Dome. Durch die vier marmorglänzenden Säulenreihen und das hohe in Gold und Farbe schimmernde Hauptschiff wird der Eintretende sofort nach dem Ziele des Beters und den geistigen Mittelpunkt des Baues, nach der gesteigert ernst und würdig gestimmten Apsis, nach dem Opfertisch und dem Thron des in Brotsgestalt gegenwärtigen Gottes hingelenkt.

Und der in den Grundzügen mustergiltigen und unübertroffenen Anlage der altchristlichen Basilika, wie sie uns in der St. Paulsbasilika entgegentritt, entsprechen die einzelnen zu harmonischer Schönheit unter sich und mit der Gesamtanlage sich vereinigenden Bestandteile. Sie genügen einerseits den praktischen Anforderungen, anderseits aber auch voll der Idee, aus der sie herausgewachsen und die sie mit versinnbildlichen sollen. Alle Formen erwecken den befriedigenden Eindruck der Gediegenheit, Materialechtheit und Monumentalität; jeder Schein und jede Täuschung, jedes Surrogat ist, als unvereinbar mit der Wahrheit und Würde eines Gotteshauses, vermieden.

Die altchristliche Basilika ist im Laufe der Zeit durch größere und im Detail vollkommenere kirchliche Bauten über-

Digitized by Google



San Paolo fuori le mure in Rom.

Mit Erlaubnis der Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.

Digitized by Google

boten, an feierlicher Würde und idealer Gestaltung, in ihrer Wirkung auf das verklärte Schönheit suchende Auge aber nicht übertroffen worden. Die Vorzüge der Basilika flossen, sagt Dr. P. Alb. Kuhn,[1]) „aus der ergiebigsten Quelle des Schönen, aus der Idee, aus dem lebendigen Bewußtsein und Gefühl, was das christliche Gotteshaus ist, also aus einem ästhetischen Drange."

Wie die in der Basilika ihren Haupttypus sehende kirchliche Baukunst verfolgt auch die Plastik der christlichen Dome und Kirchen durchweg ideale Ziele und Probleme. Hat die Steinskulptur des Mittelalters auch die Formenschönheit der antiken nicht erreicht, sie überragt sie an Würde und Strenge der Darstellungsart und an geistigem Gehalte.

Zu den hervorragendsten Werken der mittelalterlichen Steinplastik werden stets die zwei korrespondierenden Figuren am südlichen Querschiff des Straßburger Münsters, „Ecclesia" und „Synagoge", zählen. Dem tiefen, die Weltgeschichte umspannenden Gedanken, der in „Kirche" und „Judentum" ausgedrückt ist, entspricht die formale Größe der Darstellungsweise. Aus den Zügen und der ganzen Haltung der Synagoge „spricht unerschöpfliche Wehmut und tiefste Trauer; durch die Binde ist das geschlossene Auge sichtbar, ein Werk, würdig des besten Meisters in Hellas. Ruhig und fest steht die Ecclesia da, ohne eine Spur von Stolz oder Überhebung, aber groß, hoch, würdevoll und selbstbewußt wie die verkörperte Wahrheit. Das Gesichtsprofil ist in beiden Gestalten klassisch geschnitten, klassisch ist die formale Schönheit."[2])

Die Statuen der Ecclesia und Synagoge befriedigen in ihrer Schönheit in gleicher Weise das geistige wie das sinnliche Auge. Allerdings darf man diese Schönheit nicht im Sinne einer freien, den übrigen Künsten nicht subordinierten Plastik, sondern muß sie nach dem Prinzipe einer dem Gesamtwerk und dem Gesamtgedanken dienenden, der Architektur sich organisch und gesetzmäßig einfügenden Skulptur auffassen. Wie die beiden im formalen und geistigen Sinne symetrischen Figuren die architektonische Schönheit des Südportales steigern, so erhöht ebenso die Architektur

[1]) Allgemeine Kunstgeschichte. Einsiedeln 1909. Bd. I. S. 289. — Neben dem subjektiven „ästhetischen Drange" ist es in erster Linie das objektive baukünstlerische Gesetz, das in der Basilika wie in allen Sakralbauten des Altertums verwirklicht ist, welches ihren Schönheitswert begründet, das Gesetz des Maßes: der Proportion. (Vgl. Odilo Wolff O. S. B., Tempelmaße. Wien 1912.)

[2]) Ebenda Bd. II., S. 422.

Digitized by Google

die idealstrenge Auffassung und den ästhetischen Wert der beiden Allegorien.

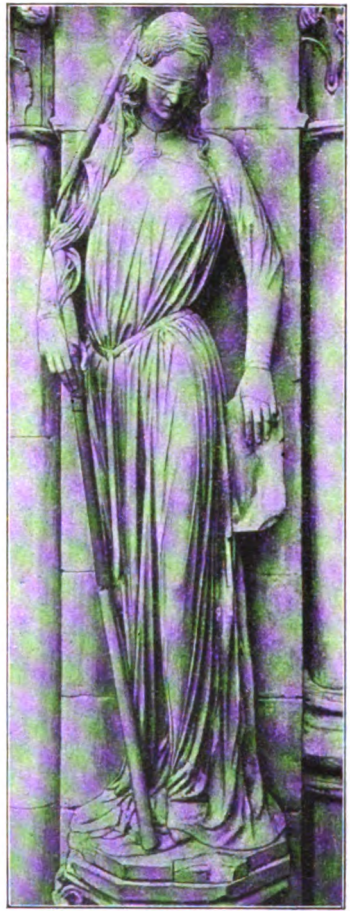
Die höchste Stufe hat die religiöse Malerei, was Vollendung der Einzelformen, Harmonie des Ganzen und

„Ecclesia" Münster zu Straßburg
Mit Erlaubnis der Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.

gereiftes Kunstschaffen anbelangt, in Rafael erklommen. Seine Werke sind „ideal" in Hinsicht auf künstlerisch-formale Vollendung, sie sind ideal im wahren und höheren Sinne, in Bezug auf ihren geistigen Inhalt, und sie sind ideal in

Digitized by Google

Berücksichtigung des wichtigsten Problemes der Malerei: der harmonischen Verschmelzung der Form und Komposition mit dem geistigen, dem religiösen Gedanken.



„Synagoge" Münster zu Straßburg.
Mit Erlaubnis der Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.

Eines der bekanntesten und hervorragendsten Werke Rafaels ist die sogenannte Disputa del Sacramento in der Camera della Segnatura im Vatikan. Das Gemälde stellt dar die durch Christus vollendete Offenbarung, Christus in seiner sakramentalen Verhüllung auf Erden und in seiner

Digitized by Google

Verklärung im Himmel, die Religion, die Verbindung des Himmlischen mit dem Irdischen, des Ewigen mit dem Zeitlichen.

„In welcher Form", schreibt Maler Johannes Bocheneck[1]) in einer höchst beachtenswerten Studie, „spricht nun Rafael diesen Gedanken aus? Die himmlischen Sphären neigen sich im Halbbogen hernieder, und die irdischen nähern sich jenen, im Halbbogen sich erhebend, und als Verbindung ist zwischen beiden die Eucharistie, Gottheit und Menschheit unter der einen sakramentalen Gestalt. Sie ist das Zentralgeheimnis der göttlichen Offenbarung; hier ist Christus im Glauben, oben Christus im Schauen.

Als Mittelpunkt der himmlischen Sphäre erscheint der verherrlichte Christus inmitten des hostienförmigen, großen Strahlenkranzes, ihm zur Seite Maria und Johannes der Täufer . .; oberhalb Gott Vater, umgeben von den Engelschören, unterhalb die Taube (Hl. Geist) mit den vier Engeln, welche die hl. Evangelien präsentieren (Inspiration). Diese Sphäre begrenzen die beiden Seiten, in sinniger Mischung des Alten und Neuen Testamentes, Petrus und Paulus, Adam und Abraham" usw.

„Im unteren Halbkreise reihen sich in Glauben und Anbetung um die auf dem Altare stehende Monstranz die Repräsentanten der Theologie, Wissenschaft und Kunst . . . .

Zwei Halbkreise, die sich im heiligsten Sakramente berühren, bilden (so) die Grundform des Gemäldes. Indem die Kreislinien nie ineinander aufgehen, sondern sich nur berühren . . . können, entsprechen sie in der Darstellung formell einerseits dem idealen Reich, das absolut abgegrenzt ist, und anderseits dem realen, das ebenfalls eine eigene Sphäre bildet . . .

Diese Linien bilden gewissermaßen das Skelett des idealen Gehaltes des Bildes, den Grundplan der Komposition, durch welchen die Grundidee zur klaren Verkörperung gelangt, und welcher der Komposition die Einheitlichkeit und Harmonie ausprägt.

Und so gibt es in der bildenden Kunst für jeden geistigen Inhalt eine geometrische einfache oder aus wenigen Linien zusammengesetzte Form. So entspricht die horizontale Linie dem Schlaf, der Ohnmacht, dem Tod. Die senkrechte der Kraft, der Macht und dem Leben. Jeder Grad der Erhebung nähert sich dem Leben, und jede Neigung dem Tode. Besteht eine Komposition aus ideellen Gegensätzen, so muß sie die entsprechenden formellen Gegensätze enthalten; ist sie eine ideelle Einheit, so kann sie auch nur in einer Hauptlinie den formellen Ausdruck finden. Die

[1]) „Deutscher Hausschatz" 1910, S. 220 ff.

Digitized by Google

gegenseitige Zuneigung der Personen wird durch gegenseitige Zuneigung der Linien ausgedrückt, die Abneigung durch abneigende Linien."

So Bocheneck über den geistigen Inhalt und den diesem entsprechenden genial künstlerischen Grundplan der „Disputa". Selten wohl ist eine hohe geistige Idee in so künstlerisch geistvoller Weise zur Anschauung gebracht, selten oder nie sind Idee, Form und Komposition in so vollendet einheitlicher Darstellung auf dem Gebiete der Malerei verwirklicht worden.

Die religiösen bildenden Künste, die „artes sacrae", stehen, wie die musica sacra, höher als die profanen „artes liberales", weil sie nicht nur die vollendete Form mit der einheitlich-strengen Komposition verbinden, sondern zugleich die höchsten, die göttlichen und himmlischen Ideen verkörpern. Die altchristliche Basilika, als deren Höhenleistung wir St. Paul vor den Toren Roms vorführten, die mittelalterlich-religiöse Steinplastik, von deren herrlichen Werken uns die Ekklesia und Synagoge am Straßburger Münster eine der besten Proben darbieten, die religiöse Malerei der Hochrenaissance, deren begabtester Vertreter Rafael ist und der uns in der „Disputa" einen der ersten Beweise seiner unerreichten Kompositionsgabe lieferte, zeigen uns die innige Vereinigung des künstlerischen Genius mit dem höchsten religiösen, dem göttlichen Ideale.

Die nächstliegende Aufgabe der bildenden Kunst ist und bleibt Darstellung der sinnlichen, der vollendeten Schönheit. Ihr weitergehendes Ziel ist die symbolische und allegorische Darstellung des Ideals in einheitlich-schöner Form und harmonischer Wirkung. Wie die künstlerisch-sinnliche Darstellung das übersinnliche Ideal der menschlichen Vorstellungskraft näher bringt, so wird zugleich das künstlerische Werk durch die geistige und religiöse Idee verklärt und über die Sphäre des rein Irdischen und Menschlichen erhoben.

Die höchste Schönheit ist uns nicht geoffenbart; ihr Wesen und Gesetz kennt, wie Dürer sagt, Gott allein. Eine befriedigende Definition des Schönen wird uns in absehbarer Zeit weder die philosophische noch die praktische Ästhetik liefern. Die erste Aufgabe derselben aber wird es sein, nach objektiven Wahrheiten und Werten zu ringen, sich nicht ferner mit subjektiven Meinungen und geistreichen Hypothesen zu begnügen und der Herrschaft der Phrase, die auf dem weiten Felde der Kunstliteratur einen verhängnisvollen Einfluß gewonnen hat, die Macht des normalen und geläuterten Empfindens, logischen Denkens und des auf langer Erfahrung und Beobachtung gegründeten künstlerisch-sicheren Urteils entgegenzustellen!

Digitized by Google

Eucharistischer Psalm

Von Peter Bauer

Die Scheitel der Berge tragen die goldnen Sonnen Deines Blickes;
Die Wälder neigen sich beglüht und voll rauschender Freude.
Die Ähren im Felde beten zu Dir, da Dein segnender Odem sie reift,
Und die Blumen wehen Dir Weihduft aus entknospeten Kelchen.
Ich habe Deine Stimme gehört und frohlockend mein Haus bereitet für Dich.
Kein Stäubchen ließ ich und überall dämpfen Teppich und Fließe.
Ich goß goldgelbes Öl auf die Lampen und gab den Leuchtern frisches Wachs.
Meine Harfe ist gestimmt und wartet, Dir den Willkomm zu singen.
Flammende Blüten duften aus Vasen und Weihrauch auf glimmendem Scheit,
Alle Lichter sind gezündet und brennen mit ruhigen Strahlen.
Weit aufgetan sind die Tore und ich gehe Dir betend entgegen; o Herr,
Kehre ein bei mir und bleibe, denn sieh es will Abend werden.

Digitized by Google

Anima

Ein Märchen / Von Elli Bilecki

(Schluß)

Da riefen sie ihre Dienerschaft und viele ihrer Gespielen; und sie begannen zu schaffen und gönnten sich nicht Ruhe, denn glühende Liebesreue und heißer Durst nach Sühne hatte die Herzen ergriffen.

Und wunderbar, seit Anima hindurchgegangen, blühte neues, himmlisches Leben auf in der schlafenden Stadt.

Aurea und Laeta hatten durch Wort und Beispiel rasch eine ganze Schar aus dem trägen Schlaf der Lauheit aufgerüttelt und sie zu einmütigem Streben um sich versammelt.

Der Hüter des Tempels, der seines hohen Dienstes vergessend, seit langem in seiner Klause träumte, erwachte plötzlich von den Hammerschlägen der Tempelarbeiter.

Mit jähem Erschrecken erkannte er sich schuldig an dem geistigen Verfall der Stadt.

Seine Lauheit, sein träges Zuschauen und Schweigen hatten das Verderben heraufbeschworen. Da streute er Asche auf sein Haupt und geißelte sich und trieb aus seinem Hause die schmeichelhaften Diener, die seiner Trägheit huldigten.

Dann ging er hinaus und verwies die Müßigen und ermunterte die Müden.

Er richtete mit starker Hand die neuen Säulen des Heiligtums auf und schleppte selbst auf seinen Schultern Steine herbei; sie netzend mit Schweiß und Blut. Mehr als sein Wort riß sein Beispiel alle hin. —

Die milde Königin vom Himmelreich sah diesen Eifer und diese mutige Sühne und sandte ein Heer ihrer Engel in die Stadt, den guten Samen mit dem Tau der Gnade zu befruchten. — —

Endlich, als wieder einmal die Sonne unterging, sah Anima, von den Höhen kommend, eine seltsame, schöne Gegend vor sich.

Ein dunkler Strom wälzte seine tiefen Wogen durch das Tal.

Jenseits des Stromes eine weiße, undurchsichtige Nebelwand.

Marmorsteine standen rings im Tale und dunkle Zypressen ragten hoch und ernst, als dächten sie über die heiligen Sprüche nach, die in Goldschrift von den Marmormalen glänzten.

Digitized by Google

Stille Haine hoben sich ins Abendlicht, und es wehte geheimnisvoll durch ihre Wipfel.

Die tausend wirren Stimmen der Natur waren hier zu scheuem Flüstern gedämpft, als ahnte die Allmutter, daß da unten viel müde Kinder schlafen.

Anima sah ferne Wandrer schreiten und sah vereinzelt arme, kleine Hütten, in denen Klausner wohnten. Oben ein stilles Dorf, das sich träumend an die Berge lehnte.

Als Anima hinabstieg ins Tal, wurde ihr so froh und wehmütig zu Sinn, als müßte hier nicht fern die Heimat sein, und als kenne sie diesen Ort schon längst.

Nahe am friedlichen Gestade fand sie eine Hütte, von einem Garten voll wilder Blumen umhegt. Da ging sie hinein; und weil es ihr hier traut und heimelig erschien, setzte sie sich zwischen Erika und Glockenblumen und lehnte müde ihr Haupt auf das harte Kreuz.

Ein Altar stand an der Wand, weiß gedeckt und mit goldenen Zieraten. Wilde Blumensträuße, von liebender Hand anmutig geordnet, waren sein Schmuck.

Doch kein Bild, keine Statue stand auf dem Altare. Nur ein Band mit goldener Schrift schlang sich durch das Laubgewinde.

Die Inschrift lautete: Meinem Schöpfer und Vergelter.

Lange sann Anima, was der leere Altar zu bedeuten habe.

Mit Wonne atmete sie die tiefe Ruhe dieses Ortes, und indem sie leise Laute in ihrer Harfe weckte, sprach sie zu Benignus:

„O wie lieblich ist dieses Friedenstal! Meine Seele schauert seltsam bewegt, als sei sie einst schon durch dieses Tal gegangen und als müßte sie hier nicht mehr fern von ihrem Ursprung sein."

Bald schlief Anima vor Mattigkeit ein, und Benignus neigte sich über sie und legte seine lichte Hand auf ihre Lider. — —

Vom Gestade kam, als die Sonne versank, ein hoher, ernster Mann. Ein starker Geist sprach aus seinen Zügen. Er war müde und ging heim, um zu rasten.

Jetzt stockte er plötzlich und lauschte in die Ferne, während tiefe Erregung sich in seinem Antlitz zeigte.

Vom weichen Wind getragen, kam ein Klingen an sein Ohr, süß und traut wie Stimmen der Heimat.

Dann eilte er der Hütte zu, denn er hatte sie am Klang erkannt, sie, die er nie vergaß, seine Goldharfe.

Aber vor dem Garten hielt er still und wagte kaum hineinzuschauen vor übermächtiger Bewegung; denn er wußte,

Digitized by Google

sie war gekommen, die er ersehnte, die ihm Wahrheit bringen sollte: Anima.

Nun sah er sie vor sich, die Ersehnte. Nicht groß und erhaben wie eine Königin trat sie ihm entgegen. Nein, — sie hatte ihr Haupt, um das ein Dornenreif sich schlang, auf das harte Kreuz gebettet und schlief wie ein sorgloses Kind.

Ihr reines, jungfräuliches Antlitz war der weißen Nebelmauer zugewandt und die Harfe, die der zarten Hand entglitten war, lag an seiner Schwelle.

Wie vor etwas Heiligem, Unantastbarem stand Peregrin vor ihr und wagte nicht, sie zu wecken.

Nun nahm er leise die Harfe, die sein war und doch nicht sein, denn Animas Zeichen, das diamantne Kreuz, strahlte wunderbar in ihrem Golde.

Furcht und Spannung prägten sich in seinen Zügen aus. War seine herrliche Kunst ihm wiedergegeben? Oder würde er, wie einst, nur Mißtöne in den Saiten wecken?

Die Harfe im Arm stand er vor dem Altare in der Hütte. Seine Seele trat demütig vor ihren unbekannten Herrn, in dessen Hand allein Geben oder Nehmen lag, und bat: „Herr, laß mich Gnade finden."

Als Peregrin dann in die Saiten griff, begannen sie zu singen und zu klingen. Seine Seele, sein ganzes Leben strömte über in die Harfe.

Draußen erwachte Anima bei dem Klange und hörte und verstand alles.

So sang die Harfe:

Es war einmal ein Fremdling. Der hatte nichts als eine Harfe von Gold und eine reine, glühende Seele.

Er zog hinaus voll Jugendmut, um etwas zu suchen, das er lieben konnte, und dem seine Seele dienen könne, ohne sich zu erniedrigen.

Dieses Unbekannte sollte groß, gut und herrlich sein, über alles und über seinem Leben stehn wie eine Sonne und es ganz erfüllen und durchleuchten.

Da führte ihn die Welt in ihren Tempel und zeigte ihm viele Götterbilder, daß er sie anbete.

Verblendet von ihrem Lichte glaubte er, daß sie schön und mächtig seien und weihte sich ihrem Dienste.

Aber der Reichtum war kalt und hart und wollte das Feuer auslöschen in seiner Seele.

Die Ehre forderte von ihm Lüge und Selbstsucht; und die Wissenschaft leugnete, daß er eine Seele habe, und hieß ihn in Schlamm und Staub den Ursprung seines stolzen Geistes suchen.

Digitized by Google

Der Welt Liebe endlich, das gleißende Götterbild, dem so viele opferten, wollte ihm seine eifersüchtig bewahrte Reinheit nehmen. Es erniedrigte alle und kannte keine Treue. —

Nun kamen Nächte, in denen Zweifel und übergroße Sehnsucht nach einem Hohen, Reinen ihn fast töteten.

Wilde Wetter kamen und Blitze des Himmels schlugen in den Tempel der Welt. Da sah der Fremdling die falschen Götter auf ihren Thronen wanken und sah, daß es armselige tote Bilder waren, an die er seine hohe Liebe verschwendet hatte.

Und er trat hinaus in die tosenden Wetter und fragte: „Wer bist du, der Blitze schleudert und vor dem die falschen Götzenbilder stürzen? Wenn du bist, so sprich zu mir."

In dieser Stunde ward ihm klar, daß auf der Welt nichts war, dem er dienen konnte, ohne sich herabzulassen und zu entwürdigen, und er begann den großen, allumfassenden Geist zu suchen, dem alles lebt.

Eines Tages ging er mit einem seiner Freunde, der die Welt verlassen mußte, bis ans dunkle Todestor, um zu erforschen, was es verbirgt.

„Bruder, was siehst du hinter dem Tor?" fragte er den Scheidenden.

Und bevor das Tor sich für ewig schloß, in dieser Stunde, wo niemand lügt, sprach der Freund:

„Ich sehe, — sehe — ein Reich der Vergeltung. — Drei sind auf dem Thron des Gerichts."

In der gleichen Stunde wurde ihm die Verheißung, daß er eine Seele finde, die ihm Wahrheit bringen werde; und der Fremdling grub diese beiden Worte unauslöschlich in seine Seele.

Noch einmal, in einer Stunde der Entmutigung, wurde er wankend und nahm seine Harfe, um ihr die sündige Sehnsucht nach den Gütern der Welt zu vertrauen.

Doch er weckte nur schrille Mißtöne in den Saiten und fühlte, daß er seine Kunst verloren habe. Da zerschlug er in sinnlosem Schmerze die Harfe an einem Felsen.

Später erkannte er, daß auch der Verlust seiner Kunst eine Offenbarung jenes Wesens sei, dessen Wille alles beherrscht, und von Tag zu Tag wurde es ihm klarer, daß dieser Wille allein Ursprung allen Lebens sei und alles Werden und Vergehen, Sein oder Nichtsein bestimme.

Nun begann er alle Dinge zu erforschen und ihnen auf den Grund zu schauen, um ihren Schöpfer zu erkennen.

Digitized by Google

Und er sah, daß in der Weltordnung nichts war, dem nicht liebende Weisheit und die Ahnung eines höheren Gesetzes entströmte.

Er zog sich zurück von der Welt, die ihn betrogen hatte, und fragte keinen mehr nach hohen Dingen. Aber seine glühende Seele glaubte an den Schöpfer aller Dinge, den sie auch als ihren Ursprung anerkannte und huldigte ihm in Demut.

Der Sucher hatte dem unbekannten Gott in seiner Hütte einen Altar errichtet und hoffte gläubig, daß das allwissende Auge des Herrn freundlich auch auf diese verborgene Huldigung blicken werde.

An jedem Morgen zündete er auf dem Altare drei Kerzen an, um seines Schöpfers geheimnisvolle Dreiheit zu ehren, ob er sie auch nicht verstehen konnte.

Er befolgte auch das Gebot seines Herrn, das in seinem Herzen geschrieben war:

„Liebe mich über alles und alle Dinge durch mich."

Darum weihte er seine Kräfte und sein Vermögen dem Dienste armer, hilfsbedürftiger Menschen.

So harrte der Fremdling lange Zeit; und seine größte Schuld in diesen Jahren war, daß er aus Stolz nie einen Menschen fragte nach dem, was er zu wissen begehrte.

Nun aber ist der Tag erschienen, wo sein großes Hoffen erfüllt und sein Durst nach Wahrheit gestillt wird.

Der Herr hat ihm Anima gesandt, in der das Bild ihres Schöpfers zu höchster Schönheit gestaltet ist.

Nicht ist sie mehr ihres Gottes Magd. Er hat sie zu seiner Brautschaft erhoben und sie zu seiner Vertrauten gemacht.

So bringt sie die Vollendung, die der Fremdling suchte, und die niemand finden kann, der falschen Göttern dient. — — —

Als Peregrin sich umwandte stand Anima vor ihm, ein jungfräuliches Kind, herrlich in seiner Einfalt und Demut und bot ihm heiligen Gruß: „Der Friede sei mit dir!" —

Dann kam die Nacht, und Peregrin beherbergte in seiner Hütte die Magd Gottes und schlief draußen vor der Schwelle.

Im Sternenscheine kamen Animas lichte Freunde, die am Strome Pazifikus begrüßt hatten, zurück und richteten vor der Hütte den dunklen Kreuzstamm auf und pflanzten ihn wie einen Baum in die Erde.

Am Morgen erwachte Peregrin von einem leisen Rauschen, das ihm süßen Duft zuwehte, und sah mit Staunen, daß ein Rosenbaum seine blühenden Wipfel über die Hütte bog.

Digitized by Google

Nun baute er eine zweite Hütte, und Anima blieb bei ihm und diente ihm. In Wahrheit aber war sie die Herrin.

Sie führte ihn zu dem priesterlichen Hirten, der in dem stillen Dorf am Bergeshang über seine Herde wachte.

Der erschloß ihm das neue Leben und nahm ihn auf in das unsichtbare Reich, in dem der Gekreuzigte König ist.

Unvergeßlich war für Peregrin der Tag, da er zum erstenmale das lebendige Brot der Unsterblichkeit, seinen Herrn und Gott, empfing.

Das war die herrlichste Erfüllung all seiner Sehnsucht. Da fand seine glühende Seele den Wahrheitshort, die reine, übermenschliche Höhe, die sie so lang gesucht.

Nun wurden all seine Tage Feiertage, denn Seelen, die Gott besitzen, wissen nichts von niedriger Alltagsnot, und trügen sie auch Berge von Leiden.

In Anima wuchs von Tag zu Tag die Sehnsucht nach dem ungeteilten Besitz des Geliebten ins Ungemessene, Übermenschliche; und die zarte Hülle ihrer Seele begann unter dieser Glut zu vergehen, wie Blumen welken im Sonnenfeuer.

Peregrin sah es mit geheimem Erschrecken.

In einsamen Stunden fragte er sich, warum er bebe vor dem Abschied, den er nahen fühlte. Was war die Hülle, die verging? — Würde nicht ihr Geist, ihre große, klare Seele immer bei ihm bleiben?

Nein, er wollte sie fröhlich scheiden sehn und sie seinem Gott nicht neiden. — Mehr noch, er wollte sich nach ihrem Vorbilde rückhaltlos ihm schenken und Priester Gottes werden.

„Anima?" fragte er leise.

„Ich höre, Peregrin."

„Laß uns scheiden heute. — Auch an mich ist meines Gottes Ruf ergangen. Dich ruft der Bräutigam zu seligem Besitz, mich zur Entsagung.

Du hast mich gelehrt, meinen König zu lieben und gabst mir selbst das Beispiel völliger Hingabe. So will auch ich mich ihm weihen. Ich will Priester werden. — — —

Nun, da der Abend meines Lebens naht, in elfter Stunde, hat er mich noch gerufen. Du aber," seine Stimme erlosch fast in tiefster Ergriffenheit, „wenn du indessen zu dem Geliebten gehst, so grüße ihn von mir tausendmal und bitte für mich, daß ich seines Dienstes würdig werde.

Dann segnete ihn Anima, und ihr Blick, der ihn traf, blieb in seiner Seele wie ein überirdisches Leuchten. Dann schieden sie voneinander.

* * *

Digitized by Google

Wieder einmal stand Anima allein und von allen Menschen verlassen auf der Welt.

Noch einmal glühte ihre sinkende Lebensflamme auf; und sie ging nun an ihr letztes Werk.

Sie zog als arme Harfnerin von Tür zu Tür und sang Lieder göttlicher Liebe.

Da brannten alle Herzen, die sie hörten, und wollten alles dahingeben, um der ewigen Liebe willen.

Unter diesen warb Anima viele und führte sie zu Peregrins Hütte.

Und sie begannen, einen Tempel daraus zu bauen. —

Animas Sehnsucht aber wuchs von Tag zu Tag groß und übergewaltig, eine Flamme, die bis an den Himmel schlug. Das Leben und alles Irdische wurde ihr zu unnennbarer Qual.

Aber ihre Stunde war schon nahe. — — —

Als in der Stadt hinter den Bergen Peregrin zum erstenmal das große, heilige Erlösungsopfer feierte, brachte er es dar für Anima.

Und als das Schweigen der Wandlung sich gewaltig über dem Tempel niedersenkte, ging der Himmel auf, und ein Engel schwang sich von der Erde jauchzend zur Sonne. —

Dann in der Danksagung, als der Dom sich leerte und das Morgenlicht nur still und leise mit verwehtem Weihrauch und dem zitternden Nachklang heiliger Hymnen spielte, war Peregrin allein mit Gott.

Da nahm der König seine staunende Seele bei der Hand und führte sie fort in weite Fernen.

Drunten lag das wohlbekannte Tal, wo der tiefe, stille Strom vorüberwallte.

Über der weißen Mauer tat sich der Himmel auf, und es wogte daraus ein Meer von Licht.

Gottes Engel stiegen herab auf die Mauer. Ihre Augen und Stirnen waren leuchtend und friedeklar; und sie schauten mit frohen Mienen über das Tal, ob Anima noch nicht komme.

In ungezählten Scharen kamen sie herbei; und weil sie es nicht mehr erwarten mochten, flogen sie herab von der Mauer und gingen über den Strom. Dicht gedrängt standen sie glanzvoll in den Lüften und wallten über den Wassern einher.

Süße Kindlein, des Himmels Schmetterlinge, saßen mit schillernden Flügelein auf den Felsenspitzen und in den Wipfeln der Bäume.

Die nächtlichen Wogen des Stromes glühten wunderbar; denn die leuchtenden Angesichter der himmlischen Heer-

Digitized by Google

scharen spiegelten sich darin, und die Kindlein streuten jauchzend goldne Rosen aus den Höhn.

Harrend stand Pazifikus in dem Nachen, den die geheimnisvollen Wasser leise, leise wiegten. Sein heiligernstes, tiefsinnig schönes Angesicht selbst strahlte heute, und die dunklen Schattenflügel leuchteten in mildem Glanze.

Die Rechte auf das Ruder stützend stand er hoch und regungslos in dem wiegenden Kahn, den großen Blick in die Ferne gerichtet.

Da kam Anima.

Sie trat aus ihrer Hütte; und die Königin, von Liebe leuchtend, führte sie an der Hand wie eine Mutter ihr Kind.

Animas lichte Freunde gingen ihr zur Seite schön und ritterlich; und Benignus trug das goldene Buch, darin er Animas Leben und Leiden verzeichnet hatte.

Sie aber lächelte vor dem mystischen Tor, vor dem so viele in bleicher Furcht verstummten, und blickte nicht zagend nach den höllischen Gestalten, die tief im Geklüft des Gestades versteckt, ihr ohnmächtig drohten.

Sie schaute nur ins strahlende Auge der Königin und küßte ihres gekreuzigten Erlösers Bild.

Dann lenkte der hohe Fährmann den Nachen schweigend hinaus in die Flut.

Vor dem Tore neigte er sich zu Anima und küßte sie still und feierlich und sprach zu ihr:

„Werde sehend!"

Dann schlug er ans Tor. —

Da versank die Erde. Ewiger Morgen dämmerte herauf, und Anima sah, — die entschleierte Wahrheit.

Die Himmel erbrausten vom Hochzeitsjubel, und vom Berge des Lichts kam der Bräutigam ihr entgegen unverhüllt in unvergleichlicher Schönheit.

Er nahm aus Benignus Hand das Buch von Animas Leben und durchschaute es mit einem einzigen, göttlichen Blick.

Er sah, daß ihre Schuld tausendfach gesühnt war mit seinem Blut, und daß ihr Herz aus Liebe und Sehnsucht nach ihm gebrochen war.

Da sprach er zu ihr:

„Komm, meine Geliebte, in das Reich, das ich dir von Ewigkeit bereitet habe."

Zehntausend seiner auserlesenen Bräute zogen ihr mit Lilien entgegen, in Weiß und Purpur gekleidet, und sie sangen das Lied, das immer jene singen dürfen, die dem Lamme folgen, wohin es geht.

Digitized by Google

Benedikta trat ihr entgegen; und ihre Mutter Anzilla kam frohlockend Hand in Hand mit dem wiedergefundenen Gatten.

Anima sah, daß es der Hirt war aus dem Heimattal, und er fiel ihr zu Füßen und rief: „Mein heiliges, geliebtes Kind!"

Flammende Seraphim schauten sie an mit Wonne und traten hinzu, ihr zu dienen.

Sie jauchzten Anima zu und führten sie im Triumph zum heiligen Berge.

Dort führte sie Jesus in das Brautgemach seiner Liebe, wo sie an seinem Herzen ruhte und aus den Meeren seiner Wonne trank von Ewigkeit zu Ewigkeit.

* * *

Als Priester Gottes kehrte Peregrin zurück in sein Tal.

Er fand den Tempel und Animas leere Hütte und nahm Besitz von ihrem Vermächtnis, dem blühenden Rosenbaum, in dessen Zweigen die Harfe hing.

Wo einst in seiner Hütte der Altar stand, wohnte nun das lebendige Brot, das Peregrin allen Armen und Müden reichte, die mit Pazifikus reisen mußten.

In tiefen Stunden nahm er die Harfe zur Hand; und seiner Lieder flammende Schwinge trug manche Seele zum Licht.

Peregrin gründete eine heilige Gemeinde, die sich um den Tempel sammelte.

Da wohnte er so lange, bis auch ihm das Herz vor Sehnsucht brach und bis die Königin und Anima ihn zu dem Geliebten holten.

Da liegst Du gebettet / Von Ferdinand Maher.

Da liegst Du gebettet, Dein Herz hat nun Ruh,
Die Erde Dein Kissen, ein Stein deckt Dich zu.

Wie Rauhreif starren die Tränlein herauf,
Kein Hauch Deines Mundes taut sie mehr auf.

Ich fühl in den Fingern das Eis Deiner Brust.
Wie tief Du da drunten nun frieren mußt!

Dein Grab kämpft mit Nebeln so kalt wie der Tod,
Es krümmt sich ins Herz mir ein Dornzweig der Not.

Ich knie hier verwirrt nur und klopf auf den Stein,
Mach auf mir die Türe und laß mich hinein.

Da liegst Du gebettet, Dein Herz hat nun Ruh,
Die Erde Dein Kissen, ein Stein deckt Dich zu!

Digitized by Google

Ein toter polnischer Dichter: Theodor Thomas Jez

Von K. v. Roczycki.

Thomas Theodor Jez, der vor kurzem — fern von seinem Vaterlande — in Lausanne verschieden ist, gehörte nicht zu den großen Gestaltern der polnischen Literatur, aber einer ihrer originellsten Vertreter war er jedenfalls. Mit ihm ist nicht nur ein Dichter, sondern auch eine der edelsten und ritterlichsten Persönlichkeiten Polens dahingegangen. War doch sein ganzes Leben ein einziger großer Kampf für die Freiheit des Vaterlandes, und Armut, Elend, Verbannung haben ihn seinen Idealen niemals untreu werden lassen. Er war ein Dichter, dessen Leben selbst fast wie ein Roman sich abspielte, und seine besten Schöpfungen hat er aus erlebter Wirklichkeit gegriffen, aus dem, was er selbst an Eindrücken und Beobachtungen während eines wechselreichen und gar oft stürmischen Daseins gesammelt.

Im Jahre 1824 kam Sigmund Milkowski — Jez war sein Schriftstellername — in Podolien zur Welt. 1847 bezog er die Universität Kiew, um Mathematik zu studieren. Er verließ — wohl unfreiwillig — Kiew und ging nach Galizien. Das Revolutionsjahr achtundvierzig sah ihn in Ungarn, wo er an einer Reihe von Gefechten teil nahm, um nach Niederringung des Aufstandes in die Türkei zu fliehen. 1850 weilte er in London. Not und Hunger drücken ihn nieder, aber brechen ihn nicht. Endlich gelingt es ihm, durch publizistische Arbeiten ein kärgliches Brot zu verdienen. Bei Ausbruch des Krimkrieges organisiert er eine polnische Legion in der Türkei. Dann durchwandert er auf der Flucht, als Bettler verkleidet, unter Abenteuern und Gefahren Serbien und Bulgarien. 1858 sehen wir den Rastlosen in Paris, von wo aus er sich als Emissär der „Demokratischen Gesellschaft" nach Polen begibt, um den bewaffneten Aufstand gegen Rußland vorzubereiten. Die Revolution von 1863 brach zusammen, und Milkowski mußte fliehen. Er wird in Galizien gefangen genommen und dann ausgewiesen. In der Schweiz nimmt er nun dauernd Aufenthalt und lebt ganz seiner literarischen Tätigkeit. Im hohen Alter von 90 Jahren ist er am 10. Januar dieses Jahres in Lausanne gestorben.

Jez kam eigentlich ganz zufällig unter die Literaten und das merkt man ihm auch an. Seine Persönlichkeit und sein Schaffen wurzeln so ganz im Leben, und aus diesem Leben schöpft er seine kernige Frische, seine gesunde Kraft. Etwas Urwüchsiges, Unmittelbares, Temperamentvolles, das so gar nicht nach literarischer Schulung schmeckt, zeichnet seinen Stil, seine Darstellung aus.

Jez hat eine stattliche Reihe von Romanen und Erzählungen geschrieben. Seine besten sind die, welche er aus dem Leben und der Geschichte der Südslaven und den Zuständen in den Balkanländern schöpfte. Diese fremde Welt entrollt sich vor den Augen des Lesers in lebendigen Farben, sie fesselt durch die Neuheit und Eigenart des Stoffes und befriedigt durch den künstlerischen Wert der Darstellung. Den Inhalt dieser Erzählungen bilden die Kämpfe der christlichen Balkanvölker gegen die türkischen Eroberer und Bedrücker, und ihre Tendenz — opferwillige Hingabe für die Freiheit des Vaterlandes — mußte gerade polnische Leser besonders anziehen. Ein wahres Kleinod voll künstlerischer

Digitized by Google

Spannung und Farbenpracht ist die Erzählung aus dem 16. Jahrhundert „Die Uskoken". Es waren das die serbischen und bosnischen Flüchtlinge, die sich vor den Bedrückungen der Türken nach Kroatien und Dalmatien retteten, von wo aus sie oft blutige Expeditionen ins türkische Gebiet unternahmen.

Demselben Stoffgebiet entnommen, aber kleineren Umfanges, sind die Erzählungen „Die Braut des Haram Pascha", „Vor 200 Jahren", „Assam", „Der slavische Herzog", „Ums Dasein" und andere.

In seinen Erzählungen, die polnische Verhältnisse und polnisches Leben schildern, tritt eine ausgesprochen demokratische Tendenz deutlich — manchmal allzu deutlich — zu Tage. Jez ist auch der erste, der den polnischen Bauer in die Literatur einführte — die Erzählung „Wasil Holub" begründete seinen literarischen Ruf — aber das tat er ohne jede sentimentale Glorifikation. Er vertrat zwar nachdrücklich die Emanzipation des Bauernstandes, predigte aber auch den andern Ständen unaufhörlich, daß „die schönste Betätigung der Tugend das Opfer der Allgemeinheit" sei. Diese Überzeugung vertrat er in einer großen Reihe von Erzählungen, so in „Die Geschichte vom Urahnen", „Der Enkel des Fähnrichs", „Das erste Gebot Gottes", „Das Tagebuch eines Freiers". Am Abend seines Lebens schrieb er seine Erinnerungen („Von der Wiege durchs Leben"), die erst teilweise gedruckt wurden. Jez hatte in der Tat viel gesehen, erlebt und erfahren, gehörte er doch noch zu den wenigen, die einen Lelewel, einen Mickiewicz persönlich gekannt hatten.

Es wäre nur zu wünschen, daß dieser künstlerisch wertvolle Dichter, dessen lautere Gesinnung, treue Pflichterfüllung und wahre Vaterlandsliebe in seinen Werken so eindringlich zu Tage tritt, auch dem deutschen Publikum durch gute Übersetzungen bekannt gemacht werde.

Abendruhe

Von Wilh. Lennemann.

Eine Kate steht am Himmelsrand,
Ganz von goldnem Abendrot umspannt.

Ueberm Strohdach, in dem lichten Schein
Tanzen Englein ihren Ringelreihn.

Und der Bauer in des Abends Ruh
Sieht dem Spielen seiner Kinder zu.

Geht der Herrgott durch das Maiengrün,
Sieht die Englein und das Abendglühn;

Setzt sich zu den Kätner auf die Bank,
Beide selig — und der Tag versank.

Digitized by Google

Nachtarbeit

Skizze von M. Herbert.

An allen Straßenecken war es auf weißen Zetteln in brennend roten Buchstaben zu lesen: „Ein pikanter Abend. Vier französische Einakter: Nachtarbeit, Die Dirne, Der Dieb usw." Das Stadttheater der bayerischen Provinzstadt bot dem p. t. Publikum etwas ganz Besonderes, etwas „Pariserisches".

In dem Tageblatt hatte gestanden, daß die „reizenden Sächelchen" den höchsten Beifall König Eduards von England genossen hätten. Für die vorzügliche Aufführung in irgend einem Modebad hatte der Beherrscher aller Briten dem Direktor einen Orden gestiftet. Auch andere „höchste Herrschaften" hatten sich äußerst befriedigt gezeigt. Etwas „Pariserisches" sah man in der guten alten, von deutschgeschichtlichen Überlieferungen erfüllten Stadt ganz selten.

Besonders die Arbeiter und die kleinen Leute spitzten die Ohren, allen voran die unreife Jugend, die so gern von den niedrig hängenden Giftfrüchten des großen Lebensbaumes nascht, als ob man sich den Magen nicht früh genug verderben könne . . .

Auf dem grünen Plüschsofa im Bureau des Herrn Direktors saß die neu engagierte jugendliche Liebhaberin und weinte. Sie war ein hübsches, zartes Mädchen aus „guter Familie" und war aus purer jungdummer Begeisterung zum Theater gegangen.

„Ich spiele die Rolle der Dirne in Nachtarbeit nicht!" schrie sie verzweifelt, während ihre Augen in heller Angst brannten. „Es ist scheußlich, es ist entehrend. Ich muß mich vor mir selber schämen, wenn ich es tue." Die Röte kam und ging auf ihrem hübschen Gesicht.

Der Direktor, ein schwarzer, beleibter Herr mit pfiffigen Augen lachte, ja er lachte, daß die Lorbeerkränze über seinem Schreibpulte leise zu rascheln begannen. Er sprach wienerisch und jüdelte ein wenig.

„Ja, Sie kloane dramatische Schneegans, Sie, wo denken's denn hin? Sie soan ja wie gemacht für die Rollen: so fesch, so gut gewachsen und schick . . ."

„Und ich spiel's nicht!" rief das Mädchen mit blitzenden Augen.

Digitized by Google

„Das wer'n wir ja seh'n! Wenn Sie's nöt spielen, spielt's halt die Naive. Aber Sie sind morgen entlassen. Haben Sie mich begriffen?"

Entlassen?! Und wohin denn? Sie hatte kein Heim, keine Familie. Sie war ganz allein. Sie war schon auf vielen Bühnen aufgetreten, ohne sich halten zu können. Sie war so glücklich gewesen über das erste feste Engagement an einem größeren Theater. Ihre Mittel waren ganz zu Ende.

Sie senkte den Kopf: Wieder ins Ungewisse hinein!? Schrecklich!

„Ich seh's schon. Sie sind ein braves, vernünftiges kleines Mädchen. Geben Sie mir lieber einen Kuß."

Sie haßte seine Küsse. Aber alle Damen seines Theaters küßten ihn; das war eine seiner Gerechtsamen.

Draußen stand sie und rieb sich den Mund mit dem Sacktuch.

Die ganze Geschichte ekelte sie an. Ich wollte, ich wäre tot, dachte sie.

Sie ging über die Straße ihrer Wohnung zu. Sie kam an einem Zigarrenladen vorbei. In dem Schaufenster hingen die Bilder der Bühnenmitglieder. Sie war auch darunter. Als Rautendelein mit Schilf und Wasserrosen im Haar.

Früher, als Backfisch, dachte sie, es müsse eine Seligkeit sein, das Rautendelein spielen zu dürfen. Aber sie war schon alle frommen Täuschungen losgeworden. Sie sah das Leben auf den Brettern, wie es war. Entsetzlich und erniedrigend für den Anfänger — eine lange Hölle für den Mittelmäßigen — erträglich und voll von einer gewissen Befriedigung nur für den Großen, den ganz Großen, der seine Bedingungen stellen kann . . .

Sie würde nie eine ganz große sein. Neulich, als sie zwischen den Kulissen stand, hörte sie, wie der Charakterdarsteller und der „gesetzte Held" über sie sprachen: „Die kleine Bauer ist schon auf ihrer Höhe. Seit vorigem Jahre, da sie hier gastierte, hat sie ihren Leistungen keine neue Nüance gegeben; sie wird sich nicht weiter entwickeln. Zum Übergang ins Hochdramatische reicht's nicht, und ihre Jugend hat auch schon einen Knax. Sie kann müde aussehen . . . müde mit vierundzwanzig Jahren!" So sagte der Charakterdarsteller.

„Ja, unser Leben reibt auf!" erwiderte seufzend der „gesetzte Held", der schon Embonpoint ansetzte.

Es war mitten im Szenenwechsel eines Lustspiels von Kadelburg. Sie mußte hinaus und einen übermütigen Backfisch spielen — und es mißlang ihr kläglich; denn das Gespräch hatte ihre ganze Schwungkraft gelähmt. Sie war so leicht niederzuschlagen.

Digitized by Google

Und doch nähte das Mädchen selbst das schamlose Dirnenkleid, das vorgeschrieben war, und doch duldete sie auf der Probe mit zusammengebissenen Zähnen all' die Häßlichkeit, die unter ihren zierlich lockenden Worten und Anspielungen sich verbarg. Ja sie kam unwillkürlich in ihre Rolle hinein, denn sie hatte Talent und die große Anpassungsfähigkeit des Talentes.

Aber die Nacht, welche dieser Probe folgte, war furchtbar.

Helene Bauer, das rein und gut erzogene Mädchen, träumte, sie sei nun selbst in Wirklichkeit eine Dirne geworden, eine jener Verlorenen, die man nur mit Verachtung nennt, die sich selber weggeworfen, beschmutzt, entwürdigt haben. Sie träumte, sie renne nachts durch endlos lange, dunkle und kalte Straßen, von lachenden Männern verfolgt, beleidigt, roh angefaßt. Ihre Seele lag auf der Folter, alle ihre Nerven zuckten.

Als sie endlich zu sich selber kam und der Wirklichkeit ins Gesicht starrte, stöhnte sie und rang die Hände:

„O Gott, ich wollte, ich wäre tot! Wie furchtbar ist das alles!"

Aber das Leben forderte seine Rechte, unerbittlich, ohne Erbarmen.

Und der pikante Abend brach an. Im ausgeschnittenen Seidenkleid, von den Spitzen ihres Abendmantels überrieselt, mit sanften und geschmeidigen Bewegungen, mit girrender Stimme und wirklich bezaubernd in ihrer Jugend und Anmut spielte sie die Dirne — und gefiel! Die Lebewelt nimmt es als selbstverständlich hin, daß blutjunge, und verdorbene Mädchen dazu gezwungen werden, die Rollen von Dirnen zu spielen. Die halbreifen Kaufmannslehrlinge im Parkett, die eleganten Lebemänner in den Logen, das Gros des Publikums im zweiten Rang, die Fabrikarbeiter auf den Galerien: alle jauchzten, johlten, brüllten. Ein abscheulicher Jubel ging durch das Haus. Das „Pariserische" entzückte die Bestie in ihnen.

„Endlich haben wir ein Zugstück!" sagte händereibend der Direktor zum Regisseur . . . „Das geben wir mindestens hundertmal," fuhr er zu Helene Bauer gewendet fort, die eben totenblaß von der Bühne zwischen die Kulissen trat. „Sie waren ja zum Küssen, zum Verlieben! Sie kennen eben Ihre eigene Kraft noch nicht . . . Sie haben das Publikum behext!"

Sie starrte den Wonnestrahlenden mit halbem Verständnis an.

„So etwas will das Publikum," setzte er ihr auseinander. „Niemand will etwas anderes. Die Klassiker

Digitized by Google

haben sich überlebt, das moderne Schauspiel wendet sich an die Gebildeten, aber die unteren Klassen und die Lebeleute wollen das Pariser Genre, und sie füllen die Kassen . . . Ja, das wird ein großer Kassenerfolg sein!"

Sie stand entgeistert da, die Arme sanken ihr schlaff am Leibe herunter: Hundertmal würde das Stück gegeben werden! Hundertmal würde sie sich so erniedrigen — an hundert Abenden würde sie das roh wiehernde Gelächter hören, die gierigen Lorgnons auf sich gerichtet fühlen . . .

Ihr schauderte. Alles im Leben wird zur Gewohnheit: zuletzt würde sie heimisch werden in der Rolle der Dirne, keinen Abscheu mehr empfinden, in der Gemeinheit herumplätschern, wie der Fisch in seinem Element. Und die Menschen nahmen sie wohl heute schon für das, was sie so gut darstellte. Sie würde ohne Achtung weiterleben, gemieden von den Besseren.

Wieder schauderte ihr. Wie schlafwandelnd ging sie in die Garderobe, die sie mit den anderen Schauspielerinnen teilte.

Als sie über die Schwelle trat, rief eben eine schrille Frauenstimme: „Nein, hättet ihr das der Bauer zugetraut? Die ist frech genug. Ich sag's ja immer: Stille Wasser sind tief!"

Plötzlich erscholl ein lautes Weinen — die Gestalt in der rotblonden Perücke, im schamlosen Dirnenenkleid lag mit krampfhaft zuckenden Schultern vor dem kleinen schmutzigen Diwan und wühlte das geschminkte Gesicht in die fettigen Polster. Helene Bauer hatte einen Weinkrampf bekommen.

Man hielt ihr ein schlechtes, abscheuliches Parfüm unter die Nase.

„Spielen Sie doch keine Komödie!" schrie die schon ältliche Hochdramatische. „Sie sind ja eine ganz Geriebene!"

Der Neid geiferte gegen die arme Erfolgreiche. Häßliche, böse Worte umschwirrten sie; die ganze Hölle schien gegen sie losgelassen. Dann stoben alle hinaus; der zweite Einakter begann.

Langsam, wie von selbst streifte sie das Kleid herab. Sie war mit der Garderobenfrau allein, die tröstete sie in ihrer bayerischen Mundart:

„Tun Sie Ihna nichts draus machen. Theaterleut tauchen nicht, alle miteinand."

* * *

Still ging Helene Bauer die staubigen, grauen, kalten Treppen herab, dem Ausgange des Kulissenraumes zu.

Digitized by Google

Die Nachtarbeit war das erste Stück des pikanten Abends gewesen. Es war noch verhältnismäßig früh. In den dunklen, engen, mittelalterlichen Straßen brannten in weiten Zwischenräumen trübe Gaslaternen; das Pflaster war schlüpfrig, die Luft des Februartages feucht, schwer und kalt. Ein bräunlicher Nebel umflorte die spärlich erhellten Fenster der Häuser und hüllte den Himmel ein. Das Straßenleben war schon erloschen; nur ganz vereinzelt ein Fußgänger — alles voll Schwermut und Verödung.

Es schien, als sei die ganze Welt ausgestorben und Helene Bauer befände sich allein in dieser kalten Öde. Eine grenzenlose Trauer faßte sie an. Sie fürchtete sich vor dem Leben, vor der Sklaverei ihres Loses, vor der eigenen Sehnsucht nach Schönheit und Glück, nach Glanz und Freude. Sie fürchtete ihre Jugend . . .

Sie hatte es heute abend gespürt. Ja, vielleicht lag in den dunkelsten Tiefen ihres Wesens ein Talent, das sie befähigte, die Dirne so gut zu spielen. Aber ihr schauderte vor diesem Talent. Sie fühlte sich in einen Strudel des Verderbens gerissen und sah tausend Hände, die bereit waren, sie tief und tiefer hinein zu stoßen, aber keine einzige, die retten und helfen wollte. Sie hörte keine süße und tröstende Stimme. Sie war eine Sklavin der Verhältnisse, wie das Tausende sind, die es nicht so bitter empfinden, die in dumpfer Bewußtlosigkeit dahinvegetieren.

In ihr aber lebte noch die bessere und höhere Natur, in ihr regte sich noch die freie Seele, die gegen die Knechtschaft knirschte. Sie dachte daran, daß es unerträglich sei, ohne Selbstachtung zu leben. Der Boden wankte unter ihren Füßen, sie konnte keinen festen Halt gewinnen, sie sah keine Rettung, keinen Ausweg in dieser Welt, wo Tausende vergeblich um ein ehrliches Brot ringen, Tausende untergehen, ohne daß ihr Notschrei ein Ohr trifft.

So ging sie wie von selbst weiter.

Nun stand sie auf der Donaubrücke, über die sie gehen mußte, um ihre Wohnung zu gewinnen. Dunkel, unabsehbar tief und schweigend wie ein Strom der Vergessenheit ging der breite Strom dahin. Seine Schweigsamkeit, seine Tiefe hatten etwas Lockendes. Auf seinem Grunde waren Reinheit und ewige Versorgung, Kühle und Ruhe . . .

Wer hatte Helene Bauer jemals von der ewigen Seele geredet? Wer von dem großen Tröster der Menschen? Niemand! In den Freuden und Sorgen des Diesseits wuchs sie auf. Ihr Himmelreich war das Theater gewesen. Das hatte ihr Entwürdigung, Schande, Enttäuschung gebracht.

Digitized by Google

Das hatte ihr Dasein verdorben. Sie haßte den Schmutz, und sie wußte, sie würde im Schmutz ersticken, wenn sie nicht zuvorkam . . .

Am nächsten Abend spielte die Jugendlich-Naive die Dirne in Nachtarbeit, denn Helene Bauer war verschwunden. Erst viele Wochen später wurde ihre unkenntliche Leiche geborgen. Keiner regte sich darüber auf, keiner ahnte es, welche Tragödie der Seele hier zu Ende gekommen war.

Der Abschiedsbrief.

Von P. Gaudentius Koch, Kapuziner.

Er stand im dreiundzwanzigsten Jahr,
Oberleutnant war er geworden;
Stolz war sein Wuchs und blond sein Haar,
An der Brust glänzt ihm ein Orden.

Da kam sein Brief: „Herzmütterlein,
Dein Einziger schickt Dir heut Kunde;
Nun darf ich Gottes Liebling sein,
Ich holt aus der Schlacht mir die Wunde.

Und stellt Dir der Bote das Brieflein zu,
Bin schon ich von dannen geschieden;
So sei eine starke Mutter Du,
Vergönn nach dem Kampf mir den Frieden.

Ich stritt, ich sterbe fürs Heimatland,
Gern soll ihm mein Opfer geschehen;
Zum Abschied, lieb Mütterchen, gib mir die Hand,
Im Himmel auf Wiedersehen!"

Digitized by Google

Richard Schaukals Kriegssonette

Von Josef Neumair (z. Z. im Felde)

1.

Seit 12. Dezember, dem Tag, an dem wir, gehetzt, aber wohlbehalten, wieder auf bosnischem Boden glücklich landeten, liegen wir auf der Lauer, halten Grenzsicherung, ruhen uns aus, pflegen Körper und Seele und Geist, lesen Zeitungen, lesen Bücher, haben geregelten Verkehr mit unsern Lieben zuhaus, träumen in die Landschaft hinaus, in die Vergangenheit und die blühende Zukunft, schlafen viel, besprechen die Kriegsereignisse reichlich und ausdauernd, machen Pläne, bauen Luftschlösser für uns und das Vaterland, sind frisch und lebensfroh und alles, was draußen geschieht, findet lebhaften Widerhall im Winkel, an den wir festgeschmiedet sind. Wir sind glücklich; glücklich, daß wir dem Verhängnis, das schon vor uns in der Flanke, ja selbst im Rücken drohend lauerte, noch in letzter Stunde entkamen; glücklich, daß unsere tapfern Brüder im Osten und im Westen so erfolgreich kämpfen; glücklich, daß es um Oesterreich und Deutschland so verheißungsvoll gut steht; wir sind glücklich, in einer so großen, reichen Zeit zu leben und noch weiter mit Manneskraft wirken zu können.

Es gibt Gelegenheit, da wir, unser zehn und zwanzig Offiziere, uns in gemütlicher, sorgen- und dienstfreier Stunde zusammenfinden, frohe, frische Männer aus allen Berufen. Und da heißt es dann oft: Professor, lies etwas! Ich las schon vielerlei; was gerade zur Hand war aus Bürgers Gedichten, die wir in einem Haus in Serbien fanden und mitnahmen, aus dem Faust, gleichen Ursprungs, aus einer Anthologie für Mädchen, auch „requiriert", Feuilletons und Gedichte aus den Zeitungen; jedesmal aber auch aus den Ehernen Sonetten und Kriegsliedern Richard Schaukals; diese führe ich mit mir, seitdem sie erschienen sind — der Autor hatte die Liebenswürdigkeit, sie mir nachzuschicken. Sie werden jedesmal neu verlangt, gefallen jedesmal wieder; Aktiver und Reservist, Jurist und Kaufmann folgen mit gleicher Spannung den nicht immer volkstümlich einfachen Gedankengängen. Ihnen habe ich die Tore in Schaukals reiche Gemächer geöffnet, ich habe darin schon viele Stunden und Tage verbracht, angeregt, erfreut, erhoben, sinnierend auch mit ungläubigem kritischen Lächeln. Ich trug die drei zarten Bändchen schon lange mit mir herum, sozusagen im Tornister, eh ichs wagte, sie vorzuzeigen; ich fürchtete, sie vermöchten auf nicht literarischgeübte Gemüter nicht so zu wirken, als ich es ihnen wünschte; endlich einmal, als wir im Mondenschein um ein Lagerfeuer auf serbischem Boden saßen und angeregt plauschten und heißen Tee schlürften, suchte ich sie heraus und las und las und war freudig und freundnachbarlich — gewissermaßen als Berufsgenosse — überrascht über die Wirkung. Jetzt, da ich Zeit habe, möchte ich darüber Rechenschaft ablegen, warum.

Die Leser dieser Blätter werden mir sicherlich zuhören. Ihnen ist Schaukals Wirken bekannt. Zuerst, vor Jahren, hat Richard v. Kralik hier auf ihn aufmerksam gemacht und eine Blütenlese geistreicher, treffender Gedanken aus den kritisch-philosophischen Büchern vorgelegt; später einmal, im vorigen Jahr, kam der Herausgeber auf ihn zu sprechen, als er gegen eine überraschend abfällige Kritik Ernst Thrasolts erwidern mußte. Was die Leser von seinen Büchern kennen, kann ich nicht wissen; jedenfalls werden sie die neuen, die Kriegspoesien anschaffen. Es sind: „1914.

Digitized by Google

Eherne Sonette", „Kriegslieder aus Oesterreich 1914. Erstes Heft" und „Standbilder und Denkmünzen 1914. Der Ehernen Sonette zweite und dritte Reihe". Alle bei Georg Müller in München.

2.

Eherne Sonette, Lieder in Eisen, geharnischt wie die Rückerts, Kampfpoesie fürs Vaterland, in der kunst- und klangvollen Form, die Petrarka schuf, die Bürger und Goethe, die Schlegel und Platen nachbildeten und neugestalteten. Schaukal, der in der Formalkunst größer ist, als in der mitreißenden oder volkstümlichen Dichtung, meistert das Sonett wie wenige der Zeitgenossen. Er bewegt sich darin wie völlig zu Hause, es ist sein Element, leicht und sicher rundet sich ihm die Gedanken- und Gefühlsreihe in die Form des zweiteiligen Gedichtes, des massigen Aufgesangs und lustigleichten Abgesangs, gleich dem gotischen Kirchtürmlein, des Vierstrophengefüges mit dem klingenden Reimspiel. Alle Motive, alle reichen Äußerungen seines Innenlebens, seiner vielgestaltigen Persönlichkeit reihen sich, festgefügt, zum Sonett, im Inhalt, in der Sprache, im Reim gleich anregend, frei von Gemeinplätzen, mit der Fülle der Schönheit.

Soll eines gleich als Beispiel zur Einzelbesprechung hier stehn:

Der Weltkrieg.

Bald lauschen wir verhaltnen Hauchs nach Osten,
wo Rußland seinen Riesensturm erneut,
bald jubeln wir, daß schon Paris bedräut:
wir mögen keine andre Kunde kosten.

Was sonst uns wert war, lassen wir verrosten.
Der Krieg ist unser Füllhorn: er nur beut,
was uns bekümmert, steigert und erfreut.
Wer nicht im Feld ist, steht daheim auf Posten.

Was keiner noch erlebte, niemand träumte,
das ungeheure Ringen von Millionen,
die Welt verwandelnd in ein wildes Morden:

es ist der Inhalt unsres Tags geworden.
Wogegen sich empört sein Wesen bäumte,
darin hat sich der Mensch gewöhnt zu wohnen.

Das ist eine Charakterisierung der Situation, in der wir nun seit Monden leben. Sie trifft. Wir sagen: so ist es. Wir folgen mit angehaltenem Atem den Gedanken, gehn mit dem Dichter, der uns führt, Schritt für Schritt, schauen, was er uns zeigt, horchen zweimal, dreimal auf bei Worten, die nicht alltäglich klingen, bei Fügungen, die uns verpflichten, auf die besondere Art des Wegweisers und Führers zu achten, die uns aus dem gewohnten Geleise des Denkens und Sprechens herausheben.

Und dieser ähnlicher Art sind die andern, fast alle gleich reich, vollendet, gerundet, wirksam. Das scheinbar Gerundete, wie soll man sagen, Gedrechselte, manchmal wäre man versucht zu sagen: Gekünstelte mit nicht alltäglichen Wortfügungen, Wortziselierungen, auffälligen Prägungen, das Gehaltene, Wuchtige, Massige kehrt wieder. Schaukal überbietet sich hier in seinem ganzen Reichtum, in seiner Wort- und Wendungskunst, aber ebenso in der Pracht der stolzen Art, in der Tiefe des Auffassens und Denkens, in der Begeisterungsfähigkeit, in der Liebe zum Vaterland, die Unzutreffendes nicht übersieht, in der Liebe zum Volk, im Bekenntnis zum Deutsch-

Digitized by Google

tum, vor dem heute wieder einmal die Welt erschaudernd und staunend steht. Auch seine Gläubigkeit, das Positive des Denkens und Fühlens im katholischen Geist, wird offenbar; viele Bilder, drastische, erhellende, sind aus dem Kreis des katholischen Bekenntnisses genommen Und vor allem: er zeigt sich, selbstverständlich und offen, als zu uns gehörig, zum Deutschen Volke, zu Oesterreich, er denkt und fühlt, hofft und bangt, betet und streitet mit uns. Das ist anführenswert, wo so viele „deutsche" Dichter jetzt schweigsam geworden sind und sich hinter dicke Mauern zurückziehen, gedeckt nach allen Seiten, wie Neutrale, des Ausgangs unparteiisch harrend, damit sie die Gunst der Feinde und ihre Tantiemen nicht verlieren und nach dem Krieg wieder bald lieb Kind werden können. Wie schmählich haben sich doch Max Nordau und Arthur Schnitzler aufgeführt und viele andere mit ihnen. Richard Schaukal wird es weh tun, nur von fernster Ferne mit diesen Namen zusammen genannt zu werden. Es soll aber ja kein Stachel in der Zusammenstellung liegen. Von diesen Menschen und Dichtern, von dieser Clique hat sich Schaukal immer ferngehalten, zu seinem — äußern — Schaden, zu unserer Freude. Das und sein Glaube und vieles seiner Art hat dazu geführt, daß er des öftern zu den Unsrigen gezählt wurde, daß Kralik aus seinen Werken ihm Zutreffendes auslas, daß Wilhelm Oehl ihn in den 2. Band seines Monsalvat aufnahm. Schaukal wehrt sich gegen jede Parteizugehörigkeit: „Ich habe nichts zu schaffen mit Parteien". Jetzt gehört er zur großen Partei des deutschen Volkes, der österreichisch fühlenden Gemeinde, jetzt sieht er uns noch näher. Große Zeiten vermögen derlei große Entscheidungen.

Das Gebiet der „Ehernen Sonette" ist so groß wie das des Krieges und das des Sonettes. Im Sonett hat der Dichter ein Instrument, das sich zur Bearbeitung jedes Inhalts eignet, es taugt zur höchsten poetischen Stimmung gerade so wie zur nüchternen Abhandlung in dichterischem Gewande, zur Schilderung und zur Belehrung. Die Form, die Sprache, der Bau bieten Gesetz und Wandlung. Von ihm gilt, was Goethe im Sonett „Natur und Kunst" allgemein sagt:

„Und wenn wir erst in abgemess'nen Stunden
mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
mag frei Natur im Herzen wieder glühen."

Äußerlich an scheinbar starre Regel gebunden, läßt diese Gedichtform im Innern völlige Freiheit, selbst Prosaismen, die ein anderes Gedicht stören, verträgt es. — So eignet es sich für alle Themen. Schaukal begleitet die Kriegsereignisse vom 23. Juli 1914 bis zum 8. September: „Nun sind sie wieder vor der Stadt der Städte, dem angsterfüllten Herzen Frankreichs" („Paris"); zeichnet die hervortretenden Persönlichkeiten (Kaiser Franz Joseph, Wilhelm II., Moltke und Conrad, Hindenburg, Bethmann-Hollweg, Tisza, Poincaré, Hartwig, Grey, Asquith, Zeppelin) erhebt, charakterisiert, vergleicht, geißelt, berichtet; zieht andere Zeitereignisse, historische Erinnerungen ins Gewebe; nimmt freudig begeisterten Anteil an den Hochwelterscheinungen des Krieges, verhöhnt die Nörgler, klagt die wetterwendisch treubrüchigen Träger großen Namens des Auslands an (Maeterlink, Anatole France), stellt die Vorbilder und Vorbildner unserer Zeit auf ragende Säulen (Bismarck, Körner, Kleist, Eichendorff, Wagner) und führt das Zeitliche in den Kreis des Ewigen. Er beherrscht das ruhig klare Wort wie den Flammberg des heißen Grolls, eigene anschauliche Bilder erfreuen wie kunstvoll gemeißelte Fügungen. Kraft ersteht, Liebe bittet, Groll droht; es äußert sich das volkstümlich denkende Herz und die selbstgewachsene Persönlichkeit eines bedeutenden Menschen.

Digitized by Google

3.

Eine Sonderstellung nehmen die zornbebenden Stücke ein. Darin läßt der Dichter seinem Groll die Zügel und mäßigt nicht, spricht ganz aus dem Geist der Zeit und dem Gefühl des Volkes. Diese Art gefällt meinen Kameraden besonders, da freuen sie sich hellauf mit, da ists ihnen aus der tiefsten Seele wahr gesprochen.

Das ist eine Sprache! Wie Feuer sprudelts dem Dichter aus dem Munde, er schwingt die Geißel, daß es klatscht, kein Wort ist ihm zu bitter, zu grob, zu gallig. Unschönes muß sich dem Dienst des Wahren bequemen. Und markig! Und zusammengedrängt!

So die Sonette: „Poincaré", „Hartwig", „Sasanow", „Sir Edward Grey", „Asquith", „Der Unausweichliche", „Germania an Britania". Manchem sind sie wohl zu scharf. Aber, daß sich in dem Krieg, der fast alle Großmächte des Erdenrunds uns feindlich entgegenstellt, wo Rachegier, Neid, Eifersucht, Eroberungslust, Hinterlist, Geschäftsspekulation und andere unlautere Beweggründe sich wie eine freßgierige Wolfsherde auf unsere Länder, Errungenschaften langer Arbeitsjahre, unsere Kultur stürzen, daß da Zorn, Bitterkeit, Groll nicht völlig sich zurückhalten lassen, ist wohl nur menschlich zu heißen. Zwar Haß entspricht dem deutschen Volke nicht, es kann im Zorn erglühen, aber das Schleichende, Bleibende, Vergiftende des Hasses widerstrebt seiner Natur. So ist z. B. der „Haßgesang an England" von Lissauer kein typischer Ausdruck der Kriegsstimmung, er mag wohl eher orientalisch sein und ist abzulehnen. Haß findet keinen Weg zur Gottheit, Haß ist ein Teufelswerkzeug, aber Zornesentflammen, Gerechtigkeitssehnen, Groll, Bitterkeit — das sind Gefühle unserer Tage, dem ganzen Volke eigen. Ist es zu viel zu sagen: heilige Gefühle? Nicht nur Begeisterung, Liebe zu Volk und Vaterland, Ergebenheit, Vertrauen, Überzeugungskraft der Geschichte, Vorbilder früherer Tage, sie allein reichen bei allen Menschen nicht aus, so schlage das Glutschwert des Zornes drein und lehre die Völker uns kennen. — Auch Richard Schaukal schwingt es mit Macht; daß es blitzt und donnert, daß es weithin Flammen speit, daß es reinigt und entlädt. Diese Art Sonette bilden mit den andern zusammen eine geschlossene Kette, eine feste Reihe, ein ehernes Denkmal dieser ehernen Zeit. Wir danken es ihm und werden in den kommenden Jahren des Friedens ihrer nicht vergessen.

4.

Wie aber Schaukal nun einmal ist, er stellt sich auch persönlich in die Wetter, er ist keck und, wie soll ich sagen, eigensinnig genug, seiner nicht zu vergessen. Er malt sein eigen Bild in die großen Konturen dieser Zeit; es fällt auf, fast möchte ich behaupten, es *drängt* sich in den Weg: wenn er in drei Sonetten, am Schluß des ersten Bändchens in einem, an dem des zweiten in zwei, von sich, seiner literarischen Stellung und Würdigung spricht und an Lob für sich nicht kargt. Die Stücke heißen „Ihr und ich", „Der Lebendige" und „Humanum aliquid. Epilog".

Letzteres lautet:

Wo bleibt ihr, Größen von des Tages Gnaden?
Ich seh' euch nicht, bekränzte Zeitgenossen.
Der Weihrauch, der euch stets umflossen,
scheint auf die Dauer, Dichter, euch zu schaden.

Riß euch vielleicht der nur zu dünne Faden,
den ihr sonst spultet? Seid ihr so verdrossen,
weil das Erlebnis euern Hühnersprossen
beim ersten Tritt schon zu viel aufgeladen?

Digitized by Google

Gönnt mir, der niemals in der hehren Runde
auf abgezählten Stühlchen Platz zu nehmen,
— weil er ein Wanderer war in Sturm und Sonne —

Die schnöde Muße fand, die kleine Wonne,
den Schatten zu vergleichen, den die Stunde
von meinem Wuchse wirft und eure Schatten!

Er trifft auch hierin die Wahrheit; die vielen Tagesgötzen der Literatur sind plötzlich verstummt, die sonst immer um die Zustimmung in den Fragen der Zeit beim lieben Publikum tänzelten und buhlten, enthalten sich jetzt der Teilnahme am öffentlichen Gewoge, ziehen sich in die abgesteckten, kahlen Räume der Neutralität zurück, man hört nichts von ihnen, sieht sie nicht, auf einmal sind sie fremd geworden; fremd, was sie ja ihrem Volksstamm nach und ihrer Gesinnung immer waren. Der Hohn, den Schaukal an die Tatsachen fügt, behagt uns auch, die galligen Worte und Gedanken sprechen wir mit Vergnügen mit, wenn sie uns auch vielleicht ein wenig übertrieben scheinen. Aber, ist schon gut so: nur nicht schonen; sie verdienens. Und jetzt die fein gedrechselten Sätze des Abgesangs: Gönnt mir . . ., noch ein Stichelwort, das zutrifft, dann das breite, prächtige Motiv von „Schatten" und „Wuchs". Er denkt nicht klein von sich, aber — „nur die Lumpe sind bescheiden", sagt Goethe. Und in ihre Reihe gehört er wahrhaftig nicht!

Hiermit ist das Wichtigste über diese hundert Sonette gesagt. Richard Schaukal hat sich mit bedeutender Geste in die erste Reihe unserer Dichter gestellt. Seine Art, die etwas Faszinierendes, dabei aber auch etwas Kühles, Fernhaltendes hat für den gläubigen Menschen katholischer Weltanschauung, hat sich durch diese Bekenntnis-, Liebes- und Zornessonette teurer gemacht. Wir werden uns seinem Wunsch entsprechend („Der Lebendige") nicht „bemühen, ihn irgend einzureihen"; er mag es weiter „mit dem Wind und seinem Wehen halten"; wir wollen nicht ergründen, „von wannen und wohin", wir werden ihn nicht „Weltschmerzler, Dandy, Snob, Poseur, Artisten, Französling, Charlatan, Mystifiziasten," nicht „platt, frech, leicht, seicht" („Ihr und ich") schelten, wir sehen ihn gern „als ein Ganzes", aber ein Schlußurteil mag mir erlaubt sein: Richard Schaukal hat sich in diesen Kriegsgedichten als einen kraftvollen, einen d e u t s c h e n Dichter bewährt. Und ich füge hinzu, daß ich in das Wort deutsch sehr viel hineinlege, auch einiges von dem was Schaukal scheut; theoretisch, aber nicht in der Lebensführung: Der deutsche Dichter Richard Schaukal sei im Tempel des heiligen Grals willkommen geheißen!

Im Felde, Februar 1915.

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Zwischenspiel oder Katastrophe?

Das läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß der Krieg das Angesicht unserer Literatur gründlich verändert hat; sei es, daß er Götzen zerschlug, die uns genarrt, sei es, daß er Werte ans Licht gebracht, die wir schon zum alten Eisen geworfen hatten. Es entsteht aber die Frage: Wird diese Veränderung eine dauernde sein oder ist sie nur eine vorübergehende Wirkung jener veränderten Einstellung unseres gesamten Geisteslebens zu allen Lebenswerten, die sich als Folge des Krieges in uns allen vollzogen hat und noch vollzieht und die nach dem Kriege, wenn nicht stärkere durch den Krieg ausgelöste Kräfte sie festhalten, wohl wieder schwinden wird? Offenbar bedeutet das Erwachen der Religion, der Vaterlandsliebe, des Opfergeistes, der sich selbst verleugnenden Hingabe an große Ideen eine gewaltige Erhöhung des Lebens unserer Volksseele, eine Erhebung in reinere und höhere Sphären, wo uns der Blick geöffnet wird für die ganze Nichtigkeit unseres bisherigen Lebens, besonders unserer Kunstspielerei. Würde diese Erhebung andauern, dann müßte in unserem Kunstleben eine Katastrophe eintreten, eine Revolution, eine völlige Erneuerung aller Grundlagen, mit einem Worte: eine neue Kunst müßte geboren werden.

Es ist merkwürdig, daß sogar ein so klarsehender Beobachter unseres Kunstlebens, wie Wolfgang Schumann, in seiner vom „Dürerbund" herausgegebenen Flugschrift über das gegenwärtige Schrifttum und den Krieg um diesen Kernpunkt der Frage, ob die deutsche Dichtung nach dem Kriege ein ganz neues Gesicht bekommen werde, mit allerhand Nebensächlichkeiten und Äußerlichkeiten herumschleicht. Er meint, daß die auf eine große, rasche, durchgreifende Änderung Hoffenden recht viel Wasser in ihren Wein gießen müssen, und er führt für diese Behauptung vor allem die geschichtliche Tatsache an, daß kein Krieg der letzten Zeit die Literatur besonders tief beeinflußt hat. Hauptsächlich aber untersucht er die Lebensbedingungen der gegenwärtigen Literatur und kommt zu dem Schlusse, daß sich von diesen Lebensbedingungen nur wenige und diese nur in geringem Maße durch unmittelbare Wirkung des Krieges verändern

Digitized by Google

können: nämlich hauptsächlich die Wirkung vom Ausland her und die Abneigung gegen geschichtliche Stoffe. Er betrachtet den Krieg als eine Ruhe- und Einkehrzeit für die Literatur, die uns Rückblick und Rechenschaft nahelegt.

Man sieht, daß in dieser Betrachtung tiefere Wirkungen des Krieges auf das gesamte geistige Leben der Menschheit gar nicht in den Kreis der Möglichkeiten gezogen werden. Und das ist so bezeichnend für die Denk- und Anschauungsweise unserer Intellektuellen. Es scheint ihnen einfach undenkbar, daß die Grundlagen der modernen geistigen Entwicklung sich ändern, sich als falsch erweisen könnten. In der Praxis werden sie wohl im allgemeinen Recht behalten. Wie die Zeichen jetzt deuten, ist die Hoffnung auf Umgestaltung der Grundlagen unseres geistigen Lebens durch den Krieg, auf eine neue Geistesepoche, also auch auf eine neue Kunst, nicht viel mehr als Selbsttäuschung, Schwärmerei. Voraussichtlich werden die in unserem Literaturleben bisher „führenden" Geister auch nach dem Kriege die Weiterentwicklung bestimmen, und dann gilt für die auf eine neue Kunst Hoffenden das Wort: „Lasciate ogni speranza." „Denn diese Führenden" sind die Alten geblieben, der Krieg ist an ihnen spurlos vorübergegangen. Aber dafür ist in viele Seelen, die bisher nichts Höheres gekannt haben, ein Schein und ein Schimmer unbekannter, ungeahnter Größe gefallen, der in ihnen eine Sehnsucht weckt, die durch das leb- und seelenlose Spiel der Artistenkunst niemals wird gestillt werden können. Keime sind jetzt ausgestreut worden, die vielleicht erst in später Zukunft Wurzeln schlagen und Früchte tragen. Mag nach dem Kriege immerhin die jetzt zurückgedämmte Woge der Dekadenz wieder über uns hereinfluten — jene Geister wird sie nicht mehr in ihren uneingeschränkten Bann schlagen, die in der brandenden Feldschlacht den Weihekuß des Ewigen empfangen haben. Und das ist unsere Hoffnung, unsere Zuversicht. Gralsdienst wird nach dem Kriege Volks- und Gottesdienst!

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Kunst — Sittlichkeit — Religion

„Wie wir es als eine Minderung unseres ästhetischen Wohlgefallens und deshalb auch als eine Minderung des Kunstwertes empfinden, wenn einer Dichtung die Einheit fehlt, oder wenn der Dichter mit reinen Begriffen arbeitet, statt anschaulich zu gestalten, so müssen wir im Namen der Kunst auch alles andere bemängeln, was den Kunstgenuß stört, z. B. alles was den schroffen Widerspruch unseres Verstandes herausfordert, alles was unüberwindlichen Ekel oder geschlechtliche Erregung weckt. Werden durch diese Störung zugleich Lebensgüter von noch höherer Bedeutung als die Kunst ernstlich gefährdet, so ist die Ablehnung solcher Werke nicht mehr bloß ein Gebot der Kunst, sondern je nachdem auch ein Gebot der sozialen Kultur, der Sittlichkeit, der Religion. Die für das Bestehen und den Fortschritt der Menschheit wesentlichen sittlichen und religiösen Forderungen lassen sich aus der Menschennatur und aus der Geschichte mindestens mit der Klarheit ableiten, daß kein Dichter sich die Verwegenheit zutrauen darf, an diesen Grundlagen zu rütteln."

Die in diesen Sätzen ausgesprochenen Grundsätze rechtfertigen vollauf die Stellung, die der „Gral" bisher mit unerschütterlicher Festigkeit gegenüber der modernen Kunst und Literatur eingenommen hat; sie rechtfertigen im Besondern vollauf den Kampf des „Gral" gegen alle Versuche, eine sittlich morsche und religiös bedenkliche oder gar gefährliche Kunst und Literatur durch katholische Organe in katholischen Kreisen einführen zu lassen unter dem Vorwande der Möglichkeit einer „reinliterarischen" oder „reinkünstlerischen" Beurteilung. Und der diese Sätze niederschrieb, ist kein „Fanatiker" der Gralgemeinde, sondern Jakob Overmans S. J., von dem wohl niemand behaupten dürfte, daß er insbesonders jene Anschauungen und Überzeugungen seines Vorgängers A. Baumgartner durchwegs teilt und vertritt, die den letzteren nicht nur in unmittelbare Nähe, sondern in die gleiche Kampfesfront mit dem „Gral" gestellt haben.

Die eben zitierten Sätze fallen als Bestätigung und Rechtfertigung des Gralprogrammes besonders ins Gewicht,

Digitized by Google

wenn wir die sich von selbst ergebenden Folgerungen daraus ziehen: Erstens, es gibt keinen „reinen", von religiösen und ethischen Forderungen schlechthin unabhängigen Kunstwert, sondern was jene Forderungen verletzt, mindert und beeinträchtigt zugleich den künstlerischen Wert eines Werkes; zweitens, darüber hinaus unterliegen Werke der Kunst einer Beurteilung aus höheren, als den rein künstlerischen Interessen und Gesichtspunkten, so daß sie, wenn sie den Geboten der Sittlichkeit und der Religion widersprechen, im Namen dieser höher stehenden Gesetze und Lebensgüter unbedingt abzulehnen sind; drittens, aus der Natur der Sache ergibt sich somit die praktische Notwendigkeit, gläubigen Katholiken die Werke der katholischen Kunst und Literatur in einem viel weiteren Ausmaße zu empfehlen, als es der nationalen Parität entsprechen würde, denn es ist nun einmal unbestreitbare Tatsache, daß in der nichtkatholischen Literatur Werke, die weder das sittliche noch das religiöse Empfinden der Katholiken verletzen, nur vereinzelt vorkommen. Es kommt dabei allerdings viel darauf an, ob dieses katholische Empfinden zart und lebendig, oder schon durch feindliche Einflüsse abgestumpft ist.

• • •

Der Erfolg der Oberflächlichkeit

Der Vizedirektor des kk. Österr. Museums für Kunst und Industrie, Regierungsrat Dr. M. Dreger, hat jüngst in der Kunstsektion der österr. Leo-Gesellschaft einen Vortrag über „Krieg und Kunst" gehalten. Er kam dabei auf die Gefahren der Oberflächlichkeit in der Kunst zu sprechen. Am meisten habe zu dieser Verflachung die Ausländerei beigetragen. Man habe mit Recht gesagt, daß England, wie einst Rom, seiner Kultur nur dadurch die Weltherrschaft erobern konnte, daß es aus Kultur — Komfort gemacht hat. Denn eine einseitig auf Bequemlichkeit und äußere Form gerichtete Gesittung lasse sich viel leichter auf andere Völker übertragen, als eine tiefe, im innersten Wesen eines Volkes beruhende. Neben der reinen Bequemlichkeits- und Verstandeskultur verlangte aber auch die Phantasie ihr Recht, und damit beginnt die französische Weltherrschaft im Kleide und in der Kunst.

„Wenn dem Engländer eine gewisse Männlichkeit zu eigen war — jetzt wohl durch die Geldgier entartet — so stellt das Franzosentum mehr die Weiblichkeit dar; der Höhepunkt darin war wohl das achtzehnte Jahrhundert. Aber immer mehr trat der Charakter des entarteten Weibes hervor; aus Bequemlichkeit wurde Unruhe, aus

Digitized by Google

Gefälligkeit an Wahnsinn grenzende Eitelkeit, dazu die Perversität des Unmännlichen. An Stelle der geistreichen Frau trat die Kokotte. Damit war aber erst recht die Bedingung zur Weltherrschaft gegeben. Kultur der Kokotten ist leichter zu erwerben, als die eines tiefgründigen Volkes. Die Schule von Fontainebleau in den Dreißigerjahren war noch echt, echt waren noch die Impressionisten, Pointellisten, wohl auch die Symchromisten usw. Aber was haben die späteren Vertreter eigentlich entwickelt und den anderen übergeben als Technik; Technik, die allmählich den seelischen Gehalt vollkommen überwucherte. Damit war, wie gesagt, die Weltherrschaft gegeben. So etwas ließ sich lehren, übertragen; denn es berührte nur die Oberfläche. So konnte man schnell ein bedeutender Künstler werden und auch ein bedeutender Kritiker. Und die Technik, die zuletzt auch ganz unkünstlerisch und verstandesmäßig betrieben wurde, schritt folgerichtig vor, wie die Mode der Kleider, die immer enger und enger wurden, bis sie zuletzt auf einer Seite aufplatzen. Wenn einem etwas nicht gefiel, sagte man: „Daran muß man sich gewöhnen." Früher dachte man bei etwas Neuem wohl: „Das ist es, was wir so lange suchten" Nun, man gewöhnt sich an alles, auch an den ungraziösen Trippelschritt in den neuen Kleidern. Und man gewöhnt sich auch an Tollheit. Natürlich ist die Technik wichtig. Wichtiger jedoch als die Frage, ob mir einer schreibt, telegraphiert oder telephoniert, ist, was er mir mitteilt. Der seelische Inhalt ist doch die Hauptsache beim Kunstwerke, wie beim Soldaten die moralische Kraft. Wir wollen die Techniken beherrschen, nicht aber von ihnen beherrscht werden. Möge der Mensch wieder hervortreten gegenüber der äußeren Mache."

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese Ausführungen vielfach den Kern der Sache treffen und — im Zusammenhang mit anderen Ursachen — die wahnsinnige Narrheit erklären, mit der sozusagen die ganze gebildete Welt auf die „Kokottenkunst" hineinfiel.

Kritische Warte

Ein Jungborn unserer Literatur.

Unser Altmeister Richard von Kralik hat wiederholt in seinen Schriften die Erneuerung des alten Brauches, Familiengeschichten zu führen, als wünschenswert bezeichnet. Dem Rufer in der Wüste gesellt sich nun ein zweiter bei, Professor Dr. Heyk, der im „Türmer" (XVII, 21) die Kriegszeit als die rechte Mahnerin zu erhöhter Pflege des Familiensinnes durch regelmäßige Familienaufzeichnungen erkennt. „Unsere vielgerühmte Bildung hätte es so sehr nötig, daß man ihrer Neigung entgegenwirkte, die Menschen zu Infusorien im großen Schwarm zu machen, die jede

Digitized by Google

Strömung, jedes Windchen hin und her reißt." Die Führung von Kriegschroniken und Familiengeschichten erscheint ihm als ein Mittel, der „allgemeinen Mischmasch-Nivellierung" durch unsere moderne Kultur entgegenzuarbeiten und eine „dauernde Wiederkräftigung des echten Menschlichen" herbeizuführen.

„Das raubt unsere Zeit so aus, bringt soviel Selbstachtungsvolles, Gemüthaftes und von allem Erzieherischen das Beste zur Vernichtung, daß die alte Kraft der Familiengedächtnisse und der Familienachtung hinschwindet. Traurigerweise finden sich diese in ein völlig falsches Gefühl des Minderberechtigten zurückgescheucht, als komme für die gebildete Menschlichkeit nur alles darauf an, daß man das neueste Buch der jeweiligen Modeschriftsteller gelesen hat, die jedesmaligen Sportrichtungen gewissenhaft mitmacht und den Cutaway genau nach vorschriftsmäßiger Länge trägt. Damit kommen wir dem Plattformmäßigen der englischen und französischen Kultur verhängnisvoll näher, wenn auch nicht übersehen werden soll, daß die gelernte gute Bildung bei uns sich im Querschnitt sehr günstig über die der genannten Völker erhebt. Auf beide Weise, durch die Modebildung wie durch die Lernbildung, büßen wir allzusehr ein an Innerlichkeit und Überlieferung. Denn das Schartekenhafte, Scholiastenhafte, womit die höhere Schule sich zu großen Teilen schleppt, hat nichts mit lebendig erzieherischer Ueberlieferung zu tun . . . . Die Worte der Überlieferung, um es hier nur an dem einen Punkte zu fassen, steckten in den heute verblassenden Familiengedächtnissen; wenige machen sich noch klar, welch eine Fülle von zwar zumeist ungeschriebener, doch deswegen auch fertig gestalteter Charakterbildlichkeit und farbig poetischer Epik sie enthielten."

Vor allem wäre eine grundhafte Erneuerung und Umgestaltung unserer blutleeren, schemenhaften Ästheten-Literatur von einer Rückkehr zu diesem Jungborn zu erwarten, und darum ist uns vor allem Prof. Hayks Hinweis auf Selma Lagerlöfs Gösta-Berling-Buch, das ganz aus diesem Schatz des mündlichen Familiengutes geschöpft wurde, und auch die isländischen „Sagas" besonders wertvoll. Gewiß, eine Fülle neuen, starken, gesunden Lebens würde unserer greisenhaft gebrochenen Kaffeehausliteratur aus dem reichen Volksschatze der Familienerinnerungen wieder zuströmen, wenn dieser Schatz in Familienchroniken klein ausgemünzt dem daraus schöpfenden Dichter bereit stünde. Es ist jetzt gerade die rechte Zeit, damit anzufangen. Denn vielfach kann man von den dazu Berufenen den Einwand hören: „Ich weiß ja nicht, was ich schreiben soll." Nun, jetzt bieten sich der ungelenkigsten Feder große Ereignisse in noch nie dagewesener Fülle. Welchen Schatz für künftige Zeiten enthalten die Feldpostbriefe einfacher Landleute und Handwerker! Sorge Jeder in seinem Kreise, daß diese Schätze nicht verloren gehen, sondern für Kinder und Kindeskinder, für das ganze Volk nutzbar gemacht werden! Es werden Tage kommen, wo wir wieder von dem Spargute dieser großen Zeit werden leben müssen!

Digitized by Google

Kriegsliteratur

Vor allem eine vollwertige lyrische Gabe, wohl eine der besten, die katholische Poesie auf den Altar des Vaterlandes in dieser großen Zeit gelegt hat: „Das blutige Jahr", Gedichte von Bruder Willram. (Brixen, Verlagsanstalt Tyrolia, Kr. 3 — gebunden.)

Anton Müller zeigt sich hier wieder als die Feuerseele unter den lebenden katholischen Poeten; ein Feuerbrand seine glühende Sprache, ein Feuerbrand seine lodernde Begeisterung, die sich in einem Funkenregen sprühender Bilder ergießt. Die Freunde der aalglatten geschniegelten Modernen werden ihn, wie Eichert, mit dem verächtlichen Beiwort: „Rhetoriker" abtun wollen; aber es wird ihnen sowenig wie bei dem ersten gelingen. Manchmal scheint freilich die Häufung entsetzlicher Bilder ein wenig das Maß zu überschreiten; in zarten Seelen dürfte dies Waten und „Baden" im Blut (S. 31), das „Krachen der Schädel" (S. 65) und zermalmten Knochen, der Vergleich der stürmenden Kaiserjäger mit „hungertollen, wilden Wölfen", die Übernahme der abstoßenden Bezeichnung „Blumenteufel" (für die Tiroler Landesschützen) ꝛc., wohl manchmal die poetische Wirkung stark beeinträchtigen. Diese kleinen Fehler sind wohl eine Folge der Notwendigkeit, das mangelnde eigene Schlachtenerlebnis durch eine hochgesteigerte Kraftentfaltung der dichtenden Phantasie ersetzen zu müssen. Wir wollen uns dadurch die Freude an dem überall rauschenden Strom einer glutvollen, bilderreichen Sprache, — hoch aufsprühend unter den Hammerschlägen mitreißender Begeisterung, nicht verkümmern lassen Am allgemeinsten dürfte freilich die Freude an jenen Gedichten sein, wo das eigene Erlebnis an die Stelle der Schlachtenbilder malenden Phantasie tritt, also an jenen Gedichten, die den in uns allen schlummernden Gefühlen der Opferstärke, der Vaterlandsliebe, des Gottvertrauens Ausdruck geben.

Ein dem Tiroler Feuerkopf innerlich sehr verwandter junger Poet ist Richard Seiß-Inquart, der eine Reihe Kriegsballaden unter dem Titel „Sturmglocken" im Verlag des Sekretariats Sozialer Studentenarbeit erscheinen ließ. Wie Müller meistert auch er Form und Sprache, Glut und Blut fließt in seinen Versen. Nur treten die nicht gemeisterten Schwierigkeiten eines Schlachtendichters, der das, was er singt, nicht selbst erleben kann, sondern lediglich in seiner Phantasie sich vormalt, noch mehr hervor als bei Bruder Willram. Es entsteht dadurch eine beängstigende Häufung von Worten und Bildern, die das mangelnde Erlebnis doch nicht ersetzen können. Auch bei Seiß-Inquart sind darum jene Gedichte die besten, die sich nicht unmittelbar mit Schlachtenschilderung befassen, sondern der Seelenstimmung dieser großen Zeit dichterischen Ausdruck geben. Wir kommen gelegentlich auf den begabten jungen Priester-Dichter noch zu sprechen.

Im gleichen Verlag erschien eine Kriegsnovelle von Josef Gangl: „Ein deutscher Sieg", die so ganz des Dichters besinnliches, leidgeklärtes, tiefes deutsches Gemüt und damit auch den deutschen Geist der Innerlichkeit in einfacher stiller Größe wiederspiegelt.

Im Verlage von Eugen Salzer, Heilbronn, erschien eine Sammlung Seekriegsnovellen „Klar Schiff", herausgegeben von Karl Busse. Lauter lebendige, packende Schilderungen, in welchen die Erhebung des deutschen Geistes nach Gestaltung ringt. Dasselbe gilt von der im gleichen Verlage erschienenen Sammlung „Das Land ohne Rücken". Erlebnisse und Geschichten aus dem Weltkrieg von Fritz Müller. (Jedes Bändchen 1 Mk. gebunden.) Hier ergreift einer von den Stillen im Lande das Wort, um innere Erlebnisse der großen Zeit zu gestalten. Der Geist siegesfroher Zuversicht durchweht

Digitized by Google

diese lebendigen Schilderungen. Katholische Leser dürfte besonders „Der Feldpfarrer" interessieren.

Der Humor will in ernster Zeit auch sein Recht! Darum gehören die drei trefflichen Bändchen der Herderschen Verlagshandlung: „Kriegsschwänke aus alter Zeit", „Der Kriegszug der sieben Schwaben" (beide herausgegeben von Heinrich Mohr) und „Kriegsbrot für die Seele", aus Abraham a. S. Claras Schriften, dargeboten von Dr. Karl Bertsche, mit Recht in die „Kriegsliteratur". Die „Kriegsschwänke" und des köstlichen Aurbachers „7 Schwaben" wetteifern mit den klassischen Aussprüchen des großen Humoristen und Kanzelredners um den Preis volksechter lachender Erzählungs- und Redekunst. Hier könnte man auch die in 4. u. 5. Auflage neu erschienene Sammlung deutscher Schwänke aus vier Jahrhunderten: „Narrenbaum" nennen. Heinrich Mohr hat diese Sprühfunken deutschen Volkshumors gesammelt und erneuert, allzuderbes Unkraut ausgejätet und alles sprachlich erneuert, so daß jedes Kind unserer Zeit an diesem Feuerwerk sich erfreuen und über das Kriegselend ein Stündchen hinwegtrösten kann.

Bei Herder in Freiburg ist auch die zweite Reihe der „Gedanken über den großen Krieg" von Engelbert Krebs unter dem Titel: „Am Bau der Zukunft" erschienen. Eine Reihe von gesammelten Aufsätzen, die den Krieg und die mit ihm zusammenhängenden Fragen im Lichte des katholischen Glaubens betrachten, um sich klar zu machen, „was Gott von uns will und was also unsere Aufgabe ist." Es sind tiefe Gedanken in schöner sprachlicher Form hier niedergelegt. Nur in einem Punkte scheint blinde Voreingenommenheit und Sachunkenntnis des Verf. klares Denken zu lähmen, sonst hätte er einsehen müssen, daß seine Ausfälle gegen die im Sinne der Weisungen Pius X. wirkenden Katholiken so unzeitgemäß als möglich und durch die jüngsten Ereignisse schlagend widerlegt sind.

Gesamtausgaben

Grillparzers Werke. Vollständige Ausgabe. Herausgegeben, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Privatdozent Dr. Stefan Hock. (Goldene Klassiker-Bibliothek.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig. 16 Teile in 6 Leinenbänden 12 Mark.

Gesamtregister zu Grillparzers Werken. Herausgegeben von Privatdozent Dr. Stefan Hock unter Mitwirkung von Richard Smekal. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin u. Leipzig. In einem Leinenband 6 Mark.

Es ist einerseits wohl leicht erklärlich, daß die auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Klassikerausgaben immer vollständiger und besser werden. Die literaturgeschichtliche Forschung ist immer mit neuen Ausgrabungen beschäftigt, schleppt immer neues Material herbei, reinigt die Texte, wirft neue Lichter auf die zum Verständnis eines Dichters so wichtigen Zusammenhänge zwischen Dichtung und Leben. Andererseits darf man sich aber die Arbeit eines Herausgebers doch nicht zu leicht vorstellen. Es gehört viel dazu, auch nur auf einem beschränkten Gebiet alle neuesten Forschungsergebnisse zu überblicken und nutzbar zu machen. Darum ist es kaum zu vermeiden, daß sich wie auf medizinischem, so auch auf dem literaturhistorischem Gebiet eine Art Spezialistentum herausbildet, indem sich jeder Forscher ein Spezialgebiet wählt,

Digitized by Google

auf dem er mit Vorliebe und Erfolg arbeitet. Der Wiener Literaturhistoriker Stefan Hock hat sich auf diese Weise um die in den letzten Jahren besonders eifrig betriebene und erfolgreiche Grillparzerforschung verdient gemacht und darum war er wie kaum ein anderer berufen, eine auf der Höhe der Forschung stehende, an Vollständigkeit und Reinheit der Texte alle früheren Ausgaben übertreffende Grillparzerausgabe zu veranstalten. Das Standardwerk der Grillparzerforschung, die von Professor Sauer geleitete Wiener Ausgabe, wird allerdings inbezug auf wissenschaftliche Gründlichkeit und Gediegenheit nicht sobald zu übertreffen sein, aber die Herausgabe geht ungemein langsam vonstatten und dürfte sich noch Jahrelang hinausziehen; überdies ist es seiner ganzen Anlage nach in erster Linie für wissenschaftliche Zwecke berechnet. Die vorliegende Ausgabe verbindet dagegen wissenschaftliche Korrektheit mit einer gewissen auch im Preise zum Ausdruck kommenden Volkstümlichkeit, mit der Hinordnung auf den Gebrauch des Lesers. Das ist ja der Hauptzweck jeder Klassikerausgabe, daß die mit Mühe gesichteten und gesammelten Werke auch gelesen werden. Inbezug auf Vollständigkeit stellt die vorliegende Ausgabe alle bisher erschienenen in den Schatten, ebenso inbezug auf systematische Gruppierung und Anordnung. So finden wir z. B. die Gedichte nach ganz neuen, sachlichen wie künstlerischen Gesichtspunkten geordnet, was das Verständnis ungemein erleichtert; ebenso sind die Skizzen und Tagebuch-Aufzeichnungen vereinigt und chronologisch geordnet. Besondere Mühe hat der Herausgeber darauf verwendet, die vielfach veränderten Texte auf die vom Dichter gewollte Fassung zurückzuführen. Das ausführliche und lebendig gestaltete Lebensbild des Dichters wird mit seiner Auffassung wohl nicht alle Leser befriedigen — das ist eben nicht möglich. Das Katholische in Grillparzer, wenn auch vielfach durch den landläufigen Josefinismus zurückgedrängt, wartet noch auf den katholischen Literarhistoriker, der es zu Tage fördert. Das leider vergessene und nicht mehr aufgelegte Buch von A. Trabert: „Grillparzer, Leben und Dichten" hat hier bereits vorgearbeitet. — Etwas ganz neues ist das Gesamtregister, das in einem Bande der Ausgabe angegliedert wurde, eine ganz unübertreffliche Übersicht über des Dichters Leben und Schaffen ermöglicht und jeden in den Stand setzt, jeder beliebigen Stelle in den Werken, sowie alles Wissenswerte über das Leben des Dichters fast augenblicklich aufzufinden.

Romane, Novellen, Erzählungen

Dörfler Dr. Peter: Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit. 4. u. 5. Auflage. 286 S Freiburg, Herdersche Verlagsbandlung. Mk. 2.80, geb. Mk. 3.80. — La Perniziosa. Roman aus der römischen Campagna. 279 S. Kempten, Josef Kösel. Mk. 3.—, geb. 4.—. — Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich. Erzählung. 263 S. Kempten, Jos. Kösel. Mk 2.50, geb. Mk. 3 50.

Um es gleich vorauszusagen: das erste dieser drei Bücher steht in der Reihe zeitlich und innerlich noch unübertroffen da. Am nächsten dürfte ihm „Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich" kommen, ja manche mögen ihm den Vorzug geben. Uns scheint aber die Dichtergabe Dörflers immer noch am reinsten und rührendsten und ursprünglichsten in den Geschichten aus seiner Kindheit zu leuchten. Hier ist er auch am naivsten; in den spätern Büchern spürt man schon mehr das bewußte Streben nach Originalität und Künstlertum, das so manches ursprüngliche Talent schon verführt hat. Dieses Streben scheint besonders stark in

Digitized by Google

„Perniziosa" hervorzutreten und hier, scheint es uns, hat sich auch der Dichter am weitesten von den ursprünglichen Quellen seiner Kraft entfernt; im „schwäbischen Himmelreich" ist er, Gott sei Dank, wieder zu ihnen zurückgekehrt.

Die Bücher Dörflers zu charakterisieren, ist eine schwere Aufgabe; man muß sie lesen. Auch die beste Besprechung kann ihr Wesen kaum erschöpfen und ihre dichterische Eigenart nicht recht verständlich machen. Es ist in ihnen eine seltsame Mischung von Ästhetenkunst und Natürlichkeit, was besonders hervortritt, wenn man z. B. „Perniziosa" und „Als Mutter noch lebte" gegeneinander hält. Wir wünschen nur das eine: Möge der frische, natürliche, kindliche Dörfler gegenüber dem seiner Kunst allzusehr Bewußten dauernd die Oberhand behalten! Dann wird er uns gewiß noch die Krone seiner Kunst, das Buch schenken, das die Geschichten aus der Kindheit noch übertrifft!

Dornau, C. v.: Burg Tresa. Humor. Roman. 296 S. Leipzig, Th Gerstenberg, Verlag. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Das Thema von der Burg oder der Villa, die von einem etwas boshaft veranlagten Erblasser einer noch unbekannten Person aus seiner Verwandtschaft mit der Bedingung vermacht wird, daß alle Erbberechtigten eine Zeitlang gemeinsam das Haus bewohnen müssen, ist zwar nicht ganz neu, aber die Verfasserin hat diesem Thema neue Seiten und allerlei spannende, humoristische Verwicklungen abgewonnen, die den Vorzug haben, angenehm zu unterhalten ohne die gute Sitte zu verletzen. Wir möchten diesen Roman zu den in unserer verzwickten Zeit immer seltener werdenden Büchern rechnen, die ohne hochliterarische Stelzenschritte sich nur das Ziel setzen, angenehm und liebenswürdig zu unterhalten und damit ihren Zweck ganz erfüllen, was man von vielen hochtrabenden Büchern nicht sagen kann.

Grabein, Paul: Die vom Rauhen Grund. Roman. 351 S. Leipzig, Grethlein & Co. G. m. b. H. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Im Gegensatz zu früheren Büchern von Grabein will uns das vorliegende gar nicht gefallen. Besonders im gegenwärtigen Weltkriege wirkt seine Tendenz im höchsten Grade unzeitgemäß, wird durch die Ereignisse geradezu ad absurdum geführt. Was Grabein hier verherrlicht, ist der Sieg der schrankenlosen Erwerbsgier, des gemütslosen, auf Kosten des Ackerbaues triumphierenden Industrialismus nach amerikanischem Muster über die alten Mächte, die unser deutsches Volk groß gemacht haben: Glaube, Heimatliebe, Familiensinn, Einfachheit Gerade diese in Grabeins Roman unterliegenden Mächte sind es eben, die das deutsche Volk in dem Kampfe gegen die halbe Welt befähigen, seiner Feinde Herr zu werden. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn die in Grabeins neuem Roman vorgezeichnete Entwicklung allgemein geworden, wenn der mit dem spekulierenden Kapital verbündete Industrialismus auf Kosten der Kirche, des erbeingesessenen Adels und Bürgers und der Landwirtschaft überall gesiegt hätte? Abgesehen davon ist Grabeins neuer Roman ein flott und spannend geschriebens Buch, die Arbeit eines Schriftstellers, der seinen Stoff meistert, wenn er auch nicht vermag, ihn sympathisch für jene zu gestalten, die an das Leben höhere Forderungen stellen. Dies umsoweniger, als auch die moralischen Qualitäten der meisten handelnden Personen keineswegs vorbildlich, um nicht zu sagen abstoßend sind.

Lienhard, Friedrich: Der Einsiedler und sein Volk. Erzählungen. 130 S. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Digitized by Google

In diesen Erzählungen springt vor allem ein bunter Wechsel in Stimmung und Farbe in die Augen, ein Wechsel, der auf ein bewegtes und reiches Dichtergemüt deutet. Nur die seltsam gloſende Sinnlichkeit, wie sie z. B. in „Sulima" sich zeigt, scheint dem Dichter nicht zu gelingen. Trotz des reichen Wechsels von Stimmung und Farbe ist Lienhard auch in diesem Buche kein Zeitvertreiber. Er ist immer still, tief, nachdenklich und nur gleich gerichtete Naturen dürften sich bewogen fühlen, ihm auf allen seinen einsamen Gängen durch Menschenzeit und Menschenherzen zu folgen, die selten zur Tiefe, meist zu den Höhen des Lebens führen.

Unsere Romanbeilage:

„Gräfin Wera" / Von Ansgar Albing.

Mit der heutigen verstärkten Lieferung schließt die erste Romanbeilage des „Gral": „Gräfin Wera" von Ansgar Albing ab.

Das Erscheinen und die psychologische Entwicklung der Dichtung haben uns eine längere, oft sehr erregte Diskussion in Briefen eingetragen. Ähnlich, wie seinerzeit bei der Publikation von Heinrich Federer's „Jungfer Therese". Gegen zweifelnde, nörgelnde Zuschriften steht eine ganze überlegene Reihe unbedingt zustimmender, dankender. Beide beweisen, wie tief die Wirkung der Dichtung gegangen ist. Wir werden auf eine ausführlich-kritische Auseinandersetzung über die Gesamtgestaltung des Romanes in diesen Heften eintreten, wenn der weitere Verlauf der Dinge zeigen sollte, daß eine Klärung der entgegengesetzten Meinungen notwendig wird.

Vorläufig zeigen wir hier an, daß der Petrus-Verlag eine Buchausgabe des Romans veranstaltet hat.

Digitized by Google

Durchhalten!

Der gegenwärtige Weltkrieg wird nicht blos durch die Gewalt der Waffen entschieden werden, sondern noch sicherer durch das höhere Maß und die längere Ausdauer und die stärkere Summe der Beharrungskräfte der Volksseele. Nicht der schnellaufflammende, aber rasch wieder zurücksinkende Aufschwung des Glaubens, des Vertrauens, des Mutes wird die Wagschale des Sieges zugunsten eines Volkes neigen, sondern nur das starke, geduldige, unerschütterliche Ausharren in diesem Aufschwunge. Das Volk, dessen seelische Beharrungskräfte von den ungeheuren Leidensstürmen früher zermürbt werden und nachlassen, wird und muß besiegt werden. Darum lautet der sieghafte Feldruf in diesem Kriege: Aus- und Durchhalten!

Geht es in dem gewaltigen, furchtbaren Ringen unserer Tage ums Ganze, um die Summe aller geistigen und irdischen Güter, so sind diesem Schluß- und Entscheidungsringen doch Teilkämpfe vorangegangen, und es steht in uns mit unerschütterlicher Sicherheit der Glaube fest, daß unser Ringen um die Geltung jenes Prinzips in Kunst und Literatur, als dessen schönstes Symbol wir den heiligen Gral erwählten, nicht der geringste Teil des großen Entscheidungskampfes war. Darum hoffen wir, daß wir zugleich mit den Früchten des Sieges auch die Früchte unserer Gralarbeit sehen werden.

Schon jetzt trägt uns das Hochgefühl, daß die große Weltzeit der Völkerprüfung für unsere Grundsätze, für unser Programm die Zeit der allgemeinen Bewährung ist. Wir bedürfen dieser Bewährung zwar nicht, denn eine höhere Bewährung kann es für uns nicht mehr geben, als jene durch das Wort und den Segen des Stellvertreters Christi. Aber die Welt, die bisher die Stimme der Wahrheit nicht hören wollte, glaubt nur, wenn sie Zeichen und Wunder sieht. Und Zeichen und Wunder sind jetzt geschehen! Verschlungen hat der Sumpf die trügerischen Irrlichter der Pseudo- und Afterkunst, und ihr berückender Schein verbleicht vor den hohen Sternen der wahren, dauernden Ideale, die nur in der Nacht der Trübsal den Menschen wieder sichtbar geworden sind. So können wir mit unserem Meister Kralik erhobenen Hauptes

Digitized by Google

sagen: Das ist unser Krieg, denn die alte Kunst, die er bewährt und die neue, die er werden läßt, ist unsere Kunst! Das ist unser Krieg, denn er vernichtet unsere stärksten Feinde, gegen die wir solange vergeblich gekämpft haben.

Eine vollständigere Bewährung irgend eines literarisch-künstlerischen oder kulturellen Arbeitsplanes, als dieser Weltkrieg sie unserem „Gralprogramm" brachte, läßt sich kaum denken. Nichts hat man uns so sehr verübelt, auch von katholischer Seite, als den unentwegten Kampf gegen jene moderne Kunst, die nach unserer Überzeugung längst jeden Zusammenhang mit der Volksseele verloren hatte und künstlich in Glashäusern oder Mistbeeten zu einer saft- und duftlosen Schaublüte getrieben wurde. Heil uns, daß diese Kunst der Lebegreise und Buhlweiber nicht die Kunst des deutschen Volkes war, daß im ersten Anprall des Kriegssturmes die Hüllen und Masken verwälschter Unnatur fielen, die Irrlichter verschwanden und die alten heiligen Sonnen der verschmähten und verratenen Ideale, vor allem der im Opferblute erglühende heilige Gral wieder aufstiegen. Da hub ein großes „Reinemachen" in deutschen Landen an, ein großes „Umlernen" und ein scharfes Nachprüfen der politischen, sozialen und kulturellen Programme. Was blieb von den meisten übrig, als das tönende Erz und die klingende Schelle? Wo blieb die Afterkunst, der sklavische Fremdgeist, das leere Wort, die hohle Phrase? Wer konnte damals von sich sagen: Ich bleibe, was ich bin, ich habe nichts zu verleugnen, nichts preiszugeben, nichts neues zu lernen, nichts aufzunehmen?

Wir, die vom Gral, wir konnten es sagen. Ohne Falsch, ohne Übertreibung! Wir hatten unserem Programm nichts beizufügen, wir hatten nichts wegzunehmen. Es war alles genau, wie die Zeit es forderte — nach dem schweren Kampfe die große Bewährung! Und gerade das, was unsere nächsten Freunde uns am meisten übel genommen hatten — daß wir auf katholischer Seite fast ganz allein, ohne Vorbehalt und Kompromiß, fest und ungebeugt geblieben sind in der Weigerung, der modernen Formkunst, dem Fremdgeist, den aufgeblasenen Götzen der Reklame und der Mode die aufdringlich von „jedem Gebildeten" geforderte Verbeugung zu machen — gerade diese „unfruchtbare Prinzipienreiterei" erwies sich als eine dringende Forderung der Zeit, denn nun kann man doch nicht sagen, daß sich die Katholiken in ihrer Gesamtheit vom hohlen Flitter der Scheinkunst täuschen ließen.

Wenn wir uns heute dieser Bestätiguug und Bewährung freuen, so ist diese Freude frei von Selbstüberhebung,

Digitized by Google

denn wir wissen, daß wir nicht unserer besseren und tieferen Erkenntnis, sondern dem einfachen Wandel im untrüglichen Lichte der katholischen Wahrheit den klaren Blick verdanken. Der Literaturstreit, auf die kürzeste und einfachste Formel gebracht, war im Grunde doch nur die Auseinandersetzung zwischen jenen Katholiken, die auch in den Bereichen weltlicher Kultur ausschließlich jener Wahrheit als der sichersten, alles entscheidenden Führerin folgen wollen, und zwischen vielen andern, die ihr Herz gern teilen möchten zwischen der Weisheit Gottes und der Weisheit der Welt und darum, wie sich jetzt zeigt, von Irrlichtern sich äffen lassen mußten. Indem die große Weltprüfung uns die Augen für die Wahrheit öffnete, daß die besten und edelsten Menschen, wenn sie irdischer Weisheit allzusehr vertrauen, leicht die Beute der verhängnisvollsten Täuschungen werden, hat sie auch den Streit zwischen Katholiken älterer und neuerer Prägung, also auch den Literaturstreit nochmals praktisch entschieden, nachdem er theoretisch für alle Klarsehenden längst entschieden war. Darum dürfen wir annehmen, daß der „Gral" als Träger der im Sturme des Weltkriegs erprobten Ideen mit dem Zeichen der Bewährung in einen neuen Abschnitt seines Wirkens eintritt. In keinem Augenblick seines Daseins war er notwendiger als heute, und wenn er nicht schon da wäre, müßte er mit jener Notwendigkeit, die entwicklungsreife Ideen zu lebendiger Entwicklung drängt, neu geschaffen werden.

Noch ist aber die ersehnte Stunde nicht gekommen, die aus blutiger Saat Früchte des Friedens reifen läßt, noch ist Vernichter Krieg der allmächtige Herrscher, der alle Kräfte sich dienstbar macht. Zum zweitenmal muß der „Gral" in schwerer Kriegszeit den Übergang in ein neues Bestandsjahr vollziehen. Schon im Vorjahr war die Fortführung unserer Zeitschrift im gleichen Umfange, nur mit zeitweiligem Verzicht auf die kostspielige Ausstattung, ein großes Wagnis. Das gesamte Zeitungs- und Zeitschriftenwesen lebt heute nur vom Kriege und fast alle Zeitschriften, die ohne Verleugnung ihres Sonderzweckes den Wandel nicht mitmachen konnten, haben längst ihr Erscheinen eingestellt. Nur das feste Vertrauen auf die treue Gefolgschaft unserer Leser und die Überzeugung, daß der „Gral" nach dem Kriege erst seinen Daseinszweck voll und ganz erfüllen und die Früchte langer Kämpfe und Arbeiten ernten wird, bewog uns zum Durchhalten. Doch die Schwierigkeiten und Opfer werden immer größer, je länger der Krieg dauert. Wie alle Zeitschriften, die nicht ausschließlich den Bedürfnissen des Tages dienen, kann auch der „Gral" die unabänder-

Digitized by Google

lichen Verluste durch den zeitweiligen Ausfall sovieler Abnehmer, die im Kriege stehen, nur in geringem Maße durch eine unter den jetzigen Verhältnissen dreifach schwierige und fast aussichtslose Werbetätigkeit ersetzen. Das Ausharren und Durchhalten aller bisherigen Bezieher ungeachtet so mancher, durch zahlreiche Einberufungen des technischen Personals bedingter Störungen in der Zustellung ist aus diesen Gründen für den „Gral" jetzt eine Lebensfrage, und wir hoffen darum, daß beim nächsten Jahreswechsel keiner unserer Freunde ohne die äußerste Not uns untreu werden wird! Und wir hoffen auch, daß jeder unserer Leser und Freunde es sich doppelt angelegen sein läßt, in vertrauten Kreisen dem Gral neue Abnehmer zu werben. Denn alle anderen Wege, für den durch die Zeitverhältnisse bedingten Abonnenten-Ausfall einigen Ersatz zu finden, sind jetzt mehr oder weniger ungangbar.

Alle, die jetzt in dieser schweren Zeit mithelfen, das Schifflein mit dem Zeichen des heiligen Grals hinüberzusteuern in das neue Land der Verheißung, mögen aber wissen, daß sie damit nicht kleinlichen, selbstsüchtigen Strebungen, sondern der großen Sache unseres Volkes dienen. Und darum blicken wir voll Vertrauen in die Zukunft. Siegt der neue Geist, den die große Schicksalsstunde gebar, kann aus dem Stahlbad der Erneuerung und Erhöhung unserer Volksseele das neue Leben steigen — dann wird auch der „Gral" die Vollendung seines Werkes sehen. War aber die Erhebung nur eine flüchtige Welle, die nach dem Kriege wieder zurücksinkt in den alten Sumpf der Erniedrigung — dann haben nicht nur wir umsonst gestrebt, sondern das Blut unserer Edelsten und Besten ist umsonst auf den Schlachtfeldern geflossen — dann ist überhaupt alles verloren! Aber das kann nicht sein, denn Gott kann diese große Prüfung nicht zwecklos und nur zu noch größerem Verderben zugelassen haben. Und darum hoffen wir!

Franz Eichert.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, (Deutschland). / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen ***** Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier. *****

Digitized by Google

Digitized by Google

AP
30
G65
v.9

1103360

Der Gral
Oct 1914 - Sept 1915

J.W. Boyer
S110S Kenwood

109 DEC 11 1969
213 RENEWED JAN 14 '70

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
79 462 361